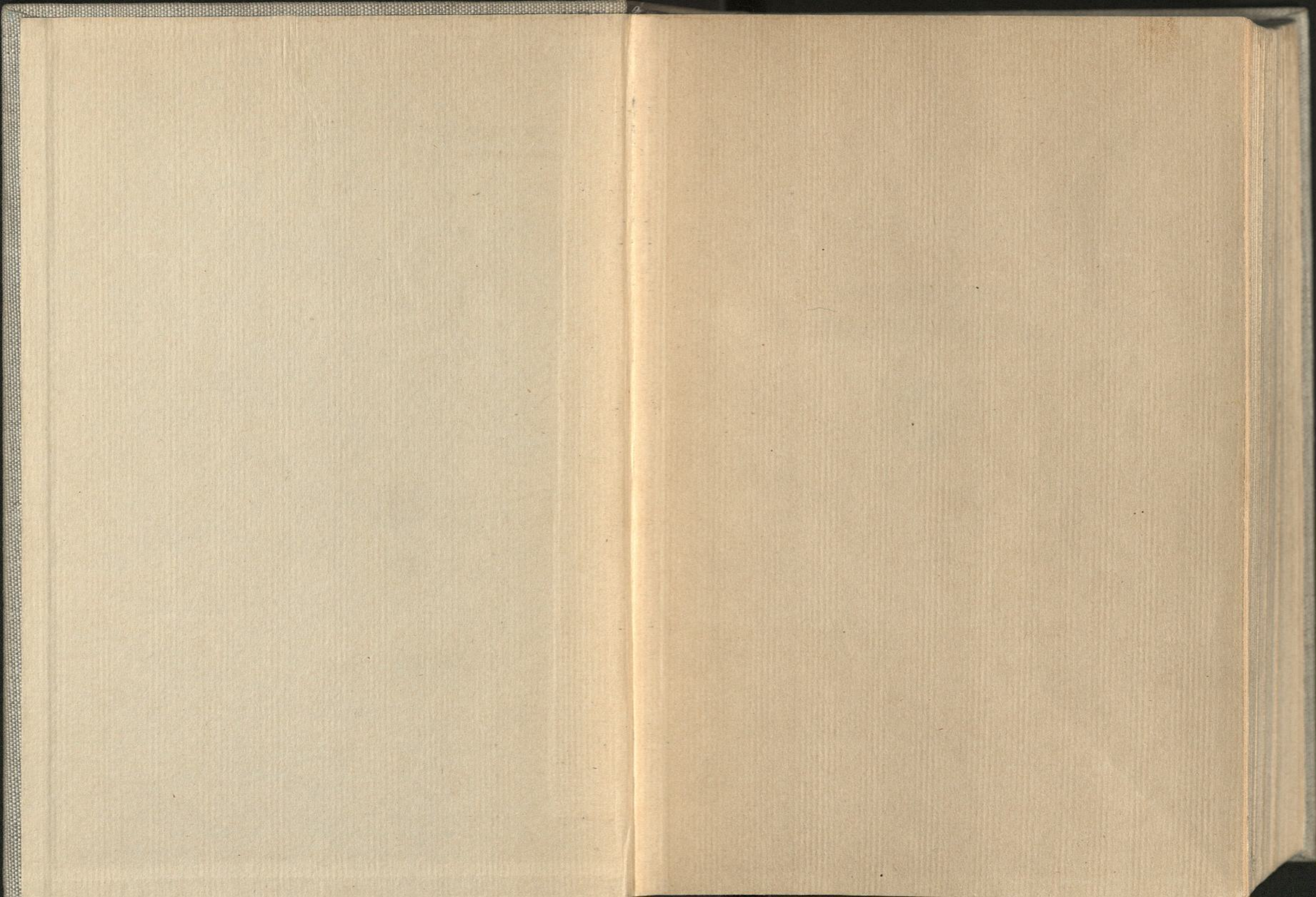

Der
Weltkrieg
von
Rudolph Stratz



Rudolph Stratz

Der Weltkrieg



Otto Kolaczyk

Der Weltkrieg

Ein deutsches Volksbuch von dem Weltgeschehen 1914 bis 1918

Unter Mitwirkung von Generalleutnant a. D. von Metzsch

von

Rudolph Stratz

1.—20. Tausend

Verlag Scherl / Berlin SW

Mit 108 Porträts in Kupfertiefdruck
und 33 Kartenskizzen

(Sämtliche Abbildungen dieses Buches
lieferte Scherls Bildarchiv)

Druck August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68
Printed in Germany

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG

ERSTER TEIL (1914)

ZWEITER TEIL (1915)

DRITTER TEIL (1916)

EINLEITUNG

1

„Kriegsschuld"

Deutschland war das Reich des Friedens. 43 Jahre bestand 1914 des deutschen Kaiserreichs Kraft und Herrlichkeit.

18. Januar 1871 bis 9. November 1918

In diesem Zeitraum, von 1871 bis 1914, haben blutige Kriege geführt: Rußland mit der Türkei und mit Japan. Japan mit China. Die Türkei mit Rumänien, Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro. Bulgarien mit Serbien, Griechenland, Montenegro und Rumänien. Italien mit der Türkei. Großbritannien mit den Burenländern und mit Ägypten. Spanien mit den Vereinigten Staaten. Außerdem waren mehrere Großmächte, namentlich Großbritannien, Frankreich und Italien, in umfangreiche Kolonialkriege verwickelt.

In diesem Zeitraum, von 1871 bis 1914, hat Deutschland weder in Europa noch sonst irgendwo auf der Erde auch nur einen einzigen Flintenschuß gegen irgendeinen Menschen weißer Rasse abgefeuert. Das Kaiserreich war der Friede. Der Kaiser wollte den Frieden. Sein Volk wollte den Frieden.

Von 1914 bis 1918 erklärten dem deutschen Kaiserreich folgende Staaten, meist ohne jeden Grund, den Krieg: Großbritannien, die Vereinigten Staaten von Amerika, China, Japan, Brasilien, Belgien, Griechenland, Bolivien, Peru, Ekuador, Guatemala, Honduras, Nikaragua, Panama, Kuba, Uruguay, die Negerrepubliken Haiti und Liberia und der König des Hedschas. Das heißt: eine Milliarde Menschen — mehr als die Hälfte aller Erdbewohner — brach von sich aus die friedlichen Beziehungen zu Deutschland ab.

28. Juni 1919

Im Friedensvertrag von Versailles wurde das von fast der ganzen Welt angegriffene Deutschland feierlich zum Angreifer erklärt: Artikel 231 macht Deutschland verantwortlich für alle Verluste und Schäden seiner Gegner „infolge des Krieges, der ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungen wurde".

Die deutschen Bevollmächtigten, der Sozialdemokrat Hermann Müller und der Zentrumsmann Dr. Bell, bestätigten durch ihre Unterschrift unter den Vertrag diese Schuldlüge. Der Sozialdemokrat Ebert ratifizierte als Reichspräsident den Vertrag. Die Mehrheit der Weimarer Nationalversammlung deckte durch ihre Abstimmung diese Feigheit, die sie für „Politik" hielt.

9. Juli 1919

Auf dem Boden dieser schamlosen Schuldlüge erhebt sich das Schafott von Versailles. Diese schamlose Schuldlüge teilt heute

noch die Menschen in Strafende und Bestrafte, in Freie und Hörige, in Völker vollen und Völker minderen Rechts auf Ehre, Freiheit und Raum auf Erden. In die Deutschen und die andern.

Wirtschaftliche Kriegsvorbedingungen: Die Bevölkerung der Erde hatte sich im letzten Jahrhundert reißend vermehrt, so Rußland von 45 Millionen (1815) auf 170 Millionen (1911). Der leere Raum in der Welt war geschwunden. Es gab nicht nur ein „Volk", sondern eine „Menschheit ohne Raum". Die Menschheit, die sich nicht mehr ganz vom Boden nähren konnte, suchte sich durch Einfuhr-Ergänzung und Ausfuhr von Industriewaren Unterhalt zu verschaffen und geriet so untereinander — ganz besonders Deutschland und Großbritannien — in erbitterten Handelskampf um die großen Weltmärkte als einen Vorläufer des wirklichen Krieges.

Kriegsursachen: 4 Pulverfässer harrten 1914 in Europa des zündenden Funkens:

Frankreich starrte stumm und zäh auf Elsaß-Lothringen.

Englands Kompaß wandte seine Spitze, wie seit Jahrhunderten, feindselig gegen die jeweils zweitstärkste Flottenmacht, jetzt Deutschland.

Serbien zitterte vor Gier nach dem von Österreich 1908 einverleibten Bosnien als einem Bestandteil des von ihm erstrebten und von Rußland begünstigten großserbischen Reichs.

Italiens „Irredenta" strebte leidenschaftlich nach italienischsprechenden Gebieten Österreichs um Triest und in Südtirol. Gerade um einen Krieg zwischen Italien und Österreich unmöglich zu machen, hatte Bismarck versucht, die beiden Teile zusammen mit Deutschland zum Dreibund zu einen.

20. Mai 1882

20. März 1890

23. Juli 1891

Gleich nach dem schwarzen Tag der Entlassung Bismarcks hatten sich auf der Reede von Kronstadt *Rußland* und *Frankreich* zu einem Zweibund verbrüdert. Diese Paarung von Knute und Jakobinermütze war widernatürlich und daher jahrelang keine unmittelbare Gefahr für Europa.

Diese Gefahr wuchs erst plötzlich in das Riesenhafte, als *England*, von allen guten Geistern seiner Erbweisheit verlassen, sich auf der Reede von Reval freundschaftlich zu seinem vielhundertjährigen Gegner Frankreich, seinem großen Widersacher in Asien, Rußland, gesellte.

9. und 10. Juni 1908

Dieser Rütlischwur zwischen Hahn, Bär und Walfisch erschütterte den Dreibund. Denn gegen England machte Italien nicht mit, wenn es auch der Form nach im Dreibund verblieb. So sahen sich Deutschland und Österreich-Ungarn seit 1908 von Norden, Osten und Westen bedroht, im Süden ohne Halt, und seitdem wetterleuchtete es unaufhörlich und unheimlich über Europa.

1908—1909

Ein erstes dumpfes Grollen wegen *Serbiens* zwischen Rußland und Österreich-Ungarn. Noch einmal behält der Zar seine Kosaken in der Kaserne.

1911

Zwei Jahre darauf wegen *Marokkos* Kriegszittern zwischen Deutschland hier, England und Frankreich dort. Noch einmal versäuselt der drohende Taifun im Geschwätz einer Londoner Friedenskonferenz.

29. September 1911

Aber schon fliegen Schwärme kleiner Kriege unheilverkündend dem Weltkrieg voraus! Den gelben Sand der Sahara rötet das erste Blut. *Italien* landet mit bewaffneter Macht in Türkisch-Tripolitanien, erklärt der Türkei den Seekrieg und böllert vor den Inseln des Ägäischen Meeres.

8. Oktober 1912

Und dann kommt der große Tag, da von der kahlen Felskuppe des Lovčen König Nikolaus von *Montenegro* inmitten seiner buntgewandeten, bis an die Zähne bewaffneten Riesen den ersten Kanonenschuß in der Richtung nach der grauen Steinwüste Albaniens sendet. Seine Majestät der Herrscher über 286 000 Seelen, ladet 20 Millionen Osmanen zum Waffengang. Er weiß, warum! Hinter ihm steht der ganze Balkan. Und hinter dem Balkan das große heilige Rußland.

17. und 18. Oktober 1912

18. Oktober 1912

Der russische Gesandte in Belgrad hebt die glimmende Lunte! Die Pulverkammer des Balkan fliegt auf! *Bulgarien*, *Serbien*, *Griechenland* erklären der Türkei den Krieg, die eilig, um Luft zu bekommen, mit Italien den Frieden von Lausanne schließt. Aber überall in den sumpfigen Tälern, den baumlosen Hochflächen zwischen Donau und Mittelmeer weicht der Halbmond dem Christenkreuz. Nach wenigen Wochen donnern die Geschütze der Bulgaren vor Konstantinopel.

10. August 1913

Waffenstillstand. Erneutes Geraufe im nächsten Jahr. Grotesk plötzlich der Umschwung: die Sieger geraten sich in die Haare! Alle Balkanstaaten — jetzt auch noch *Rumänien* — werfen sich zusammen mit der Türkei auf Bulgarien! Es geht im Frieden von Bukarest leer aus und brütet seitdem Rache.

Kriegsanlaß: Der große Kriegsgewinner ist *Serbien*. Es verdoppelt sein Gebiet. Es verfällt in Größenwahn. Es blickt gieriger denn je in seinem Blutrausch hinüber nach dem österreichischen Bosnien. 10 Monate hindurch herrscht auf dem erschöpften Balkan jetzt Ruhe. Aber der blutbefleckte geheime serbische Offiziersbund „Einheit oder Tod" füllt inzwischen die Bomben und ladet die Revolver. Dem österreichischen Thronfolger, *Erzherzog Franz Ferdinand*, gelten sie, der im Sommer 1914 an den Manövern in Bosnien teilnimmt.

„Er selbst hat mir erzählt", schreibt sein Vertrauter, der Außenminister Graf Czernin, „eine Wahrsagerin habe ihm prophezeit, er werde einst den Weltkrieg entfesseln!" . . .

Der Erzherzog hat wider Willen, als Blutopfer, den Weltkrieg entfesselt! Man hatte ihn von vielen Seiten vor der gefährlichen Reise gewarnt. Aber der harte, verschlossene, fromm gläubige, wenig volkstümliche Mann — liebevoll nur zu den Seinen — ging den Weg der Soldatenpflicht.

„Eine hübsche Eigenschaft des Erzherzogs", sagt Czernin, „war seine Furchtlosigkeit. Er war sich vollständig im klaren darüber, daß die Gefahr eines Attentats für ihn immer bestehe."

28. Juni 1914

Und vor dem Rathaus in Serajewo streckt ein von den Serben gesandter bosnischer Mordbube den Thronfolger und seine Gemahlin im offenen Wagen durch Revolverschüsse nieder.

Eine lähmende Stille der Erwartung über Europa. Eben in diesen Julitagen macht Poincaré, der Präsident der Französischen Republik, feierlich zur Vorbereitung des Weltkriegs seine Aufwartung bei dem Zaren Nikolaus II. auf der Reede von Kronstadt.

21. bis 23. Juli 1914

„Der Anblick ist großartig", schreibt Paléologue, französischer Botschafter in Petersburg, „in silberschimmernder, zitternder Beleuchtung, auf türkisblauen, smaragdgrünen Wellen naht langsam die ‚France', zieht tiefe Furchen in die Fluten, bleibt majestätisch stehen. Während eines Augenblicks widerhallt die ganze Reede von einem Riesenlärm. Kanonenschüsse der Geschwader und der Landgeschütze, Hurrarufe der Mannschaften. Die Marseillaise antwortet auf die russische Hymne, donnernde Beifallskundgebungen der Zuschauer, die zu Tausenden auf Vergnügungsdampfern aus Petersburg gekommen sind."

An den ermordeten Erzherzog denkt niemand. Nur an den Schutz der Mörder.

„Serbien hat sehr warme Anhänger im russischen Volk", sagte wörtlich nach dem Ohrenzeugen Paléologue der Präsident Poincaré zu dem österreichisch-ungarischen Botschafter Grafen Szápáry. „Und Rußland hat einen Bundesgenossen, Frankreich!"

Dann die kaiserliche Tafel. Das Gespräch, nach dem gewiß unverdächtigen Tagebuch des französischen Botschafters, von Prophezeiungen unterbrochen: „Der Krieg wird ausbrechen.. Von Österreich wird nichts mehr übrigbleiben . . . . Sie werden sich das Elsaß und Lothringen zurücknehmen . . . Unsere Armeen werden sich in Berlin vereinigen... Deutschland wird vernichtet werden . . ."

Endlich Abschiedstafel an Bord der „France" zwischen vier Mammut-Schiffsgeschützen. „Zu wiederholten Malen", meldet Paléologue, „hebt die Großfürstin Anastasia ihren Champagnerkelch in die Höhe und trinkt mir zu, indem sie mir mit kreisförmiger Handbewegung die kriegerische Ausrüstung zeigt, die uns umgibt!"

23. Juli 1914

Das alles, wohlgemerkt, im tiefsten Frieden!

23. Juli 1914

Poincaré segelt heim. Jetzt fordert Österreich von Serbien Untersuchung des Mordanschlags unter österreichischer Kontrolle.

Serbiens Erwiderung lautet ausweichend. Seine eigentliche Antwort ist, schon vor der Überreichung seiner Note, die allgemeine Mobilmachung. Daraufhin stellt selbstverständlich Österreich-Ungarn am gleichen Tag sein halbes Heer wider Serbien auf Kriegsfuß und erklärte dem kleinen Mörderstaat den Krieg.

25. Juli 1914
25. Juli 1914
25. Juli 1914
28. Juli 1914

Deutschland hat sich von diesen ganzen Balkanhändeln völlig fern gehalten. Es lag im tiefsten blau-goldenen Hochsommerfrieden. Viele der Reichswürdenträger waren auf Urlaub. Der Kaiser auf seiner gewohnten Nordlandreise, die er jetzt erst abbrach. Die Schicksalswürfel Europas zitterten in den Händen des Zaren . . . . . Es war ein wildes Hin und Her, ein selbst in Petersburg unerhörter Ränkekampf um die Seele des schwachen Mannes zwischen den Gemäßigten seiner Umgebung und der fanatischen Kriegspartei. Sie siegte nur halb: Nikolaus II. befahl die Mobilmachung gegen Österreich-Ungarn, im Umfang von 4 Militärbezirken = 13 Armeekorps.

27. Juli 1914

29. Juli 1914 vormittags

In heiligstem Ernst beschwört Kaiser Wilhelm sofort drahtlich den Zaren, nicht „Europa in den entsetzlichsten Krieg zu verwickeln, den es je gesehen hat".

29. Juli 1914 halb 7 Uhr abends

Daraufhin nimmt der gekrönte Schwächling an der Newa den schon geheim gegebenen Befehl zur allgemeinen Mobilmachung zurück. Aber schon am nächsten Nachmittag stimmen ihn, zum Teil in offenem Ungehorsam gegen seinen Befehl, seine verantwortlichen oder unverantwortlichen Ratgeber, namentlich der Kriegsminister Ssuchomlinow und der Generalstabschef Januschkewitsch, wieder um. Von selbstmörderischer Verblendung geschlagen, befiehlt Nikolaus II. die Mobilmachung seines ganzen Heeres, nicht nur gegen Österreich-Ungarn, sondern auch gegen das ganz unbeteiligte, in vollem Frieden mit Rußland lebende Deutsche Reich.

30. Juli 1914 morgens

Das war der Krieg! Mobilmachung ist Krieg! Die einmal in Bewegung gesetzten Millionen lassen sich nicht mehr hemmen.

Zar Nikolaus II. hat durch seinen Namenszug unter dem Mobilmachungsbefehl den Weltkrieg entfacht, in dessen Flammen Frankreich blies. Er hat, tierisch mit seiner Familie von seinen Russen hingeschlachtet, furchtbar dafür gebüßt. Aber vor der Weltgeschichte steht ehern und ewig seine Schuld.

16. Juli 1918

Umsonst hatte an diesem schwarzen Tag, in zwölfter Stunde, noch einmal Kaiser Wilhelm drahtlich den Unseligen gewarnt.

31. Juli 1914 2 Uhr 4 Minuten nachmittags

„In meinem Bestreben, der Welt den Frieden zu erhalten, bin ich bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen", drahtet der Deutsche Kaiser. „Die Verantwortung für das Unheil, das jetzt die ganze zivilisierte Welt bedroht, wird nicht auf mich fallen. Noch kann der Friede Europas durch Dich erhalten bleiben!"

Umsonst . . .

Kriegsausbruch. Bei einer Mobilmachung handelt es sich um Stunden. Sonst geht der Krieg schon im Aufmarsch verloren. Diese Stunden sind nicht nachzuholen. Pflichtgemäß drängt in Deutschland der Große Generalstab zu schleunigen Gegenmaßnahmen. Deutschland sendet ein Ultimatum an Rußland, das unbeantwortet bleibt, und eine Anfrage an Frankreich, das kalt erwidert: „Frankreich wird das tun, was seine Interessen ihm gebieten." Aber zugleich wälzt sich schon in einem Kaffeehaus am Pariser Montmartre, hinterrücks durch das Fenster erschossen, der französische Friedensfreund und Sozialistenführer Jaurès in seinem Blut.

31. Juli 1914 / 31. Juli 1914 / 31. Juli 1914

An diesem Tage hatten bereits Österreich-Ungarn und Belgien die allgemeine Mobilmachung, Deutschland nur am Nachmittag unter Trommelwirbel den Zustand der drohenden Kriegsgefahr verkündet. Nun aber gilt nur noch das oberste Gebot für ein Reich: die Pflicht der Selbsterhaltung. Deutschland macht mobil. Aber schon 30 Minuten vorher, nach Umrechnung der Zeit, klebt an allen Rathäusern Frankreichs die Ordre de Mobilisation Générale.

1. August 1914 5 Uhr nachmittags

1. August 1914 4½ Uhr nachmittags MEZ

Mußten wir jetzt noch feierlich Rußland und seinen Trabanten den Krieg erklären, den Rußland durch seine Mobilmachung gegen uns unvermeidlich gemacht hatte? Ganz überflüssigerweise verwirrten wir durch diese rein formellen Kriegserklärungen das Urteil der Welt!

Der deutsche Botschafter in Petersburg, Graf Pourtalès, überreichte dem russischen Außenminister Sasonow die deutsche Kriegserklärung.

1. August 1914 6 Uhr abends

Über die Feierlichkeit und Furchtbarkeit der Szene schreibt Eugen Fischer, Sachverständiger in dem Untersuchungsausschuß des Deutschen Reichstags über die Kriegsschuldfrage: „Dreimal zu fragen hatte sich der Graf vorgenommen. — ‚Wollen Sie Ihre Mobilmachung zurücknehmen?' — ‚Nein! Technisch unmöglich!' — ‚Wollen Sie Ihre Mobilmachung zurücknehmen?' — ‚Nein — unmöglich!' — ‚Wollen Sie Ihre Mobilmachung zurücknehmen?' — ‚Nein!' — ‚So bin ich beauftragt, zu erklären: Seine Majestät der Kaiser, mein erhabener Herrscher, nimmt im Namen des Reichs die Herausforderung an!'"

Der deutsche Botschafter in Paris, Freiherr von Schoen, überbringt dem französischen Ministerpräsidenten Viviani die deutsche Kriegserklärung.

3. August 1914 nachmittags

„Viviani", schreibt v. Schoen, „nahm sie ohne jedes Zeichen innerlicher Erregung entgegen, gewissermaßen als etwas Selbstverständliches, und ich nehme gern davon Abstand, Herrn Viviani um die eiskalte Ruhe, die er bewahrte, zu beneiden."

Der europäische Krieg war entfacht. Ob er zum Weltkrieg werden würde, hatten Englands Staatsmänner mit sich abzumachen.

Schon am 31. Juli telegraphierte die Fürstin Mary Pleß, eine nach Deutschland verheiratete, mit dem Marineminister Churchill verwandte Dame des englischen Hochadels, aus London dem Kaiser: „Ich fürchte für Deutschland!" Ebenso warnte aus London drahtlich Lord Rothschild. Die „Times", als Spiegel der öffentlichen Meinung, meldet kriegshetzend am 4. August, es seien bereits eine große Menge deutsche Frauen und Kinder, um sich (vor den Russen!) zu retten, in Folkestone an der englischen Küste gelandet.

Der deutsche Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, sah den gelben Themsenebel schon seit Jahren durch eine rosenrote Brille. Er täuschte sich auch jetzt vollkommen über die wahre Stimmung in England.

1860—1928

„Man darf", drahtete er in zwölfter Stunde noch dem Auswärtigen Amt, dem General- und Admiralstab in Berlin, „doch wohl mit Bestimmtheit [einer Rede Sir Edward Greys] entnehmen, daß die hiesige [englische] Regierung zunächst nicht beabsichtigt, in den Kampf einzugreifen und ihre bisherige Neutralität zu verlassen."

3. August 1914 spät nachts

24 Stunden später überbrachte der englische Botschafter in Berlin, der Deutschengländer Sir Edward Goschen, dem deutschen Reichskanzler von Bethmann Hollweg die Kriegserklärung Großbritanniens.

4. August 1914 abends

„Der Kanzler", schildert Goschen gleich nach seiner Ankunft in London seiner Regierung den weltgeschichtlichen Auftritt, „befand sich in einer an Verzweiflung grenzenden Erregung. Er schrie wie ein homerischer Held, ohne Hülle, ohne Rückhalt, und was er schrie, enthielt die ganze Wahrheit über sein staatsmännisches Mühen, Hoffen und Verzagen. ‚Für einen Fetzen Papier vernichten Sie mein ganzes, mein einziges Werk' — rief er!" Und Goschen „konnte dem Entsetzten, dessen Augen verrieten, wie ihm seine Hoffnungen zerronnen waren, nur sagen, daß der englische Standpunkt anders und unwiderruflich" sei.

Italien, dessen Küsten und Städte ungeschützt vor den Donnerschlünden der britischen Malta-Flotte lagen, verkündete sein Fernbleiben vom Kriege.

Durch seine Mobilmachung hat Rußland am 31. Juli den europäischen Krieg entfesselt. Durch seine Kriegserklärung am 4. August hat England daraus den Weltkrieg gemacht.

Weltkrieg! Nur möglich durch einen Weltwahnsinn wider Deutschland, der durch Englands grandiose Pressepropaganda geweckt war und wild wachsend zwei Drittel aller Gehirne auf Erden verfinsterte. Ein einziger Aufschrei durch die Welt: „Der Thronfolger Habsburgs ist ermordet! Also auf gegen die Hohenzollern! Serbien hat den Mord angestiftet. Also auf gegen Deutschland! Eine liebevolle Gattin und Mutter wurde von einem Balkangeschöpf feige erschossen! In Serajewo geschah die Untat! Also macht Potsdam dem Erdboden gleich!"

An den zehn Fingern zu zählen die paar Völker und Menschen, die sich in dem allgemeinen Irrsinn noch wohlwollende Gefühle für Deutschland bewahrten: die stammverwandten Balten, die Deutsch-

amerikaner, die Iren, vielfach die Oberschicht Schwedens und Finnlands, auch Spaniens, namentlich im Klerus.

In mehr oder weniger korrekter Neutralität verharrten während des ganzen Weltgewitters Spanien, die skandinavischen Staaten, Dänemark (bei starker Neigung zu England), die Niederlande, die Eidgenossenschaft (bei zügelloser Deutschfeindlichkeit in der Westschweiz) — draußen in der Welt Mexiko, nicht ganz ohne Schwankungen Chile, Argentinien, Venezuela, Paraguay, Abessinien. Schluß!

Zwei Drittel aller Sterblichen — etwa 1200 Millionen von den etwa 1800 Millionen Erdbewohnern — rüsteten sich im Lauf des Kriegs zum Kreuzzug wider die von einem Zehntel dieser Zahl — etwa 120 Millionen Reichsdeutschen, Österreichern, Ungarn — verteidigte Burg Mitteleuropa und deren etwa 25 Millionen Verbündete in Bulgarien und der Türkei.

„Der Ermordete hat unrecht! Helft Serbien!" Durch die Palmendörfer Afrikas dröhnt die Kriegstrommel und ruft den Senegalneger zur Verteidigung der Kultur. Mit geschwungenen Brandfackeln jagen die Kosaken nach Ostpreußen, um die bedrohte Zivilisation zu retten. Aus den Tundren Asiens galoppieren Kalmücke und Baschkire als Schirmer der geistigen Güter. In blutrotem Turban, den Krummsäbel in der Faust, traben die Maharadschas Indiens mit Mann und Roß über die Ebene Flanderns, und im flatternden weißen Burnus die Araberscheichs Nordafrikas. Der japanische Schwertritter verbeugt sich vor dem Altar seiner Ahnen, ehe er gegen seinen Lehrmeister Deutschland zu Felde zieht. Der Bur Südafrikas, von Deutschland einst in einem wahren Taumel verhätschelt, verläßt wider Deutschland seine Rinder, der australische Squatter seine Schafe, der kanadische Pelzjäger seine Wälder. Der amerikanische Farmer schifft über das Meer, der Neuseeländer trennt sich von Weib und Kind, China schickt seine Kulis.

In den Wäldern Uruguays laufen die Indianermädchen barfuß mit schwarzen Elsässer Flügelhauben. Blumengeschmückt, im Grasschurz kommen die Maoris in Neuseeland und bitten, gegen den „Hohenzollerismus" geführt zu werden. Die Menschenfresser im Innern Liberias empören sich wider die deutschen Hunnen. In den amerikanischen Prärien gräbt der Indianerhäuptling Sitting Bull, der „Sitzende Stier", mit seinen letzten Mohikanern das Kriegsbeil wider die „Potsdamitis" aus.

30. Oktober 1915

In England dreht ein Bischof eigenhändig Granaten. In St. Pauls in London beten tausend britische Krankenschwestern um den Märtyrertod durch deutsche Hand. In Karikaturen erscheint der Deutsche als Gräberschänder, Zwitter von Hyäne und Schwein, als gekrönte Giftschlange, die den Erdball umwürgt, als riesiger menschenfressender Moloch. Der Dichter Rudyard Kipling wirft die Frage auf, ob die Deutschen Menschen seien, und verneint sie.

Wider den „Pangermanismus"! Es heult durch alle Länder und Meere. Von Wahnsinn geschüttelt stürzt sich die Menschheit in den

furchtbarsten Krieg aller Völker und Zeiten. Die apokalyptischen Reiter jagen über die Erde.

Daß Deutschland an dieser Katastrophe keine Schuld trägt, ist in den vorhergehenden Zeilen dargetan. Wie sich auf die anderen einzelnen Völker und Regierungen die Verantwortung verteilt, muß die Weltgeschichte entscheiden. Man kann jedenfalls Österreich-Ungarn den schweren Vorwurf nicht ersparen, daß es seine gerechtfertigte Forderung nach Genugtuung gegenüber Serbien erst 4 Wochen verzögerte und dann die gewiß nicht aufrichtig gemeinte, aber in der Form zunächst gewandt nachgebende, auch von dem Deutschen Kaiser als genügend erachtete Antwort Serbiens auf das Ultimatum sofort als Kriegsanlaß nahm, obwohl es genau wußte, daß damit der Krieg mit Rußland unvermeidlich war. Hier rächte sich furchtbar ein früherer Fehler der deutschen Politik: die Nichterneuerung des Bismarckschen „Rückversicherungsvertrags", der in einem Streitfall Österreich-Rußland dem Deutschen Reich die Entscheidung zugunsten des Angegriffenen, d. h. zugunsten des Friedens, gab.

1890

Italien erklärte nur sehr ungern und nach langer Zeit den Krieg an Deutschland. Viele kleinere Staaten nur, weil die britischen Machtmittel (Schiffsgeschütze und Hungerblockade) sie zwangen. Das größte Unheil, vom Standpunkt der Menschheit aus, war die geistige Völkerdämmerung durch die englische Hetzpropaganda.

2

Kriegsausbruch

Die Männer: Wir haben gesehen: den Deutschen Kaiser trifft keine Kriegsschuld. Er wollte — schon als gläubiger Christ — immer nur den Frieden.

Das deutsche Volk trifft keine Kriegsschuld. Es hatte fast ein halbes Jahrhundert hindurch Frieden gehalten.

Den leitenden deutschen Staatsmann trifft nur die eine ungewollte Kriegsschuld: er war seiner geschichtlichen Aufgabe nicht gewachsen. Wir brauchten statt eines Hamlet jetzt in Völkerdämmerung und Weltenwende einen Mann von Eisen.

1856—1921 Reichskanzler vom 14. Juli 1909 bis 14. Juli 1917

Der Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg, schon nahe den Sechzig, hoch in seinem himmelblauen Gardedragonerrock, vom grünen Tisch der hohen Bürokratie kommend, mithin der Diplomatie, der Welt draußen, dem „Unwägbaren" daheim fremd, waltete seit 5 Jahren schwunglos, aber sich für unentbehrlich haltend, seines Amtes.

4. bis 6. Dezember 1913

„Der Reichskanzler", schildert ihn schon vor dem Krieg der amerikanische Botschafter in Berlin, Gerard, bei Gelegenheit einer Reichs-

tagssitzung, „antwortete zur Verteidigung der Regierung. Er sprach mit leiser Stimme und machte den Eindruck eines niedergeschlagenen und kranken Mannes. Es wurde nachher in den Wandelgängen geflüstert, er habe den wichtigsten Teil seiner Rede vergessen."

Und im Krieg urteilt über ihn Ludendorff: „Das Denken des Reichskanzlers war anders als das unsrige [der Obersten Heeresleitung]. Er fand keinen Ausweg aus der Lage und noch weniger die Kraft zu handeln."

1830—1916

In Österreich-Ungarn herrschte seit fast 66 Jahren der schon 84jährige Kaiser Franz Joseph, ein gekrönter Edelmann von Charakter, der bis zu seinem Tode seiner Bündnispflicht mit Deutschland treu blieb.

Er hatte Furchtbares erlebt. Seine Gattin von einem Anarchisten erdolcht, sein einziger Sohn in der blutigen Nacht des Schlosses Mayerling dahingerafft, sein Bruder als Kaiser von Mexiko standrechtlich erschossen, dessen Gattin unheilbar wahnsinnig, sein Neffe und Thronerbe mit seiner Gemahlin in Serajewo ermordet.

Aus diesen Schicksalsschlägen wuchs ein harter, ein beinahe seelenloser, aber unermüdlicher Pflichtenmensch. Kaiser Franz Joseph dachte nicht an sich und nicht an die andern. Er war die verkörperte Apostolische Majestät.

„Die Virginia, das Seidel Pilsner, die trockene Frühstückssemmel", schildert, nach Forschungen im Wiener Hausarchiv, Dr. Otto Ernst den „Beamtenkaiser", „alle diese kleinen Ingredienzien im Alltagsleben Franz Josephs tun seiner olympischen Majestät keinen Abbruch. Der Kaiser ist ein trockener, sachlicher und praktischer Mensch, für den es in der Welt nur Fragen gibt, die durch Verfügungen schlecht oder recht gelöst werden können — durch seine gewiß nicht alltägliche Beherrschung des Umgangs mit Menschen, durch eine ihm vererbte und anerzogene Würde und durch eine merkwürdig gleichmäßige und unerschütterliche Höflichkeit."

geb. 1861. Von ungarischen Bolschewiken ermordet 31. Oktober 1918 in Budapest

Von den Ratgebern Franz Josephs hat 1914 nur ein einziger Format: der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza, Stütze des Dreibunds, Vollblutmadjar, am Diplomatentisch zu Hause wie im Sattel und beim Säbelduell.

„Graf Stefan Tisza", erzählt Eugen Fischer, „von dem man sagte, daß Wien zittere, wenn er sich auf die Reise mache, und auf dem Bauch liege, wenn er angekommen, war eine Gewaltnatur, aber eine, die aus dem Inneren lebte. Vor dem Krieg hatte er sich einmal mit dem Prinzen Windisch-Graetz und andern zu einer Aussprache verabredet. Man traf sich in einem Hotelzimmer. Während nun nach Tisch die Diskussion beginnt und die Zigeuner einen Nationaltanz spielen, fängt Tisza auf einmal zu tanzen an und tanzt allein durch vier rasende Stunden im Hotelzimmer nach der Geige des Zigeunerprimas seine und der andern Nationaltänze! Vier Stunden wie ein Prophet besessen vom Gott der Ungarn! Dann ist er innerlich frei und kann verhandeln!"

Zar Nikolaus II., geb. 18. Mai 1868, von den Bolschewiken ermordet 16. Juli 1918

geb. 1872, ermordet 16. Juli 1918

Der Zar . . . . . bleich, blondbärtig, mittelgroß, Mitte Vierzig, seit zwei Jahrzehnten auf dem Thron, vermählt mit Alexandra (Aliz) von Hessen.

„Im Grunde", schildert deren vertrauteste Freundin, Anna Wyrubowa, den Zaren, „war er der gutmütigste Mensch von der Welt. Er war weder ehrgeizig noch eitel, übte im Gegenteil in allen Dingen stets große Zurückhaltung, was von vielen Menschen, die ihn nicht kannten, als Gleichgültigkeit ausgelegt wurde. Andererseits war er so verschlossen, daß viele ihn für unaufrichtig hielten. Der Kaiser verfügte über einen scharfen, mit List gepaarten Verstand. Es war etwas in seinem Wesen, was einen stets daran erinnerte, daß er der Kaiser war, ungeachtet seiner Bescheidenheit und schlichten Liebenswürdigkeit."

1849—1915

Seine Ratgeber, auf denen der Fluch der Weltgeschichte lastet — der Außenminister Sasonow, der Pariser Botschafter Iswolsky — waren intrigante Petersburger Durchschnittsdiplomaten. Der einzige Staatsmann, den Rußland besaß, der längst kaltgestellte Graf Sergei Witte, fand im zweiten Kriegsjahr durch Kohlengasvergiftung ein ungeklärtes Ende.

geb. 3. Juni 1865

Dem Zaren an Alter, Größe und mit dem dunkelblonden Vollbart seltsam ähnlich sein richtiger Vetter, Georg V., seit 4 Jahren des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland und der überseeischen britischen Besitzungen König, Verteidiger des Glaubens, Kaiser von Indien.

geb. 1874

Zwei Männer ragen aus den Scharen der Großen seines Weltreichs: Winston Spencer Churchill, oder nach unseren Begriffen Prinz Churchill, aus dem Hause der Herzoge von Marlborough. Eben erst vierzig. Husarenleutnant im Sudan. Kriegsberichterstatter in Südafrika. Parlamentsmitglied. Handelsminister. Innenminister. Er macht alles. Jetzt, an der verantwortungsvollsten Stelle, betreut er als Marineminister Englands „schwimmende Wälle", die britische Kriegsflotte.

geb. 1863

1852—1928

geb. 1862 gest. 7. Sept. 1933

Ein Sohn des Volkes, 10 Jahre älter, nicht angelsächsischen, sondern keltischen Geblüts, David Lloyd George, „der kleine Zauberer von Wales" und Finanzminister. Der Premierminister ist Asquith, Minister des Äußeren Sir Edward Grey, beindürrer Diplomat und Forellenfischer, in seiner Bedeutung bei Kriegsausbruch in Deutschland überschätzt.

geb. 1860, Präsident der Franz. Republik 1913—1920

Denn die wahre Säule des Weltkriegs ragt an der Seine: Raymond Poincaré, seit dem Vorjahr das Staatsoberhaupt Frankreichs, mit der harteckigen Stirn des Französisch-lothringers, Advokat, der Mann der Revanche, der Vertrauensmann des Pariser Großen Generalstabs.

„Schon 1913 kamen", wie der deutsche Botschafter in Paris, Freiherr von Schoen, schreibt, „vor der Wahl des Präsidenten ernste Besorgnisse zum Vorschein, die sich in dem geflüsterten knappen Wort aus-

drückten: ‚Lui président — ce sera la guerre!' [Er als Präsident — das gibt den Krieg.] Er brach mit der Tradition, welche dem Präsidenten der Republik große Zurückhaltung auferlegte, machte Besuche, nahm eine Fülle von Einladungen an, versäumte keine Gelegenheit, sich den Parisern zu zeigen, seine Rednergabe glänzen, sich feiern, sich bejubeln zu lassen. Sein Auftreten glich mehr dem eines Monarchen als dem stillen Leben eines Präsidenten. So gewann er rasch das, war er erstrebte: Volkstümlichkeit. Seine Anhänger wuchsen von Tag zu Tag."

1841—1929 George Clemenceau, „der Tiger", Deutschenhasser wie er, Ministerstürzer, lauert noch in den Dschungeln der französischen Deputiertenkammer.

Drüben in Serbien das Haus Kara-Georgewitsch. Sein Ahnherr hingerichtet. Vertreibung durch das Haus Obrenowitsch, aus dem Fürst Michael von Verschwörern in Stücke gehauen, König Alexander und seine Gemahlin Draga als blutige Leichen aus den Fenstern des Konaks in Belgrad gestürzt wurden. Das ist das Land, wegen dessen neuen Doppelmordes in Serajewo in den nächsten 4 Jahren über 8½ Millionen Männer auf dem Schlachtfeld sterben werden! Augenblicklich reitet wieder König 1844—1921 Peter I. vom Stamm des „Schwarzen Georg", schon 70jährig, auf dem serbischen Tiger. Sein Berater in Stank und Blut heißt 1846—1926 Paschitsch.

Montenegro ist 1914 kein Operettenstaat, sondern papageienbunte, aber blutige Wirklichkeit. Häuptling dieses Volkes sieben Fuß langer Krieger schon seit 54 Jahren der greise König 1841—1921 Nikolaus, nur mittelgroß, mit allen Hunden des Balkans gehetzt, aber in seiner Art ein ganzer Kerl.

Die Völker: Ein tiefblauer Sommerhimmel segnete in Deutschland 1914 das Gold der Ährenfelder, das Grün der Wiesen und Wälder. Der Niederrhein war bei Tag schwarz vom Qualm der Schlote, purpurn des Nachts von der Glut der Hochöfen. Überall auf der Welt war das Blau des Meeres weiß von deutschen Segeln. Ganz Deutschland arbeitete im Bergwerkstollen und an der Drehbank, hinter dem Pflug und in der Werkstatt, am Schreibtisch und auf dem Exerzierplatz, und über dieser Arbeit waltete Gottes Gnade. Denn es gab in diesem Reich von 67 Millionen keine Arbeitslosen, und seit langem verließen kaum 20 000 Menschen im Jahre als Auswanderer die deutsche Heimat.

Vollwichtige Goldstücke gingen im Verkehr als selbstverständlich von Hand zu Hand. 120 Millionen Gold ruhten als Kriegsschatz im Juliusturm in Spandau. Für 10,07 Milliarden Mark führte Deutschland 1913 Eisenwaren, Maschinen, Kohle, Baumwollwaren, Farben, Chemikalien, elektrotechnische Erzeugnisse und tausendfach anderes in das Ausland.

Die deutsche Handelsflotte war mit über 2000 Seedampfern von 2½ Millionen Tonnengehalt die zweitgrößte der Erde. Mächtige Kolonien, fast von der 6fachen Bodenfläche des Reichs, mit 12 Millionen farbiger Schutzgenossen, blühten in Afrika, in der Südsee, in China.

Deutsch-Ostafrika lieferte uns Kaffee, Kautschuk, Hanf, Häute, Baumwolle, Reis, Edelhölzer. Kamerun: Kautschuk, Kakao, Elfenbein. Togo: Palmöl. Südwestafrika: Diamanten, Straußenfedern, Blei und Kupfer. Die Südsee: Phosphat und Palmkerne. 2000 weiße und 4000 farbige Soldaten hielten das ganze gewaltige Kolonialreich in Ordnung, das uns der Friede von Versailles entrissen hat.

Ungefähr für ebensoviel als wir ausführten bezogen wir, nach Karl Helfferich, 1913 mit 10,7 Milliarden Mark aus dem Ausland an Baumwolle, Palmkernen, Kautschuk, Tabak, Reis, Südfrüchten, Seide, Pelzwaren, Petroleum, Zinn und ähnlichen Dingen, die wir nicht oder nicht in genügender Menge erzeugen konnten. geb. 1872, gest. bei einem Eisenbahnunfall 1924

Schön: Aber um unsere Waren billig ausführen zu können, führten wir auch möglichst billige Lebensmittel aus dem Ausland ein. Nun kommen die erschreckenden Ziffern: An Getreide allein 1912 für 1130 Millionen Mark (überall in Deutschland wuchs das Korn), für 355 Millionen Holz (ein Viertel Deutschlands ist mit Wald bedeckt), für 187 Millionen Eier (die deutschen Hühner hätten frischere geliefert), für 126 Millionen Butter (in allen deutschen Ställen brüllten die Kühe), für ebensoviel Obst (kaum eine Chaussee in Deutschland ohne Obstbäume), für 111 Millionen Schweineschmalz (es grunzte in Deutschland in allen Koben), für 126 Millionen Fische (die deutsche Nordsee wimmelte von ihnen) — im ganzen an Lebensmitteln, die Deutschland selbst hätte erzeugen können, die furchtbare Summe von über 3000 Millionen Mark.

So wurde der deutsche Bauer zum guten Teil aus der deutschen Wirtschaft ausgeschaltet. Er verlor die Kaufkraft, und doch sagt das Sprichwort: „Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt." Der Schwerpunkt unserer Warenverwertung verlagerte sich nach dem Ausland und machte uns von dem Ausland abhängig.

Und nun kam, nach Kriegsausbruch, die Blockade. Nun waren wir plötzlich auf uns selbst angewiesen. Nun erfüllte sich das ewige: Von Erde bist du! Im Anfang war der Bauer!

In dieser Aushungerung Deutschlands liegt — neben der Unfähigkeit der politischen Führung — der trotz des unerhörten Heldenmuts von Heer und Heimat verlorene Krieg, weil dieser Schwund von Nervensubstanz erst dem eigentlichen Todeskeim des deutschen Siegs, dem Marxismus, den Einlaß in die Blutadern des deutschen Volkes freigab. Aber die Hunderttausende klaglos vom Mangel hingeraffter Kinder, Frauen, Alten starben ebenso wie die Feldgrauen draußen auf dem Feld der Ehre. Sie rufen uns Überlebenden aus dem Jenseits zu: Laßt es euch zur Lehre dienen! Vertraue in Krieg und Frieden nur auf dich, Deutscher, und auf deinen deutschen Boden!

Krieg aber — das war im Jahr 1914 ein ferner, den Ohren ungewohnter Klang. Man arbeitete. Man freute sich des Lebens. Man plante nichts Böses und erwartete also auch nichts Böses vom Nachbarn. Man war durch eine schwächliche Führung der öffentlichen Meinung

dazu erzogen, das Theater dieser Welt durch einen rosenroten Operngucker und gewissermaßen als wohlwollender Zuschauer vom Parkett aus zu betrachten.

Im Reichstag aber, in dem der Volkswille sich verkörperte, saßen 1914 bei Kriegsausbruch 18 Polen, 9 Elsässer, 1 Däne, 5 Welfen, 111 Sozialdemokraten — zusammen von 397 Abgeordneten 144 Gegner des bestehenden Reichs, denen zur absoluten Mehrheit nur noch 50 und etliche Stimmen fehlten. So wählte, zur Zeit einer nie dagewesenen Blüte Deutschlands, überschüttet von der Gnade des Schicksals, noch 1913 der unbelehrbare deutsche Michel.

Und mit diesem lendenlahmen Reichstag, der sich erst am Mittag des 9. November 1918 gespenstisch in nichts auflöste, mußte gerade der trübste und matteste aller Reichskanzler haushalten, während draußen ein unbändiger Wille zum Sieg die Heere Deutschlands beseelte.

„O du mein Österreich" — wehmütig klingt schon seit Jahrzehnten die Weise. Es weht ein dumpfes Ahnen durch das bunte, sich gegenseitig hassende Völkergemisch Habsburgs, daß es mit Österreich-Ungarn zu Ende geht — dem deutschen Kaiserreich westlich, dem ungarischen Königreich östlich der Leitha. Aber es gibt außer den 12 Millionen Deutschen, den 10 Millionen Madjaren noch 24 Millionen Slawen, fast die Hälfte aller Einwohner, in der Monarchie. Polen, Tschechen, Mähren, Slowaken, Ruthenen, Kroaten, Serben pochen immer stürmischer auf ihre Volksrechte. Will man die Slawen auf die Dauer innerhalb der k. und k. Grenzpfähle halten, so muß man sie als Dritte gleichberechtigt in den Bund der Deutschen und der Ungarn aufnehmen. Das ist ein Gedanke des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand.

„Wie ein roter Faden hat sich durch den politischen Ideengang des Erzherzogs seine Abneigung gegen Ungarn gezogen", berichtet Graf Czernin. „Sein Wunsch, den Nationalitäten zu ihrem Recht zu verhelfen, hat ihn niemals verlassen. Er war der stetige Vertreter der Rumänen, der Slowaken und der übrigen in Ungarn lebenden Nationalitäten."

Zum Dank streckt ihn die Mordkugel eines Slawen nieder.

Nur der Habsburgergedanke hält noch den zerfallenden Turm von Babel zusammen. Der Habsburgergedanke — das ist seit undenklichen Jahrzehnten der einsame, uralte Witwer in der Hofburg. Wenn ganz Wien schläft — schon um 4 Uhr morgens — sind die Fenster seines Arbeitszimmers hell. Da sitzt Kaiser Franz Joseph und regiert bis zum Schlafengehen um 8 Uhr abends seine Völker. Geht er einmal für immer schlafen . . . . ein Achselzucken . . . . . ein Fatalismus . . . . Vorläufig wird „fortgewurstelt" . . . .

Und doch hat man noch in diesen letzten Jahren am Ballhausplatz in Wien die Kraft, die hilflos isolierte Berliner Politik immer wieder auf den Balkan zu verschleppen, der nach Bismarcks Wort für Deutschland nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert ist . . .

Krank Österreich. Kränker noch Rußland, schon vor einem Jahrzehnt, nach dem „blutigen Sonntag" in Petersburg, von einem Revolutionsfieber geschüttelt. Es sucht die Quelle seiner Leiden nicht in sich — in seiner Despotie, in seiner Barbarei, in seinem Suff, in seiner Beamtenkorruption —, es sucht sie bei dem bösen Nachbarn — dem Deutschen.

„Ohne den Deutschen liefen wir ja heute noch auf allen vieren!" gestand einmal in einem lichten Augenblick ein russischer Staatsmann. Das eben ist es: Man haßt den Erzieher! Seit Jahrzehnten hetzen die Panslawisten wider Deutschland und gewinnen gegen die Balten in Petersburg immer mehr an Macht. Die „Sphären" dort, die hohe Gesellschaft, ist blind französisch und spricht nur Französisch, der Zar selbst, in Briefen und im Familienkreis, nur Englisch. Die byzantinisch-orthodoxe Kirche verabscheut das westliche Christentum Roms und Wittenbergs im Deutschen Reich. Die demokratisch gesinnten Intellektuellen sind ganz nach Paris und London orientiert. Die nihilistischen Arbeitermassen sehen im deutschen Kaiserreich das Spiegelbild des gehaßten Zarentums. Die Armee tröstet sich für ihre Niederlage gegen Japan durch eine merkwürdige, wachsende, barbarisch-großspurige Unterschätzung der deutschen Waffenkraft, von der sich allerdings der russische Generalstab durch seine vorsichtige Kriegführung gegenüber Deutschland fernhielt.

Und die Bauern — neun Zehntel aller Russen? Der Muschik lebt immer noch stumpf dahin. Sein Dorf ist seine Welt. Erst als die Verblendung der Herrschenden ihn zu Millionen hinaus in den Krieg führt, gewinnt er den Begriff der eigenen Masse, er sieht sich selbst im Schützengraben plötzlich verhunderttausendfacht. Er überblickt zum erstenmal die unermeßliche bewaffnete, wandernde russische Erde. Und mit dieser Erkenntnis beginnt diese Erde zu beben . . . . .

Frankreich hat sich in diesen 4 Jahrzehnten des Friedens seit 1871 für den Verlust Elsaß-Lothringens durch ein ungeheures Kolonialreich entschädigt. Es hat sich in Hinterindien festgesetzt, Tunesien einverleibt, Madagaskar erobert, die halbe Sahara. Es ist eben dabei, Marokko zu schlucken. Aber seinen Anspruch auf die Reichslande gibt es darum noch lange nicht auf. Es wartet — nach dem Grundsatz: „Immer daran denken — nie davon sprechen!" Die Armee, „die große Stumme", schweigt, bis ihre Stunde kommt.

Jetzt, mit dem russischen und dem britischen Weltreich im Bund, ist die nie wiederkehrende Schicksalsstunde da: der Franzose — diese merkwürdige Mischung von Draufgänger und Spießbürger — muß sich entscheiden: Rache oder Ruhe? Er wählt ohne Besinnen die Revanche. Er weiß, worum es geht. Er kämpft vom ersten bis zum letzten Tag mit einer grimmigen Verbissenheit den Krieg.

Wie anders England, das seit 8½ Jahrhunderten keinen Krieg mehr im Land sah! Es kennt nur Kolonialkriege irgendwo überm

Meer. Auch dieser Krieg von 1914 auf dem europäischen Kontinent ist eine Art von außergewöhnlich großem und nahem Kolonialkrieg. Der Gentleman nimmt an ihm, soweit er nicht Berufsoffizier ist, nicht teil. Er kennt keine allgemeine Wehrpflicht, wie die Großmächte des Festlands. Für den Krieg ist das gute und hochbezahlte Söldnerheer da.

„Wir schießen", verkündet Lloyd George, „mit silbernen Kugeln!" Die City gibt die Losung aus: „Business as usual!" — „Die Geschäfte gehen ruhig weiter!" Die Tommies — die Soldaten — ziehen in den furchtbarsten aller Kriege mit einem munteren Gassenhauer: „Es ist ein weiter Weg nach Tipperary, wo mein Schätzchen wohnt!" Britische ins Feld eilende Generalstabsoffiziere versäumen den Kanaldampfer, weil sie auf Waterloo Station in London sich keinen Weg durch die auf den Rennplatz strömende Menge bahnen können. Diese anfängliche Unterschätzung des Feindes zeigt sich in England fast bei jedem Krieg! Sie hängt mit dem Selbstbewußtsein des Briten zusammen.

M o b i l m a c h u n g : Die Welt in Waffen wider Deutschland! Das ist das Gefühl, das trotz aller Fehler der deutschen Politik und ihrer unnötigen Kriegserklärungen in diesen erhabenen Augusttagen 1914 ganz Deutschland in einem Sturm der Begeisterung für das bedrohte Vaterland eint! Vom Nordbalkon des Berliner Schlosses spricht der Kaiser mit weithin hallender Stimme zu seinem Volk. Er nimmt im weißen Thronsaal durch Handschlag das Treugelöbnis aller Parteiführer des Reichstags entgegen und prägt das schöne Wort: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche."

4. August 1914

4. August 1914

Einstimmig bewilligt der Reichstag alle Kriegskredite. Alle Häuser sind beflaggt. Jubelnde Volksmassen wälzen sich durch die Städte. Die „Wacht am Rhein" ertönt. Die Bahnhöfe sind kribbelnde Ameisenhaufen. In langen Zügen, mit schallendem Gesang, „mit Herz und Hand fürs Vaterland", noch im Bürgerkleid, die gedienten Jungmannen und Männer zwischen 20 und 39 Jahren, auf dem Marsch zu ihrem Truppenteil. Ungezählte Tausende von jungen, noch nicht ausgebildeten Kriegsfreiwilligen, die die Kasernentore belagern, bei den Offizieren bitten und betteln, von Stadt zu Stadt fahren, in der Hoffnung, von irgendeinem Regiment angenommen zu werden und so bald wie möglich ins Feld zu dürfen.

Tausendfach in diesen Wochen, Tag und Nacht, auf dem Pflaster das Hufgetrappel der ausgehobenen Pferde. Grimmig, auf den Kasernenmauern Potsdams, die Kreideinschrift: „Hier werden noch Kriegserklärungen entgegengenommen!" Und an den Hauswänden: „Jeder Stoß ein Franzos! . . Jeder Schuß ein Ruß! . . Jeder Tritt ein Britt'!" Eine wilde Hetze nach Spionen in allen Städten.

Schon taucht im Lauf der ersten Mobilmachungstage an Stelle der bunten Friedensuniformen das erste fremdartige, feierlich-ernste Feldgrau des Weltkriegs auf. Generale sind es, die mit ihren Stäben ihren Truppenteilen voraus an die Front eilen. Und dann erklingt es: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus!" — fast 300jährige Regimenter, die auf endlose Reihen von Feldzügen und Schlachten zurückblicken, und erst seit 1871 formierte, die zum erstenmal Pulver riechen — und in allen der gleiche deutsche Angriffsgeist! „Zur Zeit der Rosen im August — da hat die Garde fort gemußt!" Die Garde, die Linie, die Reserveregimenter, die Landwehr — alles, was kämpfen kann, an die Front!

Ungeheure Menschenmassen begleiten jubelnd die Krieger zum Bahnhof. Die Frauen tragen die Gewehre. Die Kinder reichen Blumen. Die Eisenbahnwagen sind mit grünen Reisern geschmückt. Wild lachende Gesichter drängen sich, während sich die endlosen Züge in Bewegung setzen, an den Fenstern. Im Rollen der Räder verhallt fern der brausende Gesang.

Und dann tauchen auf den Bahnsteigen in langen Reihen paarweise die Flügelhauben der ins Feld fahrenden Krankenschwestern auf, am Außenrand der großen Städte wachsen über Nacht mächtige Baracken aus frischem, weißem Tannenholz empor — Notlazarette für die Mengen der erwarteten Verwundeten. An den Anschlagsäulen stehen die Menschen und lesen das Aufgebot des Landsturms aller deutschen Männer vom 17. bis zum 45. Lebensjahre. Das Eiserne Kreuz aus der Zeit der Väter wird neu geschaffen. Langsam legt sich der schwere Ernst des Krieges über die Heimat. Die große Stille. Die Erwartung: Was wird Gottes Wille da draußen fügen? Aber an den Fronten ist es noch stumm. Die Heere marschieren erst zum Waffengang auf.

Dort fern aber, wo der breit flutende Spiegel der Donau die Giftküche Europas, Belgrad, von Ungarn trennt, da lagen, flußabwärts von Semlin, 4 madjarische Panzermonitore Ende Juli schon schußbereit, und drüben am linken Ufer gähnten die Schlünde schwerer ungarischer Landartillerie. Es blitzte auf. Am 29. Juli 1914 donnerte der erste Kanonenschuß des Weltkriegs.

3

Die Heere

D i e F r i e d e n s h e e r e : D i e d e u t s c h e F r i e d e n s a r m e e sollte, nach dem Heeresgesetz vom 3. Juli 1913, bis 1915 zählen: 30 029 Offiziere, 105 117 Unteroffiziere, 647 811 Mannschaften und 157 816 Dienstpferde. Sie umfaßte 1913 217 Infanterie-, 110 Kavallerie-, 100 Feldartillerie- und 24 Fußartillerieregimenter mit 18 Jäger-, 35 Pionier-, 25 Trainbataillonen und Mengen von Sondertruppen.

Versailler Vertrag, Artikel 169: „Spätestens am 31. März 1920 darf die gesamte Iststärke des [deutschen] Heeres nicht mehr als 100 000 Mann, einschließlich der Offiziere, betragen."

Starke Bollwerke schirmten, wenn wir uns auch mehr auf die Angriffskraft des deutschen Heeres verließen, das Reich. Weit vorgelagert in Lothringen das gewaltige Metz, jetzt französisch, dann

die Kette der mächtigen Rheinfestungen: Straßburg, jetzt französisch, Mainz, jetzt nach dem Vertrag von Versailles, Artikel 180, geschleift. Im Osten Königsberg, Thorn, jetzt polnisch, Graudenz, jetzt polnisch, Posen, jetzt polnisch.

Der Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht des Reiches stand dem Deutschen Kaiser zu. Als solcher übte er auch die Befehlsgewalt über die sächsischen, badischen, württembergischen und hessischen Truppen. Die bayerische Armee war im Frieden so gut wie selbständig unter dem König von Bayern. Sie trat erst nach der Mobilmachung unter den Befehl des Deutschen Kaisers.

Gleich an wunderbarer Ausbildung, Bewaffnung, Manneszucht und kriegerischem Geist alle diese Truppenteile, aber entsprechend der Vielheit deutscher Art in ihrem bunten Uniformglanz hundertfach voneinander verschieden: weiße Kürassiere, rote, schwarze preußische und braunschweigische, blaue preußische und sächsische, grüne preußische Husaren, bunte sächsische Gardereiter, himmelblaue preußische und württembergische, aber auch moosgrüne hessische Dragoner, dunkelgrüne Jäger, dunkelblaue Infanteristen, bis jetzt alle draußen sich mit dem Nebelgrau des Krieges tarnten.

Jedes ältere Regiment eine Individualität, nach ruhmreichen Namen genannt, wie die Seydlitzkürassiere, die Zieten- und die Blücherhusaren, mit Spitznamen im Volk, wie die „Maikäfer", die Berliner Gardefüsiliere, durch die Kriegervereine ehemaliger Angehöriger eines Truppenteils weithin im ganzen Land verwurzelt, mit der Garnison oft seit Menschenaltern verwachsen. Schön und kameradschaftlich überall das Verhältnis zwischen Offizier und Mannschaft. Stolz jeder Musketier auf das Ehrenkleid, das er gleich dem Kaiser trug.

D e u t s c h l a n d b e s a ß d e n S e g e n d e r a l l g e m e i n e n W e h r p f l i c h t. Jeder dienstfähige Deutsche sollte vom 20. bis zum 39. Lebensjahr 2 Jahre dem stehenden Heer angehören, 5 der Reserve, 12 der Landwehr, dann noch bis zum 45. Jahr dem Landsturm. Dies gesunde Stahlbad des Friedens gab jedem jungen Mann Haltung, Selbstbewußtsein, Schneid und Disziplin. Zu den Rekruten jedes Jahrgangs traten noch alljährlich zu vielen Tausenden, nur durch schwarzweiße oder sonst landesfarbene Schnüre an den Achselklappen von den Kameraden abgehoben, die Einjährig-Freiwilligen — junge Leute von mindestens mittlerer Gymnasialbildung, die nur ein Jahr dienten, sich auf eigene Kosten bekleideten und verpflegten und außerhalb der Kaserne wohnten. Aus ihnen ergänzt sich das Reserve- und Landwehroffizierkorps — in der Uniform von den Berufsoffizieren, deren Zahl es weit übersteigt, nur durch das Landwehrkreuz auf dem Helm unterschieden.

Das sind trockene Zahlen der allgemeinen Wehrpflicht. Aber sie sprechen eine schicksalsschwere Sprache. Denn die allgemeine Wehrpflicht stand in Wirklichkeit nur auf dem Papier. Es wurde, dank

der schwächlichen wehrpolitischen Einstellung der Regierung, von der Reichstagsmehrheit nie genug Geld bewilligt, um alle Dienstauglichen einzustellen. Viele zehntausend von kräftigen jungen Männern losten sich alljährlich bei der Musterung frei und liefen bei Kriegsausbruch unausgebildet herum. Sie waren nicht einmal in Listen geführt, so daß bei ihrer Einstellung eine ungeheure, nur oberflächlich zu bewältigende Mehrarbeit entstand.

So kam es, daß das kaum 40 Millionen Einwohner zählende, aber seinen letzten Mann bis zum 48. Lebensjahr im Frieden zur Fahne holende F r a n k r e i c h 1913 bei 3jähriger aktiver Dienstzeit mit 31 000 Offizieren und 613 000 Mann annähernd die gleiche Heeresstärke wie das Deutsche Reich mit 67 Millionen Menschen besaß. Dabei ist Frankreichs riesige „schwarze Armee" seiner Kolonien — all die Äquatorial-Nigger, Senegal- und Madagaskarschützen, Annamiten, Tonkinesen, Marokkaner — nicht miteingerechnet.

Die Franzosen rückten 1914 noch in ihren weithin als Ziel leuchtenden krapproten Infanteriehosen und einem dunkelblauen Mantel darüber ins Feld. Der Charakter der französischen Armee war rein demokratisch. Es gab keine Garde, sondern nur gleichmäßig durchnumerierte Linienregimenter. Ein großer Teil der Hauptleute und Leutnants ergänzte sich aus dem Unteroffizierstand. Die französische Armee war das französische Volk in Waffen, nach der deutschen Armee unstreitig die beste Europas, weil sie die besten Eigenschaften des Franzosen — die heißblütige Vaterlandsliebe und die geschichtlich überkommene leidenschaftliche „bravour" — widerspiegelte. Körperlich behende, rasch in Auffassung und Entschluß, ist der französische Infanterist, gerade in der ihm besonders liegenden Verteidigung, gewandt in der Ausnutzung des Geländes. Gut, wie in jedem Krieg, namentlich die Napoleonische Waffe, die Feldartillerie. Der Umgangston in der französischen Armee war schon im Frieden merkwürdig rauh und barsch. Mit derselben Härte wurde der Krieg geführt. Sadistische Grausamkeit gegen Gefangene und Mangel an Reinlichkeit trüben das Bild des französischen Soldaten.

Ö s t e r r e i c h - U n g a r n hatte eine sehr verwickelte allgemeine Wehrpflicht: 3 Jahre vom 21. Lebensjahr ab bei der Fahne, dann Reserve-, Landwehr- und Landsturmpflicht bis zum 42. Lebensjahr.

Mit ihrer Friedenspräsenzstärke von 34 000 Offizieren, 390 000 Mann mit 90 000 Dienstpferden bildete die k. u. k. Armee nicht, wie Deutschland und Frankreich, ein unzerbrechlich geschmiedetes Schwert in der Faust des Feldherrn. Die Zerrissenheit der Nationalitäten spiegelte sich in ihr wider. Die „Armeesprache", in der die Befehle gegeben wurden, war allgemein Deutsch, und auf die deutschen Regimenter, wie die berühmten Tiroler Kaiserjäger oder die „Edelknaben", das Wiener Hausregiment Hoch- und Deutschmeister, wie auf die madjarischen Truppen war unbedingt Verlaß. Nicht so auf die Italiener, die Polen, die Slawen überhaupt. Manche dieser Truppenteile, deren Stimmung zu Anfang des Krieges eine gute war, kämpften später unwillig oder

gar nicht. Das aus Prag ergänzte und in Trient garnisonierende 28. Infanterieregiment ging geschlossen zu den Russen über. Die russische Spionage spukte schon im Frieden bis in den Generalstab. Mit dieser Brüchigkeit des Materials, für das sie nichts konnte, mußte die österreichische Heeresführung rechnen und danach — mit einer besseren Bewährung der Truppen als man erwarten konnte — ihre Operationen einrichten. In Deutschland, wo man diese Verhältnisse nicht überall kannte, hat man ihr manchmal unverdiente Vorwürfe gemacht.

Rußland besaß grundsätzlich ebenfalls die allgemeine Wehrpflicht, vom 21. bis zum 43. Lebensjahr, davon 3 Jahre bei der Fahne. Wie viele Rekruten das Kaiserreich aber alljährlich aus seinen ungeheuren Menschenmassen wirklich zur Fahne rief, hielt es vor der Welt geheim. Man schätzte 1914 die Friedensmacht des Zaren auf etwa 1 384 000 Mann.

Das Gardekorps in Petersburg stand als eine Truppe für sich halb außerhalb der Armee. Einer bevorzugten Sonderstellung rühmten sich auch die Mordbrenner des Weltkriegs, die Kosaken. Der russische Soldat machte schon im Frieden in seiner schlichten dunkelgrünen Uniform mit den Schaftstiefeln einen feldmarschmäßigen Eindruck. Im Krieg trat er von vornherein feldbraun auf. Feldbraun in Millionen.

Denn der Russe — das ist die Masse. Und nur als Masse, in Massen getrieben, im dumpfen Gehorsam des Zarenreichs zu verwenden. Daher seine Massenverluste. Zu selbständiger Kampfführung als Plänkler fehlen ihm — vielleicht von den sibirischen Schützen abgesehen — geistige Übersicht und körperliche Beweglichkeit. Aber man halte deswegen den Russen nicht für einen schlechten Soldaten! Man hat ihn, innen in Deutschland, oft unterschätzt! Er ist, seinem passiven Charakter gemäß, ein zäh am Boden klebender Verteidiger, ein Meister im Schanzen- und Schützengrabenbau, stoisch im Feuer, fatalistisch im Tod. Denn was hat ein russischer Muschik schließlich zu verlieren? Dabei durchaus nicht ohne Vaterlandsliebe. Wie der russische Bauer, der er ja ist, als Soldat ein Gemisch von Roheit und Gutmütigkeit, Stumpfsinn und Pfiffigkeit. Vom Deutschen hält er anfangs nicht viel. „Wir beziehen heute nacht eine sehr exponierte Stellung", schreibt der bei Tannenberg gefangene Leutnant Tschuntschal von der Wilnaer Artillerie in sein Tagebuch, dessen Abschrift der Verfasser an der Ostfront durch die Güte des Befehlshabers eines Gefechtsabschnittes erhielt. „Japanern gegenüber wäre es schlimm. Aber da wir nur Deutsche vor uns haben, wird es schon gut gehen!"

Das einzige Söldnerheer zu Beginn des Weltkrieges — klein, aber eine Kerntruppe von Berufskriegern — die Armee Englands, von 8110 Offizieren und 168 050 Mann mit einer Dienstpflicht von 12 bis 21 Jahren. Dazu noch in allen Teilen der Erde, namentlich in Indien, ungeheure Mengen farbiger Hilfsvölker.

Die Offiziere der Armee des Mutterlandes entstammten den ersten Kreisen. Es gab berühmte Garde- und Hochschottenregimenter. Aber im Volk war „Tommy", der Landsoldat, nicht so geachtet wie „Old Jack", der Matrose. Als Lockmittel zur Anwerbung Diensttüchtiger waren die Uniformen phantastisch bunt: mächtige Bärenmützen, scharlachrote Röcke, die Schotten in ihrem Nationalschurz, Tambourmajore mit Pantherfell, zahme Regimentshirsche. Aber für den Ernstfall ruht in den Kasernenkammern das berühmte, schon in vielen Kolonialkriegen bewährte gelblichgrüne Khaki.

Denn der Engländer im ersten Kriegsjahr — das ist der „gentleman in khaki". Man muß die knochigen langen Kerle schon früher in den britischen Kolonien gesehen haben, erfüllt vom Selbstgefühl des weißen Mannes, dem womöglich ein farbiger Diener auf dem Marsch das Gepäck trägt, erfüllt von Verachtung gegen alles Nichtbritische. Man muß dann die, verschnupften Lords gleichenden, Mienen der in Belgien ohne Schuß in dem Eisenbahnzug gefangengenommenen Hochländer beobachtet haben! Diese britischen Landsknechte alle, geneigt, den europäischen Krieg als einen besseren Kolonialfeldzug zu betrachten! Jeder Gemeine unter ihnen, nach den Begriffen des Volksheeres, ein Unteroffizier an Diensterfahrung. Diese Übung des Kolonialgeplänkels mit im Hinterhalt liegenden Eingeborenen gibt dem britischen Söldner einerseits Bedächtigkeit in allen Bewegungen, andererseits Unterschätzung des Gegners, zu dem sein insularer Hochmut ohnedies neigt. Dies erklärt manche merkwürdigen englischen Manöver zu Kriegsbeginn.

In der Bewaffnung standen alle Heere auf der Höhe der Zeit. Deutschland verfügte allein, dank dem Grafen Zeppelin, über Luftschiffe; es besaß bei Kriegsausbruch 5 Luftschiffer- und 4 Fliegerbataillone; Frankreich 3 große Flugzeuggruppen. Österreich 1 Luftschifferabteilung. Im Flugzeugwesen war Frankreich zunächst überlegen.

Graf Ferdinand Zeppelin 1838—1917

Mobilmachung. Das bedeutet die Verwandlung des Friedensheers in das Kriegsheer durch Einberufung aller Reserve- und Landwehrjahrgänge, Aufgebot des Landsturms, Einstellung von Kriegsfreiwilligen, Aushebung aller gebrauchstüchtigen Pferde, Beschlagnahme der Kraftwagen und Benzinvorräte mit sonstigem Beiwerk, Gliederung dieser zusammenströmenden Männermassen innerhalb von 18 Tagen zu einer kampfbereit an der Grenze aufmarschierten Millionenarmee.

Wäre dies kunstvolle Räderwerk nicht schon im Frieden bis auf das kleinste durchgearbeitet — ein ungeheures Durcheinander wäre die Folge und ein verlorener Krieg das Ende.

Daß alles klappt, das ist im Frieden eine der ernstesten Aufgaben des Großen Generalstabs. Er beschlagnahmt vom 4. Tag der Mobilmachung ab die Reichseisenbahnen zum alleinigen Zweck der Truppenbeförderung zur Front. Aber was würde das endlose Rollen dieser

endlosen Züge voll Menschen, Rosse, Geschütze, Munition — was würde es helfen, wenn nicht in unzähligen geheimen Tabellen jedes Frühjahr genau festgelegt wäre, wo und wann sich jeder Truppenteil einwaggoniert, wo und wann er unterwegs verpflegt wird, wo und wann er aussteigt und sich mit andern Regimentern zu Kraftgruppen zusammenballt. Und so geschah es und glückte es 1914! Diese Mobilmachung war ein technisches Wunderwerk der Organisationskunst des Großen Generalstabs. Die „Große Bude", das vieleckige rote Gebäude am Königsplatz in Berlin, war im Frieden eine Nervenmühle. Aber die Mühle mahlte jetzt gut.

Vertrag von Versailles, Artikel 160: „Der deutsche Große Generalstab und alle andern ähnlichen Formationen werden aufgelöst und dürfen unter keiner Gestalt neu gebildet werden." Artikel 178: „Alle Mobilmachungsmaßnahmen sind untersagt."

Die Kriegsheere. Nach der Mitte August stand das herrlichste Heer, das die Welt je gesehen, stand die deutsche Armee vollzählig und in voller Ordnung an der Westfront und in Ostpreußen aufmarschiert.

2 147 000 deutsche Frontkrieger hielten die Wacht an Maas und Memel, mit 1 400 000 Österreich-Ungarn verbündet. Im Westen standen ihnen 2 150 000 Franzosen und 100 000 Belgier gegenüber, im Osten war Rußland — vorläufig nur als Bruchteil seiner Macht — mit 2 712 000 Mann im Anmarsch. 235 000 Serben trugen die Waffen. 132 000, wahrscheinlich bis 170 000, Engländer rüsteten sich, auf dem Kontinent zu landen.

Im ganzen 9 Millionen Männer, bereit zum größten Krieg aller Völker und Zeiten.

Die Feldherren. Nach stolzem, altem Hohenzollernbrauch zog Kaiser Wilhelm II. selbst mit den deutschen Heeren in den Krieg, während der Zar, der König von England und — bei seinem hohen Alter selbstverständlich — der Kaiser von Österreich in ihren Hauptstädten blieben, der Präsident der Französischen Republik sogar mit seiner Regierung nach Bordeaux flüchtete.

8. September 1914

Mit dem Kaiserlichen Hauptquartier verbunden war die Oberste Heeresleitung. Auf dem Chef des Generalstabs der Armee, Generaloberst *Helmuth v. Moltke*, lag die Verantwortung für die Kriegführung.

1848—1916

Er trug den Vornamen und war ein Neffe des Schlachtendenkers von Sedan. Eine hohe, ritterliche Erscheinung, aber körperlich leidend, eben von einer Kur in Karlsbad zurückgekehrt, war er, seit 1906 an der Spitze des Generalstabs, seinem halben Tausend Auserlesenen der Armee ein vortrefflicher Lehrer der Strategie. Ein Stratege war er nicht.

geb. 1867

„Zum Feldherrn", urteilt über ihn General Groener, „wird man durch göttliche Vorsehung geboren und vorausbestimmt. Bei dem jüngeren Moltke war dies nicht der Fall. Die Hoffnung auf das Glück

des Namens hat getrogen. Der vornehme, aufrechte, liebenswerte Mann fiel in sich zusammen, wenn eine auch nur kleine Erschütterung über seine Seele dahinging. Kein loderndes Feuer des Willens schoß aus seinem Inneren empor, wenn die Dinge anders liefen, als er es erwartet hatte. Der Grundzug seines Wesens war leidend, duldend, ablehnend gegen eigene Willensäußerung. Man würde seiner Persönlichkeit Unrecht tun, wenn man nicht anerkennen wollte, daß seine geistige Begabung auf beträchtlicher Höhe stand. Doch waren ihm die Schwingen zum höchsten Flug beschnitten. Die Kühnheit des Gedankens schreckte ihn ebenso wie der Ausbruch des Willens."

So ist es begreiflich, daß General v. Moltke nur 4 Wochen, von Mitte August bis Mitte September 1914, die deutschen Heere führte.

1852—1925

Wie anders *Franz Freiherr Conrad v. Hötzendorf*, seit 1906 mit kurzer Unterbrechung „Generalstabschef für die gesamte bewaffnete Macht Österreich-Ungarns." Ein Soldat! Damit ist alles gesagt.

geb. 1865

„Ein kluger, geistig besonders elastischer und bedeutender General", schildert ihn Ludendorff. „Er war ein Feldherr von seltenem Gedankenreichtum und gab der k. u. k. Armee stets neuen Impuls. Das wird sein Verdienst bleiben. Die k. u. k. Armee war aber nicht kraftvoll genug, seine kühnen Entwürfe in jedem einzelnen Fall auszuführen. Für die Armee war im Frieden zuwenig geschehen. Sie wurde ausgesprochen vernachlässigt und hatte in ihrer Heimat nicht das Ansehen, das zu Taten verpflichtet, wie unsere Armee in Deutschland."

1856—1929

Der Oberbefehlshaber der Russen, *Großfürst Nikolai Nikolajewitsch*, hatte als Oheim des Zaren den Vorteil unbedingter Autorität. Ein rücksichtsloser, aber durchaus nicht unbegabter Truppenführer, Schwiegersohn des Königs von Montenegro, Deutschenhasser, Kriegshetzer seit vielen Jahren, seinen schattenhaften gekrönten Neffen körperlich und geistig weit überragend und schon dessen Thron bedrohend.

„Großfürst Nikolaus", notiert am 4. August 1914 der französische Botschafter in Petersburg Paléologue in sein Tagebuch, „empfängt mich in seinem großen Arbeitszimmer. Mit großen, entschlossenen Schritten kommt er auf mich zu und umarmt mich, als wollte er mir die Schultern zermalmen. ‚Gott und Johanna von Orléans sind mit uns!' ruft er aus. ‚Wir werden den Sieg erringen!' . . ."

Der Botschafter denkt darüber nach, daß die Jungfrau von Orléans ja die Engländer als Feinde aus Frankreich vertreiben wollte, während Frankreich heute die Engländer als Freunde ins Land herbeisehnt. Der Großfürst sprudelt aber weiter:

„Während er mit dem Finger auf die Karte weist, strahlt seine ganze Persönlichkeit eine wilde Energie aus. Seine schneidende, abgehackte Sprechweise, seine funkelnden Augen, seine nervösen Bewegungen, sein harter, verkniffener Mund, seine riesenhafte Erscheinung verkörpern den herrischen, hinreißenden Wagemut, der zu den Haupteigenschaften der

großen russischen Strategen gehört. In Nikolai Nikolajewitsch steckte noch irgend etwas mehr, etwas anderes, Erregbares, Despotisches, Unerbittliches, das ihn mit den Banden der Vererbung an die moskowitischen Woiwoden des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts verknüpft. Hat er denn nicht auch die kindliche Frömmigkeit, die abergläubische Leichtgläubigkeit, die heißblütige, mächtige Lebenslust mit ihnen gemeinsam?"

In Frankreich ist der Divisionsgeneral Joseph-Jacques-Césaire Joffre als Generalstabschef Führer der Armee. Ein tüchtiger, volkstümlicher, bei der Truppe beliebter Militär. Der Genius des Feldherrn leuchtet dem alten Haudegen nicht, aber das Soldatenglück: er ist an Energie und Raschheit der Entschlüsse seinem Gegenspieler, dem General v. Moltke, überlegen.

1852—1931

In England ist von dem Feldmarschall Sir John French, der mit seinem Heer in Belgien landet, nicht mehr zu sagen als von Joffre. Ein General, der keinen groben Fehler begeht.

1852—1925

Wenn er manchmal zögernd operiert, so hat er seine Gründe. Die britische Armee von angeworbenen Söldnern verfügt eben nur über ganz geringen Ersatz. Sie kann nicht, wie die Festlandmächte mit allgemeiner Dienstpflicht, die Verluste durch schon kampffähige Jahrgänge der Reserve und der Landwehr ausgleichen.

Aber hinter diesem Sir John wuchs, von den britischen Inseln über den Kanal auf den Kriegsschauplatz schattend, die Gestalt des Mannes empor, der 2 Tage nach der Kriegserklärung Englands zum englischen Kriegsminister ernannt worden war.

6. August 1914

Lord Horatio Herbert Kitchener war Englands erster Soldat! Soldat mit Leib und Seele. Krieg — Krieg in drei Erdteilen sein Leben. Ire von Herkunft, schlichter Ingenieuroffizier, kämpfte er viele Jahre im Sudan, vernichtete in dem Maschinengewehrgemetzel von Khartum die Mahdisten, beendete schonungslos den blutigen Burenkrieg, befehligte dann viele Jahre die englische Armee in Indien, war endlich die letzten Jahre vor dem Krieg der britische „diplomatische Agent" bei dem Khedive von Ägypten — das heißt in Wahrheit der Herr dieses Landes.

geb. 1850, ertrunken beim Untergang des Kreuzers „Hampshire", in der Nacht vom 5. zum 6. Juni 1916

Junggeselle. Auf sechs Fuß Körperlänge ein grimmer Bulldogkopf mit martialischem Schnurrbart. Die Verkörperung des britischen Willens zur Macht.

„Sein Haupt", schreibt der englische Captain Wright, Dolmetscher im Obersten Kriegsrat der Alliierten, „umspielte der furchtbare Glanz von Khartum und Transvaal. Sein Name war der Schrecken unserer Feinde und der Trost unseres Volkes."

Als einziger unter allen den Feldherren des Völkerringens hat Kitchener im Kriege den Soldatentod gefunden.

4

Die Flotten

Die deutsche Kriegsflotte. Kaiser Wilhelms II. Werk. In zwei Jahrzehnten, dank dem Admiral von Tirpitz, dem Deutschen Flottenverein, dem nationalen Willen zur Seegeltung aus den Wogen gewachsen. Der Dorn im Auge Englands.

1849—1930

Da draußen, auf dem stahlgrauen Wellengeglitzer der Kieler Förde, der Wilhelmshavener Bucht, in dem feinen Silbernebel der Seeluft, von weißen Möwen umschwärmt — da ankern sie in endloser Reihe, die schwimmenden Panzerfestungen Deutschlands. Schwarzweißrot mit Kaiserkrone und Anker weht die Marinedienstflagge, schwarzweiß mit dem Preußenadler und dem Eisernen Kreuz auf schwarzweißrotem Grund die Kriegsflagge des Reichs über dem blauen vieltausendfachen Gewimmel liliputanerhaft klein aus der Ferne erscheinender Matrosen, den weißen Girlanden gelüfteter Hängematten.

Wie riesenhafte graue Bügeleisen ruhen die Ungeheuer auf der Flut. Gleich Fühlhörnern gigantischer Schnecken recken sich aus den Panzertürmen weit über das kahle, geländerlose, nur wenige Fuß überragende Deck paarweise die endlos langen Feuerschlünde der schwersten Schiffsartillerie. Mittlere und leichte Geschütze lugen aus den Seitenwänden der kriegsklaren Dreadnoughts. Kriegsklar: alles Verbrennliche im Innern des Schiffsraums beseitigt. Keine Treppen. Man klettert auf senkrechten eisernen Leitern. Keine Türen. Man schlüpft durch kreisrunde Öffnungen in den Zwischenwänden. Viele Matrosen stehen und schaben noch in Eile überall im Innern den Ölfarbenanstrich ab, damit er nicht bei feindlichen Treffern ins Glimmen gerät. Auf Deck pfeift der Wind. In den Maschinenräumen glüht die öldunstige Luft. Kellerkühle unten im Dämmern der Munitionslager.

Nach dem Alphabet sind die 5 Drehtürme hintereinander von „A" ab benannt. Eng da drinnen im vordersten, dem „Ajax". Der mächtige Geschützkörper füllt ihn fast ganz. Die Matrosenartilleristen zwängen sich zwischen ihn und die Rundwände. Es wird geladen. „Granate auf!" Aus der Tiefe, durch ein paar Stockwerke, steigt im Lift der mannslange stählerne Donnerkeil empor. Eine riesige Greifzange packt ihn, stopft ihn ohne viel Federlesens in das Rohr, zentnerschwer schiebt sich das Verschlußstück dahinter, die Offiziere rechnen in Eile, Tabellen in der Hand, draußen fliegt plötzlich der Horizont vor den Luken vorbei. Aber es ist eine optische Täuschung. Der Panzerturm hat sich in dem durch elektrische Farbsignale vorgeschriebenen Winkel gedreht. Die langen Stahlschlangen gähnen schußfertig. Und wenn sie sich jetzt entladen, tut man gut, sich vorher auf die Fußspitzen zu stellen und zum Schutz des Trommelfells den Mund zu öffnen und die Finger in die Ohren zu stecken.

Das Abendgrauen senkt sich über das tausendfache, auch die Nacht durch dauernde Gehämmer der Kriegswerft, über das Geflitze der bewimpelten Motorbarkassen, die Trommel- und Trompetensignale auf den Schiffen, die Winkzeichen von Matrosenposten von Bord zu Bord. Da gleitet schattenhaft, geräuschlos, rauchlos durch Petroleumfeuerung,

etwas Schwarzes, lang und dünn wie ein Hecht, hinaus in das Dunkel. Ein Torpedoboot will sehen, was es draußen in der Nacht überm Meer gibt. Man hört auf ihm keinen Tritt. Bettmatratzen sind aus der Stadt requiriert und polstern das Deck und die Wände. Man sieht keine Laterne. Alle Lichter sind gelöscht. Unbegreiflich, wie der Kommandant in seinem Befehlsstand vorn die Richtung erkennt — unbegreiflicher noch, wie er in der Stockfinsternis auf dem Brett neben ihm die Knöpfe findet, um mit einem Fingerdruck durch elektrische Lichtzeichen seine Weisungen in das Innere des Boots zu geben. So pirscht er sich, wenn er Glück hat, draußen an den schattenhaften, hinter Schutznetzen schlummernden feindlichen Riesen heran und läßt vorsichtig, wie man einen Pudel ins Wasser setzt, den Torpedo mit seiner kleinen selbsttätigen Flügelschraube seines Weges schwimmen und hüllt sich selbst plötzlich in dickste, pechschwarze Schwaden von Schornsteindampf. „Tja — und dann", sagt er im Hafen dem Besucher, „schaue ich ja wohl, daß ich in aller S—tille klar abkomme!"

Unnahbar allen unberufenen Augen liegen in Wilhelmshaven und liegen in Kiel hinter der Vinetabrücke im Hafen der Torpedoinspektion die geheimnisvollsten Kampfmittel, von denen vielleicht das Schicksal des Weltkriegs abhängen wird. Finster bewacht in Kiel der „Acheron", ein hochragender, nachtschwarzer Schiffshulk, die Einfahrt. Man muß schon am Bug der Barkasse die Admiralsflagge mit den schwarzen Kugeln auf weißem Grund führen, um die deutschen U-Boote zu Gesicht zu bekommen. Man braucht die nur wenigen Sterblichen vergönnte Ermächtigung der höchsten Befehlsstellen der Marine, um durch den Turmschacht auf Deck in das Innere eines U-Boots zu klettern.

In dieser unterseeischen Walze ist es dann eigentlich recht hell und gemütlich. Sie ist durch Schotte in mehrere Teile geschieden. Ein Raum für den befehligenden Kapitänleutnant und den Leutnant, mit primitiver Schlafgelegenheit in einer Wandnische und am Boden, ein anstoßender Raum für die Mannschaft, hinten im Kühlen einige still harrende, mannslange, silbergraue Fische mit Kupferköpfen — die Torpedos. Eine Preßluftpumpe. An den gerundeten Wänden ein dem Laien rätselhaftes, unendliches Gewirr von Röhren, Hähnen, Flanschen. An der Decke in der Mitte das Auge des unter Wasser blinden U-Boots, das Sehrohr. Es erfordert die Kraft beider Hände, um es zu drehen. Denn in das getauchte U-Boot, dessen feinste Plattenfugen gegen den Wasserdruck der Tiefe noch durch ausgekämmtes Frauenhaar gedichtet sind, darf auch durch das perlmuttern wie Wellengeglitzer getarnte Sehrohr kein Tropfen Wasser eindringen. Aber dann sieht man, fast unheimlich dicht vor der Nase, Meeresspiegel, Himmel, Schiffe.

Kerniger, todverachtender Matrosenhumor beseelt solch eine U-Boot-Mannschaft, die Blüte der Marine, lachende Gesichter, blonde Bärte. Sie fühlen sich wohl in ihrem gefährlichen Fahrzeug. Im Innern des „U 33" sah der Verfasser einen Maat, der das Boot im Hafen seit ein paar Wochen nicht verlassen und, nach der Behauptung seiner Kameraden, in dieser Zeit 8 Pfund an Gewicht zugenommen hatte.

Die Negerrepublik Liberia, jeder Staat der Welt, kann sich heutzutage U-Boote halten, soviel er will. Artikel 191 des Vertrags

von Versailles: „Der Bau und der Erwerb von allen Unterwasserfahrzeugen, selbst zu Handelszwecken, ist Deutschland untersagt."

Zur Zeit des Kriegsausbruchs war in **Deutschland** ein Bestand von 72 U-Booten vorgesehen. Der englische Marineminister Churchill behauptet, verwendungsbereit seien nur 27 gewesen. Für **Großbritannien** rechnet er 65 U-Boote in 8 Flottillen heraus, von denen aber nur eine sich auf die hohe See hinauswagen konnte. Frankreich will 56 U-Boote besessen haben, die niemals von sich reden gemacht haben. Für alle diese Zahlen die Hand ins Feuer legen kann man nicht. Selbstverständlich band keine Großmacht dem Nachbarn Zahl und Art ihrer neuesten und geheimsten Waffe auf die Nase. Sicher ist nur, daß fast alle Unterwasserfahrzeuge — auch die deutschen — sich damals nicht sehr weit von ihrem Mutterhafen entfernen konnten.

An Großkampfschiffen war das Kräfteverhältnis zwischen Deutschland und England am Tag des Kriegsausbruchs nach den genauen Berechnungen des britischen Marineministers Churchill 28 zu 59. Zählt man aber nur die Herren der Meere, die Dreadnoughts — „Fürchtenichts", nach dem ersten Schiff dieser Klasse so genannt —, dann gestaltet sich der Vergleich an Schlachtschiffen und Schlachtkreuzern für Deutschland günstiger: 23 zu 31. Allerdings führte eine Anzahl britischer Kreuzer eine Rohrweite von 34,3 Zentimeter, die deutschen Geschütze nur 30,5 Zentimeter.

Im Bau waren in Deutschland etwa 6 Dreadnoughts, in England 13. Hier erreichten auf beiden Seiten die Kanonenschlünde schon einen Durchmesser bis zu 38 Zentimeter.

Kreuzer besaß Deutschland etwa 50, England gut das Doppelte, außerdem eine Menge veralteter Typen für den Kolonialdienst. 217 britische Zerstörer und 114 Torpedoboote gegen 144 deutsche.

Die gesamte deutsche Kriegsmarine: 953 700 Tonnen Schiffsraum mit 3513 Offizieren, 2911 Deckoffizieren, 70 922 Mannschaften. In England: 2 373 326 Tonnen mit 12 050 Offizieren, 197 147 Matrosen.

Schiffsverluste vermochte England mit seinen zahllosen Häfen und Werften viel rascher als Deutschland zu ersetzen.

Rußland hatte 16 Panzer seiner Ostseeflotte bei Kronstadt liegen, 10 Kampfschiffe bei Sebastopol eingeschlossen in der Mausefalle des Schwarzen Meeres. Gesamtkriegstonnage angeblich 862 396 Tonnen mit angeblich 24 Unterseebooten und 50 000 Mann.

Frankreich verfügte mit 2021 Offizieren und 60 134 Matrosen auf 45 schweren Panzern und andern Fahrzeugen eines Gesamtgehalts von 782 114 Tonnen über eine gewaltige Seemacht. Zu welchem Zweck, blieb den ganzen Krieg hindurch sein Geheimnis. Denn Gebrauch hat es von seiner Flotte nur ein einziges Mal

gemacht — vor den Dardanellen —, und da war sie der leidende Teil.

Österreich-Ungarns Marine, bei Pola in der Adria eingeklemmt, war naturgemäß nur klein. Etwa 15 000 Mann. Der Gefechtswert der einzelnen Schiffe so verschieden wie der der Regimenter der k. u. k. Armee. Ehrwürdige Veteranen vom Jahr 1885 und einige nagelneue Panzer. Immerhin blitzte und böllerte es den Krieg hindurch ganz tüchtig längs des Karst bis Cattaro.

Der große Holmgang auf Tod und Leben war zwischen Deutschland und England. Auf jeder Seite ein Mann weit überm Durchschnitt. Bei den Briten, schon geschildert, Winston Churchill, als Berater des Kaisers der Großadmiral Staatssekretär des Reichsmarineamts, d. h. Marineminister, Alfred v. Tirpitz.

Prinz Heinrich v. Preußen 1862—1916

Hugo v. Pohl 1855—1916

Friedrich v. Ingenohl, geb. 1857

Er besaß nicht den Oberbefehl über die Flotte. Deren Generalinspekteur war Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder des Kaisers. Admiralsstabschef war Admiral v. Pohl, Führer der Hochsee-(Schlacht-)flotte Admiral v. Ingenohl. Tirpitz war mehr. Er war, seit 17 Jahren schon in seinem Amt, der Vater der gewaltigen deutschen Kriegsflotte, ihr Erbauer und steter Mehrer.

Er stand nicht auf den Deckplanken der schwimmenden Kolosse, die er unermüdlich auf die Wellen zauberte. Der hohen See war er seit langem fern. Aus der Königin-Augusta-Straße in Berlin strahlte sein Wirken. In den Wandelgängen des Reichstags war er zu Hause, immer bedacht, zögernde Reichsboten für die Bewilligung seiner Panzer breitzuschlagen, ein Meister in der Kunst der Menschenbehandlung vom gekrönten Haupt bis zum Volksmann, stattlich in dem weiß wallenden, geteilten Neptunsbart, die treuherzigen Seemannsaugen blau und schlau.

„Ein liebenswürdiger Seebär", sagt der amerikanische Botschafter Gerard, „der mit seiner Kenntnis des Seewesens viel politische Weisheit und Weltklugheit verband."

Ein beinahe übermenschliches Ziel hatte sich „der gefürchtete v. Tirpitz" (wie Gerard schreibt) gestellt: die Erbauung der zweitgrößten Kriegsflotte der Erde ohne den fast unvermeidlichen Krieg mit England.

„Was wir erstrebten", schreibt er, „war, so stark zu sein, daß auch für die gewaltige Übermacht der englischen Flotte das Anbinden mit uns ein gewisses Wagnis bedeuten sollte. Eine gewisse Volkstümlichkeit gewann also der von uns angedeutete Risikogedanke in der Form, daß unsere Flotte nicht größer, aber auch nicht kleiner gehalten werden sollte, als nötig wäre, um auch der größten Seemacht den Angriff auf uns als ein gewagtes Unternehmen erscheinen zu lassen."

Und dem Kaiser berichtet er um 1900 im Jagdschloß Rominten, wenn dies Ziel erreicht sei, „dürfte England aus allgemein politischen Gründen vom nüchternen Standpunkt des Geschäftsmanns aus jede Neigung, uns anzugreifen, verlieren und uns ein solches Maß von Seegeltung zugestehen, daß unsere berechtigten überseeischen Interessen nicht leiden werden."

Eine „Gefahrzone", nach seinem Ausdruck, hatte Tirpitz dabei zu durchsegeln. Den Zeitraum von Jahren, in denen die deutsche Flotte im Bau, aber noch nicht kampffähig und daher im Kriegsfall eine Beute Englands war. Da half nur ständiges Lavieren und Parlamentieren. Jahr um Jahr wurde zwischen Berlin und London verhandelt und dabei wettgerüstet, und schließlich ließen es die Briten doch geschehen, daß 1914 die fertige deutsche Flotte die Ostsee beherrschte und eine Macht in der Nordsee war.

„Dieser aufrechte alte Preuße", schreibt sein britischer Kollege Churchill, „glaubte fest daran, daß das ständige Anwachsen seiner geliebten Flotte in englischen Gemütern eine immer größer werdende Kriegsfurcht erzeugen würde. Da die führenden Männer aller Parteien [in England] allmählich zu der Überzeugung kamen, daß man sich einer schweren Gefahr gegenüber befände, erübrigten sich weitere Agitationen. Man schlief aber nicht. Mit jedem Niet, den Tirpitz in seine Kriegsschiffe schlug, einte er mehr und mehr die Meinung weiter Kreise des mächtigen britischen Volkes jedes Alters und in allen Teilen des Reichs."

Schon im Frühling 1912 versammelt Churchill die ganze britische Flotte in Portland.

„Die Flaggen von einem Dutzend Admiralen", berichtet er „und 150 Wimpel von Schiffen wehten auf der Reede. Der König kam in der Königlichen Jacht und weilte vier Tage lang unter seinen Seeleuten. An einem Tage fand eine Fahrt im faustdicken Nebel statt. Die ganze Flotte fuhr zusammen, kein Schiff konnte das andere erkennen, durch heulende und brüllende Nebelsignale wurde Position gehalten. Plötzlich teilte sich der Nebel, und die lange Reihe der hintereinander fahrenden Schiffe wurde sichtbar. Sie hüllten sich in lodernde Flammen und schleuderten ihre Granaten mit ohrenbetäubender Detonation. In hohen Säulen schäumt das Wasser auf. Die Flotte kehrt zurück — drei Schlachtschiffgeschwader nebeneinander, die Kreuzer und Flottillen vorn und hinten verteilt. Zwanzig Seemeilen Fahrt. Weißer Schaum erscheint am Bug der Schiffe. Das Land kommt näher. Schon nimmt die Bucht die schnelle, gigantische Armada auf. Die fremden Offiziere, die ich bei mir an Bord und auf der Kommandobrücke habe, werden unruhig. Wir laufen noch hohe Fahrt. Noch fünf Minuten, und die Flügelschiffe müssen auf den Strand laufen. Vier Minuten. Drei Minuten. Dann endlich das Signal. Alle Anker fallen gleichzeitig, ihre Ketten rauschen durch die Klüsen, alle Maschinen schlagen zurück. Man schaut an den Linien entlang, meilenweit liegen die Schiffe ausgerichtet wie nach der Schnur. Die fremden Zuschauer atmen auf. Das waren erhebende Tage."

Noch Friedenstage. 2 Jahre darauf, in den letzten Friedenstagen, sah Tirpitz sein Werk gekrönt: der verbreiterte Kaiser-Wilhelm-Kanal verband Nord- und Ostsee, einte die deutsche Flotte zu einer Kampfkraft, die im Ernstfall nicht mehr auf die Durchfahrt durch den von den Dänen dann gesperrten Sund angewiesen war.

Große Feierlichkeiten in Kiel im Beisein des Kaisers. Eine britische Flotte als Ehrengast. Mitten in das Festbankett am Lande hinein die schwarze Kunde vom Mord in Serajewo.

Augenzeugen erzählen, daß im selben Augenblick die Engländer sich versteinerten. Nach ihren beim Aufbruch eisig-förmlichen Mienen schien ihnen an diesem Abend der Augenblick zum Krieg gegen Deutschland gekommen.

5

Die Fronten der Heimat

Daheim ist es um die Mitte August still geworden. Die letzten Feldgrauen sind fort. Auf leeren Kasernenhöfen treibt der Sommerwind sein Spiel mit Strohhalmen. Schnell scheuern die Unteroffiziersfrauen die verlassenen Mannschaftsstuben, bis in den nächsten Tagen die Ersatztruppen einrücken. Verhallt der markig-schütternde Tritt des Marsches zum Bahnhof — verklungen der tausendstimmige Gesang: „In der Heimat — da gibt's ein Wiedersehn!" Verweht das: „Die Vöglein im Walde, die sangen so wunder-wunderschön . . ."

Die Front schweigt noch. Es fehlen noch die langen, langen Verwundetenzüge. Nur der eine oder andere blessierte Krieger trifft ein, den es draußen im Vorpostengeplänkel erwischt hat, überall bewundert und bestaunt.

Als erster deutscher Offizier fiel am 2. August 1914 Leutnant Mayer vom 5. Jäger-Regiment zu Pferd bei Delle an der südelsässisch-französischen Grenze.

In den ersten Tagen nach Kriegsausbruch sind in den deutschen Städten seltsame, halb unbewußte Erinnerungen an verschollene Kriegsnöte aus Urväterzeiten aufgedämmert: Angstkäufe in Lebensmittelläden — eine dumpfe Vorahnung der noch fernen Kohlrübenzeit —, Zurückweisung von Papiergeld, als sei die Inflation späterer Jahre schon da! Die Stellvertretenden Generalkommandos, die die vollziehende Gewalt übernommen haben, greifen mit strengen Drohungen ein. Bald geht das Wirtschaftsleben, ohne Preissteigerung, seinen gewohnten Gang.

Noch ist es wohl niemandem ganz zum Bewußtsein gekommen, daß es sich nicht um einen Krieg des Volks in Waffen, sondern des ganzen Volks und aller Völker handelt und handeln wird. Nur an einzelnen Stellen wirkt schon die Notwendigkeit der Hilfe durch die Heimat. Es bildet sich die F r o n t d e r F r a u e n.

Auf den Bahnhöfen, durch die immer noch die Verschiebungen und Nachschübe der Truppen fluten, dampfen Tag und Nacht die mächtigen Kaffeekannen und türmen sich die belegten Brote zu Bergen. Die Frauen aller Stände walten da, in allen Städten und Städtchen, alt und jung. Aber vielen jungen Mädchen genügt das nicht. Der Johanniterorden, das Rote Kreuz, die katholischen Schwesternschaften stellen Hilfsschwestern und Helferinnen für draußen ein. Hinaus in die Ferne! Wer kennt sie in der Etappe nicht — die flinken Mädels, die, Verpflegung spendend, unermüdlich unter Lachen und Scherzen die endlosen Züge entlang rennen, die mit ihren hellen Stimmen das Lokomotivpfeifen, Trompeten, Kommandieren, Lärmen des feldgrauen Bahnhofsgewimmels übertönen, die in Reihen Wasser schleppen, wenn ihnen nicht hilfreiche Soldatenhände beistehen, und in ihrer frischen Jugend auch im Grauen der Lazarette nicht verzagen. Ein bißchen munter geht es manchmal späterhin zu. Krieg ist Krieg. Und Hunderte und Tausende von Schwestern sind durch eine feindliche Fliegerbombe auf dem Feld der Ehre gefallen oder haben sich am Krankenbett den Tod fürs Vaterland oder selber schwere Krankheit geholt.

Es entsteht eine zweite Heimatfront, die allmählich alles überschattet: die F r o n t d e r M u n i t i o n s a r b e i t e r.

13. August 1914

Eine Kriegsrohstoffabteilung wird im Kriegsministerium gegründet, wichtige Kriegsmetalle beschlagnahmt: Kupfer für die Führungsringe, Messing für die Kartuschen der Granaten.

Die F r o n t d e r B a u e r n entsteht — sie, von der bald Tod und Leben Deutschlands abhängen wird!

Draußen auf dem flachen Land dröhnen so bald wie möglich die Dreschmaschinen und tanzen die Flegel, um Ährengold in Brot zu wandeln. Aber es fehlt auch hier wie bei der Industrie eine vorsorglich schon im Frieden geschaffene Organisation. Es ist nichts vorbereitet. Außer Drohungen der Stellvertretenden Generalkommandos mit dem bald sprichwörtlich werdenden „Jährchen" — ein Jahr Gefängnis und 10 000 Mark Geldstrafe —. Wofür, weiß eigentlich so recht keiner der Beteiligten.

„Aus den Kreisen des praktischen Wirtschaftslebens heraus", schreibt Karl Helfferich, „war in den Jahren vor Ausbruch des Kriegs wiederholt auf diese Lücke in unserer Bereitschaft hingewiesen und u. a. die Einrichtung eines ‚wirtschaftlichen Generalstabs' zur Bearbeitung dieser organisatorischen Aufgaben verlangt worden. Es war aber nichts Durchgreifendes geschehen. Ich habe den Eindruck, daß man sich bei unsern amtlichen Stellen, denen die Bearbeitung unserer wirtschaftlichen Angelegenheiten anvertraut war, einmal über die seit Jahren über uns schwebende Kriegsgefahr ebensowenig Rechenschaft gab wie im allgemeinen in unserer öffentlichen Meinung — daß man sich ferner von den wirtschaftlichen Verhältnissen und Anforderungen eines modernen Krieges kein hinreichend greifbares Bild machen konnte, um danach organisatorische Vorbereitungen einzurichten — schließlich, daß man weder mit einem langen Kriege noch auch mit einem ausgesprochenen Wirtschaftskriege ernstlich rechnete.

Nun war der Krieg da. Und die Maßnahmen unserer Feinde, namentlich Englands, zeigten bald, daß dieser Krieg kein bloßer Krieg der bewaffneten Streitkräfte, sondern auch ein Krieg der Volkswirtschaften, ja der ganzen Volksgemeinschaften sein werde.

So entwickelte sich im Laufe des Kriegs erst allmählich der ganze Ernst der Lage und damit die Erkenntnis der ganzen Größe der zu bewältigenden Aufgabe. Unsere Kriegswirtschaft ist nicht entstanden nach einem von vornherein die Aufgabe in ihrer Gesamtheit umfassen-

den einheitlichen Plan. Sie ist allmählich herausgewachsen aus tastenden Versuchen und aus oft unzulänglichen, oft über das Ziel hinausschießenden Notmaßnahmen."

Und noch eine Front schließt sich zusammen: Mann und Frau, alt und jung, hoch und niedrig, Stadt und Land: die Front der Sparer.

Durch die Ankäufe der Heeresverwaltung bei der Mobilmachung, durch ihren fortdauernden Bedarf, sind ungezählte Millionen Mark zum Umlauf im Wirtschaftsleben gekommen. Es wird jetzt schon das geflügelte, nur allzu geflügelte und gedankenlose Wort geprägt: „Geld spielt keine Rolle!"

Aber jedenfalls: Geld ist da. Und eine stürmische Zuversicht auf Sieg, eine gläubige Opferwilligkeit erfüllt ganz Deutschland. Wer nicht sein Blut für Deutschland vergießen kann, will wenigstens sein Gut, sein Geld für das Vaterland geben.

September 1914

Unter diesen günstigen Vorzeichen kommt die erste Kriegsanleihe des Deutschen Reiches heraus. Sie wird mit einer Verzinsung von 5 v. H. zu einem Kurs von 97½ ausgegeben, der bald bis auf Pari steigt. Sie erbringt 4½ Milliarden Mark.

Zum Vergleich: Die mit 3½ Prozent Verzinsung zu einem Kurs von 95 bald nachher aufgelegte englische Kriegsanleihe von 7 Milliarden Mark wird von dem britischen Publikum nicht voll gezeichnet, so daß im letzten Augenblick die Großbanken der City einspringen müssen, und sinkt bis zum nächsten Frühjahr auf einen Kurs von 87½!

Dabei wird die deutsche Kriegsanleihe von den dazu gegründeten Kriegs-Darlehnskassen nur zu drei Vierteln, die englische von der Bank von England bis zur vollen Höhe des Ausgabekurses beliehen!

Die Front des deutschen Geistes endlich? Brauchte man sie noch zu formen? Der heilige Geist deutscher vaterländischer Begeisterung war ja vom Himmel herabgestiegen und predigte draußen mit feurigen Zungen, und mit ihm half, hoffte, betete die Heimat und rief, was an Technikern, Gelehrten, Ingenieuren, Industrieführern, Finanzmännern, Pressefachleuten, Landwirtschaftskundigen und sonstigen Sachverständigen irgend draußen entbehrlich war, zum vielfach ehrenamtlichen Dienst in dem Intellektuellenaufgebot der Heimat.

Und doch war das nicht genug. Zur Vorbereitung einer geistigen Mobilmachung der Heimat war im Frieden nichts geschehen. Es genügte nicht, daß sich der Höhenrausch dieser unvergeßlichen Tage daheim in flammenden Kriegsliedern entlud. Der Soldat hat im Feld gar keinen Sinn für Pathos. Er ist für derben Humor empfänglich und für ein bißchen Sentimentalität. Es genügten nicht die an sich so schönen jubelnden Aufzüge durch die Städte, die Fahnen aus den Fenstern, die Ansprachen und Gottesdienste. Es hätte in der Heimat eine umfassende Aufklärungs-

arbeit über Kriegsrecht, Kriegsdauer, Kriegsnotwendigkeiten, Kriegsziele einsetzen und über die neutralen Länder ausstrahlen müssen, in denen das Lügengift der Ententepresse um sich fraß. Es wurde aber während der Mobilmachung, aus Gründen der Geheimhaltung der Truppenbewegung, die Ausfuhr aller deutschen Zeitungen ins Ausland verboten. So konnte die Hexenküche von Oxford Street in London ungehindert die blödesten Ammenmärchen über die Zustände in Deutschland in die Hirne aller Völker hämmern.

„Ich stieß", schreibt der Chef der Nachrichtenabteilung (III B) des Großen Generalstabs im Krieg, Oberstleutnant Nicolai, „schon vor dem Krieg auf eine auffallende Sorglosigkeit, wenn ich zur Prüfung der Verhältnisse für den Aufbau eines Nachrichtendienstes das Ausland bereiste und dabei in erster Linie unsere auswärtigen Vertreter mit der Bitte um Unterstützung angehen mußte. Ich stieß auf eine Sorglosigkeit, die von der ernsten Auffassung des Generalstabs schon damals weit abwich. Unverkennbar, daß man vor dem Krieg den Kopf in den Sand steckte. Ein politischer Nachrichtendienst schien nicht zu existieren. So fand uns der Ausbruch des Krieges politisch nicht gerüstet."

Diese Rüstung wäre selbstredend die Aufgabe des Reichskanzlers v. Bethmann und seiner Leute gewesen. Er versagte hier wie überall, gemäß der in den leitenden Kreisen Deutschlands weitverbreiteten Auffassung, daß es Gewissenspflicht der Staatskunst sei, unter allen Umständen einen Krieg zu vermeiden.

„Die Regierung", schreibt Nicolai, „ging den Weg von Unentschlossenheit zu völliger Einflußlosigkeit und völligem Verzicht auf den uns aufgezwungenen Kampf. Die Reichsregierung legte die Geschäftsführung für Presse und Volksstimmung ausschließlich in die Hände des Auswärtigen Amts, also derjenigen Behörde, die sich am wenigsten das allgemeine Vertrauen erwarb. Das Auswärtige Amt übertrug die politische Defensive, in der wir uns von Anfang an befanden, auch auf die Volksstimmung. Ein Stehenbleiben der Volksstimmung gab es aber nicht. Ein Nachlassen mußte die Folge sein."

Daß dieses Nachlassen trotzdem bis gegen Ende des Kriegs nicht eintrat, zeugt mehr als anderes von dem Opfermut der für das Vaterland nicht streitenden, aber leidenden Helden der Heimat, auf die die Zivilbehörden nur lähmend wirkten. Während man draußen vom Heer das Übermenschliche forderte, wurden die Nerven der Heimat überängstlich verzärtelt.

Als der Verfasser, die letzten drei Kriegsjahre hindurch Mitarbeiter in der Auskunftstelle des Kriegspresseamts der Obersten Heeresleitung, die bei der Abteilung III B des Stellvertretenden Großen Generalstabs befindlichen Photographien einiger von den Russen in Memel ermordeten Greise, Frauen und Kinder veröffentlichen wollte, widersetzten sich die Berliner Verwaltungsbehörden, weil der Anblick von Leichen das Publikum beunruhigen könnte. . . . . .

Mehr noch als in Deutschland selbst hätte die deutsche Propaganda in das Ausland getragen werden müssen. Es geschah aber nichts.

„Der deutsche Kanzler“, schreibt Professor Martin Spahn, „sah keine Linie mehr vor sich. Er nahm kein Ziel wahr. Er tastete im Nebel.“

So schloß sich schon in den ersten Kriegswochen fast die gesamte Intelligenz der Welt zu einer uns feindlichen Schlachtlinie zusammen, die uns mit den dümmsten Protesten gegen „deutsche Barbarei“ bombardierte. Neutrale, die ihren ganzen Ruhm Deutschland verdankten, wie der Schweizer Maler Ferdinand Hodler, kläfften mit. Ein ganzer Mann hat sich unerschrocken zu uns bekannt:

1853—1918

„Die beiden Westmächte der Entente“, schreibt Sven Hedin, der berühmte Forschungsreisende, „tragen die Verantwortung für den großen Totentanz. Denn sie kämpfen mit Waffen zusammengeraffter Turkos und Senegalneger, Hindus und Gurkhas. Und das Ziel dieses Weltaufgebots? Die germanische Kultur soll vom Erdboden vertilgt werden! Die Träger dieser Kultur, das Volk Luthers, Goethes, Beethovens, Helmholtz' und Röntgens, werden Barbaren und Hunnen genannt und sind eine Gefahr für die Zukunft und Zivilisation der weißen Rasse. Gurkhas und Senegalneger mußten ja wohl kommen, uns vor der Verfinsterung zu bewahren!“

geb. 1865

Aber der Selbstmord Europas war schon im Gange. Wie von tausend Gewittern grollte es vom Schweizer Jura bis zur Nordsee, von der Kurischen Nehrung bis zur Donau.

E R S T E R   T E I L

1 9 1 4

6

Das „Unrecht“ an Belgien

Frankreich — das wußte unser Generalstab — machte ebenso schnell wie Deutschland, in 16 bis 18 Tagen, mobil. Rußland brauchte viele Wochen, um seine ganzen feldbraunen Heeresmassen aus dem Innern seines Kaiserreichs zweier Erdteile heranzurollen.

Deutschland stand auf der strategisch so günstigen inneren Linie zwischen Frankreich und Rußland. Es konnte seinen vollen furor teutonicus jeweils gegen einen der beiden räumlich getrennten Gegner schmettern.

Zu diesem Zweck mußte es rücksichtslos den Zeitunterschied zwischen der französischen und der russischen Mobilmachung ausnutzen und die Franzosen erledigen, ehe die Russen kamen.

Das hieß für Deutschland: schnellstes Suchen der Entscheidungsschlacht im Westen. Für Frankreich: möglichstes Hinauszögern dieser Schlacht.

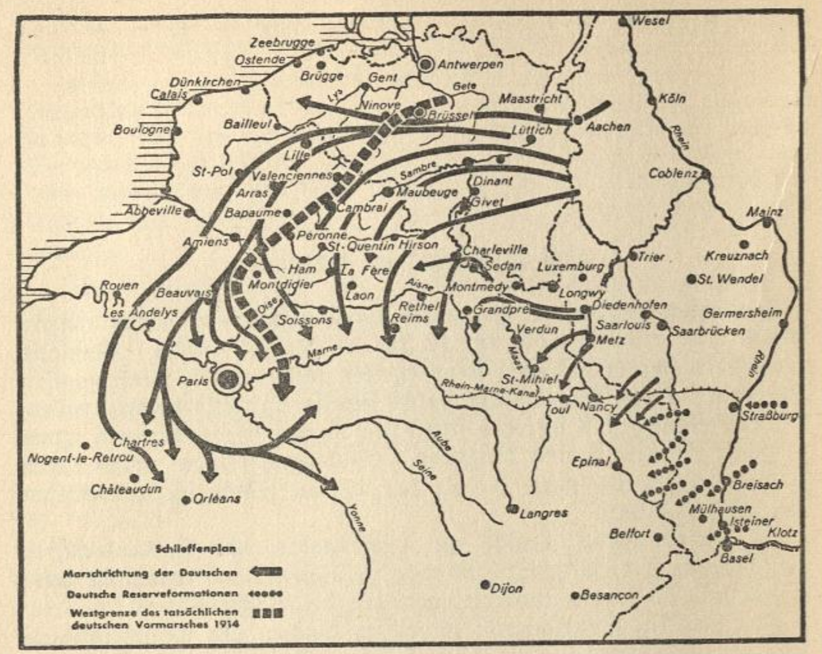
In dieser Voraussicht hatten die Franzosen seit Jahrzehnten ihre ganze Ostgrenze zwischen den mächtigen Festungseckpfeilern Verdun und Belfort in eine undurchdringliche Kette von Sperrforts verwandelt. An diesem kanonengespickten Beton und Stahl sollten sich die Deutschen die Zähne ausbeißen, bis die russische „Dampfwalze“ rollte.

Dieses 200 Kilometer lange Bollwerk mußte umgangen werden, wollte man nicht die kostbarste Zeit und den Krieg im Entstehen verlieren.

Es gab zwei Umwege: im Süden durch die Schweiz, im Norden durch Belgien.

Belgien kam nur in Frage. Der Durchmarsch durch Belgien, um kampflos hinter die französische Sperrfortfront zu gelangen, war der Schlüssel des „Schlieffenplans“, des Vermächtnisses des hochbedeutenden, vom Vertrauen der ganzen Armee getragenen Generalfeldmarschalls Grafen Alfred v. Schlieffen, der als Nachfolger des großen Moltke von 1891 bis 1905 Chef des Großen Generalstabs gewesen war. Er war seit einem Jahre tot. Aber sein Geist lebte. Nach seinem Plan sollten die deutschen Heere von Belgien aus südwestlich in breiter Front gegen Nordfrankreich einschwenken, an Paris vorbei, vielleicht sogar über Paris hinaus die

1833—1913



gesamte französische Armee von deren linkem Flügel aus zu einer gigantischen Vernichtungsschlacht, einem „Cannä“, einkesseln.

Es „ergab sich der Einmarsch der deutschen Hauptkräfte von selbst“, schreibt Ludendorff. „Jede andere Operation wäre durch die dauernde Bedrohung des deutschen rechten Heeresflügels aus Belgien gelähmt worden und hätte eine schnelle Entscheidung gegen Frankreich ausgeschlossen. Diese war aber notwendig, um der großen Gefahr des russischen Eindringens in das Herz Deutschlands rechtzeitig begegnen zu können.“

Freilich — Belgien galt als neutrales Land.

Also ließ sich der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg die Gelegenheit nicht nehmen, den schwersten politischen Fehler seiner ganzen Laufbahn zu begehen — und das will etwas heißen — und in einer feierlichen Erklärung vor aller Welt unseren Einmarsch in Belgien für ein „Unrecht“ zu erklären, das wir später wiedergutmachen würden!

„Das einzige, was an dem deutschen Durchmarsch durch Belgien von Deutschen getadelt werden sollte“, schreibt Generalleutnant v. Metzsch, „ist, daß er mit ein paar hunderttausend Mann weniger erfolgte, als möglich gewesen wäre.“

Jede vernünftige Staatskunst hätte offen vor Europa festgestellt: Belgien ist gar nicht neutral! Es ist seit Jahr und Tag ein Werkzeug der Entente zum Weltkrieg!

Schon Januar 1906 hatten geheime militärische Besprechungen und Abmachungen zwischen England, Frankreich und Belgien stattgefunden.

„Sir Henry Wilson, Leiter der Operationsabteilung im britischen Generalstab“, gesteht zynisch Captain Peter Wright von dem Obersten Kriegsrat der Alliierten, „hatte lange vor seinem Ausbruch den Kriegsschauplatz Meter für Meter mit dem Fahrrad bereist und zum Beispiel die Quartiere unserer Obersten Heeresleitung während des Rückzugs von Mons [Hauptstadt des belgischen Kohlenbeckens] im voraus bestimmt.“

„Ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu berichten“, meldet am 16. Januar 1914 Baron Guillaume, belgischer Gesandter in Paris [!] an den Minister des Äußeren Davignon in Brüssel, „daß es die Herren Poincaré, Delcassé, Millerand und ihre Freunde gewesen sind, die die nationalistische, militärische und chauvinistische Politik erfunden und befolgt haben, deren Wiedererstehen wir festgestellt haben. Darin erblicke ich die größte Gefahr, die heute den Frieden Europas bedroht.“

Und am 8. Mai 1914: „Unstreitig ist die französische Nation in diesen letzten Monaten chauvinistischer geworden. Die berufenen und sachverständigen Persönlichkeiten behaupten, sicher zu sein, das deutsche Heer mindestens lange genug im Schach halten zu können, um Rußland Zeit zu lassen, mobil zu machen und sich auf den westlichen Nachbarn zu stürzen.“

Das sind papierne Beweise. Aber es gibt andere Beweise: Beweise von sichtbarer, greifbarer, meßbarer Riesengröße.

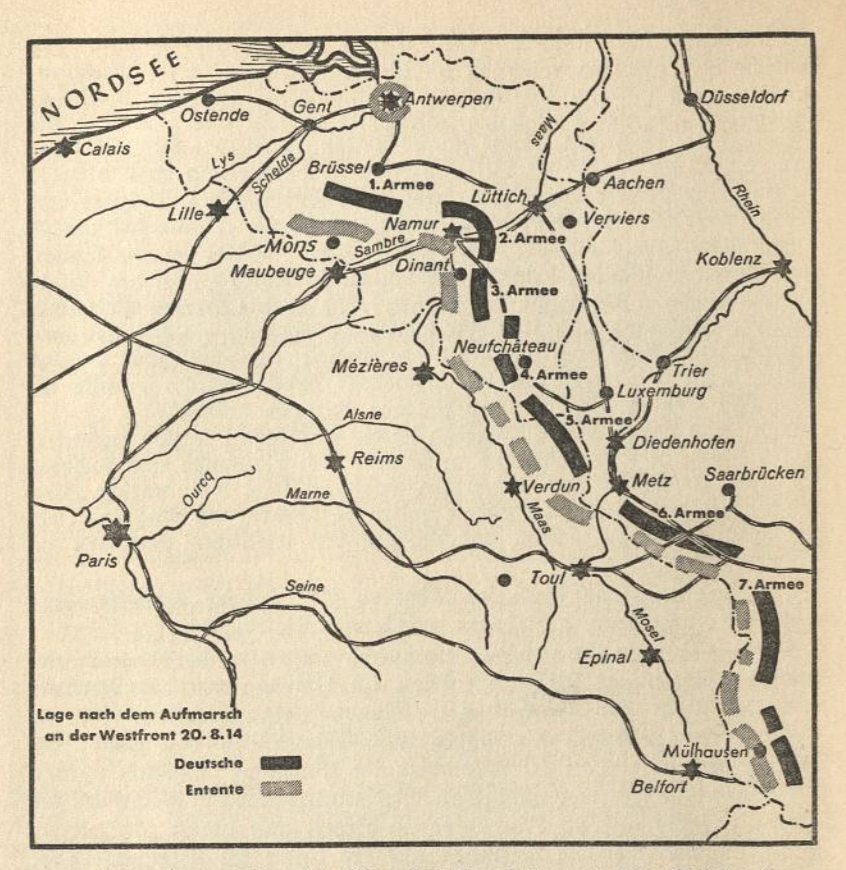
Belgien ist ein neutraler Kleinstaat. Warum verlängert der neutrale Kleinstaat Belgien mitten im Frieden die bei Verdun endende Kette der französischen Maasbefestigungen auf seinem eigenen Gebiet durch die starke Maasbefestigung Namur mit einem Fortgürtel von 40 Kilometer im Umfang? Warum weiter flußabwärts durch den mächtigen Waffenplatz Lüttich mit einem Dutzend Forts auf 50 Kilometer im Kreis, aus deren zahlreichen Stahlkuppeln schwerste Geschütze auf die kaum 40 Kilometer entfernte deutsche Grenze starren?

Warum macht der „neutrale“ Kleinstaat Belgien mit seinen 7½ Millionen Einwohnern aus Antwerpen die zweitstärkste Festung der Erde? Dutzende von Panzerforts umrahmen in einem Umfang von 88 Kilometer, mit 3000 Geschützen Kriegsarmierung, einen Versammlungsraum für eine Armee von einer halben Million — viel mehr Soldaten, als Belgien je aufbieten kann.

Als Stützpunkte für einen Aufmarsch auch gegen England und Frankreich, wie das belgische Oberkommando behauptete? „Einer ernsten militärischen Kritik“, schreibt kurz der wirklich neutrale Schweizer Oberst Karl Egli, „hält diese Darlegung nicht stand.“

Warum macht Belgien schon am 31. Juli 1914 abends Hals über Kopf mobil?

Selbst der englische Gesandte in Brüssel schien, wie der belgische Außenminister Davignon gleich darauf an die belgischen Vertreter im



Ausland drahtete, „über die Schnelligkeit, mit der wir die Mobilmachung unserer Armee beschlossen hatten, etwas erstaunt zu sein".

2. August 1914 7 Uhr abends

2 Tage darauf erbat der deutsche Gesandte in Brüssel von dem belgischen Militärkabinett die Erlaubnis zu dem friedlichen Durchmarsch der deutschen Armee durch belgisches Gebiet. Und die Antwort Belgiens?

„Der Generalsekretär brach das Schweigen", schildert ein Augenzeuge, „indem sich Baron van der Elst an den Kriegsminister wandte: ‚Nun, Herr Minister, sind wir bereit?' Neues Schweigen, kürzer als das erste, aber nicht weniger eindrucksvoll. Hierauf antwortete Herr de Broqueville sehr ruhig, sehr Meister seiner selbst, langsam sprechend und jedes Wort betonend: ‚Ja — wir sind bereit!'"

„Belgien", urteilt der gewiß neutrale Schweizer Oberst Egli, „stand am 2. August 1914 am Scheidewege. Es konnte nach seinem Ermessen wählen."

Belgien wählte aus freien Stücken den Krieg!

Nun durfte Deutschland keine Stunde verlieren! Die feldgraue deutsche Springflut brauste im Sturm über Belgiens Grenze. Durch einen **Handstreich auf Lüttich** sollte der Maasübergang so schnell wie möglich erzwungen werden!

4. August früh morgens

Nacht vom 5.—6. August

6 Stoßbrigaden Infanterie sind — noch in Friedensstärke — in höchster Eile aus ihren Garnisonen herangeschafft worden. Fünfen mißglückt's ......

Hier stirbt als erster deutscher Fürst Oberst Prinz zur Lippe mit den Worten: „Denken Sie an die Fahne!"

Und ebenso fällt an der Spitze der letzten der 6 Brigaden ihr Kommandeur. Da erscheint als Retter in der Not der Generalquartiermeister **Ludendorff**, der nur als Beobachter das Unternehmen begleitet.

geb. 1865

Erich Ludendorff, aus dem Westfälischen Infanterieregiment Nr. 57 in Wesel hervorgegangen, schon im Frieden der große „kommende Mann" des Großen Generalstabs, dazwischen nach Armeebrauch im Frontdienst bei der Marineinfanterie, bei den 8. Leibgrenadieren in Frankfurt a. d. O. und dem 61. Infanterieregiment in Thorn, bei Kriegsausbruch als Regimentskommandeur in Düsseldorf in der Front und schleunigst als Generalmajor in den Generalstab zurückversetzt.

„Unverzüglich", heißt es in der Darstellung des Generalstabs des Feldheers, „übernahm Ludendorff den Befehl über die Brigade. Im Sturm wurden die beiden ersten Kanonen, die in diesem Feldzug in deutsche Hände fielen, gewonnen. Alle Häuser spien Feuer. Es kam zu einem furchtbaren Straßen- und Häuserkampf mit all seinen Schrecknissen. Ganz vorn im heftigsten feindlichen Kugelregen rissen der Brigadekommandeur [Ludendorff] mit den Generalstabsoffizieren die vordersten Truppen in den brennenden und zusammenstürzenden Häusern immer wieder vorwärts."

Der Morgen graut. Ein Haufen von kaum 1500 Deutschen steht erschöpft, ohne Troß, Pferde und Geschütz, mit wenig Munition, ohne rückwärtige Verbindung, vor der mächtig aus den Nebeln der Maas aufdämmernden Feste Lüttich.

„Es war ein ungeheures Wagnis", schreibt der Generalstab, „mit der kleinen deutschen Truppenabteilung die Stadt nehmen zu wollen. Entschloß sich der Feind, das Häusermeer zu verteidigen, so war es sicher, daß die Brigade vernichtet würde. Am frühen Morgen fand eine Besprechung der Generale v. Emmich und Ludendorff statt. Daraufhin erhielt die Brigade den Befehl zum Einmarsch."

Gott liebt die Kühnen! Lüttich fällt!

Zunächst nur die Innenstadt. Es entsteht die in der Kriegsgeschichte unerhörte Lage, daß eine moderne Gürtelfestung von ihrem eigenen Kern heraus angegriffen wird.

Und draußen, vor den Forts, donnert schon wie das Jüngste Gericht die „Dicke Berta". Sie führt ihren kriegsmäßig derben Kosenamen zu Ehren der Erbin der Kruppschen Werke, Frau Berta Krupp von Bohlen und Halbach. Das Geschütz ist mit seinen 42 Zentimeter Rohrweite das

ungeheuerste auf Erden. Der geniale verstorbene Graf Schlieffen hat seinerzeit noch vorgesehen, daß diese schwersten Mörser und Haubitzen in vorderster Linie die Truppen ins Feld begleiten.

So riesig, wie man sich das daheim vorstellte, war die Dicke Berta mit ihrem gedrungenen Feuerschlund, den beiden Seitenwülsten, den breiten Schaufelrädern nicht. Wenn sie in ihrer grauen Leinwandhülle im Morgendämmern schattete, glich sie undeutlich etwa einem starken Elefanten.

Wie die Hüte von Pilzen stülpen sich die mächtigen Betonkuppeln der belgischen Außenwerke um und begraben unter sich die Besatzung. Die weißen Fahnen erscheinen auf den Forts von Lüttich. Die belgische Armee zieht sich nach Antwerpen zurück und wird dort von den Deutschen belagert.

16. August 1914

Der Weg über die Maas ist frei. Die Deutschen hatten feierlich angeboten, in voller Manneszucht, friedlich, bei sofortiger Barzahlung aller Heeresbedürfnisse, durch Belgien zu marschieren. Die Bevölkerung antwortete mit Flintenschüssen aus dem Hinterhalt, greuelvoller Ermordung von Verwundeten, offenem Feuerkampf großer Haufen bewaffneter Zivilisten. In der Notwehr mußten unsere Truppen ihr Leben und ihre geraden Knochen schützen! Mehr nicht! „Belgische Greuel", wie sie die große Londoner Lügenfabrik in die ganze Welt hinausposaunte, hat es niemals gegeben!

Der zu Anfang des Krieges manchmal wenig menschenkundige Amtliche Heeresbericht unterstützte unbewußt die feindliche Propaganda, wenn er die Einäscherung der ganzen Stadt Löwen am 27. August meldete, deren Einwohner einen wütenden Feuerüberfall gegen die deutschen Truppen während der Entladung der Transporte am Bahnhof verübt hatten. Der Verfasser hat Löwen bald nach der „Zerstörung" gesehen. Nur das Villenviertel um den Bahnhof und die zur Stadt führende Rue de la Station lagen naturgemäß in Trümmern. Sonst war der Schaden gering.

Der Franktireurkrieg netzte nur unnötig die belgische Erde mit Blut und Tränen. Bis Ende August war ganz Belgien außer Antwerpen und einem Streifen Westflandern, ebenso wie kampflos das kleine Luxemburg, besetzt. Im Justizpalast, hoch über Brüssel, richtete sich — 2 drohende Kanonenrohre als ultima ratio vor dem Portal — der Generalgouverneur Colmar Freiherr von der Goltz ein.

1843—1916

Man sah der gedrungenen Gestalt des schon über Siebzigjährigen mit der doppelten Brille vor den kurzsichtigen Augen den verwegenen Frontkrieger nicht an, der sich in ihm in einer bedeutsamen Mischung mit dem militärischen Gelehrten verband. Schon 1866 verwundet, 1870 ausgezeichnet, viele Jahre Reorganisator des türkischen Heeres, fuhr er am liebsten von Brüssel in die Schützengräben von Ypern, stand dort breitbeinig frei mitten im Feuer und meinte seelenruhig: „Ach — mich alten Mann trifft keine Kugel." Und wirklich erreichte fern in Bagdad, am Vorabend des Siegs, der Tod den greisen Helden auf dem Krankenbett.

An der Front im Westen aber, die seine Seele liebte, brüllten jetzt schon deutsche und französische Geschütze gegeneinander. Nach dem Durchmarsch durch Belgien hatte der eigentliche, der große Krieg begonnen.

20. August 1914

7

Nach Frankreich hinein!

In zwei durch die Festung Metz wie durch ein bewegliches Scharnier verbundene Teile schied sich das nach dem Schlieffenplan kampfbereit aufmarschierte Westheer. In eine starre Front längs der französischen Ostgrenze, in eine bewegliche Front, die etwa mit dem Schwung eines Dreschflegels sich rasch südwestlich drehend über Belgien nach Nordfrankreich zwischen Verdun und Paris hineinfegte.

Von der Wucht dieses rechten Flügels hing der Krieg ab! Das letzte Wort des sterbenden Grafen Schlieffen war ein Jahr zuvor gewesen: „Macht mir nur den rechten Flügel stark!"

3 Kavalleriekorps mit Zehntausenden von Reitern hatten die Bewegungen der deutschen Armee nebelhaft getarnt. Jetzt, in dem elektrischen Knistern von Pol zu Gegenpol, in dem sich die beiden feindlichen Heere gegenseitig anzogen, leuchtete beim Blitzen der Geschütze die Kriegsgliederung des unermeßlichen Feldgrau auf.

Um dem 20. August 1914

Am äußersten rechten, weit auf Paris ausholenden, Flügel die 1. Armee unter Generaloberst Alexander v. Kluck. Er befehligte die Wetterecke der Front! Neben ihm die 2. Armee des Generalobersten Karl v. Bülow, dem er zeitweise unterstellt war. Mit dem Führer der anschließenden 3. Armee, dem dienstälteren sächsischen Generaloberst Freiherrn Max v. Hausen, hatte sich General v. Bülow dagegen jeweils ins Benehmen zu setzen, nach den unbestimmten Weisungen des Chefs des Generalstabs v. Moltke, der sich mit der Obersten Heeresleitung viel zu weit hinter der Front, in der Heimat, in Koblenz, niedergelassen hatte. So kam von vornherein eine Unklarheit der Befehlsverhältnisse in die Front. Die Armeeführer mußten jeder einzeln die volle Verantwortung für die Kriegführung tragen und handelten jeder einzeln nach bestem Wissen, ohne daß eine starke Hand ihren widerstrebenden Willen zusammenhielt.

geb. 1846

1846—1921

1846—1922

„Der Verzicht auf die Führerrechte", schreibt der damalige Oberstleutnant Tappen, Chef der Operationsabteilung des Feldheers, „war durch die weite Entfernung von Koblenz bedingt." Aber mehr noch durch die Passivität des obersten Heeresleiters, der sich unbedingt auf Bülows Feldherrnkunst verließ.

Schon in den großen, ausdrucksvollen Augen zeichnete sich Bülows geistige Bedeutung ab. „Er zählte nach seinem militärischen Können,

der Kraft seines überragenden Willens und seiner festen Wesensart zweifellos zu den hervorragendsten und befähigtsten Führern der alten Armee", urteilt über ihn das Reichsarchivwerk. „Während des Krieges waren der Entfaltung seines operativen Könnens durch die bei seinem hohen Lebensalter natürliche Verminderung seiner Leistungsfähigkeit Schranken gesetzt. Der fast 69jährige Armeeführer verfügte nicht mehr über das Maß geistiger und körperlicher Spannkraft, das seine hohe und verantwortungsreiche Stellung erforderte."

An Bülow schloß sich, immer noch in Frankreich, die 4. Armee unter dem Herzog Albrecht von Württemberg. Die 5. Armee des Deutschen Kronprinzen Wilhelm von Preußen deckte den Angelpunkt Metz und bildete die Verbindung zu dem linken, der französischen Grenze gegenüber feststehenden Heeresflügel.

geb. 1865

Er umfaßte die 6. Armee, die Bayern, unter ihrem Kronprinzen Rupprecht, längs des Oberlaufs der Maas, und südlich davon bis in das Oberelsaß die 7. Armee des Generalobersten Josias v. Heeringen.

geb. 1869

1850—1926

Im Osten war eine schwache 8. Armee unter dem Generalobersten v. Prittwitz in Ostpreußen versammelt.

1848—1917

Mit furchtbarer Wucht schmetterten in dem letzten Augustdrittel die deutschen und die französischen Heere aufeinander. Eine seit Jahrzehnten aufgestaute kriegerische Energie entlud sich in Blitz und Donner von Flandern bis zum Schweizer Jura. Ein seltsames Spiel des Geschicks in dieser feuerspeienden, viele hundert Kilometer langen Linie von Grenzschlachten: drei von ihnen sind Doppelschlachten. Davon je eine auf belgischem, französischem und deutschem Boden.

Kriegsplan der Franzosen? Das Gesetz des Handelns war ihnen dadurch entwunden, daß wir, dank dem geglückten belgischen Maasübergang, viel schneller, als sie vermuten konnten, mit unserer feldgrauen Wetterwolke den Norden ihres Landes verdunkelten. Sie konnten nichts tun, als sich unseren Bewegungen entgegenwerfen.

Und für die deutsche Heeresleitung gab es nur noch eine Frage für diese Bewegungen: Wo landen die Engländer?

Das englische Berufsheer war nicht durch Einberufung beurlaubter Jahrgänge lang aufgehalten, durch die Kolonialkriege stets zur Einschiffung bereit. Unter dem Schlachtgesang: „Are you down-hearted?" (frei übersetzt: „Kinder — nur keine Bange!") kreuzte es den Kanal. Es konnte von Dänisch-Jütland aus den Nordostseekanal und die deutschen Kriegshäfen bedrohen. Es konnte über Holland nach unserem Kriegsindustriezentrum, dem Niederrhein, streben.

9.—12. Aug. 1914

Da plapperte zum Glück ein belgisches Käseblättchen „La Patrie" — wenig patriotisch, aber uns sehr willkommen! — das große

19. August 1914

Geheimnis aus: „Das englische Expeditionsheer ist glücklich auf französischem Boden gelandet."

Nun wußte man, wo man zu suchen hatte: vor dem deutschen äußersten rechten Flügel. Schon 2 Tage darauf prallte er in der Schlacht bei Mons mit den Briten zusammen. Deutscher Sieg auf der ganzen Linie!

21.—24. Aug. 1914

Bei den Engländern hatten die älteren Offiziere die Erfahrungen des Burenkriegs, viele von den alten Söldnern die Praxis der Kolonialexpeditionen für sich. Aber jetzt ging es in den großen Krieg und gegen Deutsche! Die Northumberland-Füsiliere und die Irischen Königsschützen merkten, daß sie nicht gegen Zulus — die Königliche Oxford- und York-Infanterie und die Waliser Kents, daß sie nicht gegen chinesische Boxer stritten. Die Regimenter Herzog von Wellington und Bedford sahen sich keinen indischen Grenzvölkern gegenüber. Das Surrey-Regiment entging mit Not der völligen Vernichtung.

26. August 1914

Bei Le Cateau setzten sich 2 Tage später die Briten wieder. Diesmal kostete es ihnen bei strömendem Regen um ein Haar Hals und Kragen.

„Haufenweise", schreibt das Reichsarchivwerk, „kamen die Engländer aus ihren Gräben und ergaben sich. Andere flohen, von Kornmandel zu Kornmandel Deckung suchend." Charakteristisch verschieden war in allen diesen Westkämpfen die Haltung der Gefangenen: die Franzosen militärisch, die Belgier bummelig, die Engländer wie hochnäsige Gentlemen.

21.—24. Aug. 1914

Die Schlacht bei Mons war die halbe Doppelschlacht in Belgien gewesen. Die andere halbe Schlacht tobte bei Namur. Nicht nur gegen die Franzosen, sondern auch gegen die wahnwitzige Zivilbevölkerung.

„Die Garde wurde aus Häusern und Gärten von Einwohnern mit rasendem Feuer überschüttet. In wildem Straßenkampf versuchte sie die Sambrebrücke zu gewinnen", schreibt das Reichsarchivwerk. Und von einer andern Division: „Ihre Vorhut sah sich in einen erbitterten Straßenkampf verwickelt, in dem jedes Haus einzeln erstürmt werden mußte, ehe der Widerstand der fanatischen Einwohnerschaft gebrochen werden konnte."

Namur selbst wird mit dem Bajonett erstürmt. An der Spitze der Seinen stirbt Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen für das Vaterland. Die Forts der Maasfeste waren schon vorher gefallen.

24. August 1914

Das Fort Malonne — als eine sargartige grasgrüne Erhöhung steil über dem tief eingeschnittenen Sambrebett gewölbt — diese schwergepanzerte, stark bestückte Talsperre, hatte der Leutnant v. der Linde mit 4 Mann vom 5. Garderegiment zu Fuß erobert und sich den Pour le mérite verdient!

„Im Gänsemarsch", so berichtet er, „näherten wir uns dem Fort. Als der Kommandant uns bemerkte, rief ich ihn an und redete ihm vor, daß ein ganzes Regiment und Artillerie draußen im Wald ständen. Der Kommandant ließ die Brücke herunter und übergab mir seinen Säbel. Neben dem Kommandanten nahm ich dann fünf Offiziere und zwanzig Mann gefangen. Die übrigen vierhundert waren schon vorher geflohen. Die Gesichter der belgischen Offiziere waren kostbar, als sie nachher unsere geringe Anzahl sahen."

22. und 23. August 1914

26. August 1914

Die zweite Doppelschlacht donnerte gleichzeitig weiter südlich auf französischer Erde bei Neufchâteau und Longwy, schon nahe an Metz, aber von den deutscherseits heiß ersehnten Maasübergängen noch einen starken Tagesmarsch entfernt. Auch hier heimtückische Überfälle der Bevölkerung. Der Feind tritt auf der ganzen Front den Rückzug an.

„Schwer die deutschen Verluste. Über den Gefilden der Schlacht", schreibt als Mitkämpfer Hauptmann v. Mutius, „verklang mit ihrem letzten Donnern das verlorene Rufen irrender, obdachloser Dorfbewohner. Durch Busch und Feld, hier, da, und allenthalben, huschten die Lichter derer, die, eine weiße Binde mit dem roten Kreuz am Arm, den Verwundeten Rettung brachten."

20.—22. Aug. 1914

Zu gleicher Zeit, noch auf deutschem Boden, die dritte Doppelschlacht, bei Saarburg und Mörchingen, genannt die Schlacht in Lothringen. Bayern und Badenser wider den Franzosen. Schlüssel der Schlacht der mächtig aufsteigende, mit Hochwald bestandene nördliche Eckpfeiler der Vogesen — der Donon. Ihn hatten die Feinde nach einem deutscherseits nicht sehr glücklich geführten Treffen schon eine Woche vorher besetzt. Er ist ihre rechte Flügelstütze. Ihn geben sie nicht her. Sie räumen ihn erst, nachdem sie nach heißen Kämpfen den Rückzug angetreten haben. Die Franzosen sind völlig geschlagen. Sie büßen an 100 Geschütze ein. Wie roter Mohn leuchten im Abendschein die roten Hosen ihrer vielen Tausende von Toten weithin über das gewellte Land.

7. August 1914

Im äußersten Süden des Reichs endlich waren die Franzosen schon früher in das Oberelsaß eingefallen und hatten sich nach wechselreichen Kämpfen in Mülhausen und weiter nordwärts festgesetzt. Unmöglich, sie dauernd aus dem Sundgau zu vertreiben! Durch die Burgundische Pforte, die Talsenke zwischen Schweizer Jura und Vogesen, spie die mächtige Feste Belfort immer neue Massen von Menschen und Geschützen in das Flachland. So blieb dieser — militärisch ganz nebensächliche — Südzipfel des Elsaß das einzige während des Kriegs vom Feind besetzte Stück deutscher Erde.

28.—30. Aug. 1914

Noch eine letzte Rückzugsschlacht der Franzosen und Engländer gegen den verfolgenden rechten deutschen Kriegsflügel auf der geschichtlichen Kampfstätte von Saint-Quentin. Heldenmut der Hannoveraner. Wilde Kampflust schwarzer afrikanischer Truppen im Dienst französischer Zivilisation. Am Nachmittag des dritten Tags gibt Generaloberst v. Bülow den Armeebefehl aus: „Der Feind ist in der dreitägigen Schlacht von Saint-Quentin auf der ganzen Front geschlagen."

Frontschlachten — das war es! Der Feind war überall mit Macht von den Deutschen zurückgedrückt worden, so wie etwa ein Stier den andern im Kampf mit den Hörnern vor sich herschiebt. Zu einer entscheidenden Einkesselung, zu dem Schlieffenschen „Cannä" war es nicht gekommen.

Bei den deutschen Heerführern und Heeren herrschte, dank dem ungestümen und unaufhaltsamen Vormarsch in Feindesland, das unbedingte Gefühl des Siegs. Man hielt die Franzosen für entnervt, den Krieg im Westen für so gut wie gewonnen.

1841—1929
25. August 1914

So lauteten auch die Meldungen der Armeen an die Oberste Heeresleitung, die ja in Koblenz, volle 300 Kilometer von den entscheidenden Stellen der Westfront entfernt, nicht das geringste aus eigener Anschauung beurteilen konnte. Daher teilte sie diesen Optimismus. Eine leitende Persönlichkeit der strategischen Kriegführung äußerte, wie der Generaladjutant des Kaisers, General v. Plessen, mitteilt: „In sechs Wochen ist die ganze Geschichte erledigt."

Vom Schimmer des Siegs vergoldet sah — nach v. Plessens Bericht — auch General v. Moltke bei seinen täglichen Vorträgen vor dem Kriegsherrn das ferne Frankreich vor sich liegen.

Nur so ist sein verhängnisvoller Entschluß zu verstehen: Er entnahm dem in vollem Vormarsch auf Paris und die Entscheidung marschierenden Westheer 2 Armeekorps — ursprünglich sogar 3 — und schickte sie nach dem Osten! Und wo nahm er sie aus der Front? Gerade aus dem rechten Flügel, von dem das Schicksal des Feldzugs abhing! Es war dem Grafen Schlieffen erspart, dies „Macht mir nur den rechten Flügel schwach!" noch zu erleben . . . . . .

Dann wieder senkten sich schwere Zweifel über den Chef des Generalstabs.

4. September 1914

„Ich fand den Generaloberst v. Moltke keineswegs in froher Siegesstimmung", berichtet Helfferich, „sondern ernst und bedrückt. Er bestätigte mir, daß unsere Vortruppen fünfzig Kilometer von Paris standen. ‚Aber' — fügte er hinzu — ‚wir haben in der Armee kaum mehr ein Pferd, das noch eine andere Gangart als Schritt gehen kann!' Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: ‚Wir wollen uns nichts vormachen! Wir haben Erfolge gehabt, aber wir haben noch nicht gesiegt! Sieg heißt Vernichtung der Widerstandskraft des Feindes. Wenn sich Millionenheere gegenüberstehen, dann hat der Sieger Gefangene! Wo sind unsere Gefangenen? Einige zwanzigtausend in der Lothringer Schlacht, da noch zehntausend und dort vielleicht noch zwanzigtausend. Auch die verhältnismäßig geringe Zahl erbeuteter Geschütze zeigt mir, daß die Franzosen sich planmäßig und in Ordnung zurückgezogen haben — das Schwerste steht uns noch bevor!'"

Wenigstens wurde jetzt das tausendköpfige Große Hauptquartier, das zu seiner Beförderung 11 Eisenbahnzüge brauchte, etwas nach vorn verlegt. Bethmann-Hollweg sträubte sich. Er wollte in der Heimat bleiben.

30. August 1914

28. August 1914

„Der Reichskanzler", schreibt Generaladjutant v. Plessen, ein Preuße von altem Schrot und Korn, „will nicht nach Luxemburg. Zieht Trier vor!"

Aber es blieb bei Luxemburg! Nur diesem Ländchen von einer Viertelmillion Seelen mitten im Weltkrieg um Gottes willen nicht auf die Hühneraugen treten! — flehte das Auswärtige Amt . . . .

Die Geschäfte der Operationsabteilung der Obersten Heeresleitung, also der Kriegführung, befanden sich in einer Mädchenschule. „Die Arbeitsbedingungen", berichtet ein Generalstäbler, „waren geradezu skandalös. Die Arbeitstische bestanden aus einigen ungehobelten Brettern auf Böcken. Beleuchtung war überhaupt nicht vorhanden. Zunächst arbeitete man bei einigen wenigen Lichtstümpfen, bis schließlich Petroleumlampen gekauft wurden. Generaloberst v. Moltke arbeitete in einem winzigen Kleiderablageraum, in dem der Platz so beschränkt war, daß man sich kaum umdrehen konnte. In dieser Kleiderablage spielten sich auch die Besprechungen der Operationen ab. Man wollte aus poli-

tischen Gründen von dem neutralen Luxemburg keine Leistungen verlangen."

„Es ist nicht sehr schön", schreibt beinahe rührend in selbstlosem Spartanertum General v. Moltke in die Heimat, „aber man muß im Felde vorliebnehmen. Es kommt ja auch nicht darauf an, ob man's ein bißchen besser oder schlechter hat."

8

Das Gesicht des Kriegs

„Der Krieg" — vor wenigen Wochen noch ein leeres Wort. Grauköpfe, die noch in Deutschland von 1870, von Turkos und Mitrailleusen, wußten.

Der Krieg . . . nicht nur der Vater, sondern der Wandler aller Dinge. Der große Widerspruch zu allem, was bisher war. Im Feld müssen sich die Augen erst an die grotesken Gegensätze gewöhnen.

„Jenes weiße Schloß", fragt sich ein Beobachter des deutschen Einmarsches im Westen, „warum lagen da innen in den Zimmern so unordentlich verkohlte Balken auf den seidenen Möbeln? Warum baute man eigentlich den Vordergiebel eines Hauses und dahinter weiter nichts als schwarzes Steingerümpel? Hatte es einen Zweck, eine verbogene eiserne Veranda verkehrt an eine Brandmauer zu hängen und darunter zu schreiben: Hotel de Familles [Familienhotel]? Was sollte der halbe Hühnerhund auf der Straße? Die vordere Hälfte? Wo war die andere? Wer hatte jetzt die Zeit gefunden, aus dem mannshohen Pappelstumpf eine schöne Fächerpalme von weißem Splitterholz zu schnitzen? Jagte denn niemand das sonderbar dicke Pferd aus dem Rosenbeet, in dem es so behaglich und still in der Sonne lag, ein Bein nach oben? Was bedeutet dies Kanapee mitten im Kartoffelacker? Die drei leeren Stühle am Kreuzweg? Waschbecken und blutbeflecktes Handtuch auf einem? Wer hat das Zweirad an den Baum gelehnt und ist weggegangen, Gott weiß wohin? Was sind das für viele kleine frische weiße Holzkreuze mit Pickelhauben und verwelktem Laubkranz mitten in zertretener Saat?"

„Welcher kirchturmlange Riese", fragt sich der Beschauer, „hat denn Reihen von Eisenbahnwagen zu einem Brei von Stahl und Holz zertreten, auf dem noch steht: ‚Défense de fumer!' [Rauchen verboten!]? Warum hat das unsichtbare Ungetüm im Weiterbummeln die Telegraphenstangen bündelweise wie Streichhölzer geknickt und die stählerne Brücke auseinandergebogen? Warum hat es im Wasser unten die vielen Autos ertränkt? Die Kette von Lories mit einem herausgerissenen Eichbaum erschlagen und liegenlassen? Wer ist nur der unsichtbare Riese, der dem Kirchturm da vorsichtig seine Stützmauern wegzog, daß die Uhr oben wie ein Vogel beinahe in freier Luft schlägt?"

Und um den Beobachter auf dem Bahnhof in Feindesland donnerte, lachte, lärmte, befahl, pfiff, sang, wirtschaftete mit tausend Zungen,

Kehlen, Händen, Beinen, qualmenden Lokomotivschloten, fauchenden Motoren, rollenden Rädern, wiehernden Pferden, brüllenden Ochsen, schrillen Signaltrillern, schmetternden Trompetenfanfaren, lief, sprang, drängte sich in grauem Gewimmel der unsichtbare Riese.

Dieser Beobachter sah den stürmenden, mit rastlosen Schlägen hämmernden Pulsschlag hinter der Front. Er sah, wie die endlosen bekränzten Züge einliefen, wie auf den Hornstoß „Geht langsam vor!" feldgraue Sturzbäche aus den Abteilen sich ergossen, Bahnsteige und Schienen weit überschwemmten. Er sah das langsame, feierliche Zurückrollen langer Reihen weißer Wagen mit dem roten Kreuz. Sah um sich immer wieder diese furchtbaren, lachenden jungen Mienen, die wild blitzenden Augen, hörte wieder den ehernen, tausendstimmigen Vollklang: „Deutschland — Deutschland über alles!" Drüben winkten die Verwundeten. Einzelne richteten sich auf und sangen mit. Ein ungeheurer Höhenrausch hob all die Menschen umher empor über Tod und Leben und Ich und Vergangenheit!

Das sind die deutschen Krieger, die da draußen in endlosen, weiß bestaubten Kolonnen über die sonneflimmernden, schweigenden Straßen Frankreichs den dumpf donnernden weißen Wolken am Horizont, der Schlacht, entgegenziehen — die jubelnd die Arme heben und winken, wenn unter „Tatü-Tata" aus den links vorausflitzenden feldgrauen Kraftwagen die scharlachroten Aufschläge der Generale leuchten. Ein Geheule der Granaten in den Lüften. Hoch am tiefblauen Sommerhimmel, wie mit der Schere ausgeschnitten, die weißen Wattebäuschchen der Schrapnells um eine summende Fliege. Die bräunlichen Leberwürste der Fesselballons still über grünen Hügeln. Rädergerumpel und Staubwolken der Artillerie. Die ersten stillen Männer am Weg. Kampf — und wieder Marsch — und Marsch und Kampf — Tag um Tag — trotz Durst und Müdigkeit immer weiter nach Frankreich hinein.

Und hinter den feldgrauen, gewehrstarrenden Heerwürmern unabsehbar, Tagemärsche lang, der Troß. Die Munitionsstaffeln. Die Proviantkolonnen. Die Fliegerlager. Die Brückentrains. Die Benzintanks. Die Hufschmieden. Die niederen weißen Zirkuszelte der Feldbäckereien. Die Pferdedepots. Die Schlachtviehherden. Die Rote-Kreuz-Flagge der Feldlazarette. Schwestern, eng gedrängt auf Leiterwagen. Stabsärzte zu Pferd. Das Gezwitscher der Trillerpfeifen der schweren Lastautos. Feldgeistliche, waffenlos, mit violetten Aufschlägen, das Kruzifix auf der Brust, in Wägelchen. Feldintendanten mit Stroh- und Heugekarre. Feldgendarmerie. Kriegsgerichtsräte. Feldapotheken. Feldpost. Das Heeresgefolge: Kriegsberichterstatter, Maler, Photographen, Armeelieferanten, Vertreter der Munitionsfabriken, einige ganz vertrauenswürdige Ausländer — unter ihnen vor allem Sven Hedin.

Und hinter dem Troß die Etappe. Die Etappen in Feindesland. Die rückwärtigen Stützpunkte der Kampffront. Kriegslazarette in Kirchen, Schulen, Rathäusern. Massenlager von Kriegsbedarf. Massenspeisungen von durchfahrenden Mannschaften. Reparaturwerkstätten. Ein ewig betriebsamer, durcheinanderkribbelnder Ameisenhaufen.

Und hinter der Etappe die rekrutenwimmelnden Kasernenhöfe und Exerzierplätze der Heimat. Jetzt ist oder wird alles einberufen, was in Deutschland Waffen tragen kann. Fast alle ehemaligen, nicht mehr dienstpflichtigen Offiziere der Armee bis zum 60., zum 70. Lebensjahre haben sich selbstverständlich zur Verfügung gestellt. Man sieht an der Front betagte Herren in Feldgrau, die das Eiserne Kreuz von 1870 und das von 1914 tragen. Wer nicht mehr kämpfen kann, wird daheim zur Ausbildung der Mannschaft, zum Brücken- und Tunnelschutz, in den Gefangenenlagern, bei den Depots verwendet. Den ehemaligen Feldwebeln, jetzt vielleicht Kassenboten an Banken, winkt auf ihre alten Tage das Leutnantspatent im Landsturm. Die besten Bildner der Jungmannschaft aber zeigen sich in den Gestalten der feldgrauen Hauptleute und Leutnants, die, den Arm noch in der Binde, oder sitzend, das verwundete Bein auf einem zweiten Stuhl, nach den Erfahrungen der allerletzten Kriegswochen in der „Schnellbleiche" in ein paar Monaten aus Siebzehnjährigen Soldaten machen.

So hängen, durch diese Staffelung von der Schützenlinie bis in die Friedensgarnisonen, von Anfang an Heer und Heimat eng zusammen. Und wenn die Heimat nicht wüßte, daß Krieg ist: die täglichen, die langen Züge mit dem roten Kreuz, die langen Reihen von Tragbahren mit stillen Gestalten würden es ihr zeigen.

Hier, in der Verwundetenfürsorge, ist daheim in Deutschland alles vorbildlich geregelt. Die Schulgebäude sind, soweit nötig, beschlagnahmt. Fast alle Ärzte tragen Feldgrau mit dem Äskulapstab auf der Schulter. Das Publikum strömt mit Zigarren, Blumen, Büchern, Zeitungen, Schokolade in die Lazarette. Überall tun die Frauen ihre Pflicht.

„Die deutschen Frauen", berichtet selbst der gegen Deutschland mißgünstige amerikanische Botschafter in Berlin, Gerard, seinen Landsleuten, „zeigten im Kriege bemerkenswerte Eigenschaften. Sie halfen beim Roten Kreuz und rüsteten alles, was man in den Spitälern an Verbandsstoff und anderem brauchte. Auf den Bahnhöfen der großen Städte besorgten Rotkreuzdamen für die Soldaten warme Mahlzeiten. Hier fanden sich auch Damen, die genügend geschult waren, um Leichtverwundeten die Verbände zu ändern. Frau v. Ihne gründete in der Bellevuestraße in Berlin ein Heim für erblindete Soldaten. Deutsche Frauen, welche Landhäuser besaßen, gaben sie her zur Pflege erholungsbedürftiger Verwundeter. Manche deutsche Frauen aus den höchsten Gesellschaftskreisen errichteten aus eigenen Mitteln allerhand Wohltätigkeitsanstalten und schienen sie mit Erfolg zu führen."

Geistige Brücken überspannten von vornherein die gähnende Kluft zwischen dem Frieden der Heimat und dem Krieg draußen.

Der tägliche Heeresbericht. Er stammte, knapp und sachlich, aus der Feder des Generalquartiermeisters Hermann v. Stein.

1854—1927

Seine Verbreitung in der Heimat war völlig ungenügend. Er hing windzerzaust und regennaß abends an einer dunklen Ecke des Postamts, wo man ihn nur mühsam beim Flackern eines Streichholzes entziffern konnte, oder klebte, klein und unansehnlich, an einer Anschlag-

säule. Im übrigen war die Öffentlichkeit auf Zeitungen und Extrablätter angewiesen.

Dann die Feldpost.

Gleich zu Kriegsbeginn war ein Heer von Postbeamten mit ins Feld gezogen. Bei den Feldgrauen hießen sie wegen ihrer etwas prunkenden Uniform die Postgeneräle. Aber sie taten vollauf ihre Pflicht. Anfangs, im Bewegungskrieg, hatten sie es schwer. Wenn da, zum Zweck der militärischen Geheimhaltung bei Truppenumgruppierung, Postsperre angeordnet war, dann häuften sich die Sendungen da draußen buchstäblich haushoch. Später, in der Erstarrung des Schützengrabenkriegs, lief die Verbindung aus dem Unterstand in die Gute Stube daheim wie am Schnürchen.

Die Liebesgaben.

Wer hatte keine Lieben im Feld? Oder Millionen, denen er sich Dank schuldig wußte? An Mann und Sohn und Bruder wie an den „unbekannten Soldaten", gingen sie hinaus — diese vorsorglich verpackten Spenden an warmen Wollsachen, selbstgestrickten Strümpfen, Konserven. Man legte eine Postkarte mit der eigenen Adresse bei. Dann kam oft nach Monaten, von irgendeiner Stelle des ungeheuren Kriegstheaters, der Dank eines Feldgrauen. Gegen Ende des Kriegs verkehrten sich die Dinge ins Gegenteil. Da schickten die Krieger der hungernden Heimat Butter aus Flandern und Kurland, Zucker und Tee aus der Ukraine.

Die letzte und große Brücke: der Heimaturlaub.

Bei guter Führung so oft und so lange bewilligt, als es die Kriegslage eben gestattete. Bei Weib und Kind, im Kreis seiner Nächsten, atmete der Feldgraue auf. Das Draußen erschien ihm wie ein furchtbarer und gewaltiger Traum. Aber von Fernerstehenden trennte ihn oft dies ungeheure Erlebnis des Kriegs. Er selbst sprach nur ungern, wenn möglich gar nicht, vom Krieg. Aber er fühlte auch oft das ihm zu sorglos erscheinende Heimatleben nicht mit. Er begriff nicht, daß man in Berlin noch an einem „Theater der Zehntausend" baute, neue Kaffeehäuser errichtete, große Sängerfeste in den Städten veranstaltete, im Frühjahr mit Juchu und Bergstock in Sonderzügen ins Gebirge reiste. Er zog sich in sich zurück. Der Grund lag nicht in ihm und nicht in den andern, sondern in der falschen oder fehlenden Führung der Geister daheim durch die, die dazu berufen gewesen wären. Es hätte von Anfang an ganz anders kriegerisch der Teufel an die Wand gemalt werden müssen, die Menschen guten Willens — und das waren fast alle — schonungslos über den Ernst der Lage aufgeklärt und aufgemuntert, den Miesmachern das Maul verboten, die paar — nachher in die Schweiz geflüchteten — Defaitisten (Wegmacher der Niederlage) eingesperrt oder besser noch erschossen. Außerdem, wo es am Platz war, auch einmal loben und belohnen, statt des ewigen Verbietens und Strafens vom grünen Tisch, das namentlich die Bauern ganz kopfscheu machte.

Und die größte, die dauernde Brücke zwischen Heer und Heimat — von der Mobilmachung bis zum Kriegsende ohne viel Federlesens und Aktenkram gestattet: die Kriegstrauung. Viel junge Liebe — manchmal auch ein bißchen Leichtsinn — viel Freude in schweren Tagen — viel Leid.

Denn da kommt eines Tages ein Feldpostbrief zurück, und hinten hat eine fremde Hand darauf vermerkt „Gefallen auf dem Feld der Ehre", und der Hauptmann schreibt aus dem Biwak einen Trostbrief, oder ein Kamerad überbringt die letzten Grüße des Toten.

Und der Anzeigenteil der Zeitungen füllt sich mit den schwarzen Trauerrahmen um das Eiserne Kreuz und die Todesnachricht, bei der oft Charge und Truppenteil weggelassen werden muß, um dem Feind keinen Anhaltspunkt zu geben. Denn Deutschland wimmelt von Spionen, meist Angehörigen neutraler Mächte.

Und die ersten langen, eng gedruckten Verlustlisten erscheinen. Frauen gehen in schwarzen Trauerschleiern. Da und dort hängen schwarze Flore zwischen dem Bunt der Siegesfahnen. Langsam legt sich der furchtbare Ernst des Kriegs über die Heimat.

Sie kennt ihn nicht. Gott sei Dank! Der Krieg ist fern. Ab und zu feindliche Flieger seine einzigen Boten, namentlich in Südwestdeutschland aus dem Wetterwinkel von Belfort heraus. Von dort streifen sie durch die Rheinebene und suchen die Luftschiffhallen in Friedrichshafen und in Oos bei Baden-Baden und die Brücke von Germersheim, und selbst in den Häusern um den Stuttgarter Zentralbahnhof wandern die Bewohner nächtens in den Keller. Der Eisenbahnknotenpunkt Frankfurt am Main, die strategischen Brücken von Mainz, Koblenz, Köln sind durch die Flak — die in die Höhe drehbaren Flugabwehrkanonen — geschützt. Nur die Zeppelinhalle in Düsseldorf hat ein englischer Flieger schon gleich zu Anfang August zerstört, auf die Spur gebracht durch unverantwortliches Kannegießern auf der Hohen Straße in Köln.

Aber das liegt alles in der Luft. Deutscher Boden ist — mit Ausnahme Mülhausens — frei. Da leuchtet es blutig im Osten auf. Ein Aufschrei aus Ostpreußen: die Kosaken kommen!

9

Tannenberg!

Mit Feuer und Schwert fiel der Moskowiter in Ostpreußen ein. Ein großer Teil der russischen Truppen — vereinzelt sogar der Kosaken — hielt unter der scharfen Fuchtel ihrer Offiziere gute Manneszucht. Um so greulicher wüteten — namentlich auf dem Rückzug — andere, besonders aus dem Osten und von jenseits des Ural stammende Horden.

Alle Förster wurden nach einer Verfügung des russischen VI. Armeekorps „grundsätzlich ohne weiteres erschossen", 40 Bewohner des

Dorfes Abschwangen, 20 des Dorfes Santoppen, weil sie eine Kirchenglocke geläutet hatten, mit Pulver und Blei hingerichtet. „Zahlreich", heißt es in amtlichen Quellen, „sind die Fälle, wo man in den angezündeten Häusern absichtlich Menschen mitverbrannt hat. Fast allgemein wurde jeder, der auf dem Fahrrad betroffen wurde, kurzerhand getötet."

Die russische „Aufklärungsarbeit" bestand in der Niederbrennung von etwa 17 000 Gütern und Gehöften. Dabei wurden, nach dem Aktenmaterial des Preußischen Landtags, „die Bewohner ganzer Ortschaften ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, einschließlich der Greisinnen und Säuglinge, in rücksichts- und sinnloser Weise verschleppt. Viele Verschleppte, die auf der eiligen Flucht nicht weiter mitgeführt werden konnten, wurden dann einfach erschossen. Im übrigen ging das Bestreben der Russen dahin, alles zu vernichten." Ganze Städte, wie Gerdauen, waren nur noch ein totenstilles, rauchgeschwärztes Pompeji.

August—September 1914

Zahlen — furchtbare Zahlen — aus den „Ostpreußischen Kriegsheften": In den 4 Wochen des ersten Russeneinfalls wurden von den asiatischen Horden 1620 Zivilpersonen ermordet, 433 verwundet, gegen 10 000 verschleppt. Mehr als 800 000 Menschen flohen von Haus und Hof, sie flüchteten als eine Völkerwanderung, die manchmal sogar die Straßen für die Truppenbewegungen sperrte, zum Teil bis über die Weichsel. Mehr als 100 000 Familien verloren ihre ganze Habe. Denn auf allen Kornböden, Stallfirsten, Hausdächern saß der russische rote Hahn.

Und in Koblenz der Reichskanzler, in Berlin das Auswärtige Amt? Ließ es nicht einen Schrei des Entsetzens durch die von „belgischen Greueln" erfüllte Welt gehen? Klagte es nicht bei allen Neutralen dieser Erde die vertierten Mordbrenner des Zaren an? Setzte es nicht der Lüge von den deutschen Hunnen die Wahrheit von den wirklichen Hunnen entgegen?

Es geschah nichts. Die Wilhelmstraße verharrte in „diplomatischer" Leisetreterei. Selbst die Heimat erfuhr viel zuwenig von den Greueln.

Unsere Generale der 8. Armee in Ostpreußen aber, die trieb es unaufhaltsam, dem zögernden Oberkommando aus der Hand, dem Feind entgegen, bis an die flammende Ostgrenze, bis Stallupönen und Gumbinnen, um den Osten vor Flammen zu bewahren. Die Russen hatten, nur bei diesem ersten Zusammentreffen, die Erfahrungen ihres Kriegs in der Mandschurei für sich.

19.—20. Aug. 1914

Schwer und verlustreich die Schlacht bei G u m b i n n e n, aber der Sieg über die Njemenarmee des Zaren für den nächsten Tag in Aussicht — da blies der Oberbefehlshaber zum Rückzug.

Nur nicht, in den Kampf gegen diese russische Ostarmee verwickelt, durch die zweite russische, aus Polen vordringende Südarmee von der Weichsel abgeschnitten werden — das war die strategische Sorge des G e n e r a l o b e r s t e n v. P r i t t w i tz. Seine Gedanken kamen von der Weichsel nicht los. Er glaubte das unglückliche Ostpreußen opfern zu müssen.

14. August 1914

„Wenn die Russen kommen, nur keine Defensive, sondern Offensive, Offensive, Offensive!" hatte ihm v. Moltke schreiben lassen. Statt dessen sah General v. Prittwitz im Geist die Russen schon in Westpreußen, auf dem Weg nach Berlin! „Wie soll ich mit der Handvoll Truppen [er hatte, allerdings noch immer in starker Minderzahl gegenüber den Russen, 200 000 Mann] die Weichsel halten?" telephonierte er dem Chef des Generalstabs, „sie kann ja überall durchwatet werden."

Die Führung versagte . . . . Es blieb keine Wahl: Generaloberst v. Prittwitz, der sich inzwischen entschlossen hatte, „unter Umständen" doch den Russen standzuhalten, mußte durch eine rücksichtslose, kriegsbewährte Kraft ersetzt werden. L u d e n d o r f f wurde im Kraftwagen von der belgischen Front zu der Obersten Heeresleitung in Koblenz geholt. In einer Viertelstunde saß er im Auto, erreichte das Große Hauptquartier, meldete sich bei Moltke, der ihm „abgespannt erschien" und die Worte seines Briefes bestätigte: „Sie können mit Ihrer Energie noch das Schlimmste abwenden", fuhr im Sonderzug weiter, der in tiefer Nacht in Hannover hielt.

22. Aug. 1914 9 Uhr vorm.

22. Aug. 1914 6 Uhr abends

22. Aug. 1914 9 Uhr abends

23. Aug. 1914
4 Uhr morg.

22. Aug. 1914
3 Uhr nachm.

geb. in Posen
2. Okt. 1847

Dort schon harrend, in seiner riesenhaften Erscheinung, auf dem einsamen, halbdunklen Bahnhof der inzwischen drahtlich ernannte Führer der 8. Armee, der General der Infanterie im Ruhestand Paul von Beneckendorff und von Hindenburg, der Retter Ostpreußens, der Retter des Reichs.

„Ich habe untätig in Hannover gesessen", erzählt er auf der Fahrt zum Kriegsschauplatz der Gattin des Generals Ludendorff, „und die Kämpfe und Siege im Westen mit Genugtuung verfolgt. Dagegen machte mir die Lage im Osten die größte Sorge, der Vormarsch der Russen beunruhigte mich aufs äußerste. Ich konnte die Zeit kaum erwarten, wo ich dabeisein, wo ich dem Vaterland meine Dienste widmen könnte. Ich kam von dem Gedanken nicht los: Dabeisein, mittun, helfen. Und schneller als ich erwartet hatte gingen meine Wünsche und Hoffnungen in Erfüllung. Meine Einberufung fand mich völlig unvorbereitet."

Nun fuhr der große Mann dem großen Krieg entgegen, der durch ihn erst seine volle, ungeheuerliche Größe gewinnen sollte — dem er vor fast einem halben Jahrhundert zuerst ins Auge geschaut.

3. Juli 1866

„In der Schlacht bei Königgrätz", schreibt v. Hindenburg aus seiner fernen Leutnantszeit im 3. Garderegiment zu Fuß, „stieß ich plötzlich auf eine österreichische Batterie, die uns eine Kartätschenlage entgegenschleuderte. Von einer Kugel gestreift, brach ich für kurze Zeit bewußtlos zusammen. Als ich mich wieder aufraffte, drangen wir in die Batterie ein. Fünf Geschütze waren unser. Das war ein stolzes Gefühl, als ich hoch aufatmend, aus leichter Kopfwunde blutend, unter meinen eroberten Kanonen stand."

18. August 1870

„Mein Kommandeur reitet mit mir vor", berichtet er aus seiner Jugendzeit von dem heldenmütigen Sturm der Garde auf Saint-Privat in der Schlacht bei Gravelotte. „Ein ununterbrochener Feuerorkan fegt über das ganze Feld. Hinter den wie ein Hagelwetter vorstürmenden Massen bedeckt sich das Gelände mit Toten und Verwundeten, aber die brave Truppe drängt unaufhaltsam vorwärts. Es ist ein unbeschreiblich ergreifender Anblick, als sich bei sinkender Abendsonne unsere vordersten Kampflinien zum letzten Vorbrechen erheben. Der eherne Entschluß zum Erfolg, ein heiliger Kampfesgrimm drängt nach vorwärts. Das Bollwerk des Gegners stürzt bei Einbruch der Dunkelheit. Ein ungeheurer Jubel bemächtigt sich unser."

Dann die langen Jahrzehnte des Friedens: Hauptmann im 58. Infanterieregiment, Major im Großen Generalstab und Kriegsministerium, Kommandeur des Oldenburgischen Infanterieregiments Nr. 91, Generalstabschef des VIII. Armeekorps in Koblenz, an der Spitze der 28. Division in Karlsruhe, dann 8¾ Jahre lang Kommandierender General des IV. Armeekorps in Magdeburg.

1903—1911

3 Jahre vor dem Krieg hatte Paul v. Hindenburg seinen Abschied erbeten und sich nach Hannover zurückgezogen. Den General Ludendorff, der sein Generalstabschef werden sollte, kannte er bisher persönlich nicht. Jetzt erst begann die Zusammenarbeit,

von der er schreibt: „Ich selbst habe mein Verhältnis zu General Ludendorff oft als das einer glücklichen Ehe bezeichnet."

23. August
1914, nachm.

Nach zwölfstündiger Fahrt erreichen die beiden Feldherren — der 67- und der 49jährige, ihr Hauptquartier Marienburg. Gleich darauf durchzucken wie elektrische Schläge die ersten Befehle die ohne Schuld durcheinandergeratene, schwer bedrohte Front.

„Nicht mit einfachem Sieg", notiert sich in diesen Schicksalsstunden Hindenburg, „sondern mit Vernichtung müssen wir Samsonow [die russische südliche Narewarmee] treffen. Denn nur dadurch bekommen wir freie Hand gegen Rennenkampf [die russische östliche Njemenarmee]. Also ganzes Handeln! Dazu muß alles heran! Wir müssen es wagen! Hoffentlich gelingt es uns, Rennenkampf zu täuschen."

So, daß der Russischbalte Rennenkampf dem eben erst aus Turkestan eingetroffenen Samsonow nicht zu Hilfe kommt! Ein Gedanke von genialer Kühnheit und hellseherischer Kenntnis der zögernden russischen Seele.

„Der Entschluß zur Schlacht", schreibt Ludendorff, „baute sich auf der Ansicht über die Schwerfälligkeit der russischen Führung auf, er war aber doch von ungeheurer Schwere." Während der ganzen Schlacht „stand Rennenkampfs gewaltige Armee wie eine drohende Gewitterwolke im Nordosten. Er brauchte nur anzutreten, und wir waren geschlagen. Alle Männer, die Führermaßnahmen kritisieren, sollten erst Kriegsgeschichte lernen. Ich möchte ihnen wünschen, einmal selbst eine Schlacht leiten zu müssen. Sie würden vor der Größe der Aufgabe erschrecken und — bescheidener werden!"

Also alles, was kämpfen konnte, heran — in Eilmärschen, sogar mit der Bahn über Königsberg—Preußisch-Eylau, nach dem äußersten Süden Ostpreußens, wo vorläufig, östlich von Tannenberg, ein einziges Armeekorps, nach Ludendorffs Worten als „umbrandeter Fels", wider die russische Narewarmee stand, mit dem Befehl, „sich in seiner Stellung bis zum letzten Mann zu halten".

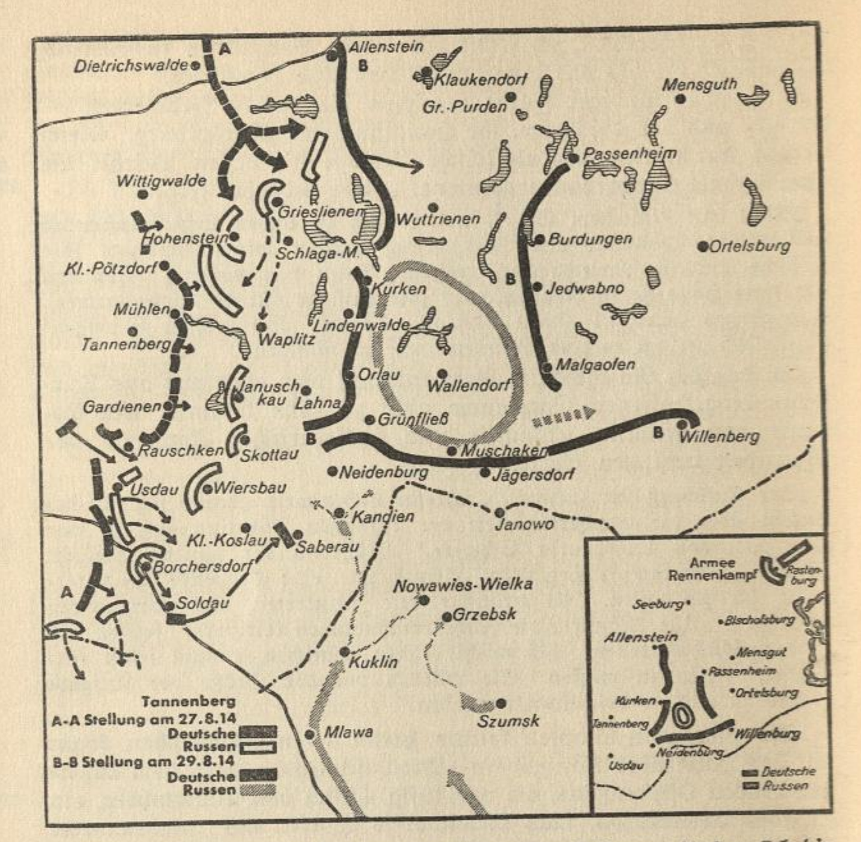
28.—31. Aug.
1914

In geisterhafter Schnelligkeit, in ungeheuren Märschen, rückt es inzwischen von Nordosten, von Norden, nun schon von Westen, bald rings den Russen umklammernd, feldgrau, zur Schlacht von Tannenberg heran. Die Truppen leisten das Unmögliche, sie marschieren 50, sie marschieren 65 Kilometer in 24 Stunden.

Hie Gottes Zorn und Hindenburg! Den Russen war es schon bei Beginn des Kampfs nicht geheuer. Ihr Generalstabschef sprach zu dem anwesenden englischen Militärattaché von „einem bösen Abenteuer".

29. August
1914, abends

Und es kam mehr als abenteuerlich. Nach 4 schweren, krisenreichen Kampftagen konnte Ludendorff der Obersten Heeresleitung telephonieren: „Die Schlacht ist gewonnen." Aber es wurde mehr als ein Sieg. 24 Stunden später war der feuerspeiende feldgraue Ring um die Russen geschlossen.



„Wie gehetztes Wild", lautet die amtliche Darstellung, „stießen sich die Massen auch an kleinen deutschen Abteilungen ab und bogen immer wieder ostwärts aus, bis sie schließlich ohne Munition und ohne Verpflegung, führerlos und völlig erschöpft, an der Möglichkeit des Entkommens verzweifelten. Die Narewarmee war zum größten Teil vernichtet."

Von 200 000 Russen, die gegen 150 000 Deutsche gefochten hatten, entkam kaum ein Viertel. An die Hälfte des Heeres war gefangen. Ein Viertel gefallen. Der Rest zersprengt. 350 Geschütze genommen. Phantastisch einzelne Zahlen: einem einzigen deutschen Infanteriebataillon ergaben sich 17 000 Russen mit 10 Generalen und 30 Kanonen.

Die deutschen Verluste in der acht Tage dauernden Schlacht? Auch da die glorreiche Führung: kaum ein Zehntel derer des Feindes. Etwa 12 000 Mann an Toten und Verwundeten. Im Wald von Willenberg tönte am letzten Schlachttag ein Pistolenschuß: der Oberbefehlshaber der Russen, General Samsonow, gab sich selber den Tod.

„Nun lagen die Divisionen in den Biwaks, und das Dankeslied der Schlacht von Leuthen schallte aus ihrer Mitte", schreibt Hindenburg.

„In Allenstein betrat ich die Kirche während des Gottesdienstes. Als der Geistliche das Schlußgebet sprach, sanken alle Anwesenden, junge Soldaten und alte Landstürmer, unter dem gewaltigen Eindruck des Erlebten auf die Knie. Ein würdiger Abschluß ihrer Heldentaten."

Und ebenso Ludendorff: „In der protestantischen Kirche zu Allenstein sagten der General v. Hindenburg und ich Gott dem Allmächtigen tiefbewegt Dank. Ich konnte mich des gewaltigen Siegs nicht aus vollem Herzen freuen. Die Nervenbelastung durch Rennenkampfs Armee war zu groß gewesen."

R e n n e n k a m p f hatte wirklich den Deutschen den erhofften Gefallen getan und nicht in die Schlacht bei Tannenberg eingegriffen! Er war inzwischen auf russische Art — immer langsam voran — gegen Königsberg vorgerückt, wo er die deutsche Hauptmacht wähnte. Nach dem Menetekel von Tannenberg zog er die Fühlhörner wieder ein und baute sich weiter rückwärts längs des Flüßchens Deime und der Alle von der Kurischen Nehrung bis zu den Masurischen Seen auf.

Seen — nicht Sümpfe! „Sumpf ist Trumpf!" jubelte es damals in Deutschland. Nein: Vom Mauer- bis zum Spirdingsee dehnt sich eine Kette mächtiger klarer Wasserspiegel, von Wald umkränzt, in einem schwermütigen landschaftlichen Reiz. Durch die Landengen dieses schwierigen, den Deutschen genau bekannten Geländes krallt sich Hindenburg in sofortiger neuer S c h l a c h t a n d e n M a s u r i s c h e n S e e n dem zweiten Gegner, der Rennenkampfschen Njemenarmee des Ostens, in die linke Flanke.

7.—15. September 1914

Die beiden dem deutschen rechten Heeresflügel zu früh im Westen entnommenen Armeekorps sind inzwischen, zu spät, im Osten angekommen und verstärken dort die deutsche Front.

Aber Rennenkampf hatte bei Kriegsausbruch seinen deutschen Namen in einen russischen umtaufen lassen, der in der Übersetzung etwa lautete: „Der Mann, der läuft." Er machte seinem neuen Namen Ehre. Er konzentrierte sich, ohne ein neues Tannenberg abzuwarten, in Eile rückwärts und zog eben noch den Kopf aus der Schlinge. Aber mit 70 000 Toten und Verwundeten und 45 000 Gefangenen — bei den Deutschen unter Hindenburgs Führung im ganzen 9000 Mann! — mußte er doch die Rettung der Reste seiner Armee zahlen. In wirren Haufen wälzten sich die Trümmer Asiens und Halbasiens über die Grenze und weiter über den Njemen nach Rußland zurück.

Der — zu Anfang des Krieges weit überschätzte — russische Heerführer, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, drahtete dem Zaren: „Ich bekenne offen, daß ich nicht verstanden habe, die Ausführung meiner Anordnungen durchzusetzen, daher lege ich mein schuldiges Haupt Eurer Majestät zu Füßen."

Vorläufig war das nur eine Redensart. Noch war das Maß des Kriegshetzers und Menschenschlächters nicht voll.

Durch ganz Ostpreußen aber läuteten die Glocken und falteten sich die Hände und stieg es zum Himmel auf: Nun danket alle Gott! Und ungeheuer durch ganz Deutschland der moralische Eindruck des gewaltigen Siegs. Er stärkte die Hoffnung auf die Zukunft. Er lenkte das Vertrauen des deutschen Volks auf den Sieger von Tannenberg, auf Paul v. Hindenburg.

10

Alle bösen Geister

Auf den Katalaunischen Feldern tobte nach der Sage über den Leichen der Walstatt in den Lüften der Kampf der Geister. Auch der Weltkrieg war zum größten Teil ein Kampf der Geister.

Wir haben es leider versäumt, bei uns alle guten Geister aufzubieten. Um so mehr der Feind die bösen.

Die höchste sittliche Macht, die sonst die Menschheit eint — die christliche Kirche — sah hilflos auf die Völkerdämmerung. Denn sie war ja in allen Lagern. Überall auf Erden kämpften evangelische, katholische, orthodoxe Christen widereinander, mit ihnen Moslim gegen Moslim, Israeliten gegen Israeliten. Von allen Kathedralen, Moscheen, Synagogen, Pagoden stiegen die Gebete um Sieg zu dem Ewigen Wesen empor.

20. August 1914

3. September 1914

Gleich zu Beginn des Weltkriegs hatte der fast 80jährige Papst Pius X. tieferschüttert die Augen geschlossen, ehe sie Europa in Blut und Flammen sehen mußten. Sein schon im Kanonendonner gewählter Nachfolger auf dem Heiligen Stuhl zwischen den kämpfenden Kolossen der Großmächte, Benedikt XV., trat ein schweres Erbe an. Er wahrte strengste Neutralität. Zum Vermitteln war seine Zeit noch nicht gekommen.

14. November 1914

Für die mohammedanische Welt verkündete der Scheich ul Islam in Stambul den „Heiligen Krieg" — die Entrollung der grünen Fahne des Propheten gegen die Bedrücker von 118 Millionen Allahgläubigen in Afrika und Asien — gegen Frankreich, Rußland, England. Aber das eigentliche geistige Haupt des Islam, der unmittelbare Nachkomme Mohammeds, der Großscherif von Mekka, stand schon im Bund mit den Briten, die ihn zum Lohn zwei Jahre später zum König des Hedschas machten.

1919

Und ebenso winkte dem orthodoxen Judentum der ganzen Erde durch die Entente nach den Worten des englischen Staatsmannes Balfour in Jerusalem ein neues nationales Heim für das jüdische Volk, das dann als der Völkerbundsmandatstaat Palästina nach dem Krieg entstand. Was auf der weiten Welt alttestamentarisch oder zionistisch gesinnt war, vom Karaim in Moskau bis zu dem Wunderrabbi in Galizien, lebte im Geist auf seiten Englands und Frankreichs. Dort in Paris auch der Sitz der mächtigen Alliance Israélite Universelle (Jüdische Weltgemeinschaft), angeblich nur ein Wohltätigkeitsinstitut, aber von Einfluß auf Presse, Börse, Politik überall auf der Erde, und, ihr nicht allzu fernstehend, die Freimaurerloge Großorient von Frankreich.

Das große geistige Band von Kunst und Wissenschaft in ganz Europa zerrissen. Die Gelehrten der Mittelmächte aus den Akademien der Gegner ausgestoßen. Kampf! Kampf der Hirne wie der Hände, Kampf um die Seelen der Menschen! Kampf, das eigene Volk zu stärken! Kampf, die Neutralen zu gewinnen! Kampf, die Gegner zu entmutigen! Kein Krieg ohne Vorbereitung! Keine geistige Mobilmachung ohne vorhergegangene Friedensarbeit! Was war dafür in Deutschland geschehen?

In Deutschland selbst genug durch nationale Kraft- und Mahnzentren: den Alldeutschen Verband, den Flottenverein, die Kolonialgesellschaft, den Verein für das Deutschtum im Ausland, den Allgemeinen Deutschen Schulverein, den Verein Deutscher Studenten, den Kyffhäuserbund der Kriegervereine und viele andere. Da war Leben, Wille, Erfolg. Der irgendwie seelisch erreichbare Teil Deutschlands 1914 mit Stolz und Tatkraft geladen. Für manchen unverbesserlichen deutschen Träumer kam das Aufschrecken aus Utopien allerdings erst mit dem ersten Kanonenschuß.

Aber deutsche Werbung im Ausland? Von Anfang an ein schweres, unvermeidbares Hindernis: die deutsche Druckschrift, die der Ausländer so wenig lesen kann, wie wir etwa russische Bücher oder neugriechische Zeitungen. Radio erst im Entstehen. Kino in den Kinderschuhen. Aus Deutschland heraus war nicht viel zu machen. Man hätte sich zum Seelenfang im Ausland der Auslandskräfte selbst bedienen, rechtzeitig und mit allen Mitteln dort auf Presse, Vereine, Versammlungen einwirken müssen. Deutsche Saat in fremde Seelen.

1842—1912

1849—1929

Hier war so gut wie nichts geschehen. Deutschsprachige Zeitungen von Bedeutung bestanden im feindlichen Ausland nur in Petersburg und Riga. Alles andere waren mehr oder minder Käseblättchen für die örtliche deutsche Kolonie. Unsere Auslandsvertretungen begriffen dies Problem überhaupt nicht, das sich jedem Mann der Feder bei jeder Auslandsreise aufdrängte, und dem Auswärtigen Amt selbst war es noch gleichgültiger. Freiherr Adolf v. Marschall, Botschafter in Konstantinopel und London, war einer der wenigen Missionschefs, die sich vor dem Krieg mit Verständnis der Presse bedienten. Im ersten Kriegswinter gründete dann der Reichskanzler a. D. Fürst Bernhard v. Bülow als Botschafter in dem noch neutralen Rom einige Blätter in italienischer Sprache. Aber es war zu spät.

Dabei war man in Deutschland geneigt, jedes im Ausland in deutscher Sprache erscheinende Blatt für „deutschfreundlich" zu halten. Oft ein Irrtum. Der „Neuen Zürcher Zeitung" etwa konnte niemand Wohlwollen für Deutschland vorwerfen.

Noch weniger manchen fremdsprachigen neutralen Blättern während des Kriegs. Das schamlose Kleeblatt des Dreiverbands, die „Daily Mail" in London, der „Matin" in Paris, die „Nowoje Wremja" in Petersburg, wetteiferten an Gift und Geifer. Aber in der Schweiz gaben ihnen die „Gazette de Lausanne" und das „Journal de Genève", in Holland der „Telegraaf" wahrhaftig nichts nach. Ausgesprochen deutschfeindlich noch während der Neutralität Italiens und der Vereinigten Staaten der „Secolo" in Mailand und die Pariser Ausgabe des „New York Herald".

Allerdings — es gingen reichsdeutsche Zeitungen in das Ausland. Aber welche? Überall sah man das „Berliner Tageblatt" und die „Frankfurter Zeitung", zwei ganz links gerichtete und mehr oder minder weltbürgerlich eingestellte Blätter, beide im Krieg von größtem Einfluß auf das Auswärtige Amt.

16. Februar 1914

Der „Simplicissimus" bringt ungestraft ein Bild: das Elsaß als Bauernmädchen in Landestracht mit Handschellen an ein preußisches Schilderhaus gekettet. Er zeigt, zehn Tage vor der Mobilmachung, den preußischen Kriegsminister mit durch einen Stich der Anarchistin Rosa Luxemburg lächerlich dick geschwollener Backe. Er karikiert in frechster Weise den Kaiser und den Kronprinzen. Der „Simplicissimus" wird überall im Ausland gelesen. Das ist unsere Auslandspropaganda! Kein Gericht daheim rührt sich.

20. Juli 1914

8. Juni 1914

Die Westmächte hatten es leichter als wir. Die halbe Erde sprach oder radebrechte ja Englisch. England kabelte, drahtete, funkte, schrieb, druckte, sprach, log, daß sich die Balken bogen — man war ja im Krieg! — seinen Riesenschwindel von den „fliegenden Hunnen", den „Babywürgern", den „gotischen Mordbrennern" in alle vier Winde und in alle gläubigen Ohren. Frankreich hatte vielfach in der Welt, in seinen eigenen Kolonien, auf dem Balkan, teilweise in der Türkei, in Rußland, Spanien und vor allem in ganz Südamerika die Oberschicht, in Kanada und dem Süden der Vereinigten Staaten ganze weite Sprachgebiete für sich und nutzte das aus. Denn da war schon genug an Friedensarbeit geschehen durch die Missionsschulen, durch Gouvernanten in den Harems von Stambul, durch Pariser Modeschneider, durch Boulevardromane, durch den Glanz der — in Wirklichkeit höchst dreckigen — „Lichtstadt" Paris, das Mekka des Gibson Girl wie des Großfürsten, des Brasilianers wie des Balkaniten.

Aber mehr: Seit 1883 schon bestand in Paris, unter dem Ehrenvorsitz eines Clemenceau und Poincaré, die Alliance Française zur französischen Propaganda in ganz Europa und machte jetzt die Seelen mobil!

1. November 1914

Wenige Monate nach Kriegsausbruch erschien, nach den Berechnungen des Mitgliedes des Reichsarchivs Dr. Hans Thimann, die Werbezeitschrift dieser Allianz wider Deutschland in 9 Sprachen, darunter auch der deutschen! Ein Vierteljahr später betrug die Auflage schon 200 000, davon 40 000 allein in der Schweiz. Von unserer Seite — nichts!

In England begründet das — bei uns schlafende — Auswärtige Amt gleich nach Kriegsausbruch das „Kriegspropagandabüro", nach seinem Wohnsitz „Wellington-Haus" genannt, und überschüttete sofort das neutrale Ausland, namentlich Holland, mit einer Lügenflut über „deutsche Greuel".

„Sämtliche 4000 protestantischen Geistlichen in Holland erhielten", nach dem Reichsarchivmitglied Hans Thimann, „die britischen Propagandabroschüren. Einer von ihnen bekam an einem einzigen Tage 17 Stück."

Zum Einschmuggeln dieser Werbeschriften errichtete die englische „Nationale Gesundheitsversicherungs-Kommission" Propagandazentralen in Holland, Schweden, Norwegen und der Schweiz.

Schon bei Kriegsausbruch hatte sich ferner in London unter dem Ehrenvorsitz des Ministerpräsidenten Asquith ein „Zentralausschuß für vaterländische Organisation" zur Aufmunterung der Granatendreher und Munitionsmädchen gebildet. Die Universität Oxford gab eigene „Oxford-Pamphlete" heraus und veröffentlichte die Schmähschrift des deutschen, nach der Schweiz geflüchteten Landesverräters Dr. Richard Grelling „J'accuse" auf der ganzen Erde.

Dann noch ein mächtiger, von den Ministern Lloyd George und Asquith mit Regierungsgeld ausgebauter „Kriegsausschuß". Von der verbotenen, aber leider in die Öffentlichkeit gelangten, Deutschland furchtbar schädlichen Denkschrift des ehemaligen deutschen Botschafters in London Fürst Lichnowsky wurden von diesem Ausschuß allein 4 Millionen Exemplare über die gesamte Welt verbreitet.

Und von unserer Seite — nichts!

Das war das geistige Giftgas des Feindes — unsichtbar — überallhin verweht. Ein „Grünkreuz" der Seelen. Aber es gab noch einen zweiten „Krieg im Dunkeln": die Spionage.

Zu spionieren war für alle kriegführenden Staaten verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Und diese wurde überall redlich erfüllt. Man muß dabei von Filmvorstellungen absehen — von feindlichen Sirenen, die den verliebten Kabinettskurier heimtückisch umgaukeln. Es hat natürlich auch solche Frauenzimmer gegeben, aber im allgemeinen galt für den Spion das Gesetz aller, die auf verbotenen Wegen wandeln: nicht unnötig aufzufallen.

Der Spion der Entente in Deutschland — das war meist der harmlose Neutrale: die bescheidene, kleine Westschweizer Gouvernante, die 100 deutsche Regimentsnummern sich im Kopf merkte und dann plötzlich zu der kranken Mama nach Genf mußte. Der behäbige, in Geschäften reisende Mijnheer aus Amsterdam, der schläfrig auf jedem Bahnhof seine Augen umhergleiten ließ, und leider auch zuweilen der deutsche „kleine Mann" in den Schreibstuben kriegswichtiger Betriebe.

In den letzten 7 Jahren vor dem Krieg wurden vor deutschen Gerichten 80 Spionagefälle von französischer, 41 von russischer, 21 von englischer Seite abgeurteilt. Darunter leider Gottes von insgesamt 135 Zivilisten 107 Reichsdeutsche. Die — geheimgehaltene — Zahl der in dieser Zeit von den Militärgerichten bestraften deutschen Heeresangehörigen ist darin nicht enthalten.

Die verschwiegene Verwendung dieses hochbezahlten Lumpengesindels ging in Frankreich vom 2. Büro des Generalstabs aus. Großzügig seine Agenturen in Genf, Lausanne, Zürich, Basel. Das französische

Konsulat in Malmö. Im Frieden schon die Konsulate in Bremen und Nürnberg.

Riesig die Spionageorganisation des russischen Generalstabs. Im Frieden als Kreuzspinne im Netz die „Nachrichtenabteilung" in Warschau, die sich allein von 1907 bis 1910 nicht weniger als 120 für die Kriegführung geheime deutsche und österreichische Pläne und Schriften sicherte. Dann die in Kiew gegen Österreich, die in Wilna gegen Deutschland.

Wasserratten vor allem natürlich die Spione Englands. Im Mastengewirr von Hamburg und Bremen als ausländische Matrosen, im Krieg auf den Werften von Wilhelmshaven und Kiel als neutrale dänische oder norwegische Arbeiter kaum zu fassen. Eine große britische Spionagezentrale in Brüssel, dann in Rotterdam.

„Von den neutralen Staaten", schreibt der Chef der Nachrichtenabteilung (III B) im Generalstab des Feldheers, Oberstleutnant Nicolai, dessen Sachkenntnis alle diese Zahlen entstammen, „trieben nachweislich Holland und Dänemark Militärspionage gegen Deutschland! Alle duldeten stillschweigend die Betätigung des Entente-Nachrichtendienstes. Eine Unterstützung durch die Bevölkerung fand er besonders in der Westschweiz."

Erleichtert wurde den Maulwürfen ihre Untergrabung Deutschlands durch die geradezu kindliche, vertrauensselige Arglosigkeit des Deutschen in allen militärischen Dingen, die in Deutschland sich gesprächsweise in Eisenbahn- und Straßenbahnwagen, auf dem Bürgersteig, im Theater, in öffentlichen Lokalen breitmachte. Es hing dies mit einer gewissen Vornehmheit und Arglosigkeit des deutschen Charakters zusammen. Anstandsgefühl verbot den Verdacht, daß der in der Abteilecke schlummernde Mitreisende, der weltverlorene Zeitungstiger am Nebentisch des Kaffeehauses sich jedes Wort einprägten, das oft helle Damenstimmen im Eifer des Gesprächs verkündeten.

Schon Anfang August 1914 befahl der Große Generalstab dem Verfasser die sofortige Veröffentlichung eines Artikels „Lernt schweigen!" in der „Woche". Aber es half wenig. 1918 noch war unser Vorstoß bei Reims Tagesgespräch, selbst in den Schulen, und vor Beginn dem Feind bekannt.

Die deutsche Spionage . . .

Gegen England unterhielt der deutsche Generalstab bei der allgemeinen Unterschätzung der britischen Wehrkraft im Frieden überhaupt keinen Nachrichtendienst. Gegen Rußland und Frankreich war sein Erkundungsdienst auf voller Höhe. Er erkannte richtig den Aufmarsch beider Mächte. Aber sein Geldbeutel war vor Kriegsausbruch lächerlich schmal im Vergleich zu dem millionenfach rollenden Rubel, dem goldenen Regen Frankreichs, den wie Herbstlaub stiebenden englischen Pfundnoten — völlig unzureichend dank der Spießerhaftigkeit des Reichstags, der noch 1913 den Antrag des Kriegsministeriums, ihm eine Presseabteilung anzugliedern, aus finanziellen Erwägungen abgelehnt hatte. Und dank der Kurzsichtigkeit der Behörden betrug der gesamte deutsche Geheimfonds jährlich noch nicht 500 000 Mark . . .

Auch zu Beginn des Kriegs hier noch das Versagen der Bürokratie!

„Der deutsche Abwehrdienst", schreibt Oberstleutnant Nicolai, „fand erhebliche Schwierigkeiten. So kam es, daß er erst einsetzen konnte, als der Schaden geschehen war! Erst da gelang es, die allgemeine Sorglosigkeit der verantwortlichen Behörden wachzurütteln. In Deutschland waren die militärischen Notwendigkeiten von Anfang an gegen behördliche Widerstände nicht nur durchzusetzen, sondern das Bestehende gegen Angriffe von Behörden zu verteidigen."

Immerhin wurde jetzt kräftig durchgegriffen. In den ersten 3 Kriegsjahren wurden 273 Landes- und Kriegsverräter — darunter 189 Deutsche! — überführt, 21 von ihnen, darunter 8 Lothringer, hingerichtet. 9 Millionen Postsendungen wurden monatlich geprüft und in 1700 von ihnen Nachrichten in Geheimschrift gefunden. 1785 als deutsche Feldgraue verkleidete Spione, darunter 384 in Offiziersuniform, wurden allein in Berlin festgenommen!

Nichtgentlemen — und doch hatte auch dieser unterirdische Krieg seine Helden, die um der Sache willen kämpften und für ihr Vaterland starben!

So halfen uns, wo sie konnten, im Krieg die Iren, in der Hoffnung auf die Unabhängigkeit ihrer grünen Insel.

Ein irischer Edelmann verrichtete den gefährlichen Verkehr über den Kanal. Er war öfters während des Kriegs in Deutschland. Die Engländer klappten ihn ab. Sir Roger Casement ging für seine Heimat in den Tod.

geb. 1864, standrechtlich erschossen 10. Mai 1916

Und Deutsche selber! Es gibt ein Wort: „Die da reden, wissen nicht. Und die da wissen, reden nicht!" Über manche Dinge darf man auch heute noch nicht, vielleicht niemals, reden. Genug! Wir hatten bei Ausbruch des Krieges 4 Gentlemen-Spione erster Klasse drüben in England, die um der Sache willen für Deutschland wirkten. Manches, was geschah, verdanken wir ihnen. Einen unter ihnen ereilte das Geschick. Aufrecht, als deutscher Mann, fiel Oberleutnant zur See d. R. Karl Hans Lody im Tower in London, unter Pulver und Blei der Briten.

standrechtlich erschossen 6. Nov. 1914

Bei den Engländern, zur Nationalmärtyrerin verklärt, Edith Cavell. Sie war Krankenpflegerin in dem von Deutschen besetzten Belgien. Sie verhalf ständig jungen dienstpflichtigen Belgiern nachts von einem Drahtverhau über das Dach eines Bauernhauses hinweg zur Flucht zu den Heeren der Entente. Sie wurde standrechtlich erschossen. Nurse Cavells Name ging, dank britischer Pressepropaganda, über die ganze Erde. Ein Nationalgedenktag die Trauerfeier um sie in St. Pauls in London, wo die englischen Herzoginnen zwischen Tausenden von Krankenschwestern knieten und der Bischof von London kriegsblinde Offiziere zum Gebet für Miß Cavells Seele geleitete.

1866—1915

Und wieder für Deutschland oder im Dienst Deutschlands — ganz klar ist es nicht — die malaiische Tänzerin Mata Hari („das Auge des Tages"), eigentlich aus Holland, vielleicht, nach ihrem Äußeren — sie war nicht mehr ganz jung — von javanischem Halbblut. Sie lebte während des Kriegs in Paris. Dort haben die Franzosen sie hingerichtet.

Endlich noch ein geheimer Krieg. Nicht die Spionage armer Teufel, sondern die Bestechung hoher Amtsstellen durch den Feind. In Deutschland natürlich völlig ausgeschlossen. Es hat niemals auf der Welt ein nicht nur militärisch, sondern auch moralisch derart unvergleichlich hochstehendes Offizierkorps gegeben wie das deutsche, und dasselbe gilt von der deutschen Beamtenschaft.

Aber in Österreich wurde der k. u. k. Generalstabsoberst Redl in Prag von Berlin aus als Agent Rußlands entlarvt, der die militärischen Geheimnisse der Donaumonarchie an die Newa weiterleitete . . .

Der ganze österreichische Aufmarschplan von 1914 war schon 1912 an die Russen verraten. Und so kommen wir zu der Katastrophe auf dem Kriegsschauplatz in Galizien.

11

Schwarze Tage um Lemberg

18. Aug. 1914

Kaiser Franz Josephs Wiegenfest kehrte wieder. Konnte sein Heer an der Save und Donau dem greisen Geburtstagskind ein schöneres Angebinde zu Füßen legen als „Stadt und Festung Belgerad" — als womöglich ganz Serbien?

14. Aug. 1914

10. September 1914

2. Dezember 1914

15. Dezember 1914

Der Radetzkymarsch trällert. Die ungarischen Panzermonitoren auf den beiden Grenzflüssen donnern. Die Habsburgermonarchie bricht in Serbien ein. Nur leider — es fehlt der Prinz Eugen, der edle Ritter. Zurück! Die Serben wild hinterdrein. Ihrerseits über Donau und Save. Nach wenigen Tagen mit blutigen Köpfen in ihr Land heim. Kriegsgeflacker hin und her. Im Spätjahr erneuter Großangriff der Österreicher. Belgrad genommen. Aber beim Weitermarsch allgemeine Unordnung in den versumpften Tälern, auf den scheußlichen Karstwegen. Keine Munition. Kein Proviant. Bunt durcheinander und gelichtet kehren die erschöpften Regimenter über die Flüsse zurück. Der Balkankrieg vergrollt.

Balkankrieg! Beim Einmarsch finden die k. u. k. Truppen die Büsche am Weg mit Girlanden von menschlichen Eingeweiden behängt. In einer Kirche verbrennen Dutzende von gefangenen Serben unter dem Geschützfeuer ihrer eigenen Landsleute. Hinter den Steinblöcken blitzen die Schüsse der Komitatschi, der räuberischen Freischärler, und bringen Truppe und Troß beim Gegner in Verwirrung.

„Wir stießen auf den Train unserer Division", schildert als österreichischer Mitkämpfer der Prinz Ludwig Windisch-Graetz. „Der Train war vorn, und dahinter kam eine Division. Nur Überbleibsel geschlagener Formationen, vereinzelte Artillerie, zersprengte Windischgraetz-Dragoner. Ich fand endlich den Stab. Dort hörte ich, daß die Division in der Nacht vorher von den Serben beinahe aufgerieben worden war. Das Unglück hatten zum Teil tschechische Truppen auf dem Gewissen, die sich dem Feind ergeben hatten. Bei diesem Stab herrschte die vollste

Anarchie. Der Divisionskommandeur behauptete, er habe den Befehl, sein Stab behauptete, er sei abgesetzt! Gegen elf Uhr nachts ritten wir, plötzlich wurden wir aus dem Hinterhalt angeschossen. Wir fingen den Komitatschi und hingen ihn auf."

Balkankrieg! Ein blutiger, aber ein nebensächlicher Kriegsschauplatz! Ein großer Teil der ursprünglich gegen Serbien bestimmten k. u. k. Truppen war schon wider die Russen abtransportiert worden.

Die Russen hatten zwei geheime, aber in Wien und Berlin nicht ganz unbekannte Angriffspläne. Den Plan G (Germania), wenn Deutschland sich zuerst gegen Rußland wenden sollte. Sonst den Plan A (Austria): Hauptstoß gegen Österreich, nach dem sie nun an der russisch-österreichischen Grenze aufmarschierten.

Ostgalizien von Norden und Osten umklammernd zog sich 200 Kilometer weit ihr ungeheurer Angriffsbogen. Ihm gegenüber 4 Heere Habsburgs. Ihre feurige Kriegssonne alten Waffenruhms auf Schritt und Tritt von lange vorbereitetem Verrat umschattet, der keine Kriegsentscheidung, aber für Österreich Kriegserschwerung bedeutete.

Selbst die Richtung, wie der Hirte die Weidekühe rechts und links trieb, ein Zeichen für versteckte Spione! Unterirdische Telephonkabel (wie übrigens auch in Elsaß-Lothringen) viele Kilometer weit von einem Hauskeller zum andern. Unter den massenhaften polnischen Juden Zwischenträger überall. Nachts Blinklichter auf sich drehenden und gestoppten Windmühlenflügeln als Morsezeichen.

23. August bis 10. September 1914

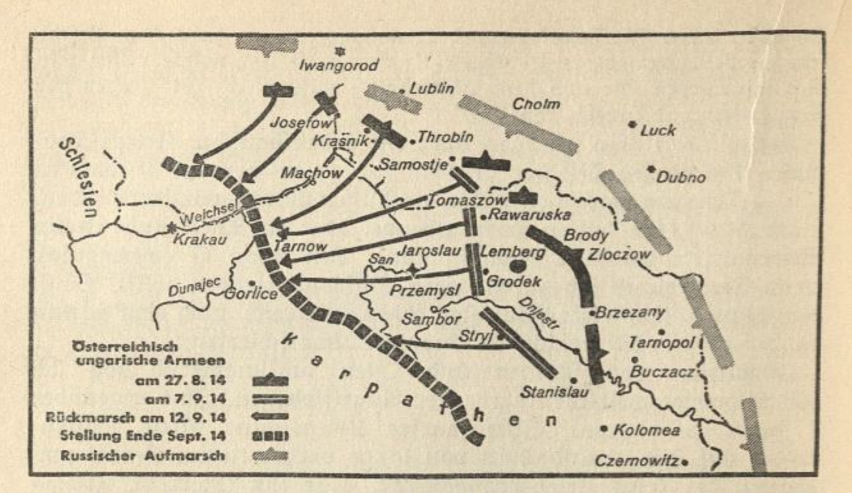
An 3 Stellen des riesigen Kriegstheaters, 1 Million Menschen als Kämpfer, entbrannte Österreichs Schicksalsschlacht bei Lemberg. Östlich der Stadt selbst, gegen Norden in Russisch-Polen, vor Cholm und vor Lublin.

Mit der Nationalhymne „Gott erhalte Franz, den Kaiser" greifen die Tiroler Jäger an. Schlachtbereit der Geist der k. u. k. Truppen! Die ihnen eigene Mischung von Schneid und Gemütlichkeit.

„Es kam", erzählt ein Hauptmann, „während des heftigsten feindlichen Feuers der 57jährige Kriegsfreiwillige Korporal Hiltl zu mir, salutierte stramm und meldete: ‚Herr Hauptmann — ich meld' gehorsamst, daß sie mir mein G'wehr zerschossen haben!' Ich sagte ihm, daß dieser Verlust wieder gutzumachen sei, da man ja leicht ein anderes Gewehr bekommen könne. Darauf meldete er weiter: ‚Herr Hauptmann: I meld' g'horsamst, die Kugel ist a durch d' Hand 'gangen!'"

Oder dies Stilleben mitten in der Schlacht: „Bei anbrechender Dämmerung", berichtet Rittmeister Scheff von den 6. Dragonern, „ist auf einmal das Regiment links von uns verschwunden. Der Regimentskommandant will uns auch zurücknehmen, da kommt ein Ordonnanzoffizier und meldet: ‚Exzellenz läßt schön grüßen! Sie müssen aber dort bleiben und die andern werden auch wieder hinkommen!'"

Und gleich darauf: „Ein Rittmeister springt auf und ruft: ‚Auf, vorwärts, Sturm!' Das Regiment im wilden Rudel stürzt sich auf



die russische Infanterie. Rücksichtsloses Handgemenge. In einer Feuerpause marschiert das Regiment ruhig zu den Pferden. Furchtbar gelichtet kehrt das Regiment zurück!"

Mit Todesverachtung kämpfen nicht nur die Deutschen und die Ungarn, auch viele slawische Truppenteile. Das 85., aus Rumänen, Ruthenen und Slowaken zusammengesetzte Infanterieregiment verliert die Hälfte seines Bestands und geht weiter vor!

Aber die Russen waren vielfach an Gefechtsschulung überlegen.

„Den vorgehenden Kompanien", schreibt Oberstleutnant Baron Theiner-Jablonski von den 3. Kaiserjägern, „bot sich folgendes Bild: Eine starke, gut eingegrabene feindliche Schwarmlinie, kräftige feindliche Artilleriewirkung. Von der eigenen Artillerie hörte man im Vorrückungsraum nur einzelne Schüsse einer alten 10-Zentimeter-Haubitzbatterie."

Und der — 8 Tage später gefallene — Oberst v. Brosch der 2. Kaiserjäger schreibt an seine Gattin: „Gestern stürmte das Regiment allein eine Batterie. Ich war beim Sturm dabei, der im Kartätschenfeuer geschah, mit meinen Jägern, denen ich am ersten Gefechtstag ein rechtes Beispiel geben wollte."

Und trotzdem ging die erste — die eigentliche — Schlacht bei Lemberg schon nach 5 Tagen für die Österreicher verloren. Der befehligende General wurde noch auf dem Rückzug abgesetzt. In der Mitte des Kriegstheaters aber trieb der frühere Kriegsminister v. Auffenberg siegreich die Macht des Zaren vor sich her gen Norden. Sein Angriffsgeist hätte, nach den kühnen Fingerzeigen des Generalstabschefs Conrad v. Hötzendorf, vielleicht das Schlachtenglück beschworen. Aber die Unterstützung durch die Nachbarheere der über Auffenberg und neben ihm befehligenden Erzherzoge Friedrich, Joseph Ferdinand und Peter Ferdinand blieb aus.

„Man wird begreifen", schreibt v. Auffenberg, „daß diese Verfügung [des Erzherzogs Friedrich] Überraschung, ja fast Beklemmung auslöste." Die Manöver des Erzherzogs Joseph Ferdinand nahm er „mit sichtlichem Unmut zur Kenntnis". Die Bewegungen des Erzherzogs Peter Ferdinand riefen bei ihm nach seinen Worten „Überraschung, doch auch hohen Unwillen hervor".

General v. Auffenberg sagte selbst dem Verfasser, er hätte bei richtiger Hilfsstellung durch die andern Armeen die Schlacht noch retten können.

So aber: Rückzug nach 17tägigem Ringen . . . . .

11. September 1914 mittags

Rückzug? Nein. Es ist ein halber Untergang! Was in den folgenden Jahren, immer noch todesmutig, unter Habsburgs Fahnen streitet, das sind nur noch mühsam aus dem Ersatz aufgefüllte Trümmer der stolzen alten k. u. k. Hausmacht.

„Die beste Armee, die das alte Österreich in den vielen Jahrhunderten seines Bestands an den Feind gebracht hat", urteilt das Wiener Kriegsarchiv, „— und das war die von 1914 trotz aller Schwächen — brannte zur Schlacke aus."

Und ähnlich äußert sich das deutsche Reichsarchiv: „Die Blüte des Offizierkorps und die Besten der Mannschaft deckte der Rasen. Ein großer Teil der an sich schon sehr knappen Geschützausrüstung war verloren. Die Russen meldeten: ‚Etwa 250 000 Österreicher gefallen oder verwundet, mehr als 100 000 gefangen, über 400 Geschütze erbeutet.' Das Heer war in seinem innersten Bestande erschüttert."

Rückzug durch ganz Galizien. Ein bitterer Entschluß für einen Strategen vom Range eines Conrad v. Hötzendorf.

Man müsse Herz und Verstand trennen, äußerte er sich damals zu seiner Umgebung. Das Herz spreche gegen das Zurückgehen. Der Verstand aber dafür.

Tausende von Cholera- und Ruhrkranken schleppten sich mit. Die Stimmung war fatalistisch. „Kopf hoch!" bei einem mitkämpfenden, nicht in die Niederlage mitverwickelten reichsdeutschen Landwehrkorps.

Auf „wilde Gerüchte", die sich über sein Schicksal in seiner Heimat Schlesien verbreitet hatten, meldete sein Führer, man habe trotz schwerer Verluste keine Achtung vor den Russen, die „mäßig im Angriff, leidlich in der Verteidigung" seien.

Im letzten Westzipfel Galiziens, kurz vor Krakau, machte endlich der allgemeine Rückzug halt. Dort sammelte und erholte sich das k. u. k. Heer. Die Karpathenpässe hielt es besetzt, und dadurch von Ungarns Pußta die Mordfackel des Moskowiters fern.

Groß der seelische Eindruck der Schlacht von Lemberg überall.

In der Donaumonarchie selbst hatte das österreichische Kriegspressequartier zuerst die Wiener Kaffeehausgeister mit kindlichen Anekdoten von dem k. u. k. Kadetten und dem tapferen Postfräulein über die Katastrophe hinweggelullt. Dann eine Verlautbarung, die mehr einem

2. September 1914

Silbenrätsel glich: „Vollständiger Sieg der Armee Auffenberg, Scharen von Gefangenen, Russen im Rückzug." Und als Nachsatz: „Lemberg noch in unserem Besitz, gleichwohl dort Lage sehr schwierig."

Durch den Balkan aber ging ein Beben vor der Macht des Weißen Zaren, erhitzte den Blutrausch der Serben, erkältete Bulgariens Rachepläne, reizte Rumäniens Gier, peitschte, über die Adria hinüber, Italiens Irredenta auf.

Überall die Nationalitäten gegen das Völkergemisch . . . .

Denn Lemberg ist eine Lehre: im Zeitalter der Volksheere ist jedes Heer innerlich nur so stark wie das Volk hinter ihm selber. Stärke eines Volks aber heißt Einigkeit. In der Donaumonarchie herrschte Völkerhaß von Prag bis Cattaro. Ein Kampf aller gegen alle. Und das heißt Niederlage aller. Mit Regimentern, von denen sich das eine mit wilder Bravour schlägt, das andere mit klingendem Spiel zum Feind übergeht, kann kein Feldherr operieren. Er weiß ja nie, an welcher Stelle der Front das brüchige Material versagt.

Im Osten hatte sich der Weltkrieg wider die Mittelmächte gewendet, trotz der Ruhmesflammen von Tannenberg. Denn Ostpreußen war — nicht für den Vaterlandsfreund, sondern für den Strategen — ein Nebenkriegsschauplatz.

Der Hauptkriegsschauplatz in dem Ringen auf Erden, Europas Schicksalsstätte, war jetzt der Westen, wo sich in breiter, siegbeschwingter Front die deutschen Heere auf die Marne zuwälzten.

12

Die Marne . . .

„Macht mir nur den rechten Flügel stark!" Im Marschtritt von vielen Hunderttausenden von Stiefelpaaren durch weißen Straßenstaub, mit Trommelschlag und brausendem Gesang wandern seit Wochen unter sengender Hundstagssonne die pickelhaubenstarrenden, feldgrauen, endlosen Heerwürmer auf allen Wegen Nordfrankreichs. Aber 80 000 Mann aus dem rechten Flügel des Westheeres fehlen! 2 Armeekorps sind nach Ostpreußen gesandt. Sie kommen dort zu spät und werden hier furchtbar an der entscheidenden Stelle in den Schicksalstagen mangeln.

„Macht mir nur den rechten Flügel stark!" Da — in der Ferne — wie eine Luftspiegelung des Kriegsziels — nur noch einen starken Tagesmarsch weit — da dämmern schon die Türme von Paris.

Paris — der stärkste Waffenplatz der Welt. Den General v. Kluck den Führer des äußersten rechten Flügels, schreckt das nicht. Er läßt Paris Paris sein. Er marschiert östlich daran vorbei, hinter

den zurückweichenden französischen Heeresmassen her. Er überschreitet die Marne. Er will zur Seine nachdrängen.

4. September 1914 abends

„Aus Paris droht Ungewitter." Sein Heeresnachbar, General v. Bülow, dem er eigentlich unterstellt ist, ist besorgt. Er ist es, der die 2 Armeekorps hat abgeben müssen, die jetzt bald ungenutzt tief in Deutschland, auf der Höhe von Magdeburg, rollen.

„Macht mir nur den rechten Flügel stark!" Von Paris bis Luxemburg sind es fast 300 Kilometer. In Luxemburg, 300 Kilometer hinter der Front, kriegsfern, sitzt die Oberste Heeresleitung. Sie erhält die Meldungen von draußen viel zu spät. Die Befehle, die sie gibt, sind von den Ereignissen überholt. Also läßt sie die Feldherren, namentlich Bülow, schalten und walten.

5. September 7.15 morgens

Aber jetzt teilt sie doch dessen Besorgnisse vor dem „Ungewitter aus Paris", dem Stoß in die rechte Flanke des ganzen deutschen Heeres zwischen Paris und Verdun. Sie rafft sich auf. Sie gibt endlich einmal einen klaren, unzweideutigen Befehl, mit dem rechten Flügel nicht länger nach Süden zu verfolgen, sondern nach Osten, gegen Paris, aufzumarschieren.

Zu spät! Kluck ist längst an Paris vorbei.

5. September 1914

Über der Riesenfeste Paris aber beginnt es im Lauf dieses Tages immer unheimlicher zu wetterleuchten. Die Zeichen eines Angriffs mehren sich.

Und hätten die leitenden deutschen Männer in dieser Stunde einen Blick in das Innere von Paris werfen können — sie hätten gesehen, wie französische Offiziere durch die Straßen galoppieren und alle Autodroschken anhalten und beschlagnahmen. 5 Soldaten in jede! 2000 Taxameter sausen in endloser Reihe gen Norden, aus dem Häusermeer hinaus zur Umfassung der Deutschen, sausen zurück, holen neuen Nachschub.

6. September 1914

Rechtzeitig erkennt v. Kluck die Gefahr. Hat er bis jetzt, in heißblütigem, kriegerischem Draufgängertum, etwas voreilig gehandelt, so handelt er jetzt vorbildlich. Mit einer einzigen gewaltigen Rückwärts- und Rechtsschwenkung wirft er seine ganze Armee gegen Paris. Märchenhaft die Marschleistungen der Truppen! Ein Korps legt in diesen Marnetagen 120 Kilometer in 40 Stunden zurück.

Die kühne Bewegung glückt. Die französische Umfassungsarmee flutet geschlagen hinter die Nordostforts von Paris.

„Macht mir nur den rechten Flügel stark!" Die Armee Kluck ist stark! Das hat sie soeben bewiesen. Nur eines: durch die Drehung um ihre Achse hat sie den Zusammenhang mit der Front der andern Heere verloren. Zwischen ihr und der Nachbararmee Bülow klafft eine an 50 Kilometer breite, nur dürftig durch Reitermassen verschleierte Lücke, durch die der Feind von Süden eindringen kann — die weltgeschichtliche Lücke an der Marne.

Kluck hält die Gefahr dieser Lücke nicht für so groß. Bülow nimmt diese Gefahr sehr ernst. Die Meinungen der beiden Strategen über die schlachtentscheidende Bedeutung der Lücke gehen immer weiter auseinander.

„Macht mir nur den rechten Flügel stark!" Fern nach Osten fahren die beiden Bülow weggenommenen Armeekorps, die die Lücke ausgefüllt hätten.

Immerhin: noch handelt es sich wohl nur um eine Teilschlacht auf dem rechten Heeresflügel, wie manche bisher. Da sendet die Armee der Mitte einen aufgefundenen Armeebefehl des französischen Generalissimus Joffre!

6. September 1914

Und dieser Armeebefehl spricht zu den französischen Soldaten von „einer Schlacht, von der das Bestehen des Vaterlandes abhängt! Lieber auf dem Platze sterben als zurückgehen!"

Es ist kein Zweifel mehr: die ganze Streitmacht Frankreichs hat sich zur Entscheidungsschlacht gestellt!

Eine der größten Schlachten, die je auf Erden war! Eine Million Männer streitet, Tausende von Geschützen brüllen auf der feuerspeienden Linie, die an 250 Kilometer weit von Paris bis südlich Belfort den Boden Frankreichs beben macht. Die Weltgeschichte hängt am rechten deutschen Flügel. Dort klafft die Lücke, in die sich jetzt der Engländer vorsichtig hineintastet . . . . .

Jetzt nur um Gottes willen einheitlich handeln! Allen Kampfwillen der Feldherren zu einem einzigen Donnerkeil zusammenballen! Dazu schuf die Vorsehung die Oberste Heeresleitung.

Jagen da nicht feldgraue Kraftwagen mit den schwarzweißrot umränderten Wimpelwürfeln der Obersten Heeresleitung längs der Fronten? Ist nicht der Generalstabschef dort eingetroffen? Sieht er nicht mit eigenen Augen die ungeheure Schlacht? Gibt er nicht, hingerissen von der nie erhörten Größe seiner Aufgabe, in gläubigem Vertrauen auf das herlichste Heer aller Völker und Zeiten, kraft seines Amts die entscheidenden Befehle, die zum Sieg führen werden? Denn es geht ja vorwärts — es geht vorwärts!

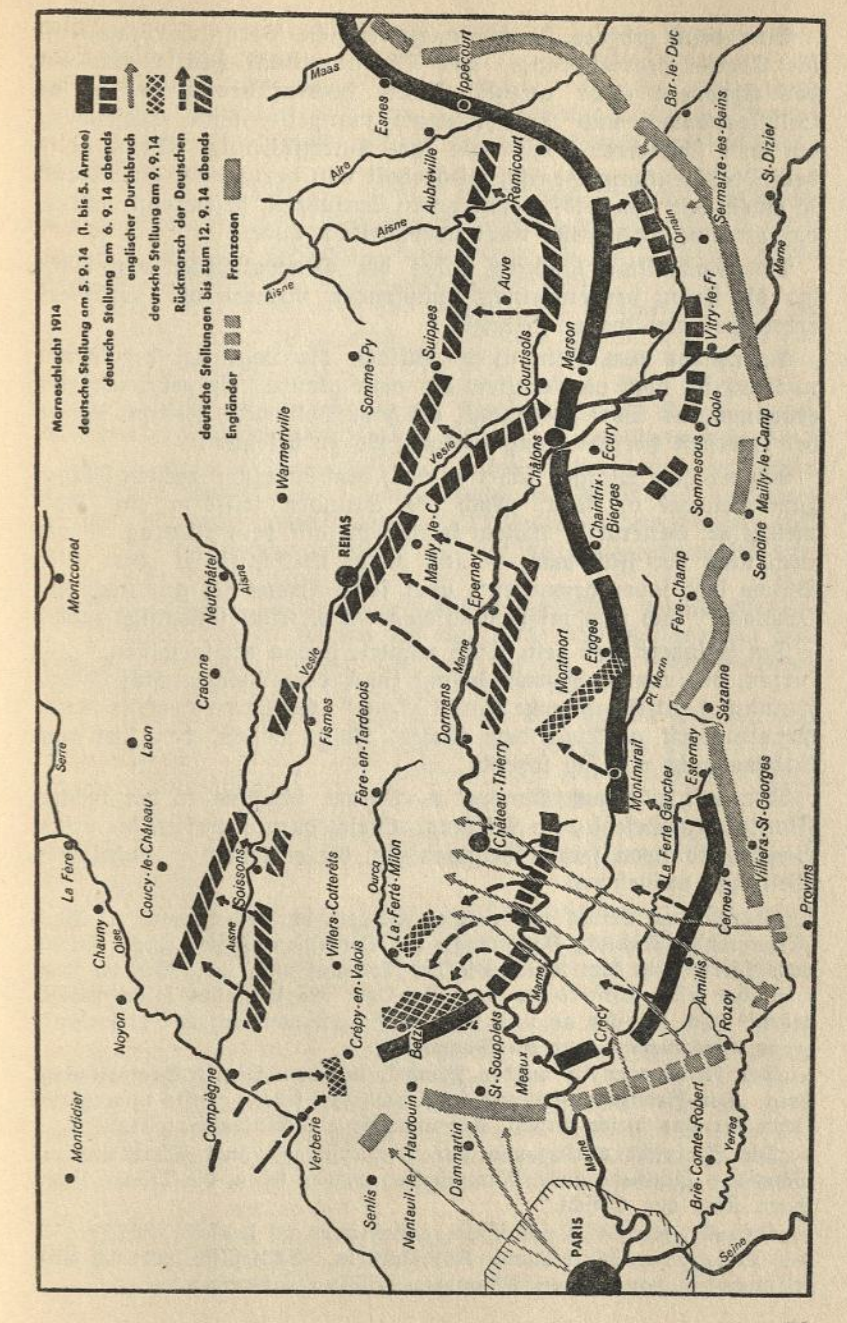
General v. Moltke bleibt, 300 Kilometer hinter der Front, in der Mädchenschule von Luxemburg.

1868—1918
6. September 1914

Schon zu Beginn der Schlacht war an der Front der sächsische Oberstleutnant Richard Hentsch vom Stab der Obersten Heeresleitung zwecks Berichterstattung erschienen.

8. September 11 Uhr vorm.

Jetzt schickt ihn General v. Moltke zum zweitenmal auf den Kampfplatz — als seinen Vertrauensmann — als seinen Beauftragten, seinen Vertreter — man weiß es nicht recht. Denn während sonst im Heer jeder Kommißrock und Brotlaib schriftlich angefordert wird, war der Auftrag des Oberstleutnants Hentsch nur mündlich gefaßt!



Eine desto größere, ja die ausschließliche Verantwortung trifft die Oberste Heeresleitung. Der Oberstleutnant Hentsch war nur der Exponent einer unzulänglichen Heeresführung, der es an Selbstvertrauen und Entschlußkraft mangelte, seine Entsendung ein weit schwererer Fehler als ihre Durchführung. Denn es ist dem Oberstleutnant Hentsch wiederholt von berufenster Stelle, auch in einem von ihm selbst beantragten Verfahren, bescheinigt worden, daß er seine Befugnisse nicht überschritten habe.

Den Nachmittag hindurch fährt der Generalstäbler von Osten her die Front der einzelnen kämpfenden Armeen ab. Spät erst erreicht er den rechten Flügel.

8. September 1914 7.45 abends

Er meldet dem General v. Bülow, die Lage bei der Armee v. Kluck sei noch viel ernster, als man glaube. Er gebraucht zum erstenmal das Wort „Rückzug". Er habe Vollmacht, dies im Namen der Obersten Heeresleitung nötigenfalls zu befehlen!

9. September 1914 7 Uhr früh

Am nächsten Morgen fährt er nach dem äußersten rechten Flügel, zum General v. Kluck. Nach 5½ Stunden trifft er ein. Dort meldet er, General v. Bülow sei bereits auf dem Rückzug — was noch nicht der Fall war — und dieser Entschluß sei „dem alten Bülow sehr sauer geworden", aber seine Armee sei nur noch eine „Schlacke", und nun müsse auch General v. Kluck schleunigst zurück.

9. September 1914 12.30 nachmittags

Der Feldherr und sein Stab wollten davon nichts wissen. „In kurzen, bestimmten Worten befahl [nach dem Reichsarchiv] Oberstleutnant Hentsch nunmehr den Rückzug." Schweren Herzens mußte Generaloberst v. Kluck dem Befehl Folge leisten, das Ziel zum Greifen nahe vor sich sehend.

9. September 1914 mittags

Nun erst gibt auch General v. Bülow, schutzlos in der rechten Flanke, den Befehl zum Rückzug. Gleich darauf treffen die ersten Siegesmeldungen seiner Truppen ein, die entsetzt die „unheilvolle Weisung" aufnehmen.

„Überall das Gefühl des vollsten Siegs", schreibt General v. Kluck, „Stimmung glänzend. Da sprengte ein Ordonnanzoffizier heran, sprang vom Pferde und kam bleich wie der Tod auf mich los. Als ich frug, was ihm fehle, flüsterte er mir ins Ohr: ‚Es soll alles sofort zurückgehen!' Ich sah ihn an und sagte bloß: ‚Ist man verrückt geworden?' — so ungeheuerlich war die Nachricht."

„Der Feind war in wilder Flucht", berichtet Oberst Graf Finckenstein, „kein Franzose weit und breit mehr zu sehen. Desto unverständlicher für uns dieser Befehl, der uns wie ein Keulenschlag traf."

„Die Nachricht wirkte wie ein Donnerschlag", sagt Oberstleutnant Schmidt. „Ich habe viele Mannschaften weinen sehen, die Tränen liefen ihnen über das Gesicht."

„Überall", schreibt Major Wilke, „stieß man auf dasselbe verständnislose Achselzucken, das traurige Kopfschütteln. Schließlich hüllt sich alles in dumpfes, von bangen Ahnungen erfülltes Schweigen."

„Man sah", meldet endlich Prinz Eitel Friedrich von Preußen, „die Franzosen in lichten Wellen zurückfluten, das ganze Feld wimmelte von ihnen. Zwischendurch jagen einzelne Reiter. Geschütze galoppieren. Ein malerisches Schlachtenbild alter Art. Begeistert standen die Grenadiere auf und sahen hier den Erfolg des viertägigen schweren Ringens heranwachsen."

10.—14. September 1914

Und nun der Rückzug. 40 000 Gefangene und 200 Geschütze blieben in der Hand des Feindes. Ein kaum nennenswerter Rückzug. Nach wenigen Tagesmärschen setzten sich die deutschen Heere schon wieder hinter der Aisne und hielten stand.

So sahen es zunächst auch die Feinde. Der Siegesjubel war bei ihnen anfangs gar nicht so groß. Eher frohe Verblüffung. Erst allmählich gestaltete sich, unter britischer Weltpropaganda, bei ihnen das Schlagwort vom „Wunder an der Marne". „Das Wort ‚Sieg' wagte niemand auszusprechen", schreibt der Franzose Barais Daltour, „und es wurde erst Monate später für die Schlacht an der Marne erfunden."

Also nur eine verlorene Schlacht — die einzige, durch den Fehler der Heeresführung, von Deutschland im Weltkrieg verlorene Schlacht. Das war auch Napoleon und Friedrich dem Großen passiert. Das konnte vorkommen. So mit Recht die rein militärische Auffassung.

„Wir waren alle der Meinung", äußert sich Prinz August Wilhelm von Preußen, „daß es sich nur um eine kurze Rückzugsbewegung handele. Niemand von uns war sich wohl bewußt, daß dieser Entschluß von feldzugentscheidender Bedeutung werden würde."

Denn die Marneschlacht war mehr als eine andere Schlacht. Sie war das Ende des Schlieffenplans, die Franzosen zu erledigen, ehe die Russen kamen! Sie eröffnete jetzt einen Krieg von ganz unbestimmbarer Dauer. Sie war ein schwerer seelischer Rückschlag gegen die Siegesstimmung der Heere und der Heimat, die vom Westen gläubig wähnte: „Da war, kaum begonnen, die Schlacht schon gewonnen . . ."

Den Heeren konnte man die gigantische Schlappe — denn mehr war die Schlacht an der Marne, soldatisch gesehen, nicht — ja nicht vertuschen. Um so mehr, in völlig unverständlicher Geheimniskrämerei, der Heimat.

Ein Musterbeispiel, wie man die Geister eines Volkes nicht führen soll: Vom 4. September ab verstummte fast für eine Woche der tägliche Kriegsbericht, der das Publikum an stürmische Vormärsche, genommene Festungen, gefangene Feinde, gewonnene Schlachten gewöhnt hatte, auf einmal völlig. Das erzeugte allgemeine Angst und Unruhe und sinnlose Gerüchte. Dann am 10. September eine Meldung des Großen Hauptquartiers, aus der nicht nur kein Militär, sondern überhaupt kein Mensch klug werden kann:

„Die östlich Paris vorgedrungenen Heeresteile sind von überlegenen Kräften angegriffen worden. Als der Anmarsch neuer feindlicher Kolonnen gemeldet wurde, ist ihr Flügel zurückgenommen worden. Als

Siegesbeute sind bisher fünfzig Geschütze und einige tausend Gefangene gemeldet."

Dann, am 12. September, noch einmal kurz und bündig: „Die vom Feind mit allen Mitteln verbreiteten, für uns ungünstigen Nachrichten sind falsch!"

Dabei blieb's. Jahre hindurch hat die deutsche Öffentlichkeit nicht erfahren, was eigentlich an der Marne passiert war und was jeder Schusterjunge im Ausland wußte. Man mußte schon sehr gute Beziehungen zu dem Stellvertretenden Großen Generalstab haben, um Einsicht in ein Kroki der Schlacht nehmen zu dürfen.

Was war eigentlich an der Marne vorgegangen?

Das Versagen der Obersten Heeresleitung hat die größte Schlacht des Weltkriegs, eigentlich schon den Weltkrieg selber, für Deutschland verloren — nicht, als ihr Sündenbock, der einzelne Oberstleutnant H e n t s c h.

Oberstleutnant Hentsch, in mittleren Jahren, war äußerlich der Typ des straffen, schnurrbärtigen Generalstäblers. „Seine Zuverlässigkeit war", nach den Worten seines damaligen Vorgesetzten, General v. Kuhl, „in jeder Beziehung erprobt." Nach Oberst v. Zoellner wirkte die Art seines stets meisterhaft knappen und klaren Vortrags in hohem Grade suggestiv. Oberstleutnant Hentsch starb noch vor Kriegsende, in einer Dienststellung in Rumänien, wo er sich bei dem Donauübergang auszeichnete.

War er an der Front mehr ein Sprecher oder ein Sprachrohr? Das des Kriegsherrn gewiß nicht! Kaiser Wilhelm II. bewies in diesen Tagen viel mehr klare Einsicht in die Notwendigkeiten der Kriegslage als sein Hamlet von Generalstabschef!

Der Kaiser drängte nach einer Vorverlegung des Großen Hauptquartiers hinter den rechten Flügel der Front, was nach den Worten des Generalstabsobersten Tappen, „mehrfach erwogen, infolge technischer Schwierigkeiten und wohl auch infolge einer gewissen Schwerfälligkeit nicht zur Durchführung gekommen ist".

7. September 1914 früh

Der Kaiser tat selbst das, was Moltke hätte tun sollen: er fuhr selber zur Mittelfront der Armee. Dort befehligte der sächsische Generaloberst v. H a u s e n. Schwerkrank. Er hatte sich in einem als Lazarett von den Franzosen benutzt gewesenen belgischen Schloß den Typhus geholt und war wenige Tage darauf genötigt, die Armee zu verlassen. Er sandte dem Kriegsherrn durch einen Generalstabsoffizier eine der tatsächlichen Lage entsprechende Meldung entgegen, wonach es „nicht ratsam erscheine, den Aufenthalt des Kaisers in Châlons-sur-Marne ins Auge zu fassen". Der Kaiser kehrte darauf nach Luxemburg zurück.

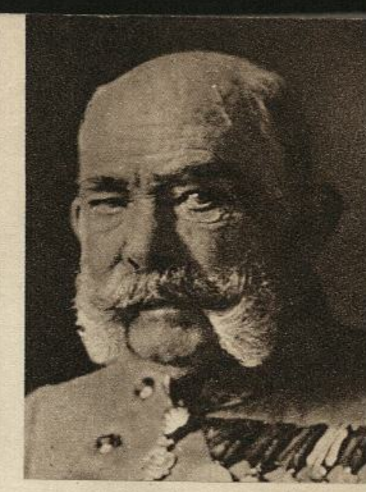
7. September 1914 abends

Dort erteilte er, nach den Erinnerungen der Generale v. Plessen und v. Lyncker, dem Generalstabschef den klaren und bestimmten Befehl: „Angreifen, solange es geht! Unter keinen Umständen einen Schritt zurück!"

Papst Benedikt XV.



Kaiser Wilhelm II.



Kaiser Franz Joseph



Kaiser Karl



Kaiserin Zita



Zar Nikolaus II.



Zarin Alexandra



König Ferdinand von Bulgarien



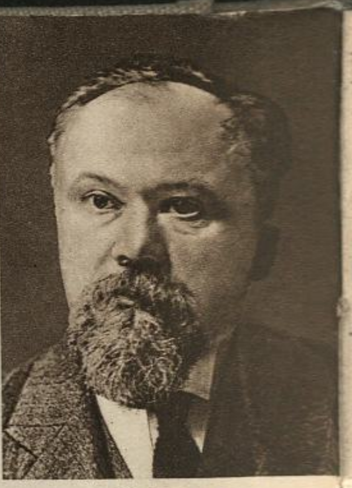
König Victor Emanuel III.



König Konstantin von Griechenland



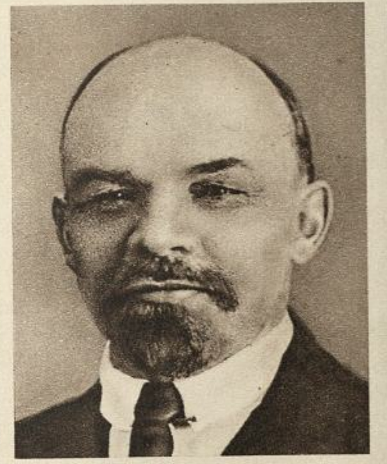
Wilson



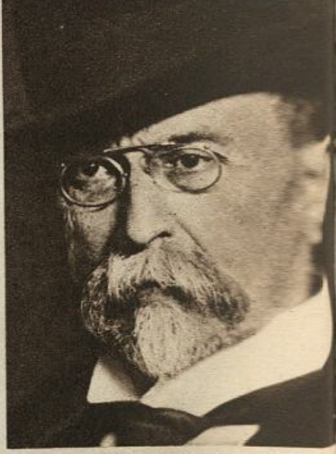
Poincaré



Kerensky



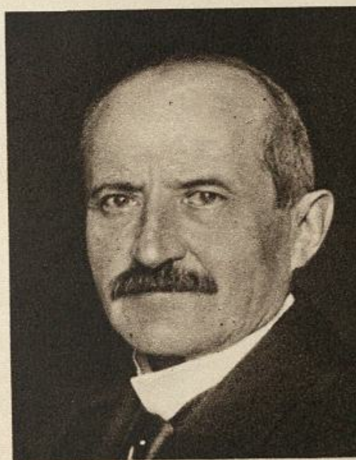
Lenin



Masaryk



v. Bethmann-Hollweg



Michaelis



Graf Hertling

Noch zwei Tage später widersetzte sich der Kaiser, nach einer Mitteilung des Generalquartiermeisters v. Stein, auf das heftigste dem Moltkeschen Rückzugsgedanken!

9. September 1914

Moltke ...... Es ist erschüttend, seine Briefe aus dieser Zeit an seine Gattin zu lesen:

„Ich kann es schwer sagen, mit welcher namenlosen Schwere die Last der Verantwortung der letzten Tage auf mir gelastet hat und noch lastet. Die ganze Welt hat sich gegen uns verschworen, es sieht so aus, als ob es die Aufgabe aller übrigen Nationen wäre, Deutschland endgültig zu vernichten. Deutschland hat keinen Freund in der Welt. Das Ausbleiben von Nachrichten von den weit entfernten Armeen geht fast über menschliche Kraft."

Diese „weit entfernten Armeen" hätte der Chef des Generalstabs jederzeit mit dem Kraftwagen in 4 bis 5 Stunden erreichen können! Jetzt, wo es zu spät ist, fährt er an die Front! Er besucht alle Armeen! Nur den Brennpunkt, Klucks rechten Flügel, läßt er kennzeichnenderweise aus!

11. September 1914 morgens

„Es geht schlecht", hat er sich schon vorher aufgezeichnet. „Wir müssen ersticken in dem Kampf gegen Ost und West."

So verläßt er die Front und ihre schicksalschwere Lücke — nicht nur eine räumliche Lücke zwischen den Heeren Klucks und Bülows, sondern auch eine seelische Lücke zwischen den beiden Feldherrn selbst, die nicht die harte Faust einer höchsten Befehlsstelle schließt.

„Anweisungen der Obersten Heeresleitung", schreibt General v. Kluck, „kamen erst nach Eintritt wichtigster Ereignisse. Durch nichtaufgeklärte mißliche Umstände war die Zügelführung der Obersten Heeresleitung gelockert. Unterstellungen von Armeen unter den Oberbefehlshaber einer benachbarten [d. h. Klucks unter Bülow], werden selten Krisen mindern oder beheben."

Und kurz und fatalistisch äußert sich Generaloberst v. Bülow: „Auf einen Eingriff der Obersten Heeresleitung rechnete ich nicht mehr."

Nachts, bei strömendem Regen, trifft Moltke wieder in Luxemburg ein. Ein schwerkranker Mann. Oberst Tappen verzeichnet bei ihm „völliges Erschlaffen". Der Chef des Militärkabinetts v. Lyncker: „Moltke ganz herunter."

12. September 1914 3 Uhr morgens

2 Tage darauf haben alle Beteiligten, nach dem Vortrag Moltkes beim Kaiser, den Eindruck, daß der vornehme, pflichttreue Mann, der ja nur das Beste wollte, am Ende seiner Kräfte sei.

14. September 1914

„Nachmittags", schreibt Moltke, „erschien der General v. Lyncker bei mir und sagte mir, der Kaiser ließe mir sagen, er habe den Eindruck, daß ich zu krank sei, um die Operationen noch weiter leiten zu können. General v. Falkenhayn solle die Operationen übernehmen."

Vor der Welt wurde dieser Wechsel gerade jetzt, während des Rückzuges, zunächst verheimlicht. General v. Moltke blieb im Hauptquartier und scheinbar an der Spitze der Heeresleitung.

„Ich habe dies Martyrium auf mich genommen“, schreibt er, „und die weiteren Operationen mit meinem Namen gedeckt, des Landes wegen.“

Erst 6 Wochen später kehrte General v. Moltke nach Deutschland zurück und starb als Chef des Stellvertretenden Großen Generalstabs in Berlin.

18. Juni 1916

In Wirklichkeit führte schon seit Beendigung des Rückzugs von der Marne der neue Mann, General v. Falkenhayn, die Geschäfte.

14. Sept. 1914 abends

1861—1922

Erich v. Falkenhayn, zugleich seit dem Vorjahr preußischer Kriegsminister. Eine ritterliche Erscheinung. Erst Anfang der Fünfzig. Aus der Schule des Großen Generalstabs hervorgegangen. Das Höchste an Feldherrnbegabung trauten ihm weite Kreise nicht zu. Aber jeder sah in ihm das Gebot der Stunde: Spannkraft! Tatkraft! Wille! Leben!

Halt! Front! Hinter der Aisne steht schon wieder das ganze deutsche Flügelheer. Von der Marne bis zur Aisne sind es 70 Kilometer. Länger als 2 Tage hat die ganze rückwärtige Sammlung zur Schließung der Lücke zwischen Kluck und Bülow nicht gedauert. Auch jetzt zieht sie sich auf dem Rückmarsch nur langsam zusammen. Der Feind drängt immer noch in sie nach. Er überschreitet, in den Kämpfen an der Aisne, den Fluß. Aber von den Nordhöhen des im ganzen Krieg mit Blut getränkten „Damenwegs“ kann er die Deutschen nicht vertreiben. Er erobert Reims. Aber bis hierher und nicht weiter!

12.—14. September 1914

Der Franzose und der Engländer sind selbst völlig am Ende ihrer Kräfte. Gewehr in Ruh! Langsam vergrollt im Abenddämmern der unentschiedene Feldzug an der Marne. Die beiden Heere liegen sich in breiten Fronten, Auge in Auge, gegenüber.

Sie liegen. Sie marschieren nicht mehr . . . . . .

In ihrer vollen Tragweite noch allen unbewußt beginnt die große Wandlung des Völkerringens: der Spaten erscheint. Stacheldrahtrollen werden herangeschafft. Bretter. Pfähle. Sandsäcke. Telephondrähte Später Kanonenöschen, kleine Fenster, Tische, Stühle.

Nicht mehr die Toten nur kommen unter die Erde, sondern auch die Lebenden. Millionenfach werden die Männer Europas zu Maulwürfen. Zu Nachtgeschöpfen, die nur bei Dunkelheit sich frei bewegen. Bei Tag spinnen sich nur unendliche dünne Pfahlreihen, wie ein Weinberg im Winter, durch zackiges Drahtgespinst verstrickt, weit über Täler und Hügel, weit durch das völlig leere Land, in dem das Auge kein menschliches Wesen sieht, und das Ohr nur das dumpfe „Bumm!“, das scharfe „Peng!“ vernimmt.

Seit der Schlacht an der Marne wandelt sich im Westen die bewaffnete Völkerwanderung in den Schützengrabenkrieg.

Die Fronten stehen. Sie beginnen zu erstarren. Die allmähliche Verkalkung verknöchert sich für die deutsche Gesamtlinie vom linken

Flügel aus. Dort, längs der deutsch-französischen Grenze, ist man in diesen blutigen Wochen ohnedies nicht recht vorwärtsgekommen. Die Franzosen haben ein paar ihrer Sperrforts hergeben müssen! Aber ihr Panzergürtel zwischen Belfort und Verdun blitzt und donnert wie je.

In diesen Kämpfen fand bei Loivre vor Reims der Dichter Hermann Löns den Heldentod.

21. September 1914

Nun schleicht der „Erdgeist“ weiter, zu dem beweglichen deutschen Heeresflügel in Frankreich, und drückt dem Feldgrauen den Spaten in die Hand. Und ebenso buddeln drüben die Rothosen und die „Gentlemen in Khaki“ und die schwarzen Franzosen. Zwei Drahtverhaufronten wachsen aus der Erde. Zwischen ihnen das schmale furchtbare „dritte Land“ oder „Niemandsland“, wie es die Briten nennen.

Immer noch zieht sich das Schlachtengeflacker in erbitterten Kämpfen und Durchbruchsversuchen die Front entlang nordwärts. Immer wieder probieren es die beiden Heere, in einem Wettlauf nach dem Meere sich die Flanke abzuringen. Deutscher Durchbruchsversuch bei Roye. Deutscher Umfassungsversuch in der Schlacht bei Arras. Umsonst!

30. September bis 9. Oktober 1914

2.—10. Oktober 1914

Aber da oben in Westflandern, an der Wasserkante, auf die der Schlieffenplan in erster Linie abzielte, da ist noch Raum. Da ist es noch möglich, eher als die Franzosen aufzumarschieren und durch einen Todesstoß in ihre linke Flanke doch noch die Kriegsentscheidung in Frankreich zu erzwingen.

Auf, wider Ypern!

13

Der Tod von Ypern

Seltsamer „Krieg im Frieden“ in dem von dem deutschen Generalgouvernement verwalteten Belgien.

Ständiger, stiller, ehrerbietiger Krieg mit dem Kirchenfürsten des Landes, dem fanatischen Kardinal Mercier. Ständiger Krieg gegen den widerspenstigen Brüsseler Bürgermeister Max. Ständiger Krieg gegen zahllose, namentlich holländische, Spione und Agenten der geflüchteten belgischen Regierung, die jetzt noch in Brüssel ein Amtsblatt herausgibt. Dieser „Moniteur“ ist natürlich verboten. Aber wenn man in Zivil geht, kann man ihn in jeder leeren Seitenstraße für fünf Frank kaufen.

1851—1926

Scharen deutscher Geheimräte, für belgisches Kriegsgeld, Kriegsrequisitionen, Kriegsbahnen, Kriegsjustiz. Ein paar von ihnen befürchten jeden Abend eine Bartholomäusnacht . . .

Auf den immer noch lärmenden Straßen die „Garde Civique", die belgische Bürgerwehr, mit Armbinden. Bärtige bayerische Landstürmer, englische, durchsichtige Glasmäntel über den himmelblauen Friedensuniformen von Anno Tobak, Frauenschals um den Hals zu den vorsintflutlichen Tschakos. Viel Etappe: Chauffeure, Schreibfeldwebel, Ordonnanzen. Wenig Feldgraue, die den Justizpalast, den Sitz des Generalgouverneurs, und das für die Deutschen beschlagnahmte Palasthotel und Astoria bewachen.

Und jeden Abend sieht man die belgischen Damen mit Seidenpapierhülsen in der Hand draußen auf den Boulevards des Nordens stehen. Sie haben Blumen in der Hand, bereit, die von Antwerpen anrückenden belgischen Truppen zu begrüßen, und ein deutsches Witzwort sagt: „Belagern wir eigentlich Antwerpen oder belagert Antwerpen uns?"

Denn in diesem riesigen, von schwachen deutschen Truppen überwachten Wespennest kribbelt das ganze dahin geflüchtete belgische Heer. Es darf nicht im Hinterland der kommenden Entscheidungsschlacht bei Ypern ausschwärmen. Befehl: Nehmt Antwerpen!

1850—1921

27. September 1914

Wie die Posaunen von Jericho predigen General v. Beselers „Dicke Bertas" denen drinnen: Jetzt geht's los! Unter dem Gebrüll der Ungeheuer stürzen die Forts wie Kartenhäuser. Umsonst kommt Churchill selber, der englische Flottenminister, angeflogen. Umsonst wirft er viele Tausende seiner Kerntruppen, seine Marineinfanterie, in die zweitgrößte Festung der Erde. Nach 12 Tagen flutet alles, was Waffen trägt, aus ihren zerschmetterten Betonkuppeln und längs des Meers nach Westen zu den Verbündeten.

Der letzte Vorkriegs-Baedeker berechnet die Belagerungszeit Antwerpens bis zum Fall auf zwei Jahre . . .

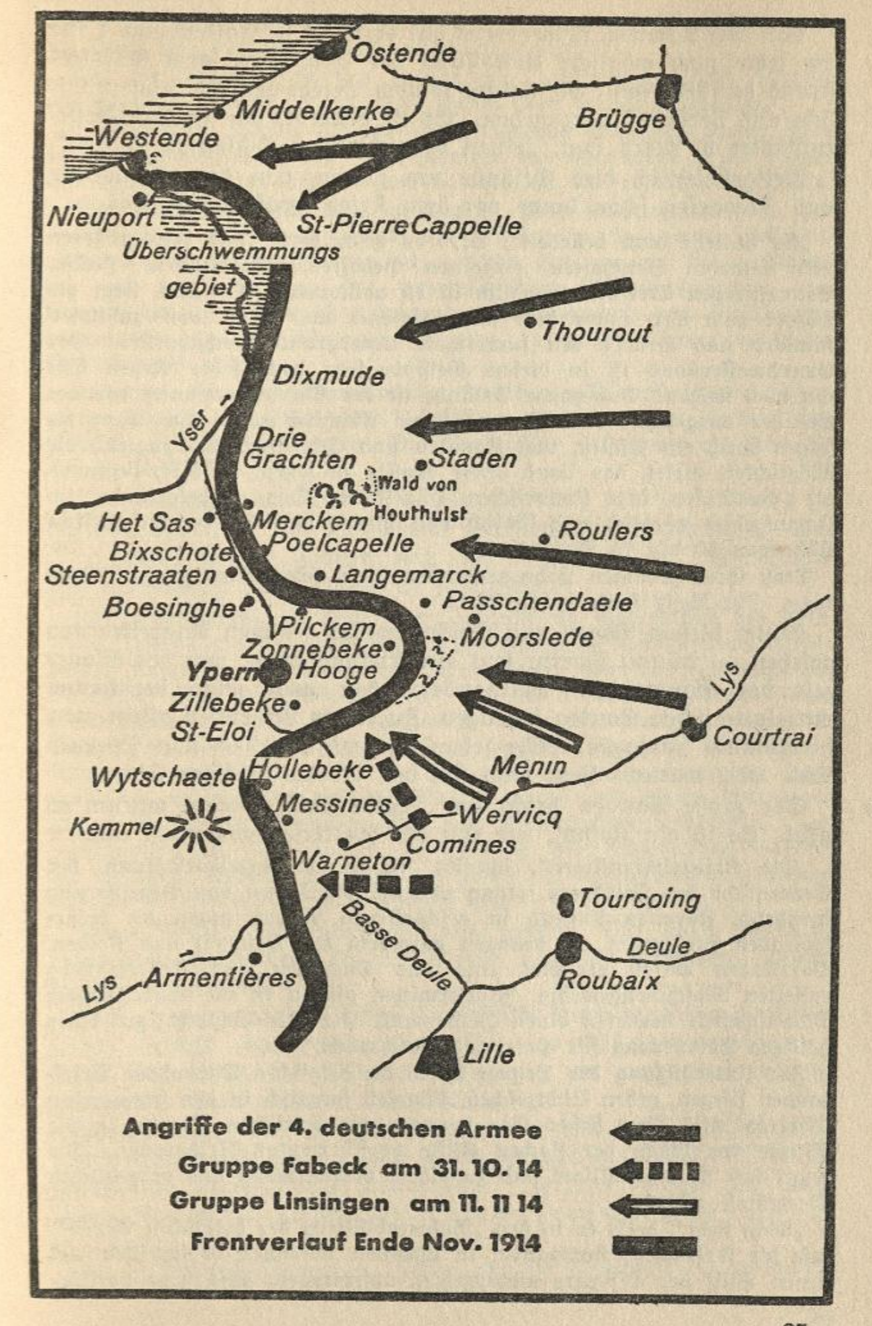
9. Oktober 1914

Weiße Flaggen! Antwerpen in märchenhaft kurzer Zeit unser! Wichtiger noch als seine 1300 Geschütze die ungeheuren Vorräte des Welthafens an Getreide, Kautschuk, Benzin, Flachs, Kupfer, Wolle für die deutsche Kriegswirtschaft.

Kein Kanonenblitz kann mehr von hinten in die Feuertaufe der jungen Feldgrauen vor Ypern zucken.

„Steuerzahler — haltet die Hand auf dem Geldbeutel!" schrien im Frieden unentwegte Volksvertreter. Hunderttausende junger Männer blieben ungedient. Jetzt rächt sich die Sparsamkeit. In Hast, in zwei Monaten, so gut es geht, ausgebildet, bewaffnet, bekleidet strömen sie ins Tal der Schlacht, fast ohne aktive Offiziere, nur ein paar Fähnlein Reservekavallerie, die Feldartillerie noch unfertig — im ganzen eher eine riesige improvisierte Miliz, aber ebenbürtig den alten Kerntruppen an flammender Begeisterung, an jubelndem Todesmut.

Das ist der deutsche Heilige Frühling, der zwischen Ypern und dem Meer dahinsank! An diesen 100 Kilometern Front in dem äußersten Zipfel Westflanderns hängt das Schicksal der Schlacht, des Feldzugs in Frankreich, des Weltkriegs.



Von den 6 neuen Armeekorps hat General v. Falkenhayn 4 für die letzte noch mögliche Umfassung der Franzosen vom Nordseestrand her bestimmt. Sie haben, seinem Befehl gemäß, „ohne Rücksicht auf Verluste" vorzugehen. Er ist bestrebt, wie er dem Generalstäbler v. Mertz sagt, „einen vernichtenden Schlag zu führen".

Weltgeschichtlich dies Gelände um Ypern, von dem Engländer und Franzosen schon lange vor dem Krieg sorgsam erkundet.

„Es ist sehr dicht besiedelt", wird es geschildert, „und mit größeren und kleineren Ortschaften, einzelnen Gehöften, Waldstücken, Hecken, Baumgruppen übersät. Nördlich ist es vollkommen Tiefland, liegt als Polder zum Teil unter dem Meeresspiegel und wird von zahllosen Kanälen und Gräben mit sumpfigem Untergrund durchschnitten. Der Grundwasserstand ist in diesem Gelände sehr hoch, jeder Regen läßt ihn noch steigen. Das ganze Gelände ist der Überschwemmung von der See her ausgesetzt. Entwässerung sowie Abschluß gegen das Meer erfolgen durch ein System von Kanälen und Schleusen, das zugleich die Möglichkeit bietet, das Land unter Wasser zu setzen. Südlich beginnen die Ausläufer der flandrischen Hügelkette. Das Hügelgelände im Kampfgebiet nördlich und südlich von Ypern hat eine durchschnittliche Höhe von 40 bis 75 Meter."

Trotz ihrer geringen Höhe gewannen diese Hügelketten große Bedeutung. Ihr Besitz hatte hohen Wert.

Hinter diesem Bogen von Geländewellen — vom Angreifer aus gesehen — träumt Ypern, jetzt ein Kleinstädtchen, von der Glanzzeit des flandrischen Welthandels, den noch seine berühmten mittelalterlichen Bauten bezeugen. Zu einem Leidenden pflegt man hierzulande zu sagen: „Sie sehen aus wie der Tod von Ypern!" Gott weiß warum. Jetzt zeigt sich des Wortes blutiger Sinn.

10. Oktober 1914

Der große Morgen bricht an. Beide Teile wissen, worum es geht. Es ist ein Kampf, wie ihn der Weltkrieg noch nicht sah.

„Die Kriegsfreiwilligen", schreibt, in seiner Einzeldarstellung, der Generalstab des Feldheers, „jung und alt, die Augen von Begeisterung sprühend, stürmten singend in geschlossenen Reihen gegen die feuerspeienden Stellungen an, drangen vorwärts mit Bajonett und Kolben. Barrikaden waren errichtet, und aus Dachluken und Kellerfenstern rasselten Maschinengewehre, Flatterminen gingen in die Luft. Unsere Mannschaften bewiesen einen Heldenmut, der die Schlacht zu einer heiligen Erinnerung für Heer und Volk macht."

Zur Unterstützung der Gegner lassen die belgischen Einwohner Brieftauben fliegen, geben Sichtzeichen, kämpfen fanatisch in den brennenden Dörfern mit. Von hoher See donnern die britischen Panzer in die Flanke der längs der flachen Küste vorstürmenden Feldgrauen. Die englischen Marinefüsiliere sind zu einem verzweifelten und vergeblichen Gegenstoß gelandet.

„Man sieht", heißt es in den „Ruhmesblättern der belgischen Armee", wie die [britischen] Kompanien in schmalen Kolonnen vorschnellen, auf einen Pfiff der Offiziere niedergehen, aufspringen, aufs neue vorstürmen. Aber leider wird Übermenschliches verlangt — reihenweise werden die Leute von den Maschinengewehren niedergemäht."

Und die Deutschen dringen weiter vor. „Dämonen gleich", schreibt ein belgischer Bericht, „stürmen sie heran, über Leichen strauchelnd."

Senegalneger werfen sich als letzte Reserve entgegen. Inder sitzen in den Bäumen, schleudern von rückwärts ihre Wurfdolche in die Rücken der Bayern, wälzen sich mit den Älplern im Messerkampf am Boden.

Die Nächte hindurch wird gerungen. „Um sich gegenseitig in der Dunkelheit zu erkennen", schreibt als Mitkämpfer Hauptmann Schwink, „stimmten die Württemberger heimatliche Gesänge an, deren Klänge sich mit dem Knattern der unermüdlichen Maschinengewehre, dem Donner der in den Straßen feuernden Kanonen und dem Krachen der brennenden und einstürzenden Häuser zu einer schauerlich-schönen Schlachtmusik mischten."

Anderswo sind die Pommern schon auf den wild umstrittenen Höhen. „Das ehemals freundliche Dorf", heißt es, „bot jetzt einen fürchterlichen Anblick. Die Kirche brannte. Die Windmühle glühte wie ein Fanal in der Dunkelheit."

Aber es geht vorwärts! Die Hauptbarriere des Verteidigers im Norden, der etwa 100 Fuß breite Yserfluß, ist überschritten. Der Sieg scheint möglich. Scheint nah. Da — was ist das: das Schlachtfeld verwandelt sich langsam in einen See!

„In unvergleichlichem Opfermut", schreibt der Generalstab des Feldheers, „waren die Angreifer bis zu den Knöcheln, dann stellenweise bis zu den Knien im Wasser gewatet. Kaum konnte man aus dem lehmigen Boden die Füße noch herausziehen. Wer sich in dem furchtbaren Feuer etwas hinlegen wollte, war verloren. Aber der deutsche Siegeswille wollte auch dieser Schwierigkeit Herr werden. Als aber die tapferen Angreifer zurückschauten, sah es aus, als ob hinter ihnen das Land versunken wäre. Die grünen Wiesen waren mit einer schmutzigen gelben Wasserdecke überspült. Nur noch Häuserruinen und Reihen von wasserumspülten Alleebäumen bezeichneten den allgemeinen Verlauf der Straßen. Es war klar, daß der Feind die Kanalschleusen gesprengt und die Meeresflut zu Hilfe gerufen hatte."

Keine Wahl! Blutenden Herzens zurück! Mit allen Verwundeten und Geschützen. Es bleibt nur noch die Hoffnung, Ypern selbst zu stürmen.

Fast ohne die vorbereitende Kampfhilfe durch deutsches Batteriefeuer dringt das Münchner Freiwilligenregiment List, die Blüte der Münchner Jugend, vor und wird beinahe vernichtet. Sein tapferer Oberst fällt.

Über einem seiner jungen Krieger aber hält das Schicksal schirmend seine Hand. Denn er soll selber dereinst das Schicksal Deutschlands und Deutschlands Retter sein. In den Reihen des herrlichen Regiments streitet der Kriegsfreiwillige Adolf Hitler.

Er ist Deutschösterreicher. Nein. Er ist Deutscher im weitesten

und höchsten Sinne. Darum will er nicht für Habsburgs Völkergemisch, sondern dafür, daß Deutschland lebe, sein Leben einsetzen.

„Am 3. August", schreibt er, „richtete ich ein Immediatgesuch an Seine Majestät König Ludwig III. [von Bayern] mit der Bitte, in ein bayerisches Regiment eintreten zu dürfen. Die Kabinettskanzlei hatte in diesen Tagen sicher nicht wenig zu tun, um so größer war meine Freude, als ich schon am Tage darauf die Erledigung meines Ansuchens erhielt. Als ich mit zitternden Händen das Schreiben geöffnet hatte und die Genehmigung meiner Bitte las, kannte Jubel und Dankbarkeit keine Grenze. Wenige Tage später trug ich dann den Rock, den ich erst nach nahezu sechs Jahren wieder ausziehen sollte."

„So wie für jeden Deutschen begann nun auch für mich die unvergeßlichste und größte Zeit meines irdischen Lebens."

„Und dann kommt eine feuchte, kalte Nacht in Flandern, durch die wir schweigend marschieren, und als der Tag sich dann aus den Nebeln zu lösen beginnt, da zischt plötzlich ein eiserner Gruß über unsere Köpfe uns entgegen und schlägt in scharfem Knall die kleinen Kugeln zwischen unsere Reihen, den nassen Boden aufpeitschend; ehe aber die kleine Wolke sich noch verzogen, dröhnt aus zweihundert Kehlen dem ersten Boten des Todes das erste Hurra entgegen. Dann aber begann es zu knattern und zu heulen, und mit fiebrigen Augen zog es nun jeden nach vorne, immer schneller, bis plötzlich über Rübenfelder und Hecken hinweg der Kampf einsetzte, der Kampf Mann gegen Mann. Aus der Ferne aber drangen die Klänge eines Liedes an unser Ohr und kamen immer näher und näher, sprangen über von Kompanie zu Kompanie, und da, als der Tod gerade geschäftig hineingriff in unsere Reihen, da erreichte das Lied auch uns, und wir gaben es nun wieder weiter: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt."

„Nach vier Tagen kehrten wir zurück", schließt der damalige Musketier, jetzt Kanzler des Deutschen Reiches, Adolf Hitler, seine Schilderung des Tages von Ypern. „Selbst der Tritt war jetzt anders geworden. Siebzehnjährige Knaben sahen nun Männern ähnlich."

„Die Freiwilligen des Regiments List hatten vielleicht nicht recht zu kämpfen gelernt, allein zu sterben wußten sie wie alte Soldaten."

Dicht vor Ypern wird bereits gekämpft.

„Die englisch-französische Artillerie", schreibt Hauptmann Schwink, „feuerte, was die Rohre leisten konnten. Überall sah man in Büschen, Hecken und Ruinen den Dampf der sich heiß schießenden englischen Maschinengewehre. Auf den Bäumen waren die Franzosen mit Maschinengewehren festgebunden. Man fand sie tot an den umgeschossenen Baumkronen hängen."

Die mittelalterlichen Prachtbauten Yperns stürzen zusammen. Deutsche Generale eilen ganz vorn, mit geschwungenem Degen den Schützenlinien voraus. Die preußische Garde stürmt bis zu den ersten Häusern von Ypern. Inmitten Oberst Prinz Eitel Friedrich von Preußen, als Kommandeur des 1. Garderegiments zu Fuß. Garde gegen Garde: die Liverpooler Königsgrenadiere warfen sich entgegen.

„Die Kämpfe der letzten Tage", schreibt das Reichsarchiv, „kennzeichneten sich als erbittertes Ringen um jeden Schritt Boden. Der Feind wich nicht. Was nicht durch Feuer oder im Handgemenge fiel, wurde in Gefangenschaft abgeführt. Jeder Mauerrest und Trümmerhaufen mußte im mörderischen Handgemenge einzeln erobert werden."

Aber diese Einzelerfolge rundeten sich in dem wochenlangen Wüten der Schlacht bei Ypern nicht zu einem Gesamtsieg. Der Durchbruch zwischen Ypern und dem Meer war nicht gelungen, Ypern selbst nicht genommen. Die Schlacht verflackerte langsam. Erschöpft lagen sich die Gegner in ihren Stellungen gegenüber. Zurück gingen die deutschen Heere keinen Schritt.

17. Oktober bis 8. November 1914

Gefahr und Größe des Schlieffenplans — er setzte alles auf eine Karte: Entscheidung in Frankreich, ehe der Russe kam.

Für diese Entscheidung hatte General von Falkenhayn die neue junge Armee auf die Karte Frankreich gesetzt.

Die Entscheidung war ausgeblieben. Der Russe, riesenhaft, im Kommen. Also nun Truppen, soviel wie möglich, nach dem Osten! In Frankreich Stellungskrieg!

Und doch noch ein letzter hartnäckiger Einsatz auf die Karte des Kriegsglücks. Ein abermaliger Massensturm, um wenigstens den Hügelbogen östlich Ypern und die Stadt selber zu gewinnen.

Neue wilde Kämpfe bei Ypern. Umsonst.

4.—18. November 1914

„Wir verzichten jetzt im Westen auf das Ringen um die Entscheidung", sagt General v. Falkenhayn den sämtlichen IA, den Generalstabschefs aller Westarmeen.

Zwei Gründe für das Ausbleiben des Kriegsglücks: zuwenig Ausbildung und zuwenig Granaten. Was da vor Ypern blutjung stürmte und starb, war eine Miliz voll heiliger Begeisterung, aber eben eine Miliz — junge Helden, die ebenso viele Wochen dienten wie ihre Gegner Jahre —, deren Opfermut die vieljährige Kolonialkriegserfahrung der Briten nicht ausgleichen konnte. Es lag eine ernste Warnung für die Heeresleitung in dem Ergebnis des Einsatzes dieser zu jungen Truppen.

Und diese ungeübten Regimenter mußten ohne genügende Artillerievorbereitung stürmen. Daher die schweren Verluste. Im ganzen 80 000 Mann.

Und wer um diese Zeit in Belgien war, der weiß, wie in den langen, zurückrollenden Verwundetenzügen sich weißverbundene Köpfe aus den Fenstern beugten und zornige Zeigefinger nach vorn deuteten und heisere Stimmen etwas schrien, was man im Rasseln der Räder kaum verstand: „Granaten nach Ypern! Munition! Munition an die Front!"

Es waren nicht nur die jungen Artillerie- und Infanterieregimenter, die, in der Aufregung zu schnell feuernd, während der Schlacht immer wieder zur Sparsamkeit, namentlich mit Granaten,

aber auch mit Patronen ermahnt werden mußten. Durch alle deutschen Armeen, durch alle Heere des kämpfenden Europa ging die Schicksalsfrage für die Fortsetzung des Kriegs: Munition ....

14
Munition

Munition! Das war die große Rechnung, die bei allen kriegführenden Mächten vom ersten Tag ab nicht stimmte: phantastisch, jede Wahrscheinlichkeit überschreitend, der Verbrauch von Artilleriegeschossen in der modernen Schlacht.

Der Krieg, ebenso ein Kampf des Materials, an dem die Regierung gelegentlich immer noch aus Rücksicht auf den Reichstag sparte, wie der Menschen. Bald mehr ein Krieg der Maschinen als der Menschen. Der Schmelzofen daheim so wichtig wie der Geschützstand draußen. Neben den Feldgrauen im Schützengraben tritt drinnen, vom Heeresdienst befreit, gutbezahlt, vielbeneidet, der Munitionsarbeiter. Neben die Krankenschwester im Felde das Granatenfräulein in der Heimat. Das Industrierevier wird zur Front.

Und damit beginnt der erste Einfluß der Gewerkschaften, nicht unmittelbar auf die Heeresleitung, sondern auf die matte Reichsregierung, auf die schlaffe Reichstagsmehrheit. Dieser Einfluß wirkt sich im Lauf der Jahre immer mehr politisch aus, nach innen in Form von kurzsichtigen Parteiforderungen der Linken mitten im Krieg, nach außen in der diplomatischen Gschaftlhuberei unberufener Demagogen, die voll weichlicher Weltversöhnung von dem ehernen Vernichtungswillen unserer Feinde keine Ahnung hatten.

Munition! Deutschland, von der Welt abgeschnitten, muß sich selber helfen. Gott sei Dank: es ist neben den Vereinigten Staaten und Großbritannien das größte Industrieland der Erde. Es hat die Menschen und die Mittel. Es hat den Boden voll Kohle und Erz. Es ersetzt, was ihm fehlt, durch die weltüberlegene deutsche angewandte Wissenschaft, fängt sich den mangelnden Chilesalpeter aus der bläulich-flüssig gemachten Luft, braut sich an Stelle des mangelnden Benzins Rockefellers und der Mijnheers von Sumatra Benzol aus dem „Mädchen für alles", dem deutschen Steinkohlenteer, zaubert künstlichen Gummi aus deutscher Kartoffelstärke, rauchloses Pulver aus deutschem Holzpapier.

Munition! Deutschland besitzt riesige Industrieanlagen. Aber nur 7 große Werke sind, nach Helfferich, bei Kriegsausbruch auf die Herstellung von Granaten eingerichtet. Bald werden es ihrer 90 sein! Über Nacht fast werden die Fabriken umgestellt. Deutsche Technik, Organisationsgabe und Energie leisten Unerhörtes in der fieberhaften Erzeugung von Thomasstahl. Eine riesenhafte Kriegsindustrie wächst aus der Erde.

Seltsame Bilder für den dienstlichen Besucher einer Munitionsfabrik — andere Sterbliche werden überhaupt nicht hereingelassen —, nachdem er am Eingang Stunde und Minute in ein bei der Wache aufliegendes Buch eingeschrieben.

Noch im Vorraum Holzgestelle. In jedem einzelnen Lattenverschlag ein Damenhut. Das ist der Kopfputz der Munitionsmädchen drinnen, die sich während der Arbeit zum Schutz gegen den Staub weiße Tücher um die Haare binden. In einer Reihe nebeneinander stehen sie längs eines Schragens und rollen sich von Hand zu Hand die fertigen Granaten zu, polieren sie, stempeln auf jeder Station die „Charge", messen die „Toleranz", den erlaubten Spielraum der vorgeschriebenen Maße.

Wo sie herkommen? Meist Fabrikarbeiterinnen. Bisherige Hausangestellte. Aber auch aus vielen anderen Ständen. Denn der Verdienst ist gut. Rein kaufmännisch, nach Angebot und Nachfrage. Ein vaterländischer Zwang besteht nicht für die weiblichen Arbeitskräfte. Nicht einmal, wie der Verfasser einmal später dienstlich vorschlug, durch Drohung mit Entziehung der Zuckerkarte. Sie können jederzeit ihre Stelle kündigen oder wechseln und dadurch in der Hände lange Kette durch die nötige Einschiebung einer neuen, ungeübten Kraft Stockung und Verwirrung bringen. Selbst als später das Zivildienstgesetz die 60jährigen Grauköpfe als Hilfsbriefträger und Straßenfeger — mit Recht — aufrief, schonte man ängstlich diese kerngesunden 20jährigen Mädels.

Das heißt: man durfte um Gottes willen nicht „Mädel" sagen. Die Anrede war ein Kopfzerbrechen. „Damen" — nein — das verlangten sie ja nicht. Aber „die Frauen" schien wieder vielen zuwenig. Man konnte „die Fräulein" sagen. Aber da gab es doch auch junge Frauen. Kurz: eine Sorge mehr im Krieg ....

Seitlings der Granatenfräulein steht in ihrem Laboratorium in weißem, langem Kittel die Metallurgin — Doktor oder Studentin der Chemie — und macht mit hydraulischer Kraft die Zerreißprobe der Stahlverbindungen und malt die Ergebnisse mit Kreide auf die Schiefertafel.

Pst! Auf den Fußspitzen! Ein großes, ganz kahles Zimmer. Mitten darin ein geräumiges Drahtgestell. In dem Käfig sitzt ein junges Mädchen. Sie füllt mit feinen Fingerspitzen den Explosivstoff in die Granatenzünder. Sie hat unser aller Leben in der Hand. Passiert ihr bei ihrer Arbeit ein Malheur, so fliegt die ganze Fabrik samt dem umliegenden Stadtviertel in die Luft. Man darf sie nicht ansprechen. Weiter!

Da nebenan faucht und zischt es. Ein bis zum Gürtel nackter Riese ringt mit einer Riesenschlange, die er mit beiden Händen festhält. Er taumelt in dem Kampf mit dem langen, am Boden schleppenden Schlauch. Er schweißt elektrisch die Platten eines U-Boots. Auf dem Tisch daneben liegt in Blaupause das große Geheimnis, die Konstruktionszeichnung.

Da ein umfangreiches Schwimmbecken voll Öl. Durch die Luft reitet auf einem herangleitenden Trapez ein Arbeiter. An dem Gestell hängt eine eben fertige, noch rotglühende, halb mannslange Granate. Er

läßt von oben das Geschoß in das Öl plumpsen. Der Raum füllt sich mit donnerndem weißem Dampf. Nun erst ist die herausgefischte Granate „gehärtet“ und schußfertig.

Der erste Lärm. Der Lärm einer Munitionsfabrik! Der Spektakel dröhnt an einzelnen Stellen stärker in das Trommelfell als in einer feuernden Batterie. Man sieht die Lippen des Nachbarn sich bewegen, aber man hört nicht, was er sagt, in diesen Riesensälen voll Dampfhämmern, Drehbänken, Fräsmaschinen, feurigen Öfen. Ein Werkmeister reicht stumm einen Falzrahmen mit Handgriff und grünem Glaseinsatz für die Augen. Sonst würden sie geblendet von dem Weißglanz des glühenden Stahlbreis, der aus dem Schmelzofen quillt . . . . Vorsicht! Nicht in die kleinen Näpfe voll immer noch feurigen Tiegelgußstahls treten, der in dem Sandhaufen am Boden kühlt! Drähte spannen sich da auf der Erde. Achtung! Kopf weg! Durch die Luft segelt ein rotheißes Metallstück seiner Bestimmung entgegen. Seitlings aufpassen! Die Treibriemen schnurren. Rasend kreisen die Räder.

Da ein Moloch mit offenem Feuermaul. In ganzen Stapeln fliegen ihm die beschlagnahmten messingnen Ofentürchen in den Schlund. Die draußen im Feld aufgesammelten Messinghülsen verschossener Patronen. Schöne Zinnkrüge schlucken die Öfen. Alte Kupferkessel. Nickelarmaturen. Munition! Munition!

Und dann wird es draußen auf dem Hof plötzlich wieder grau und kühl. In den Ecken wirre Trümmerberge von Schrotteisen und von drinnen ausgemusterten, fehlerhaften Werkstücken. Eisenbahngleise. Güterwaggons. Gruppen von Offizieren davor. Sie nehmen die fertigen Granaten ab. Landwehrmänner verstauen die blanken, spitzen Stahlzylinder sorgsam in das Innere. Munition an die Front!

Deutschland muß sich seine Munition selber erzeugen. Großbritannien ist erst dabei, sich umzustellen. Frankreich erst recht im Rückstand. Aber wozu ist der große Neutrale jenseits des Großen Teichs, wozu ist Amerika da? Der deutsche Frontsoldat begreift schon 1915 nicht, wie man gegenüber einem solchen blutdürstigen Armeelieferanten des Feindbunds noch irgendwelche Schwächeanwandlungen im U-Boot-Krieg haben kann.

1856—1924
4. März 1913
19. August 1914

Der Professor der Geschichte Woodrow Wilson, seit dem Vorjahr Präsident der Vereinigten Staaten, hatte zwar bald nach Kriegsausbruch durch eine Botschaft an das amerikanische Volk den „Geist wahrer Neutralität, der Gerechtigkeit und Freundschaft gegen alle Beteiligten“ gelobt und jedem amerikanischen Bürger verboten, sich bewaffnet in die europäischen Händel zu mischen.

1860—1925

Aber bald darauf verkündet sein Sekretär des Staatsdepartements, d. i. Außenminister, der pazifistisch eingeschworene Mr. William Jennings Bryan, eine öffentliche Erklärung über Neutralität und Konterbande, die in deutscher Übersetzung wörtlich lautet:

„Jedermann kann gesetzlich und ohne Beschränkung wegen des Kriegszustandes Waffen und Kriegsmunition innerhalb der Vereinigten Staaten anfertigen und verkaufen.“

Dieses Bekenntnis einer schönen Kaufmannsseele ist noch folgenschwerer als die Marneschlacht. Es hat eigentlich den Krieg zu unseren Ungunsten entschieden!

Präsident Wilson wußte natürlich so genau wie jedes Kind dort drüben, daß Deutschland durch die britische Herrschaft zur See verhindert war, auch nur eine Platzpatrone aus den Vereinigten Staaten zu beziehen. Indem er trotzdem die Munitionsausfuhr gesetzlich freigab, unterstützte er ausschließlich unsere Feinde und trat damit eigentlich schon an deren Seite.

geb. 1862

„Es wurde“, schreibt der damalige deutsche Botschafter in Washington, Graf Johann Heinrich Bernstorff, „der Versuch gemacht, insbesondere gestützt auf die deutschamerikanischen Kreise, das Unmoralische und Unneutrale der Lieferungen, zumal wegen ihres ganz außerordentlichen Umfangs, dem amerikanischen Volk zum Bewußtsein zu bringen. Bekanntlich sind diese Versuche gescheitert. Dabei hat die Uneinigkeit der Deutschamerikaner wesentlich mitgesprochen. In letzter Linie ist aber doch wohl das wirtschaftliche Interesse der Nation an diesen Lieferungen, bei denen schließlich die gesamte amerikanische Landwirtschaft und Industrie beteiligt waren, entscheidend gewesen.“

Zu machen war dagegen, nach dem sogenannten „Völkerrecht“, für Deutschland amtlich nichts, da schon vor Jahren bei einem Friedensgeschwätz unter dem Schirm des Zaren im Haag derartige Abkommen getroffen waren.

18. Oktober 1907

Aber nichtamtlich . . . . . Wir hatten einen Militärattaché in Washington. Der gründete in aller Stille eine amerikanische „Bridgeport-Geschoß-Gesellschaft“ und kaufte alle Spezialmaschinen zur Herstellung von Schrapnellhülsen im Lande auf. Eine andere solche Gesellschaft sicherte sich alles greifbare Benzol, aus dem man für den Krieg Pikrinsäure hätte machen können, und verwandelte es eilig in harmlose Salizylpräparate. Ebenso wurde alles Brom, ein Hilfsmittel für Giftgas, ohne viel Aufsehens aus dem Markt genommen und übrigens die neu hergestellten Friedensartikel mit gutem Gewinnst für den deutschen Reichsfiskus in Amerika abgesetzt.

Zu spät merkten die Amerikaner, daß sie in diesem Fall von Deutschland überlistet worden waren. Sie verloren, trotz ihres Durfts nach dem Dollar, Wochen und Monate bei ihren Munitionslieferungen an unsere Gegner.

November 1914

Der erleuchtete Militärattaché kehrte dann nach Deutschland zurück und ging ins Feld. Er hat schon damals gezeigt, was in ihm steckte. Es ist der jetzige Reichskanzler a. D. und Vizekanzler Franz v. Papen.

geb. 1879

15

Der Sieg bei Lodz

Die Dampfwalze . . . .

Die sagenhafte, ungeheuerliche Dampfwalze, von der man schon seit Jahren in Rußland mit einem gläubigen Grauen vor der eigenen Größe sprach. Dieser unheimliche, unwahrscheinliche Nachtmahr, der, alles unter sich platt drückend, sich durch die Ruinen Schlesiens nach Berlin wälzen wird.

Hinter der Weichsel, bei Warschau, ballt sich der seit dem Mai 1914 schon von der Küste des Stillen Ozeans und den Schneegipfeln des Kaukasus heranziehende Hunnensturm zusammen. Attila und Dschingis-Khan reiten im Geist vor diesen unermeßlichen Massen von sibirischen Schützen, turkestanischen Reitern, kaukasischen Irregulären, Transbaikal-Kosaken, Ussuri-Kavallerie, Kalmücken, Baschkiren, Tataren, und vor dem unübersehbaren Feldbraun der wandernden russischen Erde. Im ganzen 3 Millionen Krieger des Zaren.

Und die deutsche Heeresmacht, die in ihrer Gesamtheit sich hätte dem Rollen der Dampfwalze entgegenstemmen sollen, hatte die vorherige Entscheidung im Westen nicht erzwungen. Sie war, nach der Schlacht an der Marne, zum größten Teil in Frankreich festgebannt. Von insgesamt 9 Armeen und 4 kleineren Armeeabteilungen waren nur 2 Armeen und 1 Abteilung zum Schutz der deutschen Ostgrenze verfügbar.

In den 15 Jahrhunderten seines geschichtlichen Seins war Deutschland vielleicht niemals in größerer Gefahr als in diesem Oktober und November 1914!

„Nur eine Frage von Wochen konnte es sein", schreibt der deutsche Generalstab des Feldheers über die Stimmung in Petersburg, „und Rußland diktierte in Budapest, Wien und Berlin den Ententefrieden. Denn die größte Streitmacht, die je die Welt versammelt gesehen, war im Vormarsch auf Budapest—Berlin." Die Hoffnung des Feindes schien berechtigt zu sein. Doch ein Hindenburg war der Gegner!

Ein H i n d e n b u r g. Neben ihm, als Berater, ein L u d e n d o r f f. Mit ihm, als Unterführer, ein M a c k e n s e n!

geb. 1849

August v. Mackensen, hervorgegangen aus den nachtschwarzen Schimmelreitern, den Danziger Leibhusaren. Der Totenkopf auf der Pelzmütze, die er auch noch als General trägt, paßt zu dem wilden, kriegerischen Schneid seiner Erscheinung. Nicht nur ein Reiterführer. In Wirklichkeit ein Stratege höchsten Stils, mit Hindenburg der zweite Retter des Reichs. Hier, bei Lodz, wo er die 9. Armee führt, beginnt erst eigentlich seine ruhmreiche Laufbahn.

Das Große Hauptquartier ist inzwischen endlich näher an die Westfront, nach Charleville in Frankreich, verlegt worden. Von dort gibt es Direktiven nach dem Osten: General v. Hindenburg

soll im südlichsten Polen, eng an die Österreicher angelehnt, nach Rußland hineinstoßen.

Der Sieger von Tannenberg hat ganz andere Feldzugspläne. Sie werden drüben sämtlich als „unmöglich" abgelehnt.

„Wenn dieses alles als unmöglich bezeichnet wird", schreibt Hindenburg selbst in berechtigtem Unmut, „so wird vielleicht die ganze Operation unmöglich sein oder werden."

Und so kam's. Durch den unergründlichen polnischen Dreck des regnerischen Herbstes waten und reiten und karren die deutschen Truppen bis in die Nähe von W a r s c h a u. Die ersten Kämpfe dort zeigten ihnen, daß sie einer ungeheuren russischen Übermacht gegenüberstanden. Die Österreicher, die gleichzeitig weiter südlich angegriffen hatten, gingen zurück. So brach General v. Hindenburg den E r s t e n F e l d z u g i n P o l e n ab. Der Rückzug mit seiner sorgfältigen, die Russen erheblich aufhaltenden Zerstörung aller Eisenbahnen, Wegebauten usw. war ein operatives Meisterstück. In bester Manneszucht und Ordnung erreichte das deutsche Heer in wenigen Tage wieder die schlesische Grenze.

1.—31. Oktober 1914

Nun erkannte der Generalstabschef v. Falkenhayn im Westen, daß man einem Hindenburg freie Hand lassen müsse! Der Oberste Kriegsherr ernannte den General v. Hindenburg zum „Oberbefehlshaber über die gesamten Streitkräfte im Osten des Reichs" (Oberbefehlshaber Ost — in der Armeesprache allgemein in „Oberost" abgekürzt).

1. November 1914

Ein Hochgefühl für alle Truppen an der Russenfront, wenn sie an den heransausenden, über und über mit Kot bespritzten feldgrauen Kraftwagen voll Generalstabsoffiziere das „Oberost" lasen. Sie wußten: die Befehle, die da kamen, das war der Sieg!

Inzwischen begann die Dampfwalze zu rollen. Sie wälzte sich über die Weichsel. Durch Russisch-Polen. Sie lastete schwer auf Lodz — kaum 100 Kilometer von der schlesischen Grenze.

Im Innern Deutschlands ahnt man nichts von der Gefahr. Wer mit Schlesien Verbindung hat, hört nur, daß Breslau in fliegender Eile behelfsmäßig verschanzt worden ist, daß sich ganz unten in der „Dreikaiserecke" schon Kosaken gezeigt haben sollen. Aber wer als Kriegsteilnehmer in diesen Wochen, auf dem Weg von einem der Kriegsschauplätze zum andern, sich kurz in Berlin aufhält, denkt, er ist auf dem Mond! Die Leute sprechen über Theater und Konzerte, über Geschäfte. Vom Krieg wollen sie gar nicht soviel hören. Der ist nach ihrer Überzeugung irgendwo ganz weit da hinten! Eine grundfalsche Führung der öffentlichen Meinung.

Um Thorn herum ballt der neue Oberbefehlshaber Ost seine ganze Streitmacht zusammen. Auch die in Ostpreußen stehende Armee muß die Hälfte ihres Bestands abgeben. Sie kann es nur, indem sie den östlichen Teil Ostpreußens räumt und sich hinter das

15. November 1914

Flüßchen Angerapp zurückzieht. Zum zweitenmal bricht hinter ihr mordend und brennend der Moskowiter in das unglückliche Land.

Von Thorn aus weichselaufwärts zu einem tödlichen Stoß in die rechte Flanke des bei Lodz rastenden russischen Kolosses — das ist Hindenburgs Feldherrnplan.

Siegreiche Gefechte im Vormarsch. Im Häuserkampf verwegen abgesessener deutscher Reiterei ist Prinz Joachim von Preußen unter den Vordersten zu sehen.

Und am Horizont ragen fern zu Hunderten die Fabrikschlote der Halbmillionenstadt Lodz, der sechstgrößten Rußlands. Sie ist das „russische Manchester", der Sitz der polnischen Baumwollindustrie. Sie ist jetzt der Mittelpunkt der Entscheidungsschlacht — wochenlang ringsum von einer wabernden Lohe, einem Feuerkreis umschlossen.

11. November bis 6. Dezember 1914

Denn die beiden Heere ringen nicht Brust an Brust. Die Schlacht bei Lodz — das ist das Bild zweier Midgardschlangen, die sich zwei-, dreimal umeinander ringeln, sich fast unlöslich verstricken, wütend in einem Knäuel umeinander wälzen.

„In dem Wechsel zwischen Angriff und Verteidigung, Umfassen und Umfaßtsein, Durchbrechen und Durchbrochenwerden", urteilt der aus seinem Hauptquartier im Schloß zu Posen die von Mackensen geführte Schlacht überwachende Oberbefehlshaber, urteilt Hindenburg selber, „zeigt dieses Ringen auf beiden Seiten ein geradezu verwirrendes Bild. Ein Bild, das in seiner erregenden Wildheit alle die Schlachten übertrifft, die bisher an der Ostfront getobt hatten."

Plötzlich erwächst aus diesem tobenden Durcheinander eine gespenstige Gefahr! Die deutsche Öffentlichkeit erfährt nicht, was unsere russischen Geheimagenten melden: Petersburg ist beflaggt und in wildem Siegesjubel! Ein aufgefangener Funkspruch: „Eisenbahnzüge für den Transport von 40 000 deutschen Kriegsgefangenen sind in Rußland bereitgestellt!"

Was war geschehen? Gottlob noch nicht das Schlimmste.

Von dem brennenden Südrand von Lodz her „läuteten", nach dem Bericht des Generalstabsmajors v. Wulffen, als Mitkämpfers, „sämtliche Kirchenglocken. Nach Eintritt der Dunkelheit bot die Riesenstadt Lodz mit ihren zahlreichen Lichtern ein wunderbares Bild. Plötzlich erschienen am sternenklaren Himmel im Süden eine und bald darauf im Osten drei mächtige, rot leuchtende Scheinwerferlichtsäulen. Man ahnte: die russischen Einsatztruppen meldeten ihr Eintreffen!"

Und dank dieser Verstärkung der Zarenmacht waren östlich Lodz große Massen deutschen Fußvolks — Kerntruppen — Garde — und zahlreiche deutsche Reitergeschwader von den Russen umzingelt. Mußten sich diese feldgrauen Reiter gefangen geben, dann war die Schlacht von Lodz nicht mehr zu gewinnen. Dann stand dem mit großer List und Gewandtheit kämpfenden Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch der Weg nach Schlesien offen!

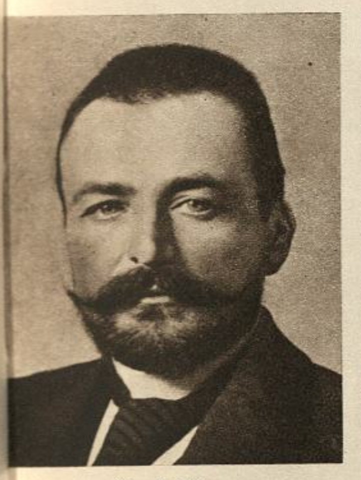
Prinz Max von Baden



Erzberger



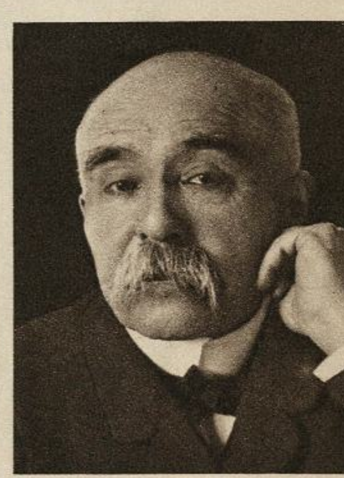
Ebert



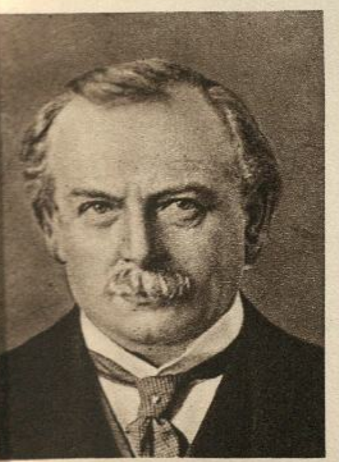
Graf Tisza



Graf Czernin



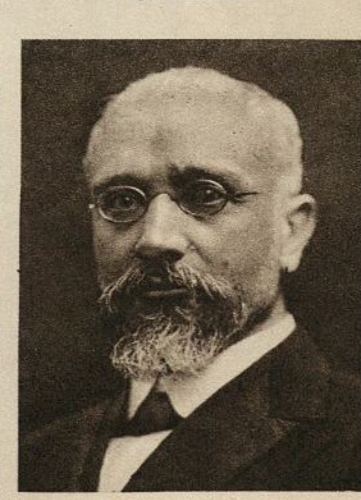
Clemenceau



Lloyd George

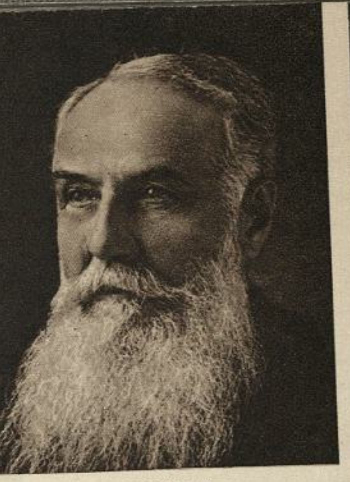


Churchill



Venizelos


Trotzki


Paschitsch


Helfferich


Rathenau


Hugenberg


Ballin


Hitler


Mussolini


v. Papen

Unerschrocken die beiden vom Feind umschlossenen Generale v. Scheffer und Litzmann. Ihr Entschluß: Gewaltsamer Durchbruch durch den eisernen Ring!

22.—24. November 1914

„In kümmerlicher Panjebude", schildert Major v. Wulffen den Durchbruch nach Brzeziny, „warf eine trübe Laterne ihr flackerndes Licht auf die beiden Gestalten, als Generalleutnant Litzmann dem Kommandierenden General v. Scheffer mit festem Handschlag sein ‚Heil und Sieg!' zurief!"

„Das Schnauben der hungrigen Pferde, das Rasseln und Rattern der Räder auf dem hartgefrorenen Boden unterbrachen das nächtliche Schweigen. Alles schleppte sich weiter, starren Gesichtsausdrucks, halb schlafend, taumelnd, nur vorwärts! So ging es in langsamem Marsch durch diese dunkle, endlose Nacht. Nicht einer der verwundeten Helden sollte zurückbleiben. [Es] fuhr kein Kolonnenwagen, kein Geschütz davon, ohne Verwundete aufzunehmen. Zahlreiche von ihnen fanden auf offenen Panjewagen Platz. Der Tag graute, ein eisig kalter, trüber Wintertag, als endlich die letzten Wagen mit Verwundeten abfahren konnten."

Und mit diesem gewaltigen Troß, mit den Tausenden von Verwundeten, den Tausenden von Gefangenen schlagen sich die Deutschen durch die ungeheuren Massen Asiens durch!

„Dem Kaiser waren drei Infanteriedivisionen und zwei Kavalleriedivisionen erhalten geblieben, dem Vaterlande seine Söhne wiedergegeben. Die lange Wagenkolonne zog ein. Viele von den Fahrzeugen wurden von den Gefangenen gezogen und geschoben. Die eroberten Geschütze und Maschinengewehre hingen an den Wagen oder wurden von den Gefangenen in endlos langer Kolonne geschleppt. Der Zug machte einen feierlichen und tiefen Eindruck auf die Zuschauer."

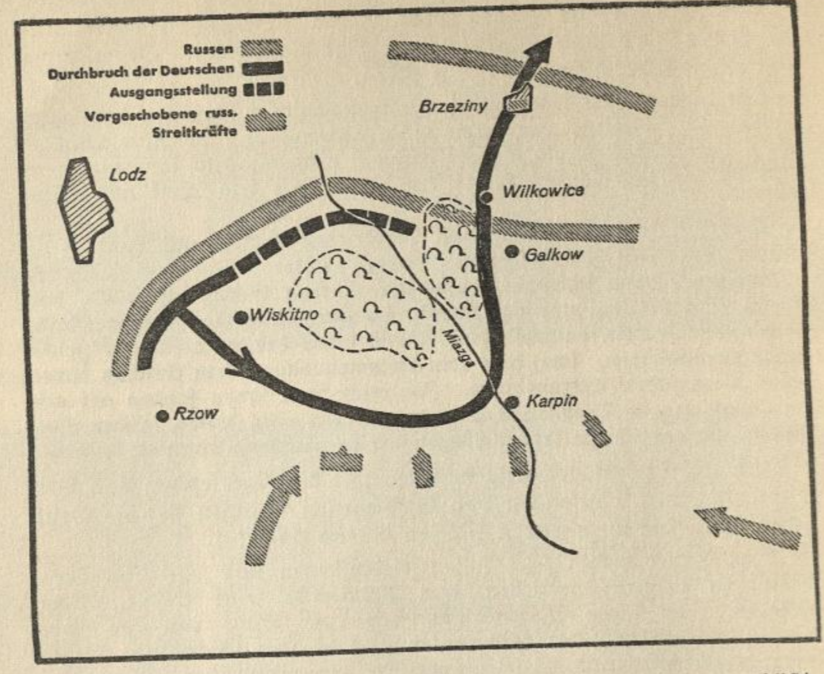
1. Dezember 1914

„Eine der schönsten Waffentaten des Feldzugs", sagt der deutsche Heeresbericht. Ein Gegner, der russische Militärkritiker Schumski, schreibt in den „Petersburger Börsen-Nachrichten": „Diese Truppen haben in heldenhaften Kämpfen die achtungsvolle Bewunderung aller russischen Militärs gewonnen!"

Fast vier Wochen donnerte die Schlacht von Lodz. In willenlosen Herden warfen sich die Russen immer wieder in den Tod.

„Es kamen die Russen", heißt es in dem Generalstabsbericht, „sie kamen von Norden her, von Osten, von Westen. Ein rasendes Schnellfeuer brach los. Doch sie kamen in dicken braunen Massen. Viele fielen. Die braune Masse drängte aber schier unaufhaltsam vorwärts. Hundert Schritte nur noch war der Feind von den Mündungen entfernt. Aber die Geschütze brüllten und zerflederten die russischen Linien. Sie stutzten. Sie gingen zurück. Und nur ein brauner Wall von Leichen blieb vor der Front. Ein zweites, ein drittes Mal kamen die Sibirier bis auf fünfzig Meter heran. Dann brach ihr Angriff zusammen. Der braune Wall wuchs in die Höhe."

Doch endlich verblutete sich der Moskowiter. Der stählerne deutsche Kampfwille siegte. Die Dampfwalze rollte nach Rußland zurück, woher sie gekommen. Bei Nacht und Nebel zog der Groß-



fürst mit all seinem Aufgebot Asiens ab. 80 000 Gefangene büßte er ein. Er hatte 280 000 Tote und Verwundete. Um 5 Uhr nachmittags dröhnte durch die Straßen von Lodz der Massentritt der einmarschierenden feldgrauen Bataillone. 9000 ihrer Streiter hatten in der Schlacht ihr Leben dahingegeben.

6. Dezember 1914

„Es war ein Ringen gegen die ungeheuerste Überlegenheit, die uns jemals auf dem Schlachtfeld gegenüberstand", schreibt Hindenburg. „Wir hätten mehr leisten können, wenn die Verstärkungen nicht so tropfenweise eingetroffen wären. So aber bewegte sich der ungeheure slawische Block, den wir nach Osten hin rollen wollten, nur noch eine Strecke weit, dann lag er wieder still und unbeweglich."

Und doch urteilt Ludendorff über den von Mackensen geführten zweiten polnischen Feldzug: „Die Kriegsgeschichte kennt nur wenig Ähnliches."

Dem Generaloberst v. Hindenburg sandte der Kaiser den Feldmarschallstab — den Pour le mérite den Generalen v. Mackensen, v. Scheffer und Litzmann.

Mit Recht! Denn noch immer waren im freien Felde umzingelte Truppen geschlagen. Deutsche Truppen gingen aus solcher Lage als unumstrittene Sieger hervor.

16

Zur See

Wenige Stunden nachdem Großbritannien dem Deutschen Reich den Krieg erklärt hatte, ragte schon verräterisch aus dem Wellenschlag der Helgoländer Bucht das Sehrohr eines englischen Unterseeboots.

4. August 1914

Die Nervenspannung der ersten Nacht im Kampf zwischen den größten Seemächten der Erde.

„Die Fenster der Admiralität waren in der warmen Nacht weit geöffnet", schreibt der englische Marineminister Churchill. „Unter dem gleichen Dach, von wo aus Nelson seine Befehle erhalten hatte, war eine kleine Gruppe von Admiralen versammelt. Aus der Richtung des Schlosses ertönte, von einer riesigen Menschenmenge gesungen, ‚God save the King'. In die hohen Wogen der Begeisterung hinein klang das Glockenspiel der Turmuhr [Big Ben]. Das Kriegstelegramm: ‚Feindseligkeiten gegen Deutschland eröffnen' flog hinaus zu allen Schiffen, die die weiße Kriegsflagge in der Welt führten."

Zugleich in Deutschland der Befehl: „Kriegszustand zur See." Sofort läuft, mit Streuminen beladen, der friedliche Nordseebäderdampfer „Königin Luise" aus der Ems gegen die Themsemündung. Ein britischer Kreuzer schießt ihn zusammen und kentert selbst, das Scheunentor einer Treibmine in der Bordwand. Der Krieg hat begonnen.

4. August 1914

Die britische Flotte war schon vorher zu „Manövern" kriegsmäßig versammelt und blieb es bis zur Kriegserklärung. Die deutsche Flotte rüstete. Die Welt wartete auf eine riesige Entscheidungsschlacht.

Nein! Geplänkel in der Nordsee. 10 deutsche U-Boote laufen aus. 8 kehren zurück. Das erste Seetreffen. Auf der Höhe von Helgoland. Eine Schar der nach deutschen Städten genannten Kleinen Kreuzer sieht sich plötzlich im Nebel dicht vor den mächtigen Feuerschlünden britischer Panzer und dem Rattengewimmel ihrer Torpedoboote.

5.—11. August 1914

28. August 1914

„Torpedotreffer. Schiff bäumt sich auf", beobachtet der älteste überlebende Ingenieur der „Mainz". „Notbeleuchtung erlosch. Alle Gläser zersprangen. Das elektrische Licht wurde dunkler und erlosch allmählich ganz, elektrische Taschenlampen waren schließlich die einzige Beleuchtung. Das Leckpendel zeigte an, daß sich das Schiff langsam vorn senkte. Wasser, das aus den Sprachrohren hervorquoll, zeigte an, daß das Wasser bis über das Panzerdeck gestiegen war. Das Zwischendeck war mit Rauch gefüllt, daß man kaum einen Meter weit sehen konnte. Beide von dort nach oben führenden Treppen waren zerschossen. Über die Trümmer der Treppen und Spinde allein konnte man nur durch die Schußlöcher nach oben gelangen. Um 2.10 Uhr nachmittags die ‚Mainz' gesunken."

Und mit ihr noch 2 ihrer Schwesterschiffe. Der Tag gehörte den Briten.

Sinnige Namen — „Blanke Emma", „Gelbe Marie" — führten die einzelnen Torpedos, die die deutschen U-Boote, wohleingefettet und schicksalbeschwörend bespuckt, durch Druckluft unter Wasser als tödliche Fische wider die feindlichen Bordwände schwimmen ließen. Der erste Treffer! Kapitänleutnant Hersing schickt einen britischen Kreuzer auf den Grund der See.

Und dann der große Tag: mit seinem „U 9" versenkt Kapitänleutnant Otto Weddigen hintereinander die drei großen englischen Kreuzer „Crécy", „Abukir", „Hogue" mit 1459 Offizieren und Matrosen. Nach kurzer Rast fuhr Weddigen mit „U 29" zu neuen Taten in die Nordsee. Er und die Seinen kamen nicht wieder.

1882 bis 18. März 1915
22. September 1914

Noch ein Erfolg: Einer der mächtigsten Panzerkolosse Britanniens, die „Audacious", sank an der Nordspitze Schottlands im Zusammenprall mit einer Mine, die eine Woche vorher der deutsche Hilfskreuzer „Berlin" dort gelegt.

Die Engländer hielten den schweren Verlust ängstlich geheim. Auch wir taten, als wüßten wir von nichts, um die Engländer nicht wissen zu lassen, von wem in England wir es wußten.

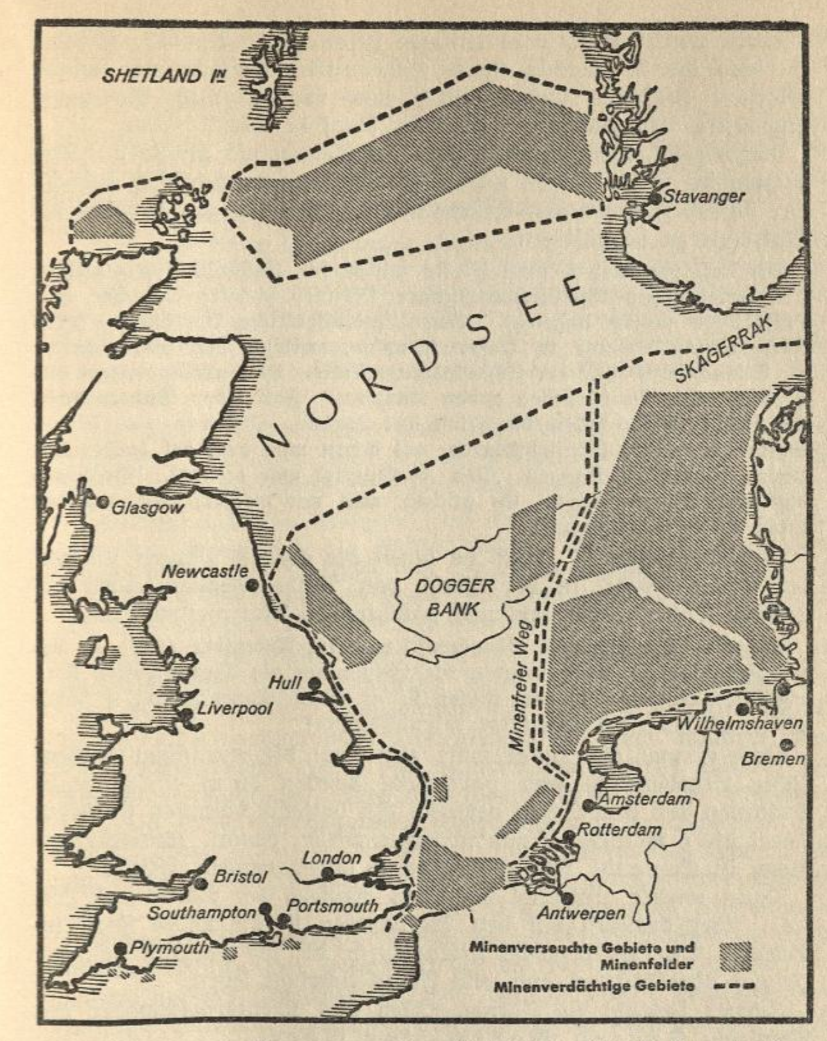
Aber wo bleiben die großen Schlachtflotten? Warum kämpfen sie nicht?

Deutschland ist vorläufig wenig geneigt, sein gewaltiges, im Krieg kaum mehr zu ersetzendes Dreadnoughtgeschwader auf die Karte des Kriegsglücks weniger Stunden zu setzen. Gelingt es, die Mehrzahl der Panzer während des Kriegs schwimmend zu erhalten, so werden sie bei den Friedensverhandlungen als „Fleet in being" — als „vorhandene Flotte" — ein unvergleichliches Druckmittel gegen das Inselreich sein! Wenn die Engländer kämpfen wollen, können sie ja kommen!

Aber Old England kommt nicht! Im Gegenteil, es geschieht das Märchenhafte: die britische Flotte verläßt die englischen Küsten. Sie dampft an Schottland vorbei nordwärts. Sie ankert ganz da oben, wo sich Fuchs und Wolf gute Nacht sagen, bei den einsamen Orkneyinseln, in dem riesigen, rings von steilen, kahlen Klippen umschirmten Hafenbecken von Scapa Flow.

Der Grund? Die deutsche U-Boote! In jeden Hafen konnten sie eindringen! In diese Bucht nicht! Denn sie liefen unter Wasser höchstens 10 Seemeilen die Stunde. Die ständig durch den Hafenspiegel von Scapa Flow flutenden, dabei 4mal täglich wechselnden Strömungen aber erreichten die gleiche Geschwindigkeit, so daß die U-Boote dagegen nicht ankämpfen konnten.

Trotzdem hatte, der Vorsicht halber, der Marineminister Churchill lebensgroße hölzerne Dreadnoughtattrappen mit vorgetäuschten Türmen,



Schornsteinen und Kanonen an der Einfahrt in die Bucht verankern lassen, an denen die deutschen U-Boote unschädlich ihr Gift, ihre Torpedos, verspritzen sollten. Es scheint, daß diese „Spukschiffe" einer Landratte auf Seebären etwas kindlich wirkten! Wenigstens funkten die Deutschen an die britische Admiralität, „sie möchte sich etwas Pfiffigeres ausdenken"!

Aber auch vor dem Eingang zu diesem Schlupfwinkel schaute man oder glaubte man die gespenstigen Sehrohre zu schauen.

„Jetzt sah die ‚Große Flotte' plötzlich Unterseeboote in Scapa Flow", schreibt der englische Marineminister selber. „Zwei- oder

1914

dreimal wurde Unterseebootsalarm geschlagen. Am 17. Oktober erreichte die Aufregung ihren Höhepunkt. Geschützfeuer wurde eröffnet. Zerstörer jagten durch das Wasser, und die ganze ungeheure Armada ging Hals über Kopf in See."

Nichts gefährlicher für den Geist der Truppe als Nichtstun! Das wußten die Briten. Sie waren von Anfang an ängstlich bedacht, ihre 60 000 zwischen den Orkneyinseln zum Stilliegen verurteilten Matrosen zu beschäftigen.

Ein Teil der kahlen Insel Flotta wurde für Fußballplätze gepachtet. Die Vereinigung Christlicher Junger Männer schenkte den Tee aus. Golfgründe wurde angelegt. Gewaltige öffentliche Boxkämpfe, deren Vorbereitung Monate in Anspruch nahm, zwischen den Mannschaften der Schlachtschiff- und der Schlachtkreuzerflotte. Es wurde gerudert und gesegelt. Die Bordkapellen gaben Konzerte. Fast jeder Panzer besaß sein Bordkino und bekam die Filme aus London. Offiziers- und Mannschaftsbüchereien. Schiffsbilliards, auf denen man auch bei grober See spielen konnte. Zeitungen. Das Kartenspiel war erlaubt. Predigten englischer Kirchenfürsten. Es geschah, was nur möglich war, um den guten Geist zu nähren.

Und Deutschland? Auch da lagen die grauen Panzer still auf der Kieler Förde, in der Bucht von Wilhelmshaven. Aber die seelische Führung des jetzt noch prachtvollen Matrosenmaterials?

Auf dem Dreadnought „Markgraf" war im November 1914, als sich der Verfasser an Bord befand, die Stimmung der Mannschaften über jedes Lob erhaben. Warum hißten sie an einem Novembertag, 4 Jahre später, als eine der ersten die roten Fahnen?

Noch einmal ein Husarenritt zur See: die englischen Küstenstädte Scarborough und Hartlepool werden durch einschlagende Granaten aus dem Schlaf geweckt. In Eilfahrt dampfen in dickem Nebel die 4 deutschen Schlachtkreuzer wieder davon. Entrüstungssturm in England! Wo blieben seine schwimmenden Wälle?

Dann wieder Stilleben über den Wassern der Nord- und Ostsee. Aber draußen auf den Weltmeeren ist die wilde Jagd im Gange. Da sind deutsche Kriegsschiffe, die sich plötzlich von der Heimat abgeschnitten und vom Feind umringt sehen.

Schwer bedroht im Fernen Osten das Kreuzergeschwader des Admirals Grafen Maximilian Spee.

geb. 22. Juni 1861, gefallen 8. Dezember 1914

„Das Geschwader", sagt merkwürdig poetisch Churchill, „glich einer Blume, die man in eine Vase stellt, schön anzusehen, aber dem Tode geweiht." Und nüchterner: „Keine Möglichkeit zu docken oder Reparaturen auszuführen, die Kohlenbeschaffung außerordentlich schwierig und gefahrvoll. Sein Aufenthalt jederzeit verraten. Ohne Funkentelegraphie."

Südamerika ist neutral. Dorthin steuert aus den chinesischen Gewässern Graf Spee. Er stößt dort an der chilenischen Küste, bei schwerer See, kurz vor Sonnenuntergang auf schwächere britische

1. November 1914

Panzer. Die Seeschlacht bei Coronel flammt und donnert durch das Abendgrauen. Der britische Kreuzer „Good Hope" verwandelt sich nach einer gewaltigen Explosion in einen glühenden, bald verlöschenden und versinkenden Klumpen. Die „Monmouth" kentert gleich ihm mit wehender Flagge, dem Leichentuch für die gesamte Besatzung vom Admiral bis zum letzten Heizer. Die Deutschen verlieren nicht einen einzigen Mann.

„Nach dem Siege bei Coronel", schreibt der Erste Lord der britischen Admiralität, „wahrte Graf Spee die Würde des tapferen Edelmanns. Er lehnte die begeisterten Huldigungen der deutschen Kolonie von Valparaiso ab und äußerte kein Wort des Triumphes über den vernichteten Gegner. Er war sich der Gefahr, in der er schwebte, bewußt. Als ihm Blumen gebracht wurden, sagte er: ‚Sie werden mein Grab schmücken!'"

Die Kabelsprüche funken über den Erdball. 30 Schiffe dreier feindlicher Nationen, darunter 21 Panzer, werden zur Vernichtung der kleinen deutschen Flotte aus allen Meeren herangejagt.

„Sie steht jetzt eines Morgens", wie die britische Admiralität schreibt, „vor dem Haupthafen der Falklandinseln. Wenige Minuten später offenbarte sich den Deutschen das Schreckliche: gegen das Vorgebirge hoben sich in der klaren Luft scharf sichtbar ein paar Dreibeinmasten ab. Ein Blick genügte. Sie bedeuteten sicheren Tod."

8. Dezember 1914

Denn nur die Dreadnoughts führten Dreibeinmasten! Gegen die Riesenschlünde dieser Ungeheuer sind die deutschen Kreuzer nur noch eine Zielscheibe. In der Seeschlacht an den Falklandinseln sinkt die „Scharnhorst" mit dem Admiral Graf Spee, dessen beide Söhne ebenfalls in der Schlacht bleiben, und der ganzen Besatzung. Die „Gneisenau" setzte, wie die Engländer berichten, „den hoffnungslosen Kampf mit größter Tapferkeit fort, bis sie völlig zusammengeschossen und mit wehender Flagge in das eisige Wasser des Ozeans tauchte. Die ‚Nürnberg' verweigerte es, sich zu ergeben, und als sie mit dem Bug zuerst untertauchte, konnten die Sieger noch eine Gruppe von Mannschaften auf ihrem herausragenden Heck bemerken, die die deutsche Flagge bis zum letzten Augenblick hochhielten. Die ‚Leipzig' wurde vernichtet, und nur die ‚Dresden' konnte sich dem Untergang entziehen. Sie wurde drei Monate später vernichtet."

1866—1923

Ein Strahlenglanz des Seeruhms leuchtet auf! In ihm ein Name: Emden. Kapitän Karl v. Müller.

September 1914

Der Kleine Kreuzer „Emden" hatte die Todesfahrt der Flotte Spee nicht mitgemacht, sondern sich von Ostasien aus im Indischen Ozean als Schrecken der Meere eingerichtet. In allen möglichen Tarnungen trat das kühne Kaperschiff auf. Lief als feindlicher Kauffahrer in die feindlichen Häfen, knallte dort einen nichtsahnenden russischen Kreuzer und einen französischen Zerstörer in Stücke,

bombardierte zum Staunen der Inder am lichten Tag im Hafen von Madras die weithin weiß leuchtenden Petroleumtanks, versenkte beinahe täglich in der Bucht von Bengalen einen britischen Handelsdampfer, blockierte die ganze Schiffahrtslinie von Kalkutta und Colombo nach Europa.

„Drei Transporte, voll ausgerüstet, um Kavallerie aufzunehmen, liegen aus Furcht vor der ‚Emden' in Kalkutta fest", heißt es in einem Befehl des Ersten Seelords in London. „Dadurch wird der Transport von Artillerie in Bombay festgehalten. Die Ausrottung dieser Pest ist von größter Wichtigkeit." — 1. Oktober 1914

Eine internationale Flotte von 10 Kriegsschiffen wird gegen den einen kleinen deutschen Kreuzer aufgeboten. Der mächtige, weit überlegene Australier „Sydney" sichtete ihn bei den Kokosinseln in der Südsee. Das ruhmreiche Schiff starb heldenhaft, wie es gelebt hatte. „In hundert Minuten war die ‚Emden' zusammengeschossen und strandete als brennende Metallmasse." Der Indische Ozean war frei. In der Londoner City führten die Schiffsmakler vor Freude auf offener Straße Indianertänze auf. Die britische Admiralität aber drahtete an den Oberbefehlshaber in China: — 9. November 1914

„Kommandant und Offiziere und Mannschaften scheinen aller Ehrungen nach Kriegsbrauch würdig. Wenn Sie keinen Grund dagegen haben, soll Kommandanten und Offizieren ihr Degen belassen werden."

Fast 20 Jahre später gab die australische Regierung als nachträgliche Anerkennung ritterlicher feindlicher Tapferkeit das Namensschild der „Emden" feierlich in die Hände des Reichspräsidenten v. Hindenburg an Deutschland zurück. — März 1933

Ein Teil der Besatzung war beim Untergang der „Emden" an Land gewesen. Kapitänleutnant v. Mücke führte sie erst an Bord des winzigen Segelkapers „Ayesha", dann in abenteuerlichem Fußmarsch längs der arabischen Küste von der Südsee nach Konstantinopel. — geb. 1885

Der später untergegangene Kreuzer „Karlsruhe", die „Königsberg", die vor Sansibar einen englischen Kreuzer versenkte und sich noch monatelang in der sumpfigen Schilfmündung des Rufidji-Flusses in Ostafrika als verborgen schwimmende Festung behauptete, der Hilfskreuzer „Möwe" des Grafen Dohna, der „Seeteufel" Graf Luckners — ruhmreiche Namen —, aber langsam wurden doch die Meere von deutschen Kapern leer. Ungehindert konnten die Briten aus allen Ecken ihres Weltreichs ihre indischen Sikhs und Gurkhas, ihre australischen Rauhreiter, ihr kanadisches Fußvolk nach Europa verschiffen. — 4. November 1914

Ein deutsches Kriegsschiff noch! Ein Stück schwimmende Weltgeschichte. In Messina lag am Morgen nach der englischen Kriegserklärung, zusammen mit dem Kleinen Kreuzer „Breslau", der — 5. August 1914

mächtige Panzerkreuzer „Goeben", einer der neuesten und schnellsten und stärksten Dreadnoughts der deutschen Flotte.

Admiral Wilhelm Souchon faßt Kohlen, soviel er nur kann, und steuert unter klingendem Spiel hinaus in das von Feinden wimmelnde Mittelmeer. — geb. 1864; 6. August 1914 5 Uhr nachm.

16 britische Kriegsschiffe jagen die Nacht hindurch das deutsche Geschwader! Die „Goeben" läuft ihnen mit Volldampf davon. — 6./7. August 1914

„Vormittags", schreibt der britische Marineminister, „richtete die ‚Goeben', das schnellste Schiff im Mittelmeer, ungehindert ihren Kurs auf die Dardanellen und brachte über die östlichen Völker mehr Mißgeschick, Elend und Verderben als je ein anderes Schiff." — 7. August 1914 9 Uhr morgens

Daß die Dardanellen der Seeschlüsselpunkt für den ganzen britischen Krieg waren, hat man in London nie ganz begriffen, sondern improvisierte von Jahr zu Jahr die Kriegführung mit dem englischen Motto: „Es wird schon irgendwie gehen!"

2 Tage kreuzte Admiral Souchon noch zwischen den griechischen Inseln. Dann öffnete ihm die Hohe Pforte in Stambul die Einfahrt in die Pforte der Dardanellen und übernahm, zum Schein, „Goeben" und „Breslau" unter osmanischer Flagge. Das war der Eintritt der Türkei in den Weltkrieg. — 10. August 1914 abends

17

Der Weltbrand wächst

Hätte Deutschland nur im Frieden überall auf dieser Erde so weitausschauend vorgearbeitet wie da unten am Goldenen Horn! Dort hatte es als Botschafter anderthalb Jahrzehnte hindurch, bis 2 Jahre vor dem Krieg, seinen besten Diplomaten, Freiherrn Adolf v. Marschall, seinen besten Volkswirtschaftler, den Direktor der Anatolischen Bahn Karl Helfferich, und vor allem den Erneuerer der Osmanischen Armee, Colmar Freiherrn v. der Goltz Pascha. — 1842—1912

Schon unter den ersten Blitzen des Kriegsgewitters hatte die Türkei einen Geheimvertrag mit Deutschland unterzeichnet. Jetzt war die „Goeben" da. Bald bricht das Ungeheuer, nun unter der Fahne des Propheten, mit der „Breslau" in das Schwarze Meer ein. Die Strandbatterien von Sebastopol zerschellen unter ihren Granaten. Die Getreidespeicher im Hafen von Odessa flammen, Petroleumtanks lodern, Torpedoboote und Handelsdampfer sinken. Die Botschafter Rußlands, Englands und Frankreichs verlangen ihre Pässe. Die drei Großmächte erklären dem Großsultan Muhammed V., dem schlaffen Scheinkaiser der Osmanen, den Krieg. — Ende Oktober 1914; 1. November 1914; 1844—1918; 3. und 5. November 1914

Einige Tage darauf verkündet feierlich der Scheich ul Islam in Stambul, das geistige Oberhaupt aller Moslim, den „Heiligen Krieg" der Allahgläubigen, außerhalb des Osmanenreichs aller- — 14. November 1914

dings ohne sichtbaren Erfolg. Aber dieser Staat selbst reicht immerhin vom Roten bis zum Schwarzen Meer, vom Indischen Ozean bis in die Sahara.

Krieg, der jetzt über 3 Erdteile flackert: Fliegergebrumm über dem Sinai, Beduinengeknall um Mekka, Maschinengewehrgebell in den gelben Sanddünen vor dem Suezkanal, hinter dem in Ägypten Tausende von australischen Kriegern um die Cheopspyramide herum ihre weißen Zeltstädte aufgeschlagen haben und kompanieweise zum Spaß unter dem feuerblauen Himmel auf der Sphinx reiten. In Armenien aber der wirkliche, der übliche Orientkrieg zwischen dem orthodoxen Doppelkreuz und Mohammeds Morgenstern im Halbmond — der große Krieg.

geb. 1882, im Innern Vorderasiens von Bolschewiken ermordet 1922

Zum großen Krieg der große Krieger: *Enver Pascha*, Kriegsminister und Generalissimus des Türkenreichs.

1908

1911

Ein orientalisches Märchen sein Leben: Offizier in der deutschen Armee, jungtürkischer Revolutionär in Saloniki, Führer im Volkskrieg Tripolitaniens gegen die Italiener, als Kameltreiber verkleidet durch Ägypten nach Stambul zurück, Generalstabschef in den Balkankriegen, Haupt des blutigen Militärputsches von Adrianopel, dem Sultan versippt. Elegant und schmächtig, mit dem schwarzen Schnurrbärtchen, die Erscheinung des erst 32jährigen. Aufrichtig seine Freundschaft für Deutschland. „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen." Ein Sterblicher, der in den Marmorsälen des Sultans, im Berliner Gardekasino, am Lagerfeuer der Saharabeduinen gleichmäßig zu Hause ist. Ein „Soldat und brav".

„Enver Pascha", beurteilt ihn Generalfeldmarschall v. Hindenburg, „zeigte mir gegenüber einen ungewöhnlich weiten und freien Blick für das Wesen des Krieges. Die Hingabe dieses Osmanen an unsere gemeinsame große und schwere Sache war eine unbedingte. Sachlicher und selbstloser hat wohl noch nie ein Bundesgenosse zu einem andern gesprochen. Und es blieb nicht lediglich bei Worten. Bei aller hohen Auffassung vom Kriege im allgemeinen entbehrte Enver Pascha aber doch einer gründlichen Generalstabsschulung. So kam es, daß der orientalische Gedankenreichtum durch den mangelnden militärischen Wirklichkeitssinn oftmals unfruchtbar gemacht wurde."

Schwierig nur die Verbindung der Mittelmächte mit dem neuen Waffenbruder. Südlich der Donau das feindliche Serbien als stachliges Verkehrshindernis. Nördlich des Stroms die Straße durch *Rumänien* — ursprünglich auch stiller Teilnehmer am Dreibund, aber, als es Ernst wurde, schleunigst „neutral".

4. August 1914

1839—1914

Sein *König Karl*, dieser greise Hohenzoller und Ehrenmann, konnte die Macht einer gewissen boulevardverseuchten, rubeldurchrollten Oberschicht Bukarester Politiker nicht brechen. Er starb bald nach Kriegsausbruch.

10. Oktober 1914

„Dieser alte, kluge Hohenzoller auf dem Thron eines fremden und entfernten Staates", schildert ein böser Geist Europas, der russische

Außenminister Sasonow, seine Eindrücke einer Audienz, „blickte nicht ohne Stolz auf seine lange Regierungszeit und die zahllosen Mühen, die er für den Aufbau und die Entwicklung seines Staates aufgewandt hatte, um dessen Wohl er in echt deutscher Manier und Konsequenz bemüht war."

Es gab, außer der Türkei, noch ein Land, das uns Deutschen seine moderne militärische Erziehung verdankte. Oder vielmehr nicht dankte. Allerdings nicht ohne unsere Schuld. Mit einem selbst in der Vorkriegszeit bemerkenswerten Ungeschick hatte die deutsche Diplomatie in den Kriegswirren des Fernen Ostens nicht nur der Reihe nach sämtliche europäischen Großmächte, sondern auch das gegen China siegreiche *Japan* vor den Kopf gestoßen, ohne daß uns die ganzen Händel das geringste angingen.

Es waren in den Hundstagen 1914 viele Japaner auf deutschen Hochschulen und sonst in Deutschland. Eine merkwürdige Veränderung ging mit ihnen vor. Plötzlich sah man die immer rätselhaft lächelnden fremden Gäste in Zylinderhüten auf feierlichen Abschiedsbesuchen. Eines schönen Morgens waren sie samt und sonders verschwunden.

Gleich darauf erklärte Knall und Fall Japan dem Deutschen Reich den Krieg.

27. August 1914

Zum Glück erschien während des ganzen Völkerringens nicht ein Mann des Mikado in Europa. Die kleinen gelben Soldaten hätten uns noch gefehlt! Das Inselreich beschränkte seinen Tatendrang auf die Belagerung des befestigten deutschen Hafens und Handelsstützpunkts *Kiautschou* in der chinesischen Provinz Schantung.

1864—1928

Der Kapitän zur See *Alfred Meyer-Waldeck* befehligte dort, Deutschrusse von Herkunft. In Heidelberg aufgewachsen. Er drahtete dem Kaiser: „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äußersten" und hat seine Pflicht getan.

Er hatte 1 Seebataillon, etwas Marineinfanterie — im ganzen etwa 100 Offiziere und 3000 Mann — und eine Anzahl deutsche Kriegsfreiwillige zur Verfügung. Die Japaner besaßen im Frieden etwa 250 000 Mann. Sie landeten gleich in ganzen Divisionen. Als sie nicht nach allen Regeln der Kunst schossen, machte die deutsche Besatzung sie durch Fernzeichen auf die entsprechende Seite in der deutschen Schießvorschrift aufmerksam. Tapfer verteidigt, mußte sich der nie zu haltende Waffenplatz bald ehrenvoll ergeben. Nur der „Flieger von Tsingtau", *Gunther Plüschow*, hob sich in die Lüfte.

7. Nov. 1914

geb. 1886, abgestürzt in Patagonien 1931

Januar 1896

Ende des vorigen Jahrhunderts war in Deutschland der Burenwahnsinn ausgebrochen. Die Buren hatten damals ihre herkömmlichen Händel mit den Kapengländern. In einer geradezu selbstmörderischen Romantik begeisterte sich der deutsche Michel für den bauernschlauen Ohm Krüger und sein Volk. Über den Stammtischen hing sein Bild. Postkarten flatterten zu Tausenden übers Meer. Kinder leerten ihre Sparbüchsen. Als Ohm Krüger nach Deutschland kam, stand tausend-

köpfig, jubelnd, weinend der „ewige Deutsche" vor seinem Hotel. Weitgereiste, die da fragten, was uns eigentlich diese Handvoll weltferner, sprach- und stammesfremder Rinderhirten anginge, durften schleunigst sehen, daß sie weiterkamen.

Nun galoppierten sofort nach Kriegsausbruch die Buren: Großvater, Vater und Sohn — was nur im Sattel das Gewehr schwingen konnte — in Südafrika wider die Flagge Schwarzweißrot! Sie hatten in dem großen Kriege mit den Engländern vor anderthalb Jahrzehnten viele Tausende ihrer Frauen und Kinder in den britischen stacheldrahtumsponnenen Konzentrationslagern durch Krankheiten und Entbehrungen verloren. Sie schlagen jetzt begeistert ihr Leben in die Schanze, um für die Engländer den Deutschen ihr Südwestafrika zu entreißen. Sie werden später, 50 000 Mann stark, den Fiebermarsch quer durch den schwarzen Erdteil, seine Sümpfe, Steppen und Urwälder, nicht scheuen, um für die Engländer den Deutschen deren letzte Kolonie auf der Welt, das blühende große Ostafrika, zu rauben.

Die weiße Schutztruppe für Südwestafrika, 90 Offiziere und 1828 Reiter, sah sich einer zehnfachen Übermacht gegenüber. An Stelle des bald verunglückten Kommandeurs übernahm Major Franke, 7 Jahre vorher der kühne Bezwinger des großen Eingeborenenaufstandes, den Oberbefehl.

In der kleinen deutschen Kolonie Togo war bereits in den ersten Kriegswochen ein britischer Hauptmann mit seinen Leuten einmarschiert. In Kamerun zeigt eine Truppe von 160 deutschen Offizieren und Unteroffizieren und 1550 farbigen Soldaten den Franzosen und Engländern die Zähne. Jahrelang flackert im bergigen Urwald der Kleinkrieg.

Gegen Deutsch-Ostafrika schifften die Engländer von Indien her eine große Expedition ein. Der Held des deutschen Kolonialkriegs, der Kommandeur der Schutztruppe Paul v. Lettow-Vorbeck, stand mit 68 weißen Offizieren — von denen jeder dritte im Feld sein Leben für das ferne Vaterland hergeben sollte —, 146, ebenso im Krieg gelichteten, weißen Unteroffizieren und 2733 eingeborenen Soldaten, und mit Tausenden von waffentragenden deutschen Farmern, Kaufleuten und Beamten zum Empfang bereit und schickte in der später ausführlicher zu schildernden Schlacht bei Tanga die Briten mit blutigen Köpfen auf ihre eiligst wieder davonsegelnden Schiffe zurück.

geb. 1870

3.—5. November 1914

In der Südsee bemächtigten sich die Neuseeländer der deutschen Samoainseln. Die Australier besetzten Deutsch-Neuguinea. Aber die endgültige Entscheidung über alle Palmeninseln und Gummiwälder und Baumwollfelder fällt in dem Lehm Flanderns, dem Sumpf Polens, dem Kreideboden der Champagne.

18
Krieg und Dichter

Draußen spricht der Krieg mit feurigen Zungen. Aber sind diese feurigen Zungen nur Blitz und Donner? Spricht aus ihnen nicht auch der Geist — der heilige Geist der Vaterlandsliebe, der Pflichttreue, der Kameradschaft, des Todesmuts? Ringt diese Sprache nicht nach dem eindrucksvollsten Ausdruck im feierlichen Faltenwurf der Verse? Immer und überall?

Seelisch seltsam und doch voll nachtwandelnder Vorahnung, daß wir den Russen besiegen, den Franzosen in Schach halten, aber gegenüber den Angelsachsen diesseits und jenseits des Großen Wassers schließlich ermatten würden: — der heilige Grimm Deutschlands wandte sich in diesen glühenden Augusttagen von 1914 in erster Linie nicht gegen den „Erbfeind" Frankreich, sondern wider Großbritannien.

So entstand Ernst Lissauers rasch verbreiteter „Haßgesang" gegen England.

geb. 1882

Viele griffen anfangs in die Saiten. Das wurde „von oben" gewünscht. Es ist ein schönes Ding um Heimatkunst. Für Kriegslieder taugt sie nicht. Es kamen, fern vom Krieg, gutgemeinte, aber gequälte Sächelchen heraus, selbst aus berufenen Federn — so, wenn zwei berühmte, nun schon verstorbene Schriftsteller, die nachher im Feld vollauf ihren Mann standen, dichteten: „Das ist penibel: den Franzosen fehlen die Stiebel!" oder „Franzmännchen (!) piff! — Franzmännchen paff!"

Wie anders da draußen! Da war, gleich in den ersten Tagen, bei Tirlemont in Belgien preußischer Ulanensturm über eine hohe Eisenbahnböschung hinwegfegt. Man sah noch deutlich die Bahn der Attacke schräg über die niedergestampften Hecken zu beiden Seiten der Schienen. Eine Reihe Kriegergräber. Und da vielleicht die erste Grabschrift der Welt auf den „Unbekannten Soldaten":

> „Ein tapferer Reiter im Kampfgebraus —
> so traf ihn die Kugel. Hier ruht er aus.
> Wir pflanzten die Lanze aufs Grab dem Mann
> und hängten den Rock des Königs daran.
> Nun ruht er in Frieden — ein Opfer der Schlacht.
> Auch ohne Namen wird sein gedacht."

Ein tapferer Reiter .... Das berühmte österreichische Reiterlied — weitaus die bedeutungsvollste Dichtung des Weltkriegs. Von wem sie stammt? Von einem in Galizien gefallenen Zionisten Zuckermann, der als Verfasser ausposaunt wurde, wohl sicher nicht!

„Drüben am Waldesrand
hocken zwei Dohlen —
Fall' ich am Donaustrand?
Sterb' ich in Polen?
Was liegt daran!
Eh' sie meine Seele holen,
kämpf' ich als Reitersmann.

Drüben am Ackerrain
schreien zwei Raben.
Werd' ich der erste sein,
den sie begraben?
Was ist dabei!
Wohl hunderttausend traben
in Östreichs Reiterei.

Drüben im Abendrot
fliegen zwei Krähen.
Wann kommt der Schnitter Tod,
um uns zu mähen?
Es ist nicht schad'!
Seh' ich nur unsre Fahnen wehen
auf Belgerad!"

Und noch ein Reiterlied „heiligen Frühlings", todbereiter deutscher Jugend. Hans Klimke hat es gedichtet:

„Heute schien die Sonne nieder
auf die Steppe und den Fluß.
Die Husaren sangen Lieder:
‚Wenn ich einmal sterben muß.'

Schwalben zogen weite Kreise,
schossen hin durchs lichte Blau:
die Husaren sangen leise:
‚Weine nicht, vielliebe Frau!'

Und wir ritten sorglos trabend,
waren jung und sangen viel,
bis am frühen Sommerabend
ohne Laut mein Bruder fiel."

Mein Bruder — — Ein erschütterndes Gegenstück ein Lied des im Schützengraben kämpfenden vaterländischen Arbeiterdichters und Kesselschmieds Heinrich Lersch:

geb. 1889

„Es lag schon lang ein Toter vor unserm Drahtverhau.
Die Sonne auf ihn glühte, ihn kühlte Wind und Tau.
Ich sah ihm alle Tage in sein Gesicht hinein,
und immer fühlt' ich's fester: Es muß mein Bruder sein,

bis ich trotz aller Kugeln zur Nacht mich ihm genaht
und ihn geholt — begraben — ein fremder Kamerad.
Es irrten meine Augen — mein Herz, du irrst dich nicht.
Es hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht."

Der deutsche Arbeiter! Damals Schulter an Schulter mit den andern Volksgenossen — dem Feind die Stirn — vor allem dem Zaren!

So geschah es dem Arbeiterdichter Karl Bröger:

geb. 1886

„Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort:
Deutschland!

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr,
daß dein ärmster Sohn auch dein getreuster war.
Denk' es, o Deutschland!"

Die Stimmung des Arbeiters an der Front: das ungeheure Erlebnis des Kriegs, die Erinnerung an den Fabrikalltag daheim fließen im Schlachtenlärm zusammen in eins:

„Heute ist die ganze Stellung eine große Kesselschmiede,
alles sind die alten Töne aus dem großen Arbeitsliede.
Früh am Morgen, mit der Sonne, heulen die Granatenpflüge.
Das kracht auf den Felsenplatten, wie wenn man auf Eisen schlüge.
Dumpf knallt's auf, im steilen Bogen fliegt geschleudert eine Mine.
Ranggl Zersprungen. So das Stampfen einer großen Nietmaschine.
In den Gräbern, in den Sappen Picken, Schaufeln, Spaten scharren,
kreischend wie auf blanken Scheiben festgespannte Riemen knarren.
Der Gewehre Schießen ist das schnelle Klopfen vieler kleiner Hämmer,
der Maschinengewehre Knacken ist der Ton der Luftdruckstemmer.
Und die Wolken schwarzen Rauches sind die kleinen Feuerstellen,
die entstehen und verwehen von zerplatzenden Schrapnellen.
Heute ist mir dieses Schlachtfeld eines großen Volkes Schmiede,
und in Glut und Blut und Feuer schafft es Einheit, Kraft und Friede!"

Und dem Mann an der Front antwortet mit Heinrich Lersch daheim der Munitionsarbeiter, und man glaubt in dem hämmernden Takt das Surren der Treibriemen, das Sausen der Räder zu vernehmen:

„Ich schrubbe dich, ich bohre dich,
werdende Granate!
Wenn du zerspringst, so schützst du mich.
Der auf die Feinde schleudert dich,
das ist mein Kamerade!
Kamerad, ich grüße dich!"

Und, auch aus der Heimat, **Karl Brögers** Feldbrief der Soldatenfrau:

„Liebster — jüngst hab' ich an dich gedacht.
Es rauschte der Regen durch die Nacht.
Da wollt' es mich nimmer im Kissen leiden —
Wer trägt nun schwerer von uns beiden?
Gestern platzte dein Bub heraus:
Kommt denn Vater nicht bald nach Haus?
Warum ist Krieg und der Vater dabei?
Und sonst noch Kindliches vielerlei,
wie so die liebe Unschuld fragt.
Liebster — was hättest du ihm gesagt?
Du bist Soldat, doch auch ich steh'
bei einer herrlichen großen Armee,
einer Armee von Kindern und Frauen,
die an der Zukunft weiterbauen!"

Warum schafft gerade die Seelenverfassung des vaterländisch gesinnten Arbeiters im Weltkrieg so vielfach Dichtungen von bleibendem Wert? Weil dieser Krieg ein Munitions-, ein Material-, ein Fabrikkrieg ist und immer mehr wird. Er reißt den Arbeiter nicht so wie die andern Stände völlig aus seiner gewohnten Welt. Er kann noch die Begriffe von gestern und heute aneinanderknüpfen. Er übersieht sozusagen von Fachs wegen wenigstens einen Teil des Geschehens.

Und ebenso hat es Husaren und Ulanen und andere flotte Reiter immer gegeben. Auch an ihnen haftet die Einbildungskraft und schafft Verse. Und wenn es, schon gegen Ende des Kriegs, in Frankreich klingt:

„Ein Landwehrmann ging gen Bapaume,
die Stiefel tief im Staube.
Die Sonne schien vom Himmelsdom
auf seine eherne Haube . . . ."

ja — das ist das Kreuz auf dem Tschako. Die Vaterlandsrune schon von 1813. Das kennt man. Darunter kann man sich das Volk in Waffen vorstellen.

Aber wer — außer den unmittelbar Beteiligten, die in der Luft und unter Wasser mehr zu tun hatten als zu dichten — wer kennt das ängstlich geheimgehaltene U-Boot, das neuerfundene Flugzeug, die der Öffentlichkeit streng verschwiegene „Dicke Berta"? Gar später die unheimlichen, schwarzen Riesenraupen, die Tanks? Wer weiß etwas von Schall- und Lichtmeßtrupps, von Funkern, von hoch zu Roß die flandrische Küste entlang galoppierenden Matrosen, von deutschen Kamelreitern im Sand von Südwestafrika?

Wer kennt den Geisterflug der Nachtriesen, der Zeppeline, in Feindesland? Wer hat einen Begriff, wie es in dem rastlos schwankenden Panzerturm eines Über-Dreadnought ausschaut? Und das noch wildere Geschaukel im Fesselballon, der Beobachter stets beim Nahen feindlicher Flieger bereit zum Absprung mit dem Fallschirm, Hunderte von Fuß tief in das leere Nichts?

Hier versagt leider aus Mangel an Kenntnis die Einbildungskraft und damit auch die Lyrik gerade gegenüber denjenigen Waffengattungen und Männern, die dem Krieg sein eigentliches Gepräge geben.

In der Dramatik nur „**Der Hias**" — das feldgraue Soldatenstück von **Heinrich Gilardone**, das einzige seiner Art im Krieg, zuerst in Landshut, dann in 2000 Städten und Städtchen Deutschlands und Österreichs, in Lazaretten, Krankenhäusern, Etappen, Ruhestellungen 5000mal zu wohltätigen Zwecken gespielt und nach fast 20 Jahren wieder auf einer Berliner Bühne aufgelebt.

Etwas ganz Neues in der Kriegsgeschichte: die Heere, auf Jahre im Stellungskrieg festgebannt, gründen sich an der Front ihre eigenen **Armeezeitungen** oder, wie die „Gardefeldpost", in der Heimat zum Versand an die Front.

Diese heute seltenen Presseerzeugnisse „spielten im Leben der Truppe die Rolle der Lokalblätter in der Heimat", heißt es in der fachmännischen Schilderung des Oberstleutnants Nicolai. „Schnelle Übermittlung der hauptsächlichsten Nachrichten, Bekanntmachungen besonderer Leistungen einzelner, geographische und geschichtliche Schilderung des Armeebereichs, Pflege der Gedenktage der Armee und ihrer Helden, Erläuterung notwendiger Maßnahmen in der Verpflegung, der Post, der Urlaubserteilung, Ermahnung zur Verschwiegenheit, Anregung durch Beschreibung der Natur, des Sternenhimmels und durch Rätsel, Aufheiterung durch Humor, Pflege soldatischen Geistes."

Allmählich entstanden im Westen 28, im Osten 11, in der Türkei 1, auf dem Balkan 6 Armeezeitungen. Weitaus die bekannteste ist die „**Liller Kriegszeitung**" des Hauptmanns d. R. und Schriftstellers **Paul Oskar Höcker** geworden. Bei der Marine gab es „Auf Vorposten", Wochenschau für die Hochseestreitkräfte.

geb. 1865

Die Oberste Heeresleitung selber schuf sehr bald für das besetzte französische Gebiet eine Zeitung in französischer Sprache, die „Gazette des Ardennes", die auch schon vorhandene französische Übersetzungen geeigneter deutscher Romane brachte. Jahre später, nach der Eroberung Bukarests, ließ die deutsche Militärverwaltung durch ihre Büchereistelle rumänische Übersetzungen nationaler deutscher Romane in Buchform veröffentlichen.

Weihnachten 1914

Und wie viele der jungen Krieger draußen hatten den „Faust" im Tornister! Die Bibel! Angesichts des Todes suchten sie nach dem letzten Sinn des Lebens.

Und zum Schluß noch ein Gedicht, aus der tiefsten Seele des deutschen Volkes in Waffen entstanden.

Um die Mitte des Kriegs fanden in den vordersten Sappen, nachts beim Abschießen von Leuchtkugeln im Sternwald bei Soezcourt in Frankreich der Leutnant v. Chlingensperg und der Fähnrich v. Manz vom bayerischen Leibregiment durch feindlichen Feuerüberfall den Heldentod. Auf ihrem Grabkreuz hing ein Blatt mit diesen Versen:

„Hier ruhen still und sanft beinand
Jung Fähnrich und Leutenant.
Sie wollten beide Licht uns bringen.
Es war in finstrer Mitternacht.
Da ließ der Feind Granaten springen
und hat dem Licht ein End gemacht.

Sein treuer Bursche."

Z W E I T E R T E I L

1 9 1 5

19

Unser täglich Brot

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren unter 100 Menschen in Deutschland 65 Bauern. Bei Ausbruch des Weltkriegs lange nicht mehr die Hälfte. Der Umfang des bestellten Bodens war ungefähr gleich geblieben. Aber die Bevölkerung Deutschlands hat sich in dieser Zeit nahezu verdoppelt.

Trotzdem hätte die deutsche Mutter Erde, ehrfürchtig gepflegt, auch jetzt noch alle ihre Kinder ernähren können. Die Erde pflegen heißt den Bauern betreuen. Der Bauer wurde nicht genügend betreut. Er stand abseits. Das ganze wirtschaftliche Interesse des deutschen Menschen sammelte sich im Brennspiegel der Industrie. Neues Rheingold am Niederrhein. Für Warenausfuhr goldener Regen über das noch arme, rasch reich werdende Deutschland. Für den Bauern immer nur unentwegt das weiseste Ding in Deutschland die Heeresverwaltung, die da wußte, was sie an dem Rückgrat der Armee, an den Rekruten vom Lande, besaß. Blieb doch in den Großstädten und Industrierevieren die Zahl der diensttauglichen Heerespflichtigen weit hinter dem kernigen Ersatz etwa Ostpreußens zurück.

Mehr als ein Viertel der deutschen Landwirtschaft vor dem Krieg stark verschuldet. Die Körnerpreise elend. Es gab ja genug Getreide draußen in der weiten Welt und Schiffe, um es nach Deutschland zu schaffen. Der Plan eines riesigen Kanals spukte sogar, auf dem von Osten her russisches Getreide an dem deutschen Bauern vorbei für einen Pappenstiel bis zum Rhein schwimmen sollte.

Bunte Kopftücher, slawische Laute, Sensenbündel im Frühsommer auf den deutschen Bahnhöfen: die „Sachsengänger" kommen — Männer und Mädchen — landfremdes Volk aus Galizien, aus der russischen Polackei. Sie werden, zu Hunderttausenden, auf den norddeutschen Gütern die Ernte einbringen und im Herbst, mit harten preußischen Talern im zusammengeknoteten Taschentuch, die deutschen Stoppeln wieder verlassen.

Die Einfuhr chinesischer Kulis hat man allerdings einigen ganz großzügigen Latifundienbesitzern untersagt. Der deutsche Bauer stirbt nicht. Er schleppt sich so durch. Er vererbt den Hof auf den ältesten Sohn. Die jüngeren Geschwister wandern aus. Lange

nicht mehr nach Amerika! Nein: nur ein paar Eisenbahnstunden weit. Kanonenfutter für die reißend wachsenden und doch von sich aus ständig in der dritten Generation aussterbenden Großstädte, die Menschen, Menschen, Menschen schlucken.

Zum Teil freilich durch die Schuld des flachen Landes selber. Die steinernen Meere üben eine unheimliche Anziehungskraft aus. Im Umkreis großer Städte lassen sich Landarbeiter kaum mehr halten. Die Arbeiternot wird dringend. Auf die Dorfflucht wirkt auch die allgemeine Dienstpflicht, die den jungen Landwirt zwei Jahre lang an das Garnisonleben in der Stadt gewöhnt, aus der er dann nicht wieder weg will. Ausschlaggebend vor allem die hohen Löhne der Industrie, auch auf die Bauerntöchter. Nicht zu verkennen bereits die Anziehungskraft des werdenden Kinos. Es locken Tanzlokale — das flotte Leben. Auch in den höheren Schichten auf dem Lande, namentlich auf den mittleren Gütern, langweilen sich oft die Frauen zwischen den Kartoffeln und drängen, zu verkaufen und in die Stadt zu ziehen, wo die Gesellschaften, die Läden, die Theater winken.

So wird bei einem Festlandskrieg des auf überseeische Getreideeinfuhr angewiesenen Deutschlands gegen das aus eigener Scholle sich ernährende Rußland und Frankreich ganz von selbst Britannien der Herr der Lage. Es kann mit seiner Riesenflotte Deutschland, das gegen jede andere Seemacht sich die Wasserstraßen frei halten würde, den Brotkorb höher hängen.

Im deutschen Volk glaubte man überhaupt nicht an einen Krieg mit England, weil er noch nie dagewesen war. Der Reichskanzler v. Bethmann und sein Vertreter Fürst Lichnowsky in London konnten sich ihn ebensowenig vorstellen, und selbst Admiral v. Tirpitz wiegte sich in der Hoffnung, ohne „hart auf hart" mit Großbritannien die letzte deutsche Panzerplatte zu nieten.

Dabei hatte noch 2 Jahre vor dem Krieg der britische Marineminister Churchill auf einem Frühstück in Glasgow die deutsche Flotte drohend für einen Luxus erklärt. Trotzdem schreibt v. Tirpitz im Jahr darauf: „So waren deutsch-britische Flottenerörterungen dem Grundgehalt nach abgeschlossen, dieser Zankapfel nach menschlichem Ermessen beseitigt." Wer, wie der Verfasser, in diesen Jahren monatelang in England war und die dortige Volksstimmung sah, konnte diesen Optimismus schwer verstehen.

9. Febr. 1912

1913

Nun kam der Krieg.

Und bald im Kriege der große Schlag: so wie die Russen den „General Winter", so riefen die Briten den „Admiral Hunger" zu Hilfe.

2. Nov. 1914

England erklärte die ganze Nordsee als Kriegsgebiet. Blockade gegen die deutschen Häfen. Deutschland auf sich angewiesen!

Und nun erst die ahnende, die bange Frage — das ewige Wort aus dem Dämmern der Jahrtausende her: Unser täglich Brot gib uns heute . . . .

Noch lange nicht voll in ihrer lähmenden Wucht begriffen. Zuviel überlegen lächelnde Geister in Deutschland: „Aber ich bitte Sie: Länger als ein halbes Jahr halten die Großmächte finanziell den Krieg ja gar nicht aus, der jetzt schon Deutschland 2000 Millionen monatlich und den andern noch mehr kostet!" Eine rührende Legende im Volk: „Der Kaiser hat seinen Soldaten gesagt: Zu Weihnachten seid ihr wieder zu Hause!" Selbst in unteren Heeresstellen oft ein zuversichtliches: „Ach — bis Ostern haben sich die Kerle drüben an uns die Zähne ausgebissen und es ist Schluß!"

Nur die Männer aus der Vogelschau überblicken die Lage: Der Bauer kann sich ernähren und die kleinen und mittleren Städte durchschleppen. Wie aber wird es in den Großstädten, wie vor allem in den Industrierevieren mit der Kriegsversorgung? Der Dreher, der Bergmann, das Granatenfräulein brauchen Brot.

Für dieses Heer im Hinterland ohne Ar und Halm fühlen sich die deutschen Wirtschaftsführer verantwortlich. Sie drängen die schwerfällige weltfremde Bürokratie. An ihrer Spitze Walther Rathenau.

Rathenau, von israelitischer Herkunft, älterer Junggeselle, vielfacher Millionär — zugleich Industriekapitän der Berliner Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft und Philosoph und Gönner der Künste und Forscher der menschlichen Gesellschaftsprobleme. Schwer zu lesen und doch vielgelesen seine Bücher, wie „Von kommenden Dingen".

geb. 1867, von Rechtsradikalen ermordet 1922

Der in seiner Art bedeutende Mann war von dem General v. Falkenhayn herangeholt worden. Seine ausgesprochene Persönlichkeit wirkte in einem so schwächlich wie unter Bethmann geführten Staat insofern schädlich, als durch Rathenau die Kriegsversorgung von vornherein einen händlerischen Hintergrund bekam und den Kometenschweif der Kriegsgesellschaften und der Kriegsgewinnler hinter sich her zog, das heißt die Entmündigung und Auswucherung des Wirtschaftslebens.

Er erkannte die Notwendigkeit, sich der tödlichen Umstrickung durch die riesige Wasserschlange England zu entwinden. „Wir müssen bis zur nächsten Ernte mit den in Deutschland vorhandenen Getreidevorräten auskommen, das heißt sie planmäßig bewirtschaften!"

Mit dem „Grünen Tisch" und seinem Sinnspruch „Wozu etwas einfach machen, wenn es auch kompliziert geht?" allein glückt es nicht. Das wissen diese Männer der Praxis. Der Amtsschimmel ist zu lahm. Die „Kriegsgesellschaften" werden gegründet, 25 an der Zahl, für Erfassung der kriegs- und lebensnotwendigen Waren, unter Aufsicht des Staats, aber mit der Initiative der Privatwirtschaft, so die Kriegsrohstoffabteilung des Kriegsministeriums, die Organisation Reichseinkauf (aus den neutralen Staaten des Festlands), später Zentral-Einkaufsgesellschaft, auf den Rat Albert Ballins.

13. Aug. 1914

13. Januar 1915

geb. 1857, gest. durch Selbstentleibung bei dem deutschen Zusammenbruch 1918

Ballin, von israelitischer Herkunft, von der Pike auf zum Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, der größten Schiffahrtsgesellschaft der Welt, emporgestiegen, fachmännischer Berater des Kaisers in Seefahrtfragen, auch in England und den Vereinigten Staaten allgemein bekannt.

Was von Rathenau gesagt wurde, gilt mit Einschränkungen auch von Ballin. Persönlich makelfrei, entsprach er doch nicht dem Bild des Hamburger Reeders und Kaufmanns alten Schlages. Sein Wirken brachte einen wesensfremden Zug in die Seefahrt und den Seehandel Deutschlands.

Der Brite und seine Verbündeten beginnen nun sofort auch in den neutralen Ländern, namentlich den vor der Entente bangenden Kleinstaaten, den Wirtschaftskrieg gegen Deutschland.

Was soll **Holland** machen? Jederzeit können ihm England und Japan den Seeweg nach den Sundainseln sperren, von denen der Mijnheer lebt. Ihm wird die erste britische „Kontrollgesellschaft" beschert, die darauf achten soll, daß keine von auswärts in die Niederlande eingeführten Waren nach Deutschland weiter gelangen. Sie besteht aus den holländischen Schiffahrtsgesellschaften, Banken und großen Importhäusern. Sie nennt sich die „Nederlandsche Overzee Trust Maatschappij", nach ihren Anfangsbuchstaben meist mit „Not" bezeichnet — ein passender Name für die deutsche Not.

Nov. 1914

Was soll die **Schweiz** machen? Woher kriegt sie Kohlen und Korn, wenn sie sich nicht fügt? Die „Société Suisse de Surveillance Economique" erblüht, kurz S. S. S. genannt, als Polizeistation der Entente.

Herbst 1915

Was soll **Dänemark** machen? Vor hundert Jahren haben die Engländer Kopenhagen kurz und klein geknallt und die ganze dänische Flotte mitgehen heißen. Das Wort: eine Stadt „kopenhagern", das heißt von der See aus einäschern, gehört seitdem zum Sprachschatz der britischen Marine. Jetzt stellen sich in der dänischen Hauptstadt die „Grosserer Societät" und der Industrierat unter die Fuchtel Londons.

Was soll **Norwegen** machen? Der größte Teil seiner Handelsflotte führt englische Fracht. Es liefert Grubenholz nach England. Es ist einverstanden, daß die britischen Konsuln in Kristiania (Oslo), Bergen, Drontheim und anderen Häfen es unter Vormundschaft nehmen.

Diese „Kontrollgesellschaften" garniert England dann noch mit den „Schwarzen Kabinetten" zur Öffnung der Geschäftsbriefe der Neutralen und den berüchtigten „Schwarzen Listen" zum Boykott aller neutralen Kaufleute, die irgendwie, auch mit den Waren ihres eigenen Landes, mit Deutschland in Handelsverbindung treten.

Also auch über die Neutralen keine Hoffnung auf Getreideeinfuhr! So erfolgt in Deutschland schon in den ersten Kriegsmonaten das Verbot der Verfütterung von Brotgetreide.

Okt. 1914

Das trifft in erster Linie auch die Gerstenmast der Schweine. Ein großer Schweinemord beginnt. Die Fleischpreise sinken, zum Kummer kurzsichtiger Bauern über die Stadtherren: man solle lieber die Professoren abstechen und das liebe Vieh leben lassen!

Aber das ist nur die Einleitung zur Bewirtschaftung unseres täglichen Brotes.

Die schon früher gegründete „Kriegsgetreide-Gesellschaft", die sich dann in die „Reichsgetreidestelle" verwandelt, erwirkt durch Bundesratsbeschluß die Beschlagnahme aller Getreide- und Mehlvorräte in Deutschland.

Nov. 1914
28. Juni 1915
26. bis 31. Jan. 1915

Tags darauf wird für die ganze Bevölkerung die **Brotkarte** eingeführt.

1. Febr. 1915

Ohne die nach Gramm bezeichneten Abschnitte der Brotkarte kann man kein Brot mehr irgendwie kaufen. Nur die in Deutschland lebenden Neutralen haben das Recht, aus ihrer Heimat sich für ihren Bedarf zu versorgen. Die Brotkarte setzt den bisherigen Friedensverbrauch um mehr als die Hälfte herab — genau soviel, als die deutsche Landwirtschaft bei besserer Pflege hätte liefern können, wenn sie nicht mit ihrer Grundfläche gegenüber der Verdoppelung der Bevölkerung gleichgeblieben wäre, während überall noch Moore und sonstiges Unland der Meliorierung harrten. Aber auch eine Stickstoffbereicherung der bebauten Ackerfläche fand im Frieden ihre Grenze in der verderblichen Spanne zwischen den hohen Kunstdünger- und den niedrigen Getreidepreisen des Inlands.

Jetzt bestimmte die Brotkarte täglich 225, später nur 200 Gramm Mehl auf den Kopf der Bevölkerung oder 7½ Kilo Getreide pro Kopf und Monat. Für den „Selbstversorger", den getreideerzeugenden Landwirt, 9 Kilogramm.

3. März 1915

Überwachen ließ sich das allenfalls auf großen Gütern. In bäuerlichen Betrieben begann alsbald das „Hamstern" der aufs Land hinauspilgernden städtischen Bevölkerung, das „Hintenherum" — der Schleichhandel von Hand zu Hand, der später gigantische Formen annahm. Aber auch aus dieser Zeit wird man nie erfahren, in wieviel Zementsäcken Mehl transportiert wurde, wieviel Brotlaibe in den Botanisiertrommeln unschuldiger Kinder, unter der Weste des plötzlich stark beleibten Hausvaters an den Gendarmenposten vorbei den Weg in die Stadt fanden. Es begann für jeden, der andere zu ernähren hatte, der verderbliche Kampf zwischen Hemd und Rock, zwischen Familie und Staat. Und die Urzelle aller Dinge, die Familie, war, mit Ausnahme einiger Catos von Eisen, jedem doch näher. Und damit die Übertretung des Gesetzes für den sonst pflichttreuesten Bürger.

Welch eine Bitternis, wenn ein Mütterchen aus dem mühsam gesammelten Mehl für den fernen Sohn einen kleinen Kuchen bäckt, und die Schachtel kam leer an — mit dem blutroten Zettel „Beschlagnahmt".

Wer dann den Inhalt verzehrte, darüber schweigt oft des Sängers Höflichkeit!

Und doch: Es mußte sein, wenn wir nicht verhungern wollten! Furchtbar rächten sich jetzt die Sünden der Vergangenheit! Die Geringwertung des deutschen Bauern! Jetzt merkte der Deutsche daheim am eigenen Leibe: Es ist Krieg! — nicht nur am Anblick der Verwundeten und an Briefen aus dem Schützengraben!

20

Der Schützengraben

Der Schützengraben — von jetzt ab immer mehr das Sinnbild des ganzen Kriegs —, der ferne, sagenhafte, schicksalhaft die Heimat schirmende Schützengraben, unter dem sich die Heimat gar nichts Rechtes vorstellen kann — der Schützengraben ist im Stellungskrieg nicht einfach ein Graben, so wie etwa ein Entwässerungskanal sich durch das Land zieht. Nein — er ist oft eine ganze unterirdische Kleinstadt.

Auch jetzt schon im Osten ein System von Gängen, Unterständen, Plätzen. Wo dieses Labyrinth beginnt? Im Felde steht ein einsames Bauernhaus. In ihm wohnt, noch oberirdisch, der Regimentsstab. Aber auch er hat sich auf alle Fälle schon den Keller mit Lichtstümpfen in Flaschenhälsen wohnlich eingerichtet. Hinter diesem Haus her, gegen Feindsicht gedeckt, führt der Annäherungsweg schräg über mannstief in die Erde hinunter und dann weiter. Seine Seitenwände laufen als Kugelfang in zeitraubendem Zickzack. Philosophische Gemüter wandern an ruhigen Tagen lieber oben neben dem Weg über das freie Feld und halten sich an die Statistik, daß das Gewicht eines Mannes an Kugelverbrauch dazu gehört, ehe ein Geschoß im Gewicht von 25 Gramm trifft.

Und da ist nun die Stellung. Wallensteins Lager, als Maulwurfsbau säuberlich in die Erde versenkt. Die Schächte sind seitlings mit Brettern versteift, die Sohle mit Brettern belegt. Straßentafeln. Der Hindenburg-Platz. Der Kaiserweg. Der Siegesweg. Die Luftkurpromenade. Die Große und die Kleine Latrinenstraße nebst Zubehör. Sehr wichtig bei diesem unterirdischen Zusammenleben vieler Tausender. An einem Grabenwinkel ein Lazarettgehilfe mit einem Napf Karbolwasser für unsere Stiefelsohlen, die aus einem ruhrverseuchten Kompanieabschnitt den Bazillus nicht weitertragen sollen.

In der Seitenwand des Grabens nach dem Feind zu eine Tür neben der andern. Kleine Fenster. Oft jetzt an ihnen, zur Winterszeit, ein winziges Weihnachtsbäumchen. Eine Postkarte mit Hindenburgs Bild. Neben der Dachsburg bärtiger Familienväter lugen lachende, flaumbärtige Gesichter aus ihrem Verschlag. Vor ein paar Monaten haben die Kriegsfreiwilligen noch die Schulbank gedrückt. Die Luft drinnen in dem Rembrandtschen Helldunkel: „Besser warmer Mief als kalter

Ozon!" In der Ecke prasselt ein Kanonenöfchen. An den Wänden lehnen die Gewehre und hängen die Handgranaten. Mit einem Turnerschwung ist man, wenn es not tut, kampfbereit oben auf der Deckung.

Auf ihrem mit Sandsäcken ausgepolsterten, mit blechernen Schutzschilden geschirmten Auftritt ragen dort in regelmäßigen Abständen die Posten, das Gewehr im Arm. Sie blicken nicht rechts, sie stehen vor keinem General stramm, sie starren wie graue Statuen vor sich über den Drahtverhau zum Feind, über dies „Wart' ein bißchen!"-Gewirr von niederen Pfählen und Stacheldraht, zuweilen noch aus einem nahen Elektrizitätswerk mit 100 000 Volt elektrisch geladen. Das Kabel liegt auf der Erde. Auch ältere Stabsoffiziere machen mit hochgehobener Säbelscheide, die man damals noch trug, vorsichtig die schönsten Schlußsprünge über die dünne tödliche Schlange. Sogar die Unterstände werden manchmal elektrisch beleuchtet. Eine Bekanntmachung in Schreibmaschinenschrift droht an, bei Lichtverschwendung den Strom zu sperren.

Und dann kommt, jenseits des Drahtverhaus, das „dritte Land" und drüben wieder Draht und dann der Feind. Die Russen sind geborene Zimmerleute. Sie zaubern sich mit Beil und Säge förmliche unterirdische Wochenendwohnungen zurecht. Sie sind so raffiniert, daß sie ihre kellertiefen Schützengräben auch oben mit Brettern überdachen und sich einschneien lassen wie die Bären im Lager. Buchstäblich wären solche von den Russen nachts geräumte Stellungen unter dem Schnee manchmal nicht zu finden gewesen, hätte nicht der von den Halbasiaten unzertrennliche und von ihnen zurückgelassene eigentümliche scharfe Geruch die Spur gewiesen.

Achtung! „Dicke Luft!" Hat der Russe einmal Munition, dann veranstaltet er ein Freudenfeuer! Dann fegt er seine „schwarze Sau", die schwere Haubitzgranate, aus den Rohren, und es ist dann ein merkwürdiges Durcheinander der Sinneswahrnehmungen, daß man erst den Mündungsblitz drüben sieht, dann den Einschlag hier hört und erst nach einer Weile den dumpfen Knall des Abschusses wieder von drüben. Der „Rußki" schießt zuweilen sogar recht gut. Aber die deutschen Nerven sind buchstäblich von Stahl.

In einer ganz vorgeschobenen Minenwerferstellung, 50 Meter von den Russen, rasiert ein feldgrauer Barbier mit aller Seelenruhe im Unterstand seine Kameraden. Die Sibirier drüben schmeißen in unregelmäßigen Zeiträumen Wurfminen herüber, die mit einem gewaltigen Krach explodieren. Im Freien draußen kann man die Lärmkiste noch schattenhaft in der Luft pendeln sehen und ist vorbereitet. Aber wie, wenn sie unversehens dicht über dem Kopf des Barbiers auf der Wölbung des Unterstands platzt? Wird er nicht zucken und seinen Kunden schneiden? Ist der Kunde nicht doch etwas besorgt? Die Feldgrauen lächelten, während sich gerade der Russe in einiger Entfernung lärmend bemerkbar machte, zu dieser Frage des Verfassers.

Weiter hinten, im Schnee, steht ein Wäldchen junger Tannenbäume, wie daheim ein Weihnachtsmarkt. Ein künstliches Wäldchen. Zwängt man sich zwischen den abgehauenen und in den Boden gesteckten Stämmchen durch, dann steht man plötzlich mitten drinnen vor der mit Nadel-

zweigen übertarnten schweren Artillerie, die in ihrer Bescheidenheit nicht gesehen werden will.

Aber sehen — das möchte sie! Da ist, ganz vorn irgendwo, eine Bretterpforte am Steilhang einer Kiesgrube. Eine Leiter dahinter durch einen Schacht senkrecht bis zur Höhe des Hügels. Eifig bläst es da von oben in den Kamin. Auf den letzten Sprossen kauert ein Offizier, Hörmuscheln an die Ohren geschnallt, den Fernsprecher am Mund, die Hand am Scherenfernrohr des Beobachtungsstandes, das durch rechtwinklige Spiegelung die Außenwelt in die Unterwelt hinabzaubert. Ein Blick in das Glas. Man fährt zurück. Zehn Schritte vor einem, scheinbar, steht mit breiten Backenknochen ein feldbraunes Kalmückengeschöpf grinsend vor einer zerschossenen Ziegelmauer.

An einer Stelle, tief im Walde, auf einer Lichtung — nein, unter ihr — ist das unterirdische Pionierdorf. Die Pioniere als Leute vom Bau machen so etwas natürlich besonders gut. Während man auf einer Leiter in den Wohnkeller des Befehlshabers hinabklettert, spielt eine Grammophonplatte zur Begrüßung den „Einzug der Gäste auf Wartburg". Unten sind hübsche Kanapees und Stühle aus einem nahen, zerschossenen Rittergut. Ein Gästebuch. Eine kleine Bibliothek.

Erhebend auf dieser Waldblöße, unter freiem Winterhimmel, ein Feldgottesdienst. Andächtig stehen und knien Protestant und Katholik nebeneinander vor dem schwarzverhangenen, aus Kisten gezimmerten Altar. Ergreifend ihr Gesang. Leider gab es Kirchenämter, die ihre Steuermahnzettel bis in den Schützengraben schickten . . . . .

Das ist der Krieg unter der Erde. Ein stilles, ein unbekanntes Heldentum. Die Heimat denkt sich den Helden über Feindesleichen vorwärtsstürmend, die Fahne in der Faust. Auch das hat es gegeben. Aber wer spricht von dem namenlosen Soldaten, der, wie Adolf Hitler, als Meldegänger einsam, auf sich angewiesen, im Kugelpfeifen seine Pflicht tut? Wer weiß von Essenholern, die unter Lebensgefahr auf Kilometer weit im Granatengelände ihren Kameraden die Kessel aus der Feldküche heranschleppen? Wer kennt die Feldgrauen, die, fortwährend unter einschlagenden Granaten, sich platt auf den zerwühlten Boden werfend, im Gewirr zerrissene Drähte der Telephonleitungen zusammenflicken? Und vor allem — wer macht viel Aufhebens davon, daß da einer, an dem tagsüber der Tod vorüberging, freiwillig noch einmal abends den Tod herausfordert, um seinen verwundeten Kameraden zu retten, dessen Hilferufe er draußen vor dem Drahtverhau hört?

Oder wer denkt der wackeren Fahrer, die ihre Munitionswagen alltäglich oder allnächtlich auf festgelegten Wegen, ohne ausweichen zu können, durch Feuerzonen in die Artilleriestellung lenken mußten, unbeobachtet, nur durch Pflichtgefühl getrieben? Oder der Störungssucher im Artilleriekampf, von deren Gewissenhaftigkeit soviel abhing?

Aus dieser herrlichen allgemeinen Kameradschaft entspringen die unerhörten Ruhmestaten des deutschen Volks in Waffen! Und diese Kameradschaft eint nicht nur die Mannschaft. Auch ihr Hauptmann, ihr Leutnant, der mit ihr im Schützengraben streitet und leidet, ist im besten Sinn ihr Kamerad! Und ganz besonders wird der in seichten

Schwänken der Vorkriegszeit unweigerlich stets als polackischer Dämlack verulkte Offiziersbursche jetzt oft in guten und bösen Tagen wahrhaft zu einem guten und treuen Freund seines Herrn! Bis zum letzten Tag des Kriegs bestand an der Front dies schöne Verhältnis zwischen Offizier und Mannschaft. Ihr Grimm galt nur der Etappe. Und halbwüchsigen, eben eingekleideten Heimatbengeln, die nie Pulver gerochen hatten, war es vorbehalten, mehrfach verwundeten Offizieren, die 4 Jahre im Dreck des Schützengrabens und in der Hölle des Trommelfeuers für Deutschland ihr Letztes hingegeben hatten, die Achselstücke ruhmreicher Regimenter von den Schultern zu reißen.

Über dem Schützengraben, durch welches Land er auch läuft, ein nicht zu bannender Schatten: der Mann unter der Erde ist ein Nachtgeschöpf. Er ist bei Tag zum Nichtstun verurteilt, wenn ihm der Feind gerade nicht zu schaffen macht.

In der Dämmerung, wenn die Ablösung kommt, streut der „Rußki" vielleicht noch seinen „Abendsegen" in Form von Schrapnellhagel ab, wo er drüben das feldgraue Gedränge von Pickelhauben und Gewehren vermutet. Dann wirft die Nacht ihren schwarzen, schützenden Mantel über das Gewirr der Maulwurfgänge. Dann wird es dort lebendig.

Halblautes Stimmengewirr. Spaten und Hacke scharren, Erdbauten werden ausgebessert. Bretter getragen. Drahtrollen herangewälzt. Befehlsempfänger tappen nach hinten. Im Vorgelände flüstert und kriecht es vom Kleinkrieg.

Da steht, in einem winterlichen deutschen Schützengraben des Ostens, ein schattenhafter Riese, weiß im Schnee verschwimmend, ein Handtuch wie einen Turban um den Kopf, ein zweites um den Bart geschlungen, in einem langen weißen Frauenhemd, einem Beduinenscheich ähnlich. Er klettert vorsichtig über die Brüstung in das Drahtgewirr hinaus. „Ein wenig Handgranaten warfen", wie er auf ostpreußisch erklärt.

Und dort schleicht sich, unternehmend lächelnd, ein bebrillter ehemaliger Einjähriger hinaus. Er hat längst, um sich von den Kameraden nicht zu unterscheiden, die schwarzweißen Schnüre von den Achselklappen getrennt. Die Russen haben gestern nacht zwischen den beiden Stellungen an einem Stock einen Aufruf in schauderhaftem Deutsch an uns gerichtet. Er beginnt: „Deutsche — Ihr seid krank vor Leiden!" Heute nacht bekommen sie eben dort die Antwort in besserem Deutsch. Schmeichelnamen für den Zaren und die russische Führerkunst stehen nicht darin.

Solche kleinen Unternehmungen sind durchaus nötig, um den flotten Geist im Schützengraben des Stellungskrieges zu hegen. Denn der Tag ist lang. Er ist leer. Man kann nicht einmal exerzieren. Man darf nicht singen. Man hat zwei Ablenkungen: das Lesen und das Rauchen. Nichts ist so willkommen wie Zigaretten, Zeitungen, Bücher. Es wird die Lektüre aller Blätter ohne Unterschied der Partei gestattet. Es wird leidenschaftlich und wahllos gelesen.

Und jetzt schon nicht immer zur Stützung der überall noch herrlichen und gläubigen Kriegsstimmung. „Es sind einzelne Blätter, die die Schuld allein trifft", schreibt Oberstleutnant W. Nicolai, dem das spätere Kriegspresseamt unterstellt war, „allen voran das ‚Berliner

Tageblatt' und die ‚Frankfurter Zeitung'. Das Unklare und Wechselnde war die Eigenart der jüdisch-demokratischen Presse. Ihr Standpunkt zum Krieg stieg und fiel mit den Veränderungen der militärischen Lage wie die Kurse an der Börse. Sie rechnete mit derselben Charakterschwäche beim Feind, die ihr eigen war."

Es geschah — trotz des steten Drängens der Heeresstellen — von der Regierung nichts, um den Feldgrauen in seiner Seelenstimmung, fern von der Heimat und seinen Lieben, zwischen Leben und Tod, aus allen gewohnten Verhältnissen gerissen, voll Entbehrungen des täglichen Seins, vor dieser langsamen und unmerklichen Brunnenvergiftung zu bewahren.

England ernennt drei Propagandaminister zur Überwachung seiner Presse — darunter den Zeitungskönig Lord Northcliffe (1865—1922) und den weltbekannten Dichter Rudyard Kipling (geb. 1865). „In England allein drei Minister", schreibt Oberstleutnant Nicolai, „für die Tätigkeit, die in Deutschland einem mit Ressortarbeit überhäuften Beamten übertragen werden sollte!"

1914/1915

Verhältnismäßige Ruhe an den deutschen Fronten um die Jahreswende. Die Flocken fallen. „Der eingetretene Winter", sagt Hindenburg, „legte seine lähmenden Fesseln um die Tätigkeit von Freund und Feind. Die im Kampf schon erstarrten Linien deckte Schnee und Eis."

21

Die Winterschlacht

Januar 1915

Ein kleines Heer hielt um die Jahreswende zwischen den Eisschollen der Memel und den verschneiten Eisspiegeln der Masurischen Seen, hinter dem schmalen Geschlängel des Angerappflüßchens, wider die Horden des Zaren Wacht, die zu Ende des Vorjahrs (Nov. 1914) wieder über die deutsche Ostgrenze gebrandet waren.

Nur in dieser starken Stellung konnte dies „Häuflein klein" — wenige aktive Regimenter, sonst Kriegsfreiwillige, ältere Landwehrmänner, ungedienter Landsturm — wenigstens den größten Teil Ostpreußens gegen Mord und Brand der russischen Übermacht halten. Zu seiner Rechten und im Rücken hatte es die Schlachtfelder des Sommers.

Breite Rutschbahnen, von einsamen Waldstraßen schräg in die Seen hinunter, zeigten jetzt noch die Stellung, wo ganze russische Batterien mit Mann, Roß und Geschütz in den Fluten versunken waren. Ungezählte Tausende von feldbraunen Leichen barg der schlammige Grund.

Auf hohen Fichten saßen schußfertig tote Neger. Es waren im Lauf der Monate geschwärzte sibirische Scharfschützen, die mit den tödlichen Kugeln im Leib nicht einmal mehr die Kraft zum Absturz gefunden hatten. Aus dem weißen Leinentuch der Felder spreizte da und dort eine schwarze Mumienhand beschwörend die Knochenfinger, als wollte sie Europa von weiterem Selbstmord abhalten. An irgendeiner verschwiegenen Waldecke baumelte vielleicht jetzt noch ein von den Bauern aufgehängter bärtiger kosakischer Mordbrenner mit den verräterischen breiten blauen oder roten Streifen an den Reithosen. Da und dort schimmerte es wie ein riesiges Kohlenlager in dem leeren Weiß und hob sich vieltausendfach krächzend als ein Gewimmel schwarzer Schneeflocken von Tausenden von abgefleischten Pferdekadavern in die graue Nebelluft — Krähen, wie es schien, aus halb Deutschland herbeigelockt, die vor dem unheimlich heransummenden neuen Riesenvogel, dem Flugzeug, in den Schutz der kahlen Äste des Winterwaldes flatterten. Und im Wehen des Windes immer noch von den Pferdegebirgen her jener eigentümlich süßlich-faulige Kadavergeruch des Schlachtfeldes, den man nach Jahren nicht vergißt.

Vor sich hatte die Armee den seit Jahren systematisch in seiner Heimat gegen Deutschland verhetzten Russen. Das heißt: bei Nacht mit Brandzungen lohendes, bei Tag in Brandwolken schwarz qualmendes deutsches Land. Furchtbarer noch als in den Sommertagen jetzt in der grimmigen Winterkälte das Bild wie aus der Schwedenzeit: die endlosen Flüchtlingszüge Ostpreußens.

Die Straßen von trabenden Herden, von Lastschlitten mit Sack und Pack versperrt. Wickelkinder hilflos im Schnee, bis ein Feldgrauer sie weitertrug. Auf einem flachen Lastauto, fast erstickend unter der Last der frostschützenden Lederplane, wimmernd, röchelnd, zwei Dutzend Greise und Greisinnen. Alte Bauern, die vor den deutschen Offizieren niederknien und verzweifelnd um Hilfe flehen. Und in der Ferne das siegestrunkene „Urraha" der Kosaken. Wenige Jahre später klatscht sich der gute deutsche Michel bei den Chören der Donkosaken in Deutschland schon wieder die Hände wund.

Manneszucht nur bei der russischen Garde, in deren Kavallerie viel deutscher Baltenadel diente. Die russischen Liniensoldaten, namentlich aus dem Innern des Reichs, oft wie bösartige jugendliche Kretins.

Ganze Zimmerwände waren, wo man die Kerle ausräucherte, nach den Beobachtungen des Verfassers, sinnlos mit Honig beschmiert. Im Schnee aus abgehauenen Gänseköpfen der Namenszug des Zaren. Einen blauen Schokoladenautomaten hatten sie, aus Angst vor einer deutschen Höllenmaschine, behutsam abgebrochen und vor die Stadt aufs freie Feld getragen.

Im Bett eines Gutsbesitzers liegt mit Frack und weißer Binde ein verwestes Schwein. Im Wohnzimmer ist der große Teppich zusammengerollt. Darauf ein Zettel mit der eleganten französischen Inschrift: „Surprise pour madame!" „Kleine Überraschung für die Dame des Hauses." Der Inhalt: menschliche Exkremente. Alle Klaviere als Aborte benutzt und der Deckel wieder zugeklappt. Sonderbare, im Karpfenteich festgefrorene altmodische Kleiderlappen und einzelne Gebeine aus der aufgesprengten Ahnengruft der nahen brandgeschwärzten Schloßruine. Im Stall liegen die Kühe verhungert mit zugebundenen Schnauzen vor den heugefüllten Krippen.

Ja — warum ist man denn nicht schon früher nach Deutschland gekommen, Brüderchen? Hier kann man sich ausleben! Aber was

ist das? Ein dumpfer, immer stärker wie ein Wintergewitter grollender Donner in der Ferne! Herr — erbarme dich! Der Russenschreck naht! Hindenburg — die Russen sprechen den furchtbaren Namen wie Gindenburg oder wie Chindenburg aus — Chindenburg kommt!

Lange und heimlich ist der dritte Donnerschlag in Ostpreußen vorbereitet. Wer in den Januarwochen durch die weiten, leeren Wälder an der Front fährt, sieht da plötzlich viele Hunderte gegen Fliegersicht gedeckte, nagelneu aus Bayern gekommene Holzschlitten im Schnee stehen. In den Batteriestellungen gähnen noch vielfach altmodische Geschütze. Aber in den grauen Leinwandplanen hinter ihnen bergen sich nagelneue Schnellfeuerhaubitzen. Die Granaten häufen sich in Stapeln daneben am Boden. Und von Westen rollen die Züge ohne Unterlaß und bringen eine neue Armee heran. Und, mehr als eine Armee: Hindenburg als Führer.

„O Hindenburg, o Hindenburg,
wie schön sind deine Hiebe!
Du siegst nicht nur zur Sommerzeit,
im Winter auch, wenn's friert und schneit . . ."

Die Truppen singen es nach der Melodie „O Tannenbaum", während sie zur Winterschlacht in Masuren antreten. Sie marschieren, von Hindenburg beflügelt, auch jetzt, bei schneidender Kälte, in tiefem Schnee bis zu 40 Kilometer täglich. Man kann auch mit den Beinen siegen.

7.—14. Febr. 1915

Denn Hindenburgs Plan ist es, durch schnelle und ungeheure Marschleistungen den schwerfälligen Moskowiter auf beiden Flügeln zu umfassen, ihm den Rückweg abzuschneiden, ihn in den riesigen Wäldern an der russischen Grenze, zwischen Lyck und Augustowo, in einem nordischen Cannä einzukesseln.

„Dauernd verfinsterte dicht fallender Neuschnee, von Oststürmen gepeitscht, die Luft", schildert als Mitkämpfer Hauptmann v. Redern. „Nur ab und zu vermochte die Sonne das Gewölk zu durchbrechen, um bald darauf in neuem Schneesturm zu verblassen. Die Pferde konnten die schweren Fahrzeuge nicht ziehen. Mit Menschenkraft mußte nachgeholfen werden. Naturgemäß mußte in erster Linie die Artillerie nachgebracht werden. Schon lange waren die Verpflegungsfahrzeuge zurückgeblieben. Die Truppen mußten aus dem Lande leben, soweit die abziehenden Russen überhaupt noch etwas Eßbares zurückgelassen hatten.

Wie üblich bezeichneten in Flammen aufgehende Ortschaften die Rückzugslinie des russischen Gegners. Es war ein schauerlich-schönes Bild, wenn wir in die Dunkelheit hineinmarschierten und rings am Horizont lohende Gehöfte und hell brennende Dörfer uns den Weg beleuchteten. Diesen Mordbrennern mußten wir an den Kragen! Das war der einzige Gedanke, der uns ohne Rast vorwärtstrieb."

Das Städtchen Schirwindt loderte. Nur das Kriegerdenkmal von 1870 schonten die Russen merkwürdigerweise hier wie überall. Vorwärts! Alles kommt auf ein wie ein Uhrwerk ablaufendes Ineinandergreifen der einzelnen, viele Tage lang gegen Russen, Schnee und Nordsturm ringenden Truppenkörper an.

„An Stelle der elektrischen Funkenwellen", schreibt der Generalstab des Feldheeres, „durchsegelten die Flieger die Luft. Völlig erstarrt landeten sie ihre eisüberzogenen Maschinen auf dem knüppelhart gefrorenen Boden. Ein deutscher Soldat kennt das Wort ‚unmöglich' nicht. Wenn auch die Kraftwagen im tiefen Schnee steckenblieben, wenn auch die soeben gelegte, viele Kilometer lange Fernsprechleitung durch den Sturm oder die Schneelast zerrissen wurde, wenn auch so manchem braven Kavalleriepferd im meterhohen Schnee unter seinem Reiter die Lunge versagte — die Meldungen kamen, dank der zähen Ausdauer der Überbringer, an ihr Ziel.

Bei eisigem Schneesturm, der die Gewehrmündungen vollwehte und das Wasser der Maschinengewehre einfrieren ließ, wurde Lyck den wütend kämpfenden Sibiriaken entrissen. Auf dem Marktplatz, inmitten der brennenden Häuser, umringen die Regimenter in wildem Kriegsjubel den im Kraftwagen eingetroffenen Obersten Kriegsherrn."

Schon läßt der weichende Russe seine endlosen Bagagezüge im Stich. Er vernichtet in Hunnenwut seinen eigenen Proviant.

Es „hatten die Russen, als sie sich verloren sahen, die Säcke von den Fahrzeugen heruntergerissen, sie aufgeschnitten und alles wahllos auf die mit tauendem Schnee bedeckte Straße verstreut. Bis an die Knöchel watete man in Zucker, Hafer, Tee und Röstbrot. Beim Anblick der Bagagewagen bekam man einen Begriff, wie die Russen in Ostpreußen gehaust hatten. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, hatten sie mitgehen heißen: Damenhüte mit großen Federn, Damenkleider und Blusen, Nähmaschinen, Grammophone, aus dem Rahmen geschnittene alte Bilder und Stiche, Geweihe und Gehörne, Kunstgegenstände aller Art, Schreibmaschinen . . . . ."

Das sind Tatsachen! Werden diese Tatsachen jetzt endlich einmal der Welt verkündet? Der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, das Auswärtige Amt in Berlin verharren in mattem Schweigen. Ungehindert geht die „belgische Greuelpropaganda" weiter ihren Lügenweg über die Welt. Von ostpreußischer Wahrheit erfährt kein Mensch etwas.

An einzelnen Stellen kämpft der Russe noch mit dem Mut der Verzweiflung. Eine Bataillonsfahne des 4. westfälischen Infanterie-Regiments Graf Barfuß Nr. 17 wird erst nach Tagen unter einem schirmenden Leichenhügel feldgrauer Helden wiedergefunden.

Aber die Vernichtung geht ihren Gang, das Kesseltreiben im Wald von Augustowo beginnt. Halb verhungert und erfroren ergeben sich die Feldbraunen in ungezählten, zu Tod erschöpften, nur noch „Bissele Brot!" stammelnden Herden den Feldgrauen.

„Nicht enden", schreibt ein Augenzeuge, „wollte der erdbraune Zug der Massen. Wieviel Russen tot blieben, wird man vielleicht

nie erfahren." Aber Feldmarschall v. Hindenburg meldet dem Kaiser: 110 000 Gefangene mit 300 Geschützen und unzählbarem Kriegsgerät.

Der noch während der Schlacht geflüchtete Oberbefehlshaber Sievers vergiftet sich in Petersburg. Der Zar sieht zum drittenmal seine Armee durch Hindenburg vernichtet. Nun hat sich hier der Moskowiter die Finger genug an Feldmarschall und Feldgrau verbrannt.

Ostpreußen ist frei. Ostpreußen bleibt frei!

22
Im Westen

Auch im Westen eine Winterschlacht — gleichzeitig mit dem Gottesgericht in Masuren — längs der Aisne, wo im Herbst des Vorjahrs die deutsche Armee nach dem kurzen Rückzug von der Marne sofort wieder kampfbereit aufmarschiert war, und weiter nach Westen — die Schlacht in der Champagne, an der namentlich auch sächsische Truppen ruhmvollen Anteil nehmen.

21. Febr. bis 20. März 1915

Blutgetränkt, dieser Kreideboden, seit Jahrtausenden. „Aus weißem, bröckligem Kalkstein", schildert es ein Beschauer, „sind die Höhen aufgebaut, nur mit einer dünnen Humusschicht überkleidet. Jeder Granateneinschlag legt das leuchtende Gestein bloß. Das wasserarme Land trägt spärlichen Pflanzenwuchs. Kümmerliche Kiefern, oft verwachsen und verkrüppelt, in schmalen langen Streifen wie Eisenbänder, die sich über einen buckligen Schild spannen. Zwischen den Waldstücken weite Flächen von Wiesen und brachliegenden Feldern. Sie trugen zur Zeit der Winterschlacht zwischen gelbgrünen Moosen die weißen Sterne der Christrosen und glühen zur Sommerzeit im Blutmeer purpurnen Mohns. Das ist die Glanzzeit der ‚Lausechampagne'."

Wütendes Trommelfeuer des Feindes fegt schlagartig los.

„Von den deutschen Hindernissen", schreibt der Generalstabshauptmann Arndt v. Kirchbach, „ragten nur noch einzelne rostige Eisenstücke aus dem wunden, zerwühlten Erdreich. Dort standen die friesischen Bauern wie die roten Felsen in brandender Nordsee. Da geschah das Furchtbare: Mitten hinein ertönt das Krachen von zwei mächtigen Explosionen. Gewaltige Erdmassen wirbeln empor und verdunkeln zeitweise lange Strecken der vorderen Linie. Eine unheimliche Stille folgt.

Was sind das für Gestalten, die dort über die Höhe huschen? Das sind doch Franzosen. Warum schießt niemand? Kein Zweifel: der Feind hat durch Minensprengungen Teile der vordersten Stellung vernichtet! Jetzt vorwärts, Radfahrer, Burschen und Köche — jeder Arm, der ein Gewehr greifen kann! ‚Die Herren Kompanieführer hierher zu mir! Wir dürfen den Franzosen nicht Zeit lassen! Jede Minute ist kostbar! Die Trichter müssen wieder unser werden!'"

Ein halb Dutzend mal an diesem Tag werden in diesen wochenlangen Kämpfen Grabenstücke geräumt und mit dem Bajonett zurückerobert. Die deutsche Front ist ein elastisches, aber stählernes Band.

„Alles schien sich gegen die heldenmütigen Verteidiger verschworen zu haben", schreibt der Große Generalstab. „Schneeschlicken, mit Regen gemischt, peitschte der Wind über die kahlen Höhen. Jeder Granattrichter füllte sich mit Wasser, und zäher, breiiger Schlamm bildet sich auf der Sohle der halb verschütteten Gräben. Keine Möglichkeit, sich zu wärmen, durchnäßte Kleider, eiskalte Füße, Finger, die sich kaum um den Schaft des Gewehrs spannen konnten, oft keine Möglichkeit, Stroh oder warme Verpflegung vorzubringen, und doch der unerschütterliche Wille, nicht lebend den anvertrauten Posten preiszugeben. Kein Wunder, daß außer den blutigen Verlusten auch Krankheiten die Reihen lichteten, wiewohl in der Unterdrückung körperlicher Leiden, im Aushalten trotz schmerzender Glieder, Versagens der Stimme, brennenden Fiebers, Übermenschliches geleistet wurde."

Allmählich ebbte die Wut der vergeblichen französischen Angriffe. Langsam vergrollte die Schlacht in der Champagne. Auf den Höhen, in den Tälern lagen 45 000 Franzosen tot und verwundet, Deutsche ein gutes Zehntel weniger. Die Deutschen standen, wo sie am Anfang der Schlacht gestanden hatten.

„Wie aber sah es ringsum in der Stellung aus? Von den Gräben waren nur noch breite Mulden geblieben, in deren zähem, grauem Schlamm ein Vorwärtskommen kaum möglich schien. Das lockere Gefüge des Gesteins war durch Geschoßeinschläge zerschlagen, durch dauernd niedergehenden Regen aufgeweicht. Überall verbreitete sich jener zähe Champagneschlamm, der jede Bewegung lähmt, der überall nicht nur Anzug und Ausrüstung, sondern auch Gesicht und Hände mit einer fahlen Staubkruste überzieht. Er schloß sich als unheimliches, namenloses Grab über die Leichen der Gefallenen — über Freund und Feind. Keiner kehrte aus dieser Hölle zurück", schließt der Große Generalstab, „der nicht um Jahre gealtert wäre."

Das war die Winterschlacht in Frankreich. Die erste große Abwehrschlacht. So manche werden ihr in den nächsten 3 Jahren folgen. Sie gleichen einander. Sie sind der blutige Wellenschlag des Stellungskriegs, der, wildbewegt, doch immer auf der gleichen, hin und her schaukelnden Linie brandet. Die beiden Fronten mahlen aneinander wie Mühlsteine, mahlen da und dort Stücke zu Staub, drücken vor, geben nach. Kämpfen zähneknirschend, mit furchtbaren Opfern, um die Brennpunkte des Völkerbrandes im Westen, die bald jedes Kind daheim mit bangen Augen liest und kennt: um die Ruinen von Ypern, um die Zuckerfabrik Souchez bei Arras, um die Lorettohöhe und um den Damenweg in der Champagne, um die Köpfe „Totes Mädchen" in den Argonnen, um den Hartmannsweiler Kopf im Elsaß. Aber unbeugsam steht die deutsche Macht im Westen von der Burgundischen Pforte und

dahinter den uneinnehmbaren, siebenstöckigen Betonkellern Belforts bis da, wo die Nordsee die letzten Kampfstätten umspült.

„Der Stacheldraht lief an dem Ufer entlang in das Salzwasser des Meeres hinein", schildert der englische Minister Churchill seine Eindrücke eines Besuchs in den französischen Schützengräben von Flandern. „In dem Stacheldraht hingen Tote, mit Seetang bedeckt, die täglich von der aufsteigenden Flut benetzt wurden, bis sie schließlich vermoderten. Andere wieder lagen in Gruppen zu zehn oder zwölf zusammen am Fuß der Sandhügel, beim Angriff hingemäht, während Haltung und Gebärde des Vorwärtsstürmenden noch deutlich zu erkennen waren. Diese Toten lagen dort schon Monate, allmählich bedeckte sie der Sand und verwischte ihre Konturen. Es war, als wenn die Natur sie in ihre Arme zurücknahm."

Churchill fährt nachts über den Kanal heim. Das ist nicht mehr das „merry Old England" — das kreuzvergnügte alte England! Das ist ein geschäftig durcheinanderkribbelnder Ameisenhaufen. Der Brite ist nicht mehr nur, wie bei Ausbruch des Kriegs, ein frischer Sportcharakter, der allenfalls noch eigenhändig boxt, aber es unter seiner Würde findet, ein Repetiergewehr in die Hand zu nehmen, sondern derlei Arbeit seinen bewaffneten und bezahlten Leibwächtern überläßt.

August 1914

Das war das Heer von alterprobten Berufssoldaten, das im Vorjahr in Flandern landete und nun zum guten Teil schon unter dem grünen Rasen liegt. Das war Englands erste Armee. Jetzt folgt die zweite: das Aufgebot der Kriegsfreiwilligen. Das dritte Heer, mit dem Feldgeschrei: „Der Gentleman steht stramm!" — das Heer der allgemeinen Wehrpflicht — wird bald folgen.

Anfang 1915

26. Januar 1916

Vorläufig rührt Englands erster Krieger, rührt Horatio Herbert Kitchener, mit dem Schlachtennamen Lord von Khartum, die Werbetrommel für die Kriegsfreiwilligen Großbritanniens. Das ist, wie wenn Wallenstein im Dreißigjährigen Krieg seine Völker ruft. Verbrecherisch im großen Stil Lord Northcliffes Presse-Weltpropaganda. Hinreißend die riesigen, über die Erde verstreuten Werbeplakate. Seelensicherer Blickfang für das Auge des „Mannes auf der Straße".

Eine endlose Flut neu eingekleideter Rekruten. Eine einzige mannsbreite Lücke, auf die ein Blitz zuckt mit der Überschrift: „Dein Platz!" Ein ausgereckter Zeigefinger, genau auf den Beschauer weisend. Dahinter Kitcheners schnurrbärtiger Bulldoggkopf und 3 Worte: „Dich braucht Kitchener!"

Eine begeisterte Lady in Südafrika rüstet aus eigener Tasche 100 Freiwillige zum Kreuzzug wider die Hunnen aus. Britische Frauen und Mädchen gründen Reserve-Ambulanzkorps in Uniform mit malerischem Schlapphut. Schon fangen sie an, jungen Männern, die, den Schläger unter dem Arm, auf den Tennisplatz, statt zu Kitchener trotten, auf offener Straße Nachthaube und Schürze zu überreichen.

Aber sie kommen zu Kitchener, die Freiwilligen Großbritanniens! Es entsteht im Mutterland eine neue, von einem andern Geist beseelte Streitmacht — die Kitchener-Armee, in einem gewissen Gegensatz zu der alten, in Frankreich stehenden „French-Armee", was nicht französische Armee, sondern die Truppen des dort befehligenden Marschalls Sir John French bedeutet.

1852—1925

Schon gleich nach Kriegsausbruch war bei Kitchener ein General Lord Dundonald erschienen. Er wußte ein Hausmittel, den Weltkrieg zu gewinnen, aus der Hinterlassenschaft seines Großvaters, des Admirals Cochrane! Es handelt sich darum, den Feind aus seiner Stellung durch giftige Gase zu vertreiben!

Anfang Sept. 1914

„Lord Kitchener", schreibt Lord Dundonald in einer geheimen Denkschrift, „erwiderte mir sofort, er glaube nicht, daß der Plan für den Landkrieg von Nutzen sein könne, und da der Erfinder ein Admiral sei, so halte er es für besser, denselben der Admiralität zu unterbreiten!"

Dort begriff Winston Churchills beweglicher Geist sofort die Tragweite des von dem längst verstorbenen Admiral schon vor einem Jahrhundert erwogenen Kampfmittels. Dessen Enkel überbrachte ihm „die historischen, bisher geheimgehaltenen Papiere", mit einer Überschrift des Erfinders: „Alle Befestigungen können unwiderstehlich bezwungen werden durch Schwefelgase, die massenhaft auf der Windseite der Befestigungen entwickelt werden."

1811

Mitte Okt. 1914

Churchill war begeistert. Er vermied nur den Ausdruck giftige „Schwefelgase"! Er befahl sofort, mit dem Bau von „Rauchentwicklungkarren" zu beginnen, die von Panzerkraftwagen vor die Front geschleppt werden sollten!

5. April 1915

„Ich habe großartige Versuche zur Erzeugung künstlichen Rauchs gesehen, die nach meinen Anweisungen vorgenommen sind", schreibt er an den britischen Generalissimus in Frankreich, Sir John French. Und schon Monate vorher in einem Bericht an die englische Regierung: „Drittens halte ich es für erforderlich, das Kampfmittel künstlich erzeugten Rauches [d. h. Schwefelgases] systematisch und großzügig zu entwickeln!"

10. April 1915

5. Jan. 1915

Es ist hiermit durch das eigene Zeugnis der vornehmsten leitenden Männer Englands dargetan, daß sich ihr Land schon seit Jahren, lange vor andern Völkern, mit dem Gedanken der Giftgaserzeugung im Krieg beschäftigte!

Erst nach allen diesen Vorbereitungen des Gaskriegs durch England wurde von deutscher Seite in den Kämpfen um Ypern zum erstenmal aus Stahlflaschen Gas abgeblasen. Es war ein unsicherer und gefährlicher Versuch. Denn ein Umschlagen der Luftströmung trieb den unsichtbaren Nebel in die eigenen Linien zurück, und jetzt, in der wärmeren Jahreszeit, wehten an der Westfront von den Meeren her hauptsächlich Südwestwinde, also den Deutschen gerade ins Gesicht.

22. April 1915

Den Franzosen war es vorbehalten, die Giftgase, die sie schon bei Kriegsbeginn in ihren Granatenfüllungen hatten, als Großkampfmittel in den Weltkrieg einzuführen. Sie füllten sie in eigene Gasgranaten, die ohne Rücksicht auf die Windrichtung abgeschossen werden konnten und, in den deutschen Linien zerplatzend, ihre tödlichen Schwaden ausspien, nachdem schon seit Beginn des Kriegs die mit Phosphor geladenen französischen Brandbomben und die englischen mit Pikrinsäure gefüllten Granaten unzweifelhaft erstickend und vergiftend gewirkt hatten.

Frühjahr 1916

Nun erst wurden das furchtbare „Grünkreuz", das die Lungen zerstörte, die sofort tödliche Blausäure, das augenschädliche Brom, das auf die oberen Luftwege wirkende „Blaukreuz", das die Haut entzündende Senfgas Hauptkampfmittel der unglückseligen weißen Menschheit.

Es gab im Weltkrieg etwa 800 000 Gasverletzte, darunter 79 000 Deutsche. Die Zahl der Todesfälle war verhältnismäßig günstig, ungefähr 2 von 100. Aber die Nachwirkungen der Vergiftung verfolgten die Betroffenen manchmal noch jahrelang. Viele konnten und können sich zeitlebens nicht davon völlig erholen.

Alle Großmächte haben im Weltkrieg Giftgas hergestellt und verwendet. Alle Völker der Erde dürfen es heute noch in beliebiger Menge erzeugen. Nur Deutschland nicht! Seine Frauen und Kinder sind, laut Artikel 171 des Versailler „Friedens", wehrlos dem Tod durch Gasbomben über die Städte streuender feindlicher Luftgeschwader preisgegeben. Der Bau von Kampfflugzeugen, um sich dagegen zu wehren, ist Deutschland in Artikel 198 verboten!

Eine andere neue Waffe — neu und doch alt! Jetzt begreift man wieder, warum Friedrichs des Großen martialische Schnauzbärte mit den hohen Blechmützen, die Grenadiere, die „Granatierer" hießen. Die mit der Rechten geschleuderte, erst roh behelfsmäßige, dann als Kugel oder Diskus geformte H a n d g r a n a t e wird zur Hauptwaffe des Nahkampfes im Graben- und Trichterkrieg. Sogar in ganzen Bündeln auf einmal mit verheerender Wirkung geworfen. Als endgültige Kriegsform erscheint bald die Stielhandgranate mit abreißbarem Zeitzünder an einer Tragschlaufe, die auf Entladung drüben beim Feind eingestellt ist.

„Es war meine Spezialität, die feindlichen Handgranaten aufzufangen", erzählt aus seinen Kriegserlebnissen in der graugrünen Uniform und mit dem Hahnenfederhut eines Bersagliere der damalige italienische Kriegsfreiwillige B e n i t o M u s s o l i n i , „und noch bevor sie krepierten, wieder zurückzuschleudern. Ein gefährliches Spiel! Aber es gelang mir immer, sie aufzufangen und wieder hinüberzuwerfen. Später brachte ich dann den Soldaten das richtige Anzünden der Bomben bei. Man mußte den Zünder mit der Zigarette anzünden, denn die Zündhölzer brannten nicht lange genug, und dann mußte man sie noch eine Zeitlang angezündet in der Hand halten, denn wenn man sie zu früh warf, konnten sie von den Feinden zurückgeworfen werden. Die armen Soldaten — sie zitterten und klapperten mit den Zähnen, wenn ich laut die Sekunden von eins bis sechzig abzählte. Aber ich schaute ihnen fest in die Augen: Rührt euch nicht — hört ihr! Wenn ich ‚Los!' kommandiere, dann werft alle zusammen!'"

Mechanisch geschleudert weiter noch die W u r f m i n e n. Der Lufttorpedo. Im Osten anfangs manchmal mehr als primitiv: eine mit Sprengstoff gefüllte blecherne Konservenbüchse von einem durch einen Strick krummgebogenen und durch dessen Zerschneiden gestreckten Holzbrett in die Luft geschnellt. Dann die Minenwerfer, die Mörser, zuerst in der vordersten Stellungen und vom Umfang kleiner Hunde, bald auch kurze, plumpe Ungeheuer, die aus riesigen Schlünden steil den Himmel anbellten.

Eine kuriose Erfindung gleich zu Anfang des Kriegs die französischen F l i e g e r p f e i l e. Das waren etwa zwei Finger lange, nadelspitze Metallstifte, in der hinteren Hälfte ausgekehlt, vorn massiv, so daß der Pfeil, aus einem Flugzeug geworfen, durch sein eigenes Schwergewicht die senkrechte Richtung auf die Erde innehielt. Viel Schaden richtete er da unten nicht an, nicht einmal unter dem Heerestroß, zu dessen Verwirrung bei Mensch und Tier er hauptsächlich bestimmt war. Merkwürdigerweise spießten sich die Dinger, wenn sie trafen, meist in den Fuß. Manchmal lagen sie streckenweise wie Hagelschloßen auf den Straßen Belgiens. Dann verkrümelten sie sich bald ganz und sind heute als Erinnerungsstücke selten.

Beim Offizier verschwindet der unhandliche Schleppsäbel im Schützengraben. Er trägt statt dessen, auch hinter der Front, eine kurze Art Dolch. Sein Freund im Kampf ist die 9schüssige B r o w n i n g p i s t o l e. Oft macht ihn in Nacht und Dreck des Grabenkriegs das Einglas im Auge den andern Feldgrauen als Vorgesetzten kenntlich.

Der „Onager", die Steilwurfmaschine der Römer, kehrte im Weltkrieg in den Minenwerfern wieder, die Schlachtelefanten Hannibals in den Elefanten Hagenbecks, die in den Argonnen mächtige Baumstämme für die Feldbefestigungen an die Front schleppten. Auf Reitkamelen kämpften Deutsche am Suezkanal und in Südwestafrika. Maultiere wurden für die neue deutsche Gebirgsartillerie als Tragtiere eingestellt, Sanitätshunde durchsuchten als Samariter das Schlachtfeld nach Verwundeten, Brieftauben flogen, Lastbüffel karrten im Orient die Munition, auf Reiteseln trabten die Montenegriner in den Kampf. Die unvernünftige Kreatur half mit, Krieg zu führen. Aber im Westen stand der Krieg. Die Fronten waren verharscht und verknöchert. Unmöglich für Feldgrau hier, Khaki und Blaugrau dort, trotz ununter-

brochenen Kanonengebrülls, Maschinengewehrgehämmers, Handgranatengekrachs von der Schweiz bis zum Kanal — unmöglich, in dem ständigen blutigen Ringen um Armeestellungen und Grabenstücke eine Entscheidung zu erzwingen.

Schon war das Hauptquartier des Obersten Kriegsherrn nach Oberschlesien, in das waldumgebene Schloß des Fürsten Hans Heinrich v. Pleß, übergesiedelt. Der Schwerpunkt des Kriegs verlagerte sich für das Jahr 1915 nach dem Osten.

geb. 1861
Anfang 1915

Dort wollten die Mittelmächte den Russen an den Hörnern packen. Dort mußten die Westmächte den Russen Hilfe bringen.

23

Gallipoli

Immer noch mangelte es in Deutschland in diesem Kriegswinter 1914/1915 an Munition.

„Nur wer an verantwortungsvoller Stelle die Zeiten durchlebt hat", schreibt der Generalstabschef v. Falkenhayn, „während deren im Weltheer fast jeder einzelne Schuß gezählt werden mußte, der Ausfall eines einzigen Munitionszuges, der Bruch einer Schiene oder sonst ein blöder Zufall ganze Frontteile wehrlos zu machen drohte, kann die Schwierigkeiten beurteilen, die damals überwunden werden mußten — nur wer die beweglichen Klagen unserer prächtigen Truppen, die unaufhörlichen Bitten der Verbündeten hat anhören müssen."

Und doch — was ist das gegen die Munitionsnöte der Russen!

Die Russen haben ihren Mobilmachungsbestand von über 5 Millionen Granaten restlos verknallt. Sie brauchen jetzt täglich 45 000 Schuß. Sie erzeugen bei sich im Lande täglich 13 000. Aus dem Ausland bekommen sie, da die Ostsee und das Schwarze Meer gesperrt sind, höchstens zeitraubende Transporte aus Amerika durch den Stillen Ozean und Sibirien.

„Draußen", notiert sich der französische Botschafter in Petersburg, Maurice Paléologue, nachdem er im russischen Kriegsministerium diese geheimen Zahlen erhalten, „an dem Himmel, der so mattgrau und trübe ist wie Zinn, fegt ein eisiger Wind wütend über die Newaufer und hetzt Schneewirbel vor sich her. Die winterliche Trostlosigkeit des großen Flusses war mir noch nie so furchtbar vorgekommen. Die Landschaft scheint alles Verhängnisvolle und Unverbesserliche, das der Geschichte des russischen Volkes innewohnt, auszudrücken."

Dabei trennen nur 67 Kilometer Rußland von den heißersehnten Granaten! Länger sind die Dardanellen nicht, die wenige Kilometer schmale Wasserstraße vom Mittelmeer, das England und Frankreich beherrschen, bis zu dem Schwarzen Meer und Rußlands Häfen.

Die Türken und ihre deutschen Berater haben die tiefblauen Wogen der Dardanellen todbringend mit Minenreihen unter Wasser geladen. Sie haben die europäischen und die asiatischen Uferhöhen mit Feuerschlünden gespickt. Den Strand mit Torpedobatterien unheimlich gesäumt. Der Riegel der Dardanellen muß mit Gewalt von der englisch-französischen Flotte gesprengt werden, die da draußen, Turm an Turm, Schlot an Schlot, unabsehbar zwischen einem Gewimmel von Lastdampfern, Schleppern, Löschkähnen, Levantinersegeln vor den griechischen Inseln ankert.

Der Angriff beginnt! 14 britische und 4 französische Riesenpanzer dampfen feuerspeiend gegen die türkischen Außenforts.

18. März 1915

„Die mächtigen Schiffe", schreibt der englische Marineminister Churchill, „feuerten inmitten von Wassersäulen aus allen ihren Geschützen. Die Forts, von hell aufleuchtenden Blitzen umzuckt, waren in Wolken von Staub und Rauch gehüllt. Der Donner der Geschütze hallte von den Bergen wider. Die Zerstörer stürmen pfeilschnell hin und her.

All das vereinigt sich unter dem klaren Himmel des Südens, auf dem tiefblauen, ruhigen Wasser zu einem Bild von unfaßbarer Größe."

Ein plötzlicher Donnerschlag in diesem „feuerspeienden Karussell", wie ein Mitkämpfer die Kreisfahrt der feindlichen Breitseiten nennt. Dann eine tiefe Stille, der weithin ein gedämpftes Hurra aus den Linien der Verteidiger folgt. Der französische Stahlriese „Bouvet" legt sich auf die Seite und taucht in 90 Sekunden, in Rauch und Qualm gehüllt, mit 600 Mann für immer auf den Grund der Dardanellen. Nur ein hellgrüner Ölfleck auf dem blauen Wasserspiegel zeigt die Stelle, wo eben noch das mächtige Schiff schwamm.

„Irresistible" heißt auf englisch „der Unwiderstehliche". Der Panzerkreuzer strandet, mit einem Minenloch im Leibe, an der asiatischen Küste. „Inflexible" heißt „der Unbeugsame". Er sackt todwund auf hoher See in flaches Wasser. Der mächtige Franzose „Gaulois" setzt sich erschöpft an der Dardanelleneinfahrt selbst auf Grund. Der starke britische „Ocean" ertrinkt in sich selber, im Ozean. Signale vom Admiralschiff: „Mit Volldampf aus der Mausefalle heraus!"

Die Sonne ist im Untergehen. Die Deutschen und Türken in ihren Unterständen reiben sich den Sand aus den Augen und klopfen den Staub aus den Kleidern. Sie lugen. Sie weisen. Sie jubeln: da dampft die unüberwindliche Armada, wütend auf ihrem Rückzug noch aus ihren Heckgeschützen feuernd, auf Nimmerwiedersehen in das Mittelmeer hinaus, woher sie gekommen! Der Riegel der Dardanellen hält!

Churchill, die Wasserratte, hat zur See versagt. Kitchener, der Landsknecht, gibt jetzt den Befehl zum Landangriff auf die Dardanellen.

Der Landungsplan ist schon lange vorbereitet. Ein bewaffnetes Völkergetümmel hat sich in Unterägypten gesammelt.

Französische Fremdenlegionäre aller Nationen — darunter viele verlorene deutsche Söhne, die man doch nicht an der Westfront gegen ihr einstiges Vaterland vorzutreiben wagt — und neuseeländische Freiwillige, britische Königsfüsiliere neben breitschultrigen, dünnbeinigen Senegalnegern, indische Moslim und das 175. französische Linienregiment, Hochschotten in kurzen Röcken und wilde Dahomeynigger, Elsässer in den himmelblauen Pluderhosen der Zuaven, Kreolen aus Martinique, die irischen Dublinfüsiliere und das australische „Anzac"-Korps und englische Marineschützen und hohe, lichtbraune Sudanesen.

25. April 1915

Das alles segelt bei Sonnenaufgang eines Frühlingstags in einer Riesenflotte von 200 Schiffen, von allen Panzerkolossen und Torpedobooten und Minenfischern des Mittelmeers geschirmt, wider die Dardanellen heran: 77 000 Streiter, darunter 17 000 Franzosen, aller Hautfarben, Rassen, Glaubensbekenntnisse der Welt.

20 000 Türken stehen an Land zu ihrem Empfang bereit. „Es war eine furchtbare Kraftprobe auf Tod und Leben", schreibt Churchill, „die hier auf des Messers Schneide stand." Der Ausgang der Kämpfe auf Gallipoli konnte, wenn dadurch Rußland Trost, Granaten und Westtruppen erhielt, den Weltkrieg entscheiden. Verantwortungsvoll die Aufgabe des zum Oberbefehlshaber der Dardanellenarmee ernannten, aus der Darmstädter Garnison hervorgegangenen deutsch-türkischen Marschalls L i m a n v. S a n d e r s.

26. März 1915

1855—1929

G a l l i p o l i ist die auf dem europäischen Ufer den Dardanellen vorgelagerte, 80 Kilometer lange Halbinsel, in deren Südzipfel die Verbündeten zu landen beschlossen haben, um von da in wenigen Tagen schon auf trockenem Boden Konstantinopel zu erreichen.

„In der Hauptsache ausgefüllt durch ein ödes, kahles, karstähnliches Bergland", wird die Landzunge geschildert. „Unfruchtbar, zerrissen, zerklüftet, mit schroffen Schluchten, steilen Felsen, steinigem Geröll, das bis auf 300 Meter ansteigt und mit steilen Hängen nach den Küsten abfällt. Die Entwässerung erfolgt durch eine Unzahl kleiner Bäche, die sich tief in den Kalkstein eingegraben und lehmigen Boden in die Täler gebracht haben. Dadurch sind kleine Ebenen und da, wo die Bäche das Meer erreichen, flache Uferstrecken gebildet worden. Das waren die gegebenen Einfallpforten für die landenden Engländer."

Trostlos die Pflanzenwelt. Dürres Gras, niedriges Eichen- und Dornengestrüpp, verkrüppelte Fichten, einzelne zerzauste Bäume auf den kahlen Höhen, in den Tälern einzelne Zypressen und Gruppen von Olivenbäumen.

Das betriebsame Städtchen Gallipoli, das der Halbinsel den Namen gab, liegt in deren Norden an den Dardanellen. Vorsintflutlich die Straßen des Landes, nur für Kamelkolonnen und Büffelwagen brauchbar. Die bequemeren Wege zur See durch in die Meerenge eingedrungene englische Unterseeboote ständig gefährdet.

„Die Halbinsel Gallipoli wird mit stürmischer Eile befestigt", hatte der britische Admiral dem aus London eingetroffenen Höchstkommandierenden zu Lande gemeldet. „Tausende von Türken arbeiten die ganze Nacht wie die Biber an Schützengräben, Redouten und Stacheldraht. Die Deutschen haben offenbar die Türken fest in ihre Hand genommen, und alle jene Arbeiten werden von den Türken ganz famos gemacht."

Die Landung: Die grauen, dicktürmigen Bügeleisen mit dem Union Jack und der Trikolore qualmen schwarz unter Volldampf bei Sonnenaufgang in einem großartigen Aufmarsch zu Wasser rings um den Süden der Halbinsel.

25. April 1915

„Und nun", schreibt als Mitkämpfer der deutsche General Hans Kannengießer Pascha, „beginnt um die vierte Morgenstunde herum eine ungeheure Kanonade auf die Küsten. Heraus aus den Rohren, was sie nur leisten können! Auf türkischer Seite scheint alles Leben erstorben. Kein Schuß fällt. Nichts zu sehen. Das Land ist derartig aufgewühlt,

daß kein Stein auf dem andern geblieben sein kann, alles ist in undurchdringlichen Rauch und Staub gehüllt, das Ganze ein brodelnder und kochender Hexenkessel, der unmöglich noch lebende Wesen enthalten kann. Feuernd gehen die Panzerschiffe näher heran. Nun werden Kutter, Motorboote, Pinassen, Leichter mit den Truppen beladen und in Schleppzüge formiert. Sie nähern sich unter dem Schutz der feuernden Panzerschiffe der Küste — immer noch Totenstille auf dem Lande.

Die Schleppzüge schwenken ein. Offiziere und Mannschaften müssen ins Wasser springen, um watend das Ufer zu erreichen. Die vordersten Teile streben bereits dem Lande zu. In diesem Augenblick setzt, für die Landenden ganz überraschend, ein rasendes Feuer aus Gewehren, Geschützen, Maschinengewehren ein. Die als Tretminen frisierten Torpedoköpfe explodieren. Man stürzt über Stolperdrähte unter Wasser."

Der englische Befehlshaber Sir John Hamilton berichtet selber: „Ein grauenhafter Hagel, ein Wirbelwind von Stahl und Feuer fegt über den Strand."

In 10 Buchten der Halbinsel zugleich stapft das vielfarbige Völkergemisch aus allen 5 Erdteilen durch das seichte Uferwasser heran, während „unter stärkstem Feuer in rasender Fahrt" zugleich 2 Dreadnoughts der Mittelmeerflotte 6mal vergeblich gegen die Dardanellenpforte anlaufen.

Irische Füsiliere, die von einem Transportschiff aus auf einer Art Pontonbrücke ans Land streben, fallen und ertrinken zu Hunderten. Matrosen aus Plymouth ringen im Handgemenge mit anatolischen Landstürmern. Von „des Königs Vorderers" Schotten ist nach vielstündigem Bajonettkampf am Abend nur noch die Hälfte am Leben. Die Australier und Neuseeländer ringen mit Nägeln und Zähnen mit den Türken um eine beherrschende Höhenkuppe. Die französische Fremdenlegion verblutet sich im Nahkampf mit geschwungenem Gewehrkolben. Eine ganze Nacht hindurch heulen in einem brennenden Städtchen die Senegalneger im mörderischen Straßenkampf und werden, gefangen, bei Tagesanbruch durch das Feuer ihrer eigenen Schiffsgeschütze „kurz und klein" geschlagen.

Jeder, der Weiße wie der Wilde, weiß, daß es hier vielleicht um die Entscheidung des Weltkriegs geht! Nicht umsonst hat der britische Generalissimus vor der Schlacht einen Armeebefehl erlassen: „Soldaten Frankreichs und des Königs! Vor uns liegt ein Abenteuer ohne Vorgang in der neuzeitlichen Kriegführung!"

Nicht umsonst schreibt Kannengießer Pascha von der ebenso kühnen wie umsichtigen Schlachtführung des Marschalls v. Liman: „Das Gelingen des ganzen Feldzugs, ja das Bestehen des ganzen Reichs hing davon ab."

Unter dem heulenden Hagel der mannslangen Granaten aus den Feuerschlangen der Schiffstürme klebten schließlich doch die gelichteten weißen und farbigen Briten und Franzosen an den Küstenhängen.

„Hinter ihnen entwickelt sich das Bild eines betriebsamen großen Hafens. Ein unablässiges Kommen und Gehen der Boote, Leichter, Pinassen und Kutter aus einem Wald von Masten her. Menschen, Munition, Proviant, Schanzmaterial, tragbare Drahthindernisse, Stahlblenden, Geschütze häufen sich am schmalen Strand. Über alles hin fort geht das dauernde Pfeifen und Surren der Schiffsgranaten, die in die türkischen Linien einschlagen."

Aber — und das entscheidet schließlich die viele Monate langen Kämpfe auf Gallipoli — diese Stahlzylinder aus den baumlangen Flachbahngeschützen der Panzertürme sind darauf berechnet, waagerecht dicht über den Wellen die niedrige feindliche Schiffswand zu treffen. Sie können nicht in steilem Bogen, so wie die schweren Haubitzen und Mörser des Landheers, über eine Höhe hinweg den dahinter unsichtbaren Gegner erreichen. Daher besitzen die Landungstruppen immer weniger Rückhalt an der Flotte, je weiter sie sich in das unwirtliche, kuppen- und schluchtenreiche Innere der Halbinsel vorarbeiten.

„So finden die schweren Tage der eigentlichen Landungskämpfe", schreibt Kannengießer Pascha, „die auf beiden Seiten in fieberhafter Erregung Höchstleistungen menschlicher Hingabe brachten, ihren Abschluß. In unerhörter Heftigkeit aber tobt die Schlacht weiter. Denn die Engländer wollen [das Innenland] haben, die Türken den Seestrand."

Bis 14 Tage nach der Landung der britische Generalissimus nach London meldet, daß er ohne Verstärkungen nicht weiter vorwärtskommen könne! (9. Mai 1915)

Zu ungeheuerlich seine Menscheneinbuße in dieser wütenden, wochenlangen Völkerschlacht von Gallipoli. (25. April bis 8. Mai 1915) Die Westmächte selbst bekannten sich zu einem Verlust von 15 000 Briten und 4000 Franzosen — also ein Drittel ihres gesamten Heeres. Auf deutsch-türkischer Seite berechnete man das Dreifache an Franzosen — also die volle Hälfte des Landungskorps — an Toten und Verwundeten! Noch nie im Weltkrieg hatte der Tod so gierig über die ganze Erde zugleich hingegriffen — von den Tudorschlössern britischer Lords bis zu den Palmenhütten der ehemaligen Menschenfresser von Dahomey, von den lärmenden Pariser Boulevards bis in das große Schweigen der australischen Buschsteppen.

Ein neuer Schlag: In dunkler Nacht ereilt vor den Dardanellen den britischen Panzerriesen „Goliath" der Torpedotod aus der Tiefe dank dem Kapitänleutnant Firle. (12. Mai 1915) Und nun erst naht das Unheil: In 30tägiger Fahrt hat Kapitänleutnant Hersing mit seinem „U 21", mit dem er schon im Vorjahr an der schottischen Ostküste einen britischen Kreuzer versenkt hatte, (8. Sept. 1914) Europa umschifft und die Wasser von Gallipoli erreicht. Sein erster Schuß galt dem rasch kenternden Panzer „Triumph". (25. Mai 1915) Nach ihm wird das Schlachtschiff „Majestic" torpediert. Als drittes Opfer zu allgemeinem

Schrecken der Dreadnought „Agamemnon“. Die britischen schwimmenden Kolosse können sich vor dem kleinen Ungeheuer der Tiefe nicht schützen. Sie dampfen hinaus auf offene See.

In England gab es einen Kriegsgassenhauer „We have the men, we have the ships, we have the money too!“ „Wir haben die Männer, wir haben die Schiffe, die Gelder haben wir auch!“ Nun ballte sich ein Gewittergewölk der Entrüstung über so viele verlorene Männer und Schiffe und das Heidengeld dazu.

„In der Sitzung des Kriegsrats“, schreibt der in allen Sätteln gerechte, hochgeborene Dilettant Winston Churchill, der es vom einstigen Husarenleutnant während der Kolonialkriege der Jahrhundertwende bis zum Marineminister in den ersten 10 Monaten des Weltkriegs gebracht hatte, „war die Stimmung äußerst schwül. Wir standen der Tatsache gegenüber, daß der Vormarsch der Armee auf Gallipoli endgültig zum Stehen gebracht war, daß das Heer sich in einer gefahrvollen Lage befand, schwierig zu verstärken, noch schwieriger zurückzunehmen war. Die Flotte verhielt sich völlig passiv. Deutsche Unterseeboote liefen in das Ägäische Meer ein, wo unser ungeheurer Schiffspark zur Unterstützung der Dardanellenunternehmung völlig ungeschützt lag. Die Munitionskrisis war auf ihrem Gipfelpunkt angelangt. Rußlands Schwäche und Mißerfolge wurden mit jedem Monat deutlicher offenbar. Starke Beunruhigung und sehr schlechte Laune kennzeichneten die Besprechung.“

Ein Sündenbock mußte geopfert werden. Winston Churchill muß seine grauen Panzer und blauen Jungen anderen Händen übergeben. Lord Kitchener, dem sogar schon der Boden unter den Füßen schwankte, steht gleich wieder, als Trost Old Englands, fest mit seinen 6 Fuß Länge in seinen Schuhen und bekommt das linke blaue Strumpfband des Hosenbandordens.

Ende Mai 1915

Es wird ein Kabinett der nationalen Sammlung gebildet, das heißt, zu dem verbleibenden Premierminister Asquith und Sir Edward Grey und ihren Tories tritt der Sohn des Volkes, tritt der kleine, unheimlich gescheite und rührige Mr. Lloyd George. Er kommt von ganz links. Er hat noch wenige Jahre vorher auf Wahlanschlägen die Peers des britischen Oberhauses als die Erben einer Handvoll Räuber bezeichnet, die vor 800 Jahren in England gelandet seien. Jetzt schließt er Frieden, indem er für den Krieg arbeitet. Denn David Lloyd George wird Munitionsminister, und die Masse der Munition wird immer mehr das Maß des Weltkriegs.

1911

Für Rußland aber liegen, nach den Kämpfen auf Gallipoli, die ersehnten Munitionsdampfer des Westens immer noch außerhalb der Dardanellen. Menschen hat es nach wie vor genug. Auf das Blut kommt es ihm nicht an. Aber auf das Blei . . .

24

Der Donnerkeil von Gorlice

Mitte Januar bis Mitte April 1915

„Auch in den Karpathen“, schreibt Hindenburg, „wird in dieser Zeit mit äußerster Erbitterung gefochten. Dort versucht der Russe auch über den Winter hinaus den Grenzwall Ungarns um jeden Preis zu bezwingen. Er fühlt wohl mit Recht, daß ein Einbruch der russischen Flut in die madjarischen Länder den Krieg entscheiden könnte. Der russische Großfürst wußte wohl, für welch hohes Ziel er von den Zarenheeren die furchtbaren Opfer auf den schwierigen Kampffeldern des Waldgebirges forderte.“

Unerbittlich jagt Nikolai Nikolajewitsch, Tag um Tag, die hilflosen Herden der bewaffneten Muschiks in den Tod. Die hinteren Reihen sind aus Mangel an Gewehren nicht einmal bewaffnet. Sie tragen statt ihrer Stöcke. Sie müssen warten, bis die Vorderen fallen. Dann bekommt der Hintermann den schon heißgeschossenen Lauf in die Hände.

Und sie fallen, die unglücklichen Feldbraunen, „wie die Gräser im Maien“. Es ist jetzt schon vielfach mangelhaft in russischem Schnee und Kälte daheim ausgebildeter Nachwuchs — er ist nur eilig auf Masse gedrillt. Und in diesen ungeübten, schwerbeweglichen, dumpf schicksalergebenen Menschenklumpen mäht das Maschinengewehr.

Wehe, wenn sie zurückgehen wollten! Kosaken mit geschwungenen Säbeln hinter ihnen! Von hinten kartätscht die eigene Artillerie mit Schrapnells in ihre Reihen. Vorwärts, Russe, stirb — vor und hinter dir Tod! Das Leben für den Zaren! 100 000 Leben für den matten, fernen Zaren und seinen fürchterlichen Oheim, dessen bluttriefender Zeigefinger immer wieder über all die vereisten und verschneiten Leichenberge hinweg nach den Pässen, nach der Pußta, weist.

Niemand hat sie je gezählt — die Söhne des heiligen Rußland, die in dem monatelangen Gemetzel um die Karpathen verbluteten, erfroren, verhungerten.

„Von der Sonne und der weißen Fläche geblendet“, heißt es in einem Bericht, „ohne einen einzigen Schuß abzufeuern, endeten in den Karpathen unter dem Feuer feindlicher Artillerie binnen 6 Minuten 11 000 Mann.“

„Während der Fahrt über die herrlichen, tiefen Schluchten, in denen die roten Buchen neben grünen Tannen stehen“, beschreibt Prinz Ludwig Windisch-Graetz von der Evidenzabteilung des k. u. k. Generalstabs jetzt eine Frontfahrt Anfang Mai, „wehte der Frühlingswind einen schweren, penetranten Geruch in meine Nüstern. Kaum von Erde bedeckt, lagen dort Hunderttausende von Leichen.“

Die Opfer Nikolai Nikolajewitschs waren vergeblich gefallen. Immer noch klang es von den Karpathenkämmen siegreich: Gott erhalte Franz, den Kaiser!

Siegreich mit deutscher Hilfe!

„Korsettstangen“ nannte die frische Soldatensprache die deutschen Heere, die an 5 Stellen in die Front der Truppen Habsburgs eingeschoben, deren lockerem, vielsprachigem und verschieden zuverlässigem Gefüge Halt gaben. So hatte, nach den Worten des Generalstabschefs v. Falkenhayn, das deutsche „Beskidenkorps“, „die wankenden Linien der k. u. k. Armee abgesteift“. Weiterhin in den Karpathen kämpfte die deutsche „Südarmee“; in der Bukowina lagen deutsche Reitermassen im Schützengraben. Andere deutsche Truppenkörper waren geschlossen in den Nordflügel und in die österreichisch-ungarischen Reihen eingebaut, die, mit Krakau im Rücken, den zwischen der Weichsel und den Karpathen bis an die Zähne verschanzten Moskowitern ihre Zähne wiesen.

Mitte April 1915

Der Russe hatte sich in den wütenden Winterkämpfen jetzt völlig verblutet und verschossen. Aber er betrachtete die Kriegslage mit der Gelassenheit der „breiten russischen Seele“. Es war keine Gefahr, daß ihn die Österreicher angriffen! Er hatte sie ja bisher immer geschlagen!

„Allerdings machten sich“, schreibt v. Falkenhayn, „den Mittelmächten günstige Erscheinungen auf russischer Seite bemerkbar. Die ungeheuren Verluste, welche die Russen erlitten hatten, konnten nur durch die Einstellung schlecht ausgebildeter Leute ersetzt werden. Doch selbst in dieser Verfassung bedrohten sie die k. u. k. Fronten angesichts der nachlassenden Moral gewisser Teile der verbündeten Truppen in einer Weise, die auf die Dauer unerträglich war. Zersetzungserscheinungen bei den Verbänden mit tschechischem und südslawischem Ersatz traten häufig zutage.“

3 tschechische Regimenter hatten bereits wegen Meuterei aufgelöst werden müssen. Die Wiener Landwehr begann „zu murren und zu revoltieren“. Dem 85jährigen Kriegsherrn, Kaiser Franz Joseph, durften diese Menetekel nicht gemeldet werden.

Aber das Unheimlichste: Überall hier in Halbasien unsichtbar der Verrat auf lautlosen slawischen Sohlen. Der Kaftanjude und die Kellnerin, der Kornhändler und die Krankenschwester, der Schloßherr und der Bauer im Schafpelz, der Zigeuner und der Büroschreiber — mit wem waren sie heimlich im Bunde? Sie und andere — noch viel höher hinauf in das Reich der Uniformen und der Distinktionssterne am Kragen? Und oft nicht schnöder dreißig Silberlinge wegen — nein: in manchem Judas glühte der Fanatismus seines slawischen Bluts wider „Schwab“ und Ungarn.

So erklärt es sich, daß der deutsche Generalstabschef v. Falkenhayn selber offen schreibt: „Um die Geheimhaltung zu wahren, wurden die entsprechenden Vorschläge [zum Angriff] selbst dem k. u. k. Armeeoberkommando erst bekanntgegeben, als schon die Munitionszüge in der Richtung nach Galizien rollten!“

Und so gestaltet sich das groteske Kriegsbild, daß die zum Donnerschlag im Osten bestimmten Kerntruppen, darunter die preußische Garde, viele Bayern, drüben im Westen, im Hinterland,

wochenlang im Sturm auf die behelfsmäßig geschanzten Nachahmungen der wirklichen russischen Feldstellungen geübt wurden.

Nun war es so weit!

20.—26. April 1915

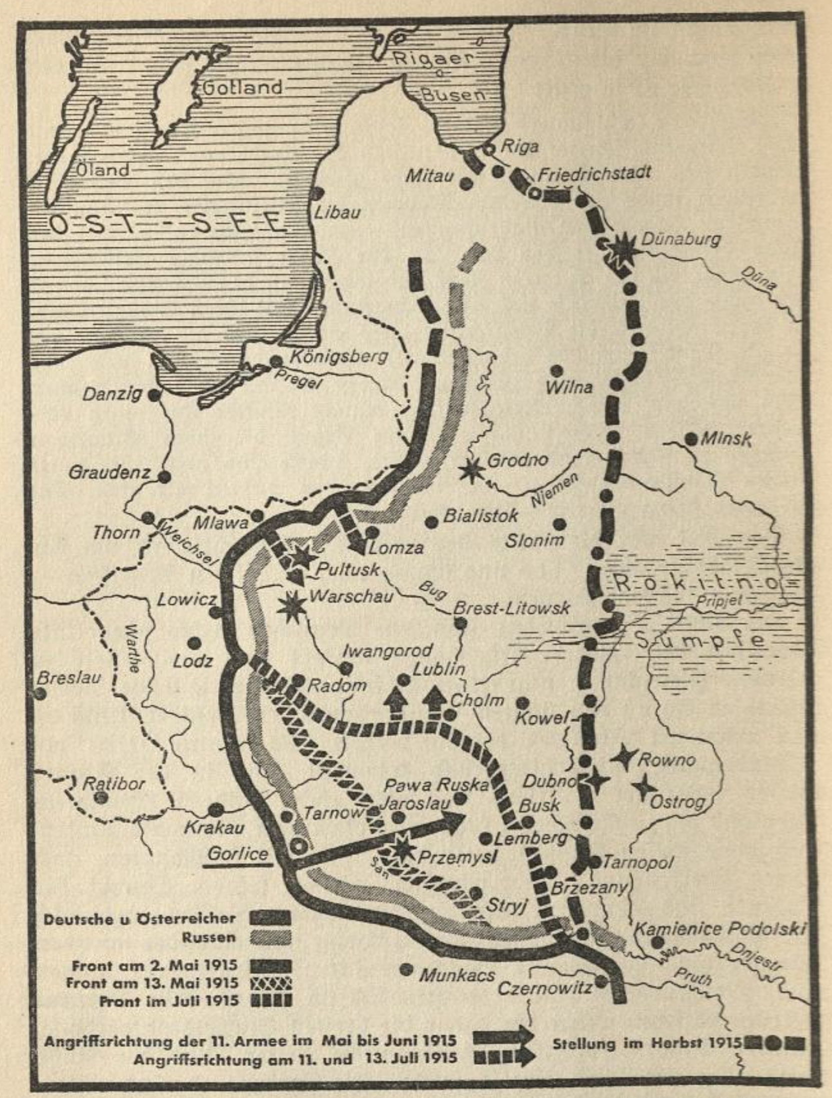
„Nun rollte in ununterbrochener Reihenfolge Zug auf Zug mit deutschen Truppen“, schreibt der Generalstab des Feldheeres, „Liebesgaben wurden von allen Seiten in die Züge geworfen. Auf den Bahnhöfen empfingen junge Burschen und Mädchen die Militärzüge mit tausendstimmigen Hurras und nichtendenwollendem Tücherschwenken. Auf dem Acker drehte sich der von der Last der Jahre gebeugte weißhaarige Bauer um, riß den Hut vom Kopf und winkte, in den Dörfern schwenkten junge dralle Mädels und alte Bäuerinnen mit ihren Schürzen, und in der Stadt eilte die Bevölkerung aller Stände auf die Balkone und an die Fenster, um den braven Vaterlandsverteidigern ein Lebewohl! oder Auf Wiedersehen! zuzurufen. Manche Gestalt im tiefen Trauerkleid sah man, manche Kriegswitwe, manche Mutter, die einen oder mehrere Söhne verloren hatte, manche Braut, die ihren Bräutigam draußen in Feindesland gefallen wußte, winkte uns nach, ihre guten heißen Wünsche begleiteten uns. Wohin? Das wußten wir nicht. Das Ziel war streng geheimgehalten worden.“

Das Ziel war die Mitte der russischen Schlachtfront, um das Erdölstädtchen G o r l i c e und die — nach galizischen Begriffen — jüdische Großstadt Tarnow.

Der Russe war gewohnt, von den Deutschen rechts oder links oder mit beiderseitiger Kneifzange umfaßt und eingekesselt zu werden. Hier ging er nun seiner Meinung nach ganz sicher. Rechts lehnte er sich an den breiten Wassergraben der Weichsel, links an den mächtigen Bergfried der Karpathen. Da konnte selbst ein „Chindenburg“ nicht hinterrücks kommen! Und in der Front? Dieser Westzipfel Galiziens war nicht eben, sondern bewaldetes Bergland bis zu 600 Meter Höhe, also etwa dem Odenwald ähnlich und diese steilen Kuppen hatte der Russe seit 5 Monaten, nach seiner Überzeugung unüberwindlich, mit all seinem Geschick für Buddeln und Zimmern, befestigt. In 7fachen Reihen zogen sich die Schützengrabenstellungen stockwerkartig übereinander an den Hängen hin. Ausgebaute Bastionen für Flankenfeuer sprangen vor. Maschinengewehrnester bargen sich im Boden. Wie Dornengestrüppwäldchen wucherten davor die breiten Stacheldrahtverhaue, gähnten Gräben, spreizten sich Spanische Reiter. Und der Russe hatte nicht etwa eine einzige solche „Bis-hierher-und-nicht-weiter-Stellung“ angelegt, sondern vorsorglich 3 derartige Verteidigungssysteme hintereinander.

Diese, in ihrer Hauptstärke wohl 50 Kilometer breite, Riesenverschanzung sollte mit stürmender Hand durchbrochen werden.

Hauptsache: Geheimhaltung im Lande des rollenden Rubels und der Spionage! Überraschend, in noch nicht einer Woche, wird alles aus Deutschland auf rollenden Rädern herangeschafft: die Truppen



— das Stückwerk — 700 Geschütze — neue Riesenmörser — Minenwerfer in Menge — Stapel von Granaten, Schrapnells, Wurfminen, Handgranaten, Infanteriepatronen. Pioniergerät, Sanitätskolonnen, Lebensmitteltroß.

In fliegender Eile wird alles angesichts des immer noch stumpfsinnigen, allmählich mißtrauisch werdenden Moskowiters vorbereitet: kilometerlange Knüppeldämme zur Anfahrt der Artillerie,

Fernsprechleitungen, Brücken, Befehlsstände. Angriffsskizzen für jeden kleinsten Truppenteil, Photographien aus der Luft durch die Flieger.

„Bis zum 1. Mai morgens war eine ungeheure Leistung vollbracht", schreibt der Generalstab des Feldheeres. „Alles war bis auf das kleinste vorbereitet. Zwischen den schweren deutschen Wagen landesübliche Karren, auf denen ruthenische Bauern in malerischer, aber oft schmutziger Tracht die Rosse lenkten. Dahinter standen lange Tragetierkolonnen mit Munitions- und Kochkisten und nichtendenwollende Pferdereihen, denen man Tragesättel aufgelegt hatte. Fast wolkenloser blauer Himmel! Hinten bei den Batterien legte man die letzte Hand an die wohlgeordneten hohen Munitionsstapel, hier und da wischte noch einmal ein Kanonier liebevoll sein Geschützrohr aus. Im übrigen herrschte tiefe Stille auf dem ganzen Schlachtfeld — die Ruhe vor dem Sturm! Aber hinter Büschen versteckt, aus Unterständen hervor lugten Hunderte von Scherenfernrohren zum Feind hinüber."

1.—10. Mai 1915

Dann dröhnen den Tag über, als Beginn der **Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnow**, vereinzelte, scheinbar planlose Kanonenschläge. Die deutsche Artillerie schießt sich unauffällig auf ihre Ziele ein. Die deutsche Infanterie ruft nachts vor jeder neuen Kanonenfeuerwelle vieltausendstimmig, wie zum Angriff „Hurra", um den Russen kopfscheu zu machen. Pioniere kriechen im Dunkeln auf allen vieren vor, lange Scheren in der Hand, und zwicken lautlos Sturmgassen in die russischen Drahtverhaue.

2. Mai 1915

Und jetzt steht die Morgensonne schon hoch am Himmel! Jetzt kommt die Überraschung des befehligenden Generalobersten v. **Mackensen** für den Großfürsten Nikolai.

„Bei den Generalkommandos bis herab vorn zur Batterie", schildert als Mitkämpfer Graf Leonhard v. Rothkirch, „standen alle Artillerieführer mit der Uhr in der Hand. Jetzt hoben die Batterieführer den Arm. Die Uhr zeigt Punkt 6 Uhr, und gleichzeitig fuhren die Geschosse aus den Rohren der Batterien. Tausende und aber Tausende von Geschossen aller Kaliber jagten hinüber zum Feinde. Dumpf hallten vielfach die Gebirgstäler wider, wie ein furchtbares Gewittergrollen zitterte es durch die Luft. Drüben sah man hohe Staubwolken aufwirbeln, meterhoch spritzte der gelbbraune Boden in die Luft. Grauschwarzer Qualm hüllte bald die feindlichen Linien ein. Hie und da sah man Hindernispfähle oder Teile der spanischen Reiter in die Luft fliegen. Balken von Unterständen wurden hochgerissen. Die gegnerischen Schützengräben schienen langsam eingeebnet zu werden. Weiter rückwärts gingen vereinzelte Dörfer und Gehöfte in Flammen auf. Weit hinter den russischen Stellungen sah man an den großen Straßenzügen dicke Chausseebäume wie Streichhölzer umknicken. Die Uhr zeigte etwa 8 Uhr 30 vormittags. Da brach ein Höllenlärm los. Riesige braune Erdmassen und schwarze Rauchwände stiegen wie Springbrunnen in die Höhe. Die Minenwerfer hatten ihre Vernichtungsarbeit begonnen. Steinerne Häuser, in denen man russische Besatzungen mit Maschinengewehren wußte, stürzten wie Kartenhäuser zusammen. Ließ der Riesen-

lärm auf Sekunden mal nach, dann hörte man in der Ferne riesige Explosionen, sah wohl auch am Horizont ungeheure Brände sich immer mehr ausdehnen. Ein Flugzeuggeschwader war an der Arbeit.

Kurz vor 10 Uhr vormittags brach der Lärm wie auf ein Zauberwort ab. Die Infanterie schritt auf der ganzen Linie unter Vorantritt von Pioniersturmtrupps mit Drahtscheren und Handgranaten zum Sturm. Ein Feuervorhang aus Eisen und Blei versperrte den russischen Verstärkungen den Weg [zu ihren vorderen Schützengräben]. In den Führerstäben hielt man den Atem an. Alle Artillerieführer verfolgten aufmerksam die Vorwärtsbewegung der Infanterielinien, die durch besondere hochgetragene Flaggen die erreichten Abschnitte deutlicher kenntlich machten. Schon sah man an einzelnen Stellen die Infanterie in ununterbrochenem Fortschreiten. Aus den Gräben und Unterständen kamen die Russen heraus mit hochgehobenen Armen, um sich dem Angreifer zu ergeben. Stellenweise warteten sie den Angriff gar nicht ab, sondern liefen, teilweise ihre Drahthindernisse selber durchschneidend, der deutsch-österreichisch-ungarischen Infanterie entgegen, um sich gefangennehmen zu lassen."

Eine alles beherrschende Höhe erklettern die im Gebirge aufgewachsenen Oberbayern mit umgehängtem Gewehr auf allen vieren und erstürmen den 2000 Fuß hohen Gipfel. „Der Gott der Deutschen war mit uns", meldet ein bayrischer Hauptmann. „Oben vom Jägerhäusl bekamen wir ein übles Flankenfeuer. Am Drahthindernis stockte das Vorgehen. Ich hinüber. Die Leute mir nach. Der eine stolperte, der andere blieb hängen, aber bald waren wir größtenteils im Graben. Schon streckten die Russen die Hände hoch und winselten. Hier im Graben sah es schrecklich aus. Tote und scheußlich verstümmelte Russen lagen darin und dahinter Verwundete. Gewehre, Tausende von Patronen, Kochgeschirre lagen auf dem Boden herum. Die Artillerie und die Minenwerfer hatten schreckliche Arbeit geleistet."

Bajonett, Kolben und schlesische Fäuste im Handgemenge um den als Festung ausgebauten Kirchhof von Gorlice, dessen brennende Naphthalager mit undurchdringlichen schwarzen Qualmschwaden das Schlachtfeld verfinstern. Flucht der Russen aus den Häusern und Höhen vor den schlagenden Tambouren der preußischen Garde. Neben ihr fechten Ungarn. „Der erste Sturm mißglückt", schreibt ein Mitkämpfer. „Auch der zweite führt zu keinem Erfolg. Nicht entmutigt, sondern erbittert schritten sie zum dritten Anlauf. Neben sich wußten sie die berühmte preußische Garde. Ihr wollten sie nicht nachstehen — und ihr taten sie es gleich! Schulter an Schulter mit ihr stürmten sie Kuppen, Wälder und die zahllosen einzelnen Gehöfte, in denen der Russe sich verzweifelt, aber vergeblich wehrte."

2. Mai 1915
3. Mai 1915

Am Abend des 1. Großkampftages ist der Großfürst aus seiner ganzen 1. Verschanzung geworfen. Am nächsten Tag stürzt seine 2. Linie von Feldfestungen zusammen.

4. Mai 1915

Noch einmal setzt er sich tags darauf, die letzten Reserven heranraffend, wütend zur Wehr.

„So konnte man", schreibt Graf Rothkirch, „sehen, wie ein russischer Offizier mit der Pistole von hinten auf die auseinanderbröckelnde [russische] Schützenlinie schoß. Eine schwere Granate schlug neben ihm

ein. Als sich der Rauch verzog, war nichts mehr von ihm zu bemerken."

6mal stürmen an diesem Tag die Ungarn eine schlachtentscheidende Höhe. Beim 7. Anlauf gehört sie ihnen. Zu der vorwärtsdrängenden Garde, in deren Reihen Prinz Eitel Friedrich von Preußen das Erste Garderegiment führt, „lief der Verteidiger in dicken Kolonnen von ganzen Kompanien, mit weißen Tüchern winkend, über".

Damit ist die 3. Verteidigungslinie und die Kraft der Russen gebrochen. Was nun noch kommt, ist nur noch siegreiche Verfolgung. „In sich dauernd steigernder Unordnung", schreibt der Große Generalstab, „wälzten sich die russischen Massen nach Nordosten zurück. Die in Westgalizien kämpfenden verbündeten Armeen hatten ihnen vom 2. bis 10. Mai über 100 000 Mann Gefangene abgenommen."

Immer gewaltiger wirkt sich der Feldzug durch Galizien aus. „Wie eine Lawine aus scheinbar kleinen Anfängen entsteht", urteilt Hindenburg, „immer neue und neue Teile auf ihrem verheerenden Weg mit sich reißt, so beginnt und verläuft dieser Zug in einer nie gesehenen und nicht mehr wiederholten Ausdehnung."

Eine Verfolgung, wie bei Blücher, mit dem letzten Hauch von Mann und Roß. „Für sie wurde jedes Bataillon herangeholt", schreibt Falkenhayn, „das an den deutschen Fronten entbehrlich war."

In regellosen Massen flüchten die Russen ihren Grenzen zu. Ganz Galizien ist frei. Der schwarze Tag von Lemberg des Vorjahrs ist wettgemacht. Mit klingendem Spiel ziehen die Verbündeten in **Lemberg** ein.

August und September 1914
22. Juni 1915

25

Der gekrönte Schatten an der Newa

4./18. Mai 1915

„Man wird manchmal so müde von Leiden, Angst und Verlangen nach Frieden!" schreibt die Zarin Alexandra Feodorowna an ihren Gatten. „Oh, wann wird er wohl kommen? Wie viele Monate Blutvergießen und Elend soll es noch geben?"

Mai 1915

Wenn irgendein Sterblicher, dann konnte in diesem schicksalsschweren Monat Mai, dem blutigsten und ereignisreichsten des ganzen Weltkriegs, **Nikolaus II.** der Welt den Frieden geben! Zwischen dem Deutschen und dem Zarenreich war auch mit dem Mikroskop kein Grund für die russische Mobilmachung und den durch sie heraufbeschworenen Krieg zu entdecken. Zwischen dem heiligen Rußland und der Habsburgermonarchie stand als Kriegsanlaß nur der blutrünstige Zwergstaat Serbien. Er war noch unbezwungen. Man konnte ihn bestehen lassen, um seinem Mütterchen

Rußland auch nur den Schatten einer Niederlage zu ersparen. Man brauchte ihm nur mit der Zange der Diplomatie die Giftzähne auszuziehen. Goldene Brücken zu des Zaren Friedenspalast im Haag hätten die Mittelmächte dem Russenreich gebaut. Mit seinem Ausscheiden aus dem Streit der Völker hätten sich der Balkan und Vorderasien beruhigt, wäre der unentschiedene Stellungskrieg im Westen in sich erloschen oder zu unsern Gunsten umgeschlagen.

Und es weht, in diesen blauen und blutigen Maitagen, ein unbestimmtes Frühlings- und Friedenshoffen durch Europa. Sehnende Augen sehen, zumal im geschäftigen Hauptquartier berufener und unberufener Friedensfreunde, in der Schweiz, die Taube mit dem Ölzweig fliegen. Mit seinem Namenszug unter den Mobilmungsbefehl hat der Zar den europäischen Krieg begonnen. Mit einem zweiten Federstrich kann er ihn beenden.

16. Juni 1915

„Jetzt Frieden zu schließen", sagt, mit einer Heftigkeit, die man an ihm gar nicht kannte, der unglückselige Schatten an der Newa, zu dem Botschafter Frankreichs in Petersburg, Paléologue, „das wäre gleichbedeutend mit Entehrung und Revolution. Und das wagt man mir vorzuschlagen!" Und „nicht minder entschlossen" erklärte die Kaiserin, daß Rußland sich mit ewiger Schmach bedecken würde, wenn es heute seine Verbündeten im Stich ließe!

1859—1919

29. Mai 1915

Und ebenso erscheint bei Paléologue der gelehrte Großfürst Nikolai Michailowitsch und schreit: „Deutschland, der Halunke, wird uns nicht mehr entgehen!" Und der Franzose notiert sich: „Trotz des germanischen Blutes, das durch seine Mutter, geborene Prinzessin von Baden, in seinen Adern fließt, haßt er Deutschland, deutsche Gedanken, deutschen Geist!"

4 Jahre darauf haben die Bolschewiken den Großfürsten in Petersburg standrechtlich erschossen.

28. Jan. 1919

Nikolaus II. hätte wahrlich an Frieden denken können. Alle seine Heere standen, soweit sie nicht vernichtet waren, geschlagen im eigenen Land. Der Mai in Galizien hat ihm allein 300 000 Gefangene und ungezählte Tote und Verwundete gekostet. An ihnen und an Gefangenen zusammen hat er seit Kriegsbeginn 3 Millionen Menschen, 1/60 aller seiner Untertanen, eingebüßt. Verflogen der schöne Traum, daß sich Kosak und Senegalneger am Brandenburger Tor in Berlin abschmatzen werden! Die erste leise Unruhe in der enttäuschten und gelichteten, von ihrem Größenwahn gegenüber Deutschland gründlich kurierten russischen Armee. Gärung gerade unter der Garde. Das berühmte Pawlowsche Regiment durch sozialistische Propaganda „schon ziemlich verseucht".

Warnendes Wetterleuchten in den höchsten Befehlsstellen des Heeres. Der Generalstabsoberst im Kriegsministerium Mjassojedow endet in dieser Zeit mit mehreren andern Offizieren am Galgen — nicht wegen „Raubes, den er sich durch Fortführen einigen Hausrats aus Ostpreußen hatte zuschulden kommen lassen", wie

Komarow-Kurlow, der Chef der russischen Geheimpolizei, schönfärbend schreibt — denn dann hätte der Zar seine halbe Armee aufknüpfen lassen müssen —, sondern wegen Hochverrats.

Sein Herr und Meister, der faule und liederliche, aber fähige Kriegsminister **Wladimir Ssuchomlinow** selber! Frau Ssuchomlinow gilt sogar in Rußland als Meisterin der Bestechlichkeit. Er selber ist, weil beim Oberbefehl übergangen, ein Todfeind des Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch, dem er seine Niederlagen herzlich gönnt. Darum hat er auch gar keine Eile mit dem „Granaten an die Front!".

1848—1926

„Schon vor dem Kriege", schreibt sein Kollege, der Außenminister Sasonow, „konnte ich an seiner völligen Untauglichkeit zum Amt des Kriegsministers nicht zweifeln. Ungeachtet seines ehrwürdigen Alters zeichnete sich Ssuchomlinow durch jugendliche Sorglosigkeit und Vergnügungssucht aus, er genoß das Leben und fühlte sich durch die Ministerpflichten belästigt. Es war sehr schwer, ihn zur Arbeit zu zwingen, die Wahrheit von ihm zu erfahren war fast unmöglich."

1860—1927

Um Nikolai Nikolajewitsch zu ärgern, beantwortete Ssuchomlinow ein Anerbieten Frankreichs, Kriegsmaterial zu liefern, „mit der Versicherung, daß es Rußland an nichts mangele und es auf lange Zeit mit allem gut versorgt sei"! Daraufhin wurde er endlich abgesetzt und in die Peter-Paul-Festung in Petersburg gesperrt, aus der der 70jährige, zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, um das Kriegsende herum entwischte.

27. Juni 1915

In den Lazaretten predigen es die biblischen Kriegsdienstverweigerer, die Mennoniten, die als Krankenpfleger verwendet werden, den wunden Muschiks: „Du sollst nicht töten!" Durch Russisch-Polen geht ein hoffendes Raunen. Man erwartet dort schon einen der größten politischen Fehler, den Deutschland im Weltkrieg übers Jahr machen wird: die Selbständigkeitserklärung Polens! In der Schweiz lauert Lenin und was an Bolschewisten in den letzten Jahrzehnten nicht in Rußland gehängt wurde oder in Sibirien verkam. Ein leises Beben durchzittert schon da und dort die russische Erde.

Dazwischen ertönt bei offiziellen Anläßen natürlich immer noch das alte, heilige, stehend mit entblößtem Haupt angehörte „Boshe tsarja kranie!" — die Nationalhymne „Gott schütze den Zaren"! Der neue Innenminister drahtet an alle Gouverneure des Reichs: „Alles für den Krieg bis zum vollständigen Siege! Ich werde keinerlei Unordnung, keinerlei Schwäche, keinerlei Pessimismus dulden!"

Schon bei Kriegsausbruch hat der Petersburger Pöbel die deutsche Botschaft verwüstet und einen pflichttreu zurückgebliebenen deutschen Beamten erschlagen. In Moskau wurden damals die Sommerhäuser der Deutschen geplündert, die Schoßhunde an den Türen aufgehängt. Die russische Weiblichkeit stolzierte in Kleidern aus den Schränken der geflüchteten deutschen Damen umher. Jetzt werden wieder in Moskau alle Läden mit deutschen Namensschildern ausgeraubt, dann auch russische Geschäfte, endlich die Militärmagazine gestürmt. 3 Tage tobt der Pogrom. Die Polizei „beruhigt" schließlich durch scharfe Salven

Juni 1915

das auf dem Roten Platz heulende Volk der Reußen, nachdem es Sachwerte von einer Million Goldmark seiner nationalen Begeisterung geopfert hat.

Also Krieg! Weiter Krieg! Muschiks und Munition an die Front!

An Muschiks ist immer noch Überfluß. An Munition mangelt's. Kein Wunder: denn wie der Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch verzweifelt an der Front dem Reichsdumapräsidenten M. W. Rodzjanko (1859—1925) mitteilt, können russische Munitionsfabriken Bestellungen von dem Artilleriereſſort der Armee nur durch Bestechung der Petersburger Tänzerin Kscheſſinſkaja erreichen.

„Die Bürokratie des Zaren", schreibt ein Beobachter, „die den Begriff der Zeit nicht kannte, in asiatischen, patriarchalischen Gewohnheiten lebte, mit ihrer Unregelmäßigkeit, Unpünktlichkeit, romantischen Faulheit, ihrer Sorglosigkeit, konnte den Krieg nicht organisieren, verstand nichts von den modernen technischen Methoden, führte gegen die Armeen des Feindes einen Bauernkrieg mit Heugabeln und Kosakenpferden."

So geht es nicht weiter! Und strahlend ruft der Außenminister Sasonow: „Wir werden die zivile Mobilmachung ins Werk setzen." (6. Juni 1915)

Zivile Mobilmachung — das heißt, daß denen, die den Krieg als Mittel der Politik beliefern —, daß diesen Industriekapitänen, wie Putilow in Petersburg, auch Einfluß auf Krieg und Politik gewährt wird. Es ist ein Vordringen des russischen, an sich ganz nach England und Frankreich orientierten, also kriegsgesinnten Liberalismus, wie er sich in dem Schattengebilde der fortgesetzt mit Papierprotesten und Lippenwerk zur Mitwirkung drängenden Duma, dem machtlosen Reichsparlament, verkörpert. Es ist ein Vorgang ähnlich wie in Deutschland. Nur daß in Deutschland sich das Gewicht der wachsenden politischen Erstarkung zu den Arbeitnehmern, den Gewerkschaften und ihrem Einfluß auf die matte Reichsregierung verlagert, während in Rußland jetzt zunächst die großen Arbeitgeber, die Häupter der großen Selbstverwaltungsverbände das große Wort führten — schon ein Wort des Donnergrollens, wie es der Bürgermeister von Moskau nach seinem Erscheinen im Zarenpalais zusammenfaßte: Es sei unerträglich, daß Rußland von einem kindischen Reaktionär wie dem Ministerpräsidenten und einem betrunkenen Schurken wie Rasputin regiert würde.

So entsteht der „Besondere Landesverteidigungsrat", in dem das, was wir in Deutschland „Kriegsgesellschaften" nannten, stark vertreten war, und dann das „Komitee für Kriegsindustrie". Sein Vorsitzender war zugleich das Haupt der „Oktobristen", der liberalen Opposition. Was sich da zur Macht drängte, waren Männer der Mitte, die ewig Halben, deren schwachen Händen sich Rußland dann zum Todessprung in den Bolschewismus entwand. (Anfang 1915)

Aber immer noch regiert der Selbstherrscher. In Personenfragen fast unbeschränkt. Sein Äußeres hat sich seit Kriegsausbruch verändert. „Das gelichtete Haar ist", nach dem Eindruck eines Augenzeugen, „stellenweise ergraut, das Gesicht abgemagert, der Blick ernst und in die Ferne schweifend".

Warm wurde keiner in Nikolaus II. Nähe. „Eine hölzerne Seele" nennt ihn Professor Thomas Masaryk (geb. 1850), der spätere Präsident der Tschechoslowakei. Und die Gräfin Kleinmichel, eine Dame der damaligen Petersburger Großen Welt, schreibt: „Der Kaiser war zaghaft gegen seine Onkel und Vettern, die ihm keine Ehrerbietung bezeigten und dadurch das Ansehen des Thrones schmälerten."

Um diesen einsamen, so furchtbar einsamen, von Leibtscherkessen und Gardekosaken gegen das Volk bewachten Thron das kranke, von dem erdkräftigen Moskau verachtete, auf Sumpfpfählen erbaute Petersburg mit seinen politischen Salons, seinen Klubs voll Intrigen, seinem Gewimmel von wundertätigen Kretins, tibetanischen Zauberärzten, hellsehenden Nonnen, Pariser Geisterbeschwörern. Und in diesem russische Geschichte machenden fauligen Klüngel immer wieder das Gezischel: Rasputin . . . Grigori Rasputin. (geb. 1871, ermordet 1916)

R a s p u t i n, das heißt „der Schürzenjäger" — sein eigentlicher Familienname ist „Nowy" —, der sibirische Bauer, der Pferdedieb, der Petersburger Wundertäter und Weiberheld — das Stück bärtige, schmutzige, mit einer unerklärlichen magnetischen Anziehungskraft geladene russische Erde. Unzweifelhaft im Besitz einer hypnotischen Macht.

Er ist seit Jahren der vertrauteste Freund, der intimste Berater, der weltliche Beichtvater des Zarenpaars.

Er ist umbuhlt, verhaßt, gefürchtet, verachtet. Er will die Truppen an der Front segnen, und der Großfürst Nikolai drahtet ihm zurück: „Komm! Ich werde dich hängen!" Eine „verächtliche Persönlichkeit" nennt ihn der britische Botschafter in Petersburg, Sir George Buchanan. Sein Amtsgenosse, der Franzose Paléologue: „Ein ungebildeter, launenhafter Muschik voller Widersprüche." Und der Außenminister Sasonow: „Er ist nicht nur ein Abenteurer und Betrüger. Er ist die Verkörperung des Teufels. Er ist der Antichrist!" Der Präsident der Reichsduma Michael Rodzjanko nennt „die verbrecherische Tätigkeit und den lasterhaften Lebenswandel dieses Mannes zweifellos eine der Ursachen zum Ausbruch der russischen Revolution. Denn unter ihren Auswirkungen wurde das Vertrauen des Volkes zur kaiserlichen Würde untergraben."

Die Petersburger Polizeispitzel, die Rasputin beschatteten, berichten nur vom 8. Februar über Besuche bei dem großen Verführer: „Heute um 10 Uhr kam Frau Solowjew, um 10 Uhr 10 Minuten kam Marja Golowina, um 11 Uhr 50 Minuten kam Fürstin Tatjana Schachowskaja, um 12 Uhr 10 Minuten kam die Frau des Stabskapitäns Sandetzki, um 12 Uhr 20 Minuten ging die Leptinskaja fort. Um 1 Uhr 40 Minuten kam die Basilewskaja in Begleitung der Gar. Um 5 Uhr die Turowitsch und die Tscherwinskaja, um 5 Uhr 10 Minuten Frau Solowjew, um

7 Uhr 20 Minuten eine unbekannte Dame, um 9 Uhr 30 Minuten die Dobrowskaja, um 10 Uhr Katharina Bermann, um 11 Uhr 10 Minuten Frau Turowitsch."

„In der Nacht vom 13. auf den 14. Dezember", meldet weiter die russische Geheimpolizei, „verließ Rasputin gegen 2 Uhr morgens, begleitet von der Frau des Erblichen Ehrenbürgers Jasininski, das Haus und begab sich in das Restaurant Villa Rode und begann an den Türen zu hämmern und riß die Klingel ab. Dann verfügten sich beide in stark betrunkenem Zustand nach der Wohnung der Jasininskaja, von wo Rasputin erst um 12 Uhr mittags nach Hause zurückkehrte. Gegen abend fuhr er dann nach Zarskoje Sselo."

Und aus dem Kaiserlichen Landschloß Zarskoje Sselo schreibt die Zarin ihrem Gatten: „Unser Freund [Rasputin] bedauert, daß man mit den militärischen Operationen begonnen hat, ohne daß man ihn gefragt hat." Und weiter: „Die Flasche Madeira, das Maiglöckchen und das Stückchen Baumrinde kommen auch von Ihm an Dich!"

Und ein andermal: „Von 10 bis ½11 war Er [Rasputin] mit uns! Ich sende Dir einen Stock. Er benutzte ihn zuerst und sendet ihn Dir als einen Segen. Er sprach viel und schön. Er findet, Du müßtest den Fabriken Befehl geben, Munition anzufertigen. Du müßtest einfach den Befehl geben!"

Es ist das gläubige und blinde Vertrauen einer Mutter, die ihren einzigen Sohn und Erben des Reichs durch den wundertätigen Bauern gerettet und geschützt wähnt. Der bleiche Mann, der an ihrer Seite die bleierne Last der Zarenkrone, einer Dornenkrone, trägt, hört die Worte. Die Worte seiner Lebens- und späteren Todesgefährtin, mit der er in glücklichster Ehe lebt, und die Worte Rasputins sind die einzigen auf dieser Welt, die in seine Seele dringen.

Und er gibt Befehl, Munition anzufertigen, und mit neuer Wut flammt der Weltkrieg auf.

26

„Kennst du das Land?"

Nein: der Vorkriegsdeutsche kannte das Land Italia nicht!

Wohl fuhr er mit Wonne über die Alpen und fühlte sich im bel paese in einer Art höherer Heimat und war von des Volkes Höflichkeit gern gelitten. Aber dies Volk selbst blieb ihm ein Buch mit 7 Siegeln, die er nicht löste. Denn er wandelte in Italien auf Goethes Spuren. Er sah klassische Kunstwerke und heroische Landschaften. Die Menschen der Gegenwart waren seinen Ferienaugen, die nichts vom Alltag wissen wollten, eine romantische Staffage von Rinderhirten der Campagna, Künstlermodellen auf der Spanischen Treppe in Rom, schwarzäugigen Betteljungen, malerischen Mädchen mit dem Wasserkrug auf dem Madonnenscheitel.

Durch die farblose Brille der Wirklichkeit hätte der Italienfahrer erkannt, daß es für den Italiener zwei ganz verschiedene Arten deutschsprechender Menschen gab: den Reichsdeutschen — dem wollte er wohl — und den Österreicher, den „tedesco" — den haßte er, wie jener seit alten Zeiten ihn, den „Katzelmacher".

Und des Dreibunds Bismarckscher Sinn war nicht, einen Krieg Italiens mit Österreich im Bunde zu ermöglichen, sondern einen Krieg Italiens gegen Österreich zu verhindern.

Einen Krieg wegen T r i e s t s und T r i e n t s !

Kein Zweifel: Drei Viertel der Bewohner der Hafenstadt Triest — etwa 150 000 — gebrauchten das Italienische als Muttersprache. Stadt und Kreis Trient zählten unter ihren 70 000 Seelen fast ausschließlich Italiener. Im ganzen lebten 804 271 Staatsangehörige welscher Zunge in der Donaumonarchie. *1914*

Dagegen der Bund Italia Irredenta, das „unerlöste Italien", von dem Sohn des alten Freiheitskämpfers Giuseppe Garibaldi *1807—1882* schon vor Jahrzehnten in Rom gegründet. Ein Mitglied des Bundes, mit dem deutschen Namen Oberdank, plante, den Kaiser Franz Joseph bei seinem Aufenthalt in Triest durch Bombenwürfe zu ermorden, und wurde gehängt, sein Andenken aber in den Kreisen der Irredenta hoch in Ehren gehalten. *21. Juli 1878* *17. Aug. 1882*

Im Jahr darauf der Eintritt Italiens in den Dreibund an die Seite Österreichs. Die Irredenta seitdem zurückgedrängt, aber unentwegt. Man muß dabei gerechterweise an eine ähnliche frühere Volksstimmung in Deutschland: „Schleswig-Holstein — stammverwandt . ." denken. *1883*

Neue Hoffnung für die Italianissimi: auf der Reede von Reval Englands Schwenkung zum Zweibund Frankreich-Rußland. Seitdem stand für jeden Kenner Europas der Dreibund, obwohl er noch einmal feierlich erneuert wurde, nur noch auf dem Papier. *9.—10. Juni 1908* *5. Dez. 1912*

Der Berliner Große Generalstab rechnete schon Jahre vor dem Krieg günstigstenfalls mit einer Neutralität Italiens. Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg und sein Auswärtiges Amt sichteten in Italien jene unglückselige „Deutschfreundlichkeit", die wir Deutsche vor dem Krieg überall auf der Welt zu sehen wähnten.

Wohlgemerkt: nicht in dem heutigen, Deutschland befreundeten Italien Mussolinis. Der Duce lag damals, unbekannt und unerkannt, als Kriegsfreiwilliger im Schützengraben. Der leitende Außenminister Italiens, gestützt auf die Parteiklüngel eines typischen Parlamentarismus von geschwätzigen, zum Bruchteil korrumpierten „Onorevoli" — Abgeordneten —, war seit wenigen Monaten, nach dem plötzlichen Tode seines Vorgängers, Baron Sidney Sonnino, von jüdischer Herkunft, von dem ein italienisches Wort sagte, er sei mezzo Ebreo, mezzo Inglese — halb Hebräer, halb Engländer. *Okt. 1914* *1847—1922*

Zum Glück kam der Kriegsausbruch Italien überraschend. Es war mit seinen Vorbereitungen noch nicht fertig. Den ganzen Winter in Rom zwischen Italien und den Mittelmächten ein „Krieg im Frieden", ein diplomatisches Katzundmausspiel. Österreich, auf schonenden Rat Berlins, schließlich, um des lieben Friedens willen, geneigt, Welschtirol bis zur Sprachgrenze von Salurn herzugeben, aus Triest einen Freistaat, ähnlich wie jetzt Danzig, zu machen. Nach dem Krieg! Italien: Nein! Jetzt gleich!

7. Sept. 1860 — 20. Sept. 1870 — 11. Juli 1859 — 3. Okt. 1866

Von seiten Italiens war das alles wohl nur Zeitgewinst. Heißblütiger Nationalstolz dagegen. In offenem Kampf hatte mit seinen Rothemden Garibaldi die Bourbonen aus Süditalien verjagt. Durch eine Bresche in der Stadtmauer waren die italienischen Nationaltruppen in die Ewige Stadt einmarschiert. In blutigen Schlachten hatten die Piemontesen mit Napoleon III. im Bunde den Österreichern die Lombardei und endlich Venedig abgenommen. Sollte man sich jetzt den Rest des „unerlösten Italien" vom Ballhausplatz in Wien schenken lassen? Nein. Man holte ihn sich mit dem Schwert!

1849—1929

Zeit gewinnen! Diplomatisieren! Deutschland schickt nach Kriegsausbruch seinen geöltesten Politikus größten Stils als Botschafter nach Rom. Bernhard Fürst v. Bülow — Reichskanzler a. D., Grandseigneur, Millionär, schon früher Vertreter des Reichs am Tiber, durch seine Ehe mit einer vornehmen Italienerin dem Hochadel des Landes versippt — soll retten, was zu retten ist!

Er ist ein „Vater der Lüge". Seine hinterlassenen Lebenserinnerungen schreien das in alle Winde. Aber gerade deswegen ist er ja hier am rechten Platz. Es gelingt, die Italiener hinzuhalten.

„Noch in der letzten Aprilwoche 1915", schreibt Helfferich, „hat mir der General v. Falkenhayn auf meine Frage geantwortet, daß weder die Österreicher noch wir in der Lage seien, einem italienischen Angriff nennenswerte Kräfte entgegenzuwerfen. Die am 2. Mai einsetzende Schlacht bei Gorlice befreite Österreich-Ungarn von der russischen Gefahr und machte ihm rechtzeitig die Hände frei für die Abwehr des italienischen Überfalls."

26. April 1915

Schon vorher war durch einen Geheimvertrag in London Italien den Feindbundmächten beigetreten. Jetzt versäumt es durch Gottes Gnade die kostbaren Maiwochen bis zum Ende des Monats. Vorher ist sein Heer nicht schlagbereit, das ursprünglich ja wohl von der italienischen Vorkriegspolitik zur bewaffneten Neutralität bestimmt war.

„Den Abend des 22. Mai, den Vorabend des Pfingstfestes", erzählt Helfferich, „verbrachte ich bis spät in die Nacht hinein beim Kanzler [v. Bethmann Hollweg]. Wir waren allein auf dem großen Gartenbalkon. Eine wundervolle Mondnacht lag über dem Park. Der Kanzler

schloß sich auf. Er sprach über seine Sorgen. Vom Fürsten Bülow waren Telegramme aus Rom gekommen. Der Fürst hatte noch eine letzte, ganz schwache, Hoffnung, aber das Gefühl sagte uns, daß der italienische Krieg unabwendbar sei."

23. Mai 1915

Tags darauf, am Pfingstsonntag, überreichte der italienische Botschafter in Wien die Kriegserklärung seines Landes an den Staat Habsburg, zwecks „Erfüllung der nationalen Aspirationen gegen jede gegenwärtige und künftige Bedrohung".

Keine Kriegserklärung von Rom nach Berlin oder umgekehrt. Fürst Bülow fordert lediglich seine Pässe und verläßt die Ewige Stadt. Das ist vorläufig alles.

geb. 1869

König Viktor Emanuel III. tritt, wie seine Vorfahren aus dem Hause Savoyen, in den gewohnten Krieg gegen Österreich. Er steht verwandtschaftlich dem kriegführenden Zarenhaus nahe. Die Königin Elena ist eine Tochter des Königs Nikolaus der Schwarzen Berge. Ihre beiden älteren Schwestern sind nach Rußland an den Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch und einen anderen Großfürsten verheiratet. Die „Montenegrinerinnen" — „die schwarzen Frauen", wie sie die Zarin in Briefen an ihren Gatten nennt — übertreffen in Petersburg selbst die fanatischsten Panslawisten durch ihren geradezu hysterischen Haß gegen alles Deutsche.

Seit 3 Jahren hat Italien die allgemeine Wehrpflicht. Vom 20. Jahr ab auf 19 Jahre, davon 2 Jahre bei der Fahne, 6 Jahre bei der Reserve, den Rest in der Miliz. Es besitzt auf Friedensfuß 15 172 Offiziere, 289 448 Soldaten, 64 345 Pferde. Im Krieg will es 3½ Millionen Mann auf die Beine bringen. Verschieden die Güte seiner Mannschaft. Von Piemont, dem „Preußen Italiens", und seinen Kerntruppen, zumal den berühmten Reiterregimentern, bis zur Spitze des italienischen Stiefels.

In den Kriegshäfen ankern 46 Schlachtschiffe — davon 20 Großkampfpanzer und 17 Unterseeboote. Die Besatzung der ganzen Flotte zählt 2016 Offiziere und 33 284 Seeleute.

Avanti! Es gilt die Volksstimmung zur Weißglut zu erhitzen, die in vielen Teilen des Landes noch nicht einmal bis zur Rotglut gediehen ist.

geb. 1864

Ein Köpfemeer von Zehntausenden auf dem Felsen von Quarto bei Genua. Ein spitzbärtiger Mephisto reitet blasiert lächelnd auf den Schultern seiner Anhänger vom Kraftwagen zur Rednertribüne. Still! — der „göttliche Gabriele", der Dichter und Kriegshetzer d'Annunzio, späterer Fürst von Monte Nevoso, spricht. Die roten Garibaldihemden schimmern vor ihm unter blauem Himmel vor dem blauen Meer. Ragend unter grünen Palmenzweigen Garibaldis braunes Bronzedenkmal.

„Ihr seht ihn, den allerheiligsten Alten! Ihr seht ihn in der Nähe, wie Veronika den leidenden Christus sah! Sein Bildnis ist in eure Seelen eingeprägt wie in das Schweißtuch das Antlitz des Erlösers!

Italiener, die ihr ein Wunder des Geschicks seid vor Sehnsucht, gegen Ungeheuer zu kämpfen!"

Das amtliche römische Regierungsblatt: „Das von seinen alten Bundesgenossen verratene Italien schwingt gegen ihre heimtückischen Ränke den Degen zur Verteidigung von Recht und Menschheit."

Auf dem Söller des gelben Quirinalpalastes in Rom reckt im Feldgraugrün seiner Kürassiere König Viktor Emanuel das grünweißrote Banner. Auf einem Balkon an der Porta Pia wirft eine Lady begeistert Kußhändchen unter die Menge. Es ist die Gattin des britischen Botschafters. Gymnasiasten tragen auf ihren Schultern Serben, die Triests rotgoldene Fahne schwingen. Amerikanische Touristen marschieren selig in den Demonstrationszügen mit. Das Pflaster bedeckt mit Hüten, Schirmen, Handtaschen der flüchtenden Deutschen.

Die alte Zwickmühle für Italien — dieser Krieg in der Lombardei, deren flaches Becken der Staat Österreich von Norden und Osten mit seinem Hochgebirge umschließt. Wie man es auch anstellt, man hat den Feind in der Flanke. Am gefährlichsten wäre sein Stoß vom Brenner etschabwärts auf Verona. So entwickelt sich der Generalstabschef **Graf Luigi Cadorna** (1850—1928) sehr vorsichtig, um nicht im Rücken abgeschnitten zu werden, gegen die Hauptstellung der Österreicher im Osten.

„Der Isonzo", schildert ihn als Frontbesucher der Schriftsteller Karl Hans Strobl, „reißt sich aus einer großartigen Felsenwildnis los und stürzt gleich ein paar hundert Meter wütend hinab. Rasend bäumt sich der junge Isonzo gegen alle Felsbarren, schlägt sie mit Schauerpranken entzwei und erzwingt durch zerrissene Bergflanken seinen Weg. Wenige Gehöfte ducken sich verschüchtert zwischen ihm und den Wänden, schmale und urzeitliche einfache Balkenstege hängen über ihm. Gischt fliegt zu den morschen Balken empor. Das war auf den Wegen, wo Hunderte von italienischen Leichen vor unsern Stellungen liegen, wo Hunderte von dem blaugrünen Fluß fortgeschwemmt worden sind, um zwischen Felsblöcken zu verwesen oder im Sand der Adda zu versinken."

Denn hier, hinter dem **Isonzo**, wird die österreichische Stellung Jahr um Jahr, in einer eintönigen Reihe von Schlachten, unverrückt ihre Feuergarben sprühen. Der Italiener wird sich in einem verzweifelten Massensturm nach dem andern den Kopf an ihr blutig rennen. An ihren Städtchen und Brückenköpfen und Hochflächen, bei Monfalcone am Meer, bei Doberdo, bei Sagrado, bei Gradisca, bei Görz und hinauf in die Berge, immer längs des Flusses bis nach Tolmein und dem später siegberühmten Karfreit, wird das italienische Heer wie ein Mühlstein vergeblich knirschen und sich zermahlen und verpulvern.

30. Juni bis 5. Juli 1915 — Aug. u. Sept. 1915 — Ende Okt. 1915 — Mitte Nov. bis Anf. Dez. 1915

Die 1. Isonzoschlacht. Sie rötet eine Woche lang Steinhänge und Bergwasser mit welschem Blut. Die 2. währt noch länger. **Ein 3. Großangriff** im Herbst. **Ein 4.** wütender Anlauf bald darauf. Nichts. Nichts als Zehntausende und

Hunderttausende von Toten und Verwundeten. Die Österreicher stehen wie die Mauern. Triest, drüben, wenige Stunden Fußmarsch nur entfernt, zum Greifen nah — Triest bleibt unerlöst.

„Dort oben", berichtet Karl Hans Strobl, „sagte der Hauptmann: ‚Den Kamm — den haben die Italiener besetzt. Darunter sind unsere Stellungen!'

‚Wie darunter?'

‚Nun — unterhalb, auf den Abhängen der Berge!' Er zeigte eine Photographie. Ich betrachtete entsetzt dieses Bild.

‚Ja, wie ist das? Da schießen uns die Italiener ja von oben auf die Köpfe!'

‚Ja!'

‚Wie ist das möglich? Wie können unsere Leute solche Stellungen halten?'

‚Sie halten sie!'"

Der zweite neue Brandherd des Weltkriegs oben im heiligen Land **Tirol**. In den Randgebirgen Welschtirols, die die Lombardei umwallen. Tausendfacher Kleinkrieg, in dem der Italiener auf die Dauer keinen Fußbreit Fels und Firn gewinnt. Maschinengewehrgeknatter an den Ufern des Gardasees, Gewehrgeknall in der dünnen Eisluft des Stilfser Jochs.

Berittene Tiroler Landesschützen jagen durch die Täler. Bergführer feuern aus scheinbar unzugänglichen Schroffenwänden. Maultiertreiber schleppen auf schwindlichten Bergpfaden Munition bis auf den Gipfel. Unterminierte Bergkuppen fliegen in die Luft, man kämpft um Alpenklubhütten und hochgelegene Kurhotels. Im morschen Kalk der Dolomiten verdoppeln die einschlagenden Granaten durch die abgesprengten Steinbrocken ihre Splitterwirkung. Auf dem ungewohnten Eis der Gletscher liegen die Südländer und zielen. Nahe — ganz nahe Trient. Und doch unerreichbar.

Neues Blutvergießen hat der Pfingstsonntag 1915 eingeläutet. Alle 6 Großmächte Europas stehen jetzt im Krieg. Als ein ungeheures Hufeisen rundet sich der Feindbund auf allen 3 Seiten des Festlandes bis zum Meer um die Mittelmächte. 2 Lücken im Westen, die den ganzen Krieg über offen bleiben: die Schweiz und die Niederlande. 1 im Osten, die sich bald schließen wird: Rumänien. In und über der Ostsee auf Kriegsdauer neutral die 3 Nordländer: Dänemark, Schweden, Norwegen.

Durch dieses halbe Dutzend Kleinstaaten hängen Deutschland und Österreich-Ungarn noch mit der Welt zusammen. Im übrigen sind sie von der Menschheit abgeschlossen. Immer mehr gleicht Mitteleuropa einer riesigen, rings vom Feind bestürmten und mit Aushungern bedrohten Burg.

27
U-Boot und USA

Das Hungergespenst reitet auf den Schaumkämmen der Nordsee. Noch dräut es ganz von fern. Deutschland hat jetzt, nach Neujahr, Korn und Fett in Fülle. Aber England hat schon vor 2 Monaten die „Deutsche See" als Kriegsgebiet erklärt. Kein Dampfer, gleichviel unter welcher Flagge, darf kriegswichtige Waren nach Deutschland bringen. Und was ist im Weltkrieg nicht kriegswichtig? Die Briten sprachen in ihrer Note an die seefahrenden Mächte von einer „Blockade, angepaßt den Bedingungen der modernen Kriegführung und Handelspolitik". Da im Weltkrieg das ganze Volk jedes Landes helfend hinter dem Heer stand, ließen sich unter dem Feldgeschrei „Konterbande!" schließlich so ziemlich alle Waren dieser Welt beschlagnahmen, vom Dynamit bis zur kondensierten Kindermilch.

Januar 1915

2. Nov. 1914

Zwei Mittel gegen den Seekönig Hunger! Das erste: die offene Schlacht!

Nur einmal hatte es seit Jahresanfang in der Nordsee gedonnert. Auf der weltgeschichtlichen Doggerbank, wo vor 5 Vierteljahrhunderten die britische und die holländische Segelflotte aus ihren Stückpforten gegeneinander Feuer gespien, schleuderten jetzt die schwersten deutschen und englischen Schlachtkreuzer sich gegenseitig ihre Stahlmassen an ihre Panzerwände.

24. Jan. 1915

Die Pulverkammern der „Blücher" fliegen in die Luft. Sie taucht in die Tiefe. Haushoch schlagen, nach dem Admiralitätsbericht, die Flammen über die beiden Hintertürme der „Seydlitz". Aber auch die Briten haben Mühe, ihr Admiralitätsschiff, die „Lion", in sinkendem Zustand bis an die schottische Küste zu schleppen. Eine Verfolgung der heim dampfenden deutschen Kreuzer unternehmen sie nicht.

Aber die deutsche Hochseeschlachtflotte? Wo bleibt sie? Sucht sie nicht da draußen wider England die Freiheit der Meere?

Schon bei Kriegsausbruch hat der Vater der Flotte gebeten, ihre ganze Leitung in seiner Hand zu vereinigen. Man hat es dem Großadmiral v. Tirpitz abgeschlagen. Er sitzt als Marineminister tief im Binnenland im Großen Hauptquartier, um ihn herum die Landgenerale, die „dicke Luft" des Schützengrabens, nicht die steife Brise der Nordsee.

29. Juli 1914

Er, der Fachmann unter seemännischen Laien, kennt am besten den Geist der Flotte, die er geschaffen!

„Dieser Geist", schreibt er, „war zu Beginn des Krieges hochgestimmt und ließ das Beste erwarten. Alte Reservisten stellten das Gesuch, an den Geschützen verwendet zu werden und nicht in Sicherheit unter Deck. Die üblichen Belohnungen wurden von den Heizern und Matrosen abgelehnt: ‚Wir arbeiten ohne Belohnung!'"

Und vorher seine denkwürdigen Worte: „Die Flotte hätte es schaffen, sie hätte uns zu einem ehrenvollen Frieden verhelfen können, wenn sie richtig zur Ausnutzung gebracht wäre. Die Flotte war gut, das Personal voll Kampfbegierde, in hohem Ausbildungszustand, das Material dem englischen überlegen."

So drängt und drängt der alte, kluge Seebär mit dem weißen Bart: „Es muß etwas geschehen!" „Das brave Personal der Flotte wußte nicht, wie häufig ich mich einsetzte, um der strategischen Offensive Geltung zu verschaffen!" Er richtete ein Gutachten nach dem andern an den Chef der Admiralität. „Ihr Ziel", sagt er selbst, „war, die Schlacht herbeizuführen!"

Er wiederholt es in seinen Eingaben: „Das Ziel unseres gesamten Vorgehens seit 20 Jahren ist die Schlacht gewesen. Der Hochseechef muß den Genius des Siegs in seinem Herzen tragen. Fast immer in der Weltgeschichte haben kleine Flotten größere geschlagen."

16. Sept. 1914

Er warnt prophetisch: „Verharrt unsere Flotte auch weiterhin in ihren bisherigen zurückhaltenden Stellungen, so wird ihre moralische Stärke mit nichtabsehbaren Folgen herabgehen!"

1. Okt. 1914

Umsonst: Still ankern Englands schwimmende Wälle in Scapa Flow. Still liegen Deutschlands schwimmende Festungen im Jadebusen und auf der Kieler Förde.

Also als zweites Mittel gegen die englische Blockade: die deutsche Blockade, der U-Boot-Krieg.

Das britische Inselreich bezieht über See ⅘ seines Brotgetreides, ⅗ seines Fleisches, ⅔ seiner Butter, all sein Holz für die Kohlengruben, alle Baumwolle für die Webstühle, alles Petroleum und Benzin, viele Eisenerze für seine Stahlindustrie. Gelingt es, ihm diese Zufuhren abzuschneiden, dann ist durch eine Handvoll kleiner, unscheinbarer Türmchenboote der größte Krieg aller Völker und Zeiten gewonnen.

Ein berauschender Gedanke, genährt durch Weddigens Versenkung der 3 englischen Kreuzer! Man weiß wenig vom U-Boot! Wer, wie der Verfasser, im U-Boot war, wird mit Fragen bestürmt — aber gerade durch dieses Geheimnis erscheint es im Lichte des Schicksals.

Daß auch die feindlichen Staaten U-Boote haben, braucht uns nicht zu stören. Denn unserer in Hamburg und Bremen und New York stilliegenden Flotte sind ja doch die Meere verschlossen.

„Die Marine", schreibt Helfferich, der Staatssekretär, „rechnete auf einen raschen Erfolg. Zwar war die Zahl und die Leistungsfähigkeit der verfügbaren U-Boote gering. Aber man hoffte auf mindestens eine starke Wirkung durch Abschreckung!"

Aus eben diesem Grunde warnt v. Tirpitz rechtzeitig die Regierung vor übereilten Schritten. Den Zeitpunkt für die Blockade dürfe man nicht früher wählen, als bis eine einigermaßen hinreichende Anzahl von U-Booten zur Stelle wäre. „Die Blockade von England", schloß ich mein kurzes Votum, „klingt zu sehr nach Bluff, Blockade zunächst der Themse scheint mir besser!"

7. Nov. 1914

Er sprach vergeblich. „Welche Gründe vorgelegen haben", schreibt er, „unter Übergehung meines Votums den U-Boot-Krieg in Szene zu setzen, ist mir nicht bekanntgeworden. Jedenfalls war ich wieder ein-

mal, diesmal wohl in einer der wichtigsten Fragen meines Ressorts, ungehört geblieben, der U-Boot-Krieg über meinen Kopf hinweg und gegen meinen Willen eröffnet, in einer Form, die nicht Glück verhieß."

8. März 1915

Ebenso äußerte sich der zweite im Großen Hauptquartier weilende Marinesachverständige, der sonst mit v. Tirpitz durchaus nicht immer im Einklang lebende Chef des Marinekabinetts, Admiral Alexander v. Müller: „Ich habe ebenso wie der Staatssekretär [v. Tirpitz] die Art der Inszenierung des U-Boot-Handelskriegs nicht gebilligt. Der Zeitpunkt war schlecht gewählt, die Mittel nicht genügend bereitgestellt, und die Redaktion der Ankündigung war äußerst ungeschickt."

geb. 1854

Die Gewässer rings um Großbritannien und Irland einschließlich des Kanals wurden von der deutschen Reichsregierung als Kriegsgebiet erklärt, in dem jedes nach Ablauf von 14 Tagen dort betroffene feindliche Kauffahrteischiff durch die U-Boote zerstört werden und etwa durch die Blockadezone dampfende neutrale Frachtfahrzeuge unvermeidlichen Gefahren ausgesetzt sein würden.

4. Febr. 1915

Schon nach wenigen Tagen, noch vor Beginn des Handelskriegs, überbrachte der amerikanische Botschafter Gerard in Berlin dem Auswärtigen Amt eine höfliche Drohnote Washingtons, „die deutsche Regierung für Handlungen ihrer Marinebehörden streng verantwortlich zu machen, zur Sicherung des vollen Genusses der amerikanischen Rechte auf hoher See [das heißt: der Granatenverfrachtung]".

12. Febr. 1915

Es handelt sich um Bethmann Hollweg! Es handelt sich um die Juristische Abteilung der Wilhelmstraße 76! Unnötig zu sagen, daß das Auswärtige Amt sofort der Tapferkeit besseres Teil erwählt. „Die deutsche Regierung", beteuert es schon beinahe schuldbewußt, „gibt sich wohl Rechenschaft darüber, daß die Duldung von Unrecht seitens der Neutralen formell in deren Belieben steht."

16. Febr. 1915

Noch hat der U-Boot-Krieg nicht begonnen, und schon erhält 3 Tage vor dem verkündeten Zeitpunkt die Marine die Weisung, erst auf besonderen Befehl loszuschlagen. Zugleich wurde allen U-Boot-Kommandanten eingeschärft, sich unter keinen Umständen im Sperrgebiet an neutralen Schiffen zu vergreifen!

Abend des 15. Febr. 1915

Wer je durch das Sehrohr eines U-Boots die grauverschleierte Welt von Wasser, Licht und Himmel schaute, der weiß, daß den Kapitänleutnants der U-Boote etwas schlichtweg Unmögliches zugemutet wurde. Die Engländer segelten in voller Gemütsruhe unter neutraler Flagge. Oder unter gar keiner. Der U-Boot-Kommandant hätte ein Hellseher sein müssen, um zu ahnen, welcher Nation irgendein bleistiftdünner Schiffsrumpf, ein Spinngewebe von Masten in einer halben deutschen Meile Entfernung, im Silbernebel der Seeluft angehörte. Tauchte er aber in der Nähe auf, um die Schiffspapiere einzusehen, so rüstete sich der Dampfer jäh zum Rammen, oder es klappte drüben plötzlich ein Stück Bordwand herunter. Die Schiffsgeschütze einer britischen U-Boot-Falle, in die sich der harmlose Däne oder Norweger verwandelt hatte, flammten gegen das nicht rasch genug wieder zum Fluten kommende

U-Boot, dessen 1 — oder später 2 — Kanonen nicht viel größer als ein Feldgeschütz auf dem Lande waren.

„Da erschien hinter uns ein großer Dampfer, der anscheinend den Hafen Cardiff zu erreichen versuchte", schildert der U-Boot-Kommandant Freiherr v. Forstner einen wilden Kampf mit dem britischen Blockadebrecher „Vosges", der eine Sensation für die ganze angelsächsische Welt bildete. „Kaum hatte er uns erblickt, als er auch schon sofort kehrtmachte und zu entrinnen versuchte. Noch immer zeigte er keine Nationalflagge und beachtete auch das ihn zum Zeigen der Nationalflagge auffordernde Flaggensignal nicht, sondern versuchte mit höchster Fahrt seinen Bestimmungshafen zu erreichen. Gleichzeitig feuerte er in kurzen Zwischenräumen Raketensignale ab, die anscheinend die Hilfe englischer Bewachungsschiffe herbeiholen sollten.

Laut krachend schlug die erste Granate in seine Kommandobrücke ein. Seine Antwort bestand darin, daß er hinten am Flaggenstock die englische Flagge emporsteigen ließ, zum Zeichen, daß er den Kampf aufnehmen wollte!

Fortwährend im Kreise drehend versuchte der Engländer zum Rammstoß auf uns anzusetzen. Wohlweislich aber drehten wir ihm immer in solchem Abstand nach, daß ein Rammen ausgeschlossen blieb. Hoch wälzten sich die Wogen über unser niedriges Bootsdeck hinweg. Häufig standen die Geschützbedienungen bis zum Halse in der kalten salzigen Flut. Ein wohlgezielter Treffer zerschoß des Engländers Flaggenstock. Die Flagge wurde kurz darauf wieder gehißt. Noch ein drittes Mal stieg sie empor.

Schon über vier Stunden hatte die Jagd gedauert. Der Dampfer brannte an mehreren Stellen. Auch klafften große Löcher an beiden Seiten seiner Bordwände. Es war für uns die höchste Zeit, denn schon näherten sich dem Kampfplatz mit hoher Fahrt einige durch die Schüsse und Raketensignale herbeigelockte englische Torpedobootszerstörer. Mächtige Rauchwolken, aus ihren Schornsteinen gen Himmel steigend, zeigten an, daß sie in nicht allzu langer Zeit auf dem Kampfplatz erscheinen würden. Zeit war es daher für uns, das Feld zu räumen, zumal der sich immer stärker zur Seite neigende Dampfer sichtlich genug hatte.

Einen letzten Blick warfen wir zurück auf unsere tapferen englischen Gegner. Sämtliche Offiziere des Dampfers bis auf den Kapitän selbst waren in unserem Feuer gefallen. Die Passagiere waren von dem Kapitän zur Unterstützung der Heizer in die Kesselräume geschickt worden, um die Geschwindigkeit des Schiffes bis zum äußersten zu steigern. Wir lasen nach unserer Rückkehr, daß unser Dampfer, bald nachdem wir ihn verlassen hatten, gesunken war. Der Kapitän wurde zum Reserveoffizier der englischen Flotte ernannt."

Durch dieses Vorrecht der Neutralen, womöglich mit Kriegsgerät für England an Bord, im Sperrgebiet zwischen unseren U-Booten herumzugondeln, wurde der Unterwasserkrieg von vornherein eine Halbheit. Man hätte unbeschränkten Krieg gegen alle Fahrzeuge der Sperrzone ohne Unterschied oder gar keinen führen dürfen.

„Wir ließen die Kriegsgebietserklärung bestehen", schreibt v. Tirpitz, „behielten also die Amerika verstimmende Schale des U-Boot-Kriegs bei,

höhlten aber den militärischen Kern aus, handelten also stark mit dem Wort und schüchtern mit der Tat. Die Kriegführung der U-Boote war jetzt wirkungslos für den Endsieg, bot aber noch Stoff genug für Zwischenfälle und Verärgerung mit Amerika."

Derb, aber wahr drückt sich etwas später der weltbekannte Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, Albert Ballin, aus: „Daß wir wieder vierzehn Tage brüten, bringt die Amerikaner zu dem Eindruck, als hätten die deutschen verantwortlichen Männer wieder die Hosen voll! Daß die Leute in Washington Hemdärmelpolitiker sind, weiß man doch und müßte sich auf die Psyche dieser Nation einstellen!"

1. Aug. 1915

So beginnt nun doch, aber von des Gedankens Blässe angekränkelt, der U-Boot-Krieg. Am ersten Tag empfängt schon der erste britische Handelsdampfer den Torpedofernschuß. Und eigentlich kommt jetzt alles auf die Zahl der tödlichen unterseeischen Stechfliegen an, mit denen Deutschland die englische Küste zu umwimmeln vermag.

18. Feb. 1915

Bei Kriegsausbruch besaß die Kaiserliche Marine die Tauchboote „U 3" bis „U 27". „U 1" und „U 2" dienten Schulzwecken. Bis Ende dieses Jahres kamen noch aus der Germaniawerft in Kiel, durch Motorschwierigkeiten verzögert, „U 31" bis „U 41" hinzu. Der Bau eines U-Bootes dauerte bis zu 1½ Jahren. Bei Eröffnung des Handelskriegs lagen also 3 Dutzend U-Boote verwendungsbereit.

1914

Optimistischer als hier Tirpitz, rechnet der britische Marineminister Churchill für Deutschland bei Kriegsbeginn 33 U-Boote heraus, bei einer andern Gelegenheit kommt er nur auf 27. Für England zählt er 74 Tauchboote, davon aber nur 18 „seegehende", die auf die Dauer die hohe See halten konnten.

Von je 3 U-Booten war immer 1 an seinem Bestimmungsort vor dem Feind, 1 und Ablösung auf dem Hin- oder Rückweg, 1 zur Erholung der Mannschaft und Ausbesserung des verwickelten Mechanismus im Heimathafen. Rechnet man, daß die 36 deutschen U-Boote alle bis an die englischen Küsten und in die Irische See hinein verwendungsstark genug waren, so hielten jeweils gleichzeitig höchstens ein Dutzend deutsche U-Boote die Blockade aufrecht, nach Churchills Meinung nur 7 oder 8!

Nach der Behauptung der britischen Admiralität wurden in der ersten Handelskriegswoche von 1381 in englischen Häfen ein- und auslaufenden Dampfern 7, in der folgenden Woche von 1474 keiner durch U-Boote versenkt. Im nächsten Monat sollen von 5000 britischen Schiffen 21, im Monat darauf von 6000 Dampfern 23, darunter 6 neutrale, gesunken sein. Dagegen hätten die Deutschen in dieser Zeit 4 U-Boote, darunter „U 8", „U 12" und, ganz besonders „U 29" eingebüßt.

Februar 1915
März 1915
April 1915
1.—8. März 1915

„U 29" — das war Otto Weddigens, des U-Boot-Helden, neues Kampfboot. Mit ihm kreuzte er an der Südküste Irlands und traf

plötzlich auf den Panzer „Dreadnought" — den Vater aller Dreadnoughts der Welt —, der ihn wie ein Stier annahm und mit seinem Kiel rammte. Auf dem hochgebäumten Bug des mit Weddigen und allen seinen Getreuen versinkenden Boots erschien die Nummer 29. Nun erst wußten die Briten, daß sie sich von dem Vernichter ihrer 3 großen Kreuzer befreit hatte. Er hatte noch auf dieser seiner letzten Fahrt vor seinem Untergang 5 englische Dampfer erledigt.

18. März 1915

Danach hätte in den ersten 3 Kriegsmonaten des U-Boot-Kriegs die gegnerische Handelsflotte nur etwa das 100. Schiff verloren. Aber auch wenn man diese amtlichen Londoner Nachkriegszahlen nicht für unfehlbar hält — bei Beginn der Handelsfeindlichkeiten hatte Kaiser Wilhelm II. eine telegraphische Meldung befohlen, „ob eine Gewähr dafür übernommen werden könne, daß innerhalb 6 Wochen nach Beginn des neuen Handelskriegs England zum Einlenken gezwungen sein würde", und umgehend die Antwort erhalten: „Staatssekretär und Admiralstabschef sind überzeugt, daß England 6 Wochen nach Beginn des neuen Handelskriegs einlenken wird."

15. Feb. 1915

Statt dieses Großkriegs, zu dem Deutschland das 10- oder 20fache an U-Booten hätte in See senden müssen, umschattete nun ein schleppender Kleinkrieg die britischen Inseln.

„Das Schlimme bei der Aktion mit den U-Booten", schreibt v. Tirpitz in einem Privatbrief in die Heimat, „ist, daß die Versumpfung vor allem dadurch herbeigeführt werden wird, daß wir jetzt nicht genug haben. Darin und in der Art des Startens mit Fanfarengeblase und Drohung an die Neutralen liegt die schlimmste Seite der Angelegenheit."

6. Feb. 1915

Und weiter aus dem Großen Hauptquartier in Charleville: „Mit dem zeitweiligen Abflauen des U-Boot-Kriegs hat es seine Richtigkeit." Und 3 Tage später ganz verzweifelt: „Langsam muß die Absperrung Deutschlands auf die Gemüter wirken. Die diplomatische Vorbereitung für einen Weltkrieg war unglaublich. Vertrauensseligkeit, daß England neutral bliebe, bis zuletzt! Und ich sitze hier und kann so gut wie nichts tun! Ein Gespräch mit Bethmann ist absolut zwecklos. Ich habe noch nie ein Gespräch mit ihm gehabt, bei dem etwas herauskommt. Er ist gänzlich hoffnungslos."

10. März 1915
13. März 1915

Über die ganze Erde hin aber dröhnt inzwischen die britische Alarmtrommel gegen die „völkerrechtswidrige" U-Boot-Blockade!

„Der Engländer", schreibt Admiral Scheer, „findet es durchaus in der Ordnung, eine Seeabsperrung in der Nordsee einzurichten, die sich an die geltenden Völkerrechtsbestimmungen nicht kehrt. Daß die Folge davon die Heraufbeschwörung der Hungersnot über die gesamte deutsche Bevölkerung sein muß, ja, daß seine Maßnahme in der bewußten Absicht, sie herbeizuführen, getroffen ist, stört sein Gewissen für Menschlichkeit nicht im mindesten. Aber dann, ob in bewußter oder unbewußter Heuchelei, erhebt er wider Gegenmaßregeln entrüsteten Widerspruch. Gewöhnt, den Krieg durch seine Söldner im Ausland führen zu lassen, betrachtet er jede persönliche Beeinträchtigung seines Behagens

als Verstoß gegen die Menschlichkeit und erhebt einen ungeheuren Lärm, um Stimmung für seine Sache zu machen."

Andächtig beobachtet die Menschheit Englands heiligen Feuereifer wider die „Seeräuber", wie man die deutschen U-Boot-Männer nannte. In der Ostsee torpedieren britische U-Boote in aller Gemütlichkeit deutsche Handelsdampfer. Davon erfährt die Welt nichts, und der Reichskanzler rührt keinen Finger, um es ihr zu melden.

Gegen die „Pest", nämlich die deutschen U-Boote in der Nordsee, aber rüstet Großbritannien nicht nur, unter Flaggenmißbrauch und Bruch des Völkerrechts, seine tückischen U-Boot-Fallen aus. Es beschlagnahmt auch zu Tausenden alle seine Dampfjachten, Fischkutter, kleinen Hafenfahrzeuge und schickt sie als „Moskitos der See" zur Bewachung der „Anzeignetze", elastischer unterseeischer Vorhänge aus dünnem Stahldraht. Diese Sperren sind an schwimmenden Glasbojen befestigt, in denen ein Kalzium-Karbidlicht sofort selbsttätig aufflammt, sobald sich unter Wasser die Netzwand hemmend um die Schrauben eines nahenden, in der Tiefe ja blinden U-Boots wickelt. 35 Kilometer breit sperrt zwischen Dover und Calais solch ein Drahtgeflecht den Kanal. Netze von insgesamt 7000 Kilometer Länge werden in Auftrag gegeben und zu den „Aktäonnetzen" entwickelt, an denen bei dem Stoß eines U-Boots-Kiels selbständig sich entladende Unterwasserminen hängen. Das Hydrophon wird erfunden, mit dem man das leise Schraubengeräusch eines U-Bootes unter See auf weite Entfernung hören kann, Wasserbomben, die, von Hochseeschiffen über Bord geschleudert, erst in einiger Tiefe unter dem Meeresspiegel, da, wo man das U-Boot vermutet, auseinanderplatzen.

So blieb der Verkehr zwischen England und Frankreich über den Kanal durch deutsche Tauchboote unbehelligt.

In der Pariser Ausgabe des „New York Herald" konnte man ständig die Namen der Ladies lesen, die aus London herübergereist und im „Ritz" oder „Chatham" abgestiegen waren, um sich mit ihren von der Front kommenden Männern oder Brüdern zu treffen.

Gegen England verfehlte der U-Boot-Krieg in diesen Frühjahrsmonaten seine volle, erwünschte Wirkung. Voll, aber ganz unerwünscht, wirkte er in Amerika. *(Februar bis Mai 1915)*

Dort hatte, nach dem Notenwechsel bei Beginn des Handelskriegs, das „Weiße Haus" in Washington zunächst zugewartet, wie das mit der „neutralen Schiffahrt", das heißt den Granatenverschiffungen unter dem Sternenbanner, nun weiter werden würde. *(4. bis 28. Februar 1915)*

Hallo! Ein erster Sturmstoß durch den Zeitungswald der Erde: Auf dem torpedierten englischen Passagierdampfer „Fallaba" ist ein amerikanischer Staatsangehöriger ertrunken! Hallo! Das amerikanische Schiff „Cushing" wird aus Versehen aus der Luft *(28. März 1915)*

angegriffen! Hallo! Der amerikanische Dampfer „Gulflight" irrtümlich von einem deutschen U-Boot zur Strecke gebracht, 2 Amerikaner tot! *(1. Mai 1915)*

Gewitterstimmung über dem Großen Teich!

Graf Johann Heinrich Bernstorff, deutscher Botschafter in Washington, selbst mit einer Amerikanerin verheiratet, tut das einzige, was er vermag, um weiteres Unheil abzuwenden! Auf dem diplomatisch ungewöhnlichen Wege eines öffentlichen Zeitungsinserats warnt die Kaiserlich Deutsche Botschaft ausdrücklich die Amerikaner vor ihrer gewohnten Sorglosigkeit. *(geb. 1862)* *(27. April 1915)*

„Reisende, die sich zur Fahrt über den Atlantischen Ozean einzuschiffen beabsichtigen, werden daran erinnert, daß zwischen Deutschland und Großbritannien Kriegszustand besteht, daß die Kriegszone die an die britische Insel stoßenden Gewässer einschließt, daß Schiffe, welche die Flagge Großbritanniens führen, der Zerstörung in diesen Gewässern ausgesetzt sind und daß Reisende, die in der Kriegszone auf den Schiffen Großbritanniens oder seiner Verbündeten fahren, das auf ihre eigene Gefahr tun!"

Der nächste Passagierdampfer, „Lusitania", der abfahrtbereit im Hafen von New York liegt, führt die Flagge Großbritanniens. Er fährt in die Kriegszone. Er ist, wie die deutsche Regierung nachträglich feststellt, mit Geschützen ausgerüstet. In seinem Schiffsraum ruhen laut nachträglichen amerikanischen Feststellungen 1250 Kisten Pulver, 5468 Kisten Munition, 4200 Kisten Patronen, 18 Kisten Granatenzünder. Kanadische Truppen Englands fahren aus den neutralen Vereinigten Staaten mit. Dazwischen eine Menge Amerikaner mit Frauen und Kindern, die nach England wollen. Die deutsche Warnung, die noch in der letzten Stunde der Abfahrt unter der tausendköpfig auf dem Pier versammelten Menge verbreitet wird, erregt allgemeine Heiterkeit. *(28. Mai 1915)* *(1. Mai 1915)*

Noch zwei Tage später wird dem Londoner „Daily Telegraph" von New York gedrahtet: „Deutsche Drohung. Berlins letzter Bluff in Amerika verspottet." *(3. Mai 1915)*

Die „Lusitania" nähert sich der britischen Küste. Die Londoner Admiralität warnt sie durch einen Funkspruch nach dem andern.

„Häfen mit äußerster Kraft passieren!" — „U-Boote arbeiten Südküste Irlands!" *(6. Mai 1905 mitt. 12.05)*

Die „Lusitania" läuft gelassen mit Dreivierteldampf ihren Kurs weiter den U-Booten entgegen. *(6. Mai 1915 nachm. 7.50)*

Neue dringende Drahtungen der britischen Admiralität: „U-Boote im südlichen Teil des Irischen Kanals. Sicherstellen, daß die ‚Lusitania' Nachricht erhält!" — und an die „Lusitania" direkt: „U-Boote liefen Kurs West, gesichtet um zehn Uhr vormittags." *(7. Mai 1915 vorm. 11.25)* *(7. Mai 1915 nachm. 12.40)*

Die „Lusitania" fährt, ohne sich im geringsten um die Warnungen zu kümmern, am hellen Tag, bewußt, in den Tod.

7. Mai 1915
2 Uhr nachm.

„Eine ungeheure Explosion läßt, in der Nähe von Old Head (Kinsale), das Schiff in seiner Mitte erdröhnen. Ein zweiter Donnerschlag wenige Minuten später weiter hinten. Die beiden Torpedos des „U 20", Kapitänleutnant Schwieger, haben getroffen. Er merkt jetzt erst, daß es die „Lusitania" ist, die, durch ihre eigenen explodierten Munitionsmassen zerrissen, viel schneller, als Kapitän und Passagiere je ahnten, versinkt. Nach kaum 20 Minuten schließen sich die irischen Wasser über der „Lusitania". Mit dem Bug voran nahm sie 1195 Menschen, darunter 291 Frauen und 94 Kinder, mit auf den Meeresgrund.

Der Mörder dieser Menschen war der Kapitän der „Lusitania". Die Schuldige an ihrem Tod die Politik Washingtons, die gleichzeitig amerikanische Staatsbürger und britische Soldaten, Granaten und Babies, Frauen und Schiffsgeschütze, von Deutschland zuvor ausdrücklich gewarnt, in das Grauen des Seekriegs fahren ließ.

Die Wut der Welt aber wendet sich wider Deutschland, zumal Bethmann und Berlin in den neutralen Ländern so gut wie nichts zur Aufklärung tun! In London wittern die Brüder Northcliffe-Harmsworth eine Gelegenheit wie noch nie. Eine rasende Propaganda gegen die „neuen Hunnen" überschwemmt die Erde.

Kein Lotse in einem Winkel der Welt, der nicht dem Schiff, dem er entgegenfuhr, das millionenfache Plakat mit den Abbildungen der 40 ertrunkenen, bis zu 1 Jahr alten Babies von der „Lusitania" mit an Bord brachte.

Am gefährlichsten natürlich die Stimmung in den Vereinigten Staaten selber. Der Krieg mit Amerika stand, ohne daß man es in Deutschland ahnte, schon jetzt vor der Türe.

„Ich wurde bei meiner Abreise aus New York", schreibt aus diesen Maitagen der deutsche Botschafter Graf Bernstorff, „in den Strudel der öffentlichen Erregung hineingerissen, da es mir trotz Benutzung eines Nebenausgangs des Hotels nicht gelungen war, das Haus unbemerkt zu verlassen. Mehrere mit Reportern voll bepackte Automobile fuhren mir nach dem Bahnhof nach, wo ich derartig umringt wurde, daß ich nicht ausweichen konnte. Schließlich gelang es mir mit Mühe, unter dem Wutgeheul der Reporter den Zug [nach Washington] zu erreichen."

In Washington stemmte sich Präsident Wilson zunächst wider den Sturm, der durch sein Land fegte. „Tatsächlich", schreibt Graf Bernstorff, „haben wir drei Wochen lang dicht vor dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen gestanden. An allen Börsen der Vereinigten Staaten war Panik eingetreten. Für die alles mit sich fortreißende Stärke der Empörung war ein besonders eindrucksvolles Zeichen, daß auch die Deutschamerikaner völlig zusammenklappten. Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten war nach dem Lusitania-Zwischenfall sozusagen tot und lebte erst allmählich wieder auf."

13. Mai 1915

Und Präsident Wilson? Er schickt eine geharnischte Note nach Berlin: „Es ist klar, daß U-Boote nicht gegen Handelsschiffe [voll

Kanonen und Granaten und Soldaten] verwendet werden können, ohne unvermeidliche Verletzungen geheiligter Grundsätze der Menschlichkeit und Gerechtigkeit."

28. Mai 1915
2. Juni 1915

Die deutsche Antwort befriedigt den Präsidenten nicht. Als ihn der deutsche Botschafter Graf Bernstorff persönlich aufsucht, sind „schon alle Vorbereitungen für den Abbruch der Beziehungen und einen daraus folgenden Krieg getroffen und wurden dann rückgängig gemacht".

21. Juli 1915

Es dauerte noch Monate, bis der Notenwechsel wegen der „Lusitania" endete und alles vorerst im unklaren blieb. Mancher mag sich damals drüben gesagt haben, daß Amerika vorerst mit den Kriegslieferungen bessere Geschäfte mache als mit dem Kriege selbst.

9. Juni 1915

Der Staatssekretär Bryan aber erklärte, es solle den amerikanischen Bürgern verboten werden, auf Schiffen zu reisen, welche die Flagge einer kriegführenden Nation trügen! Mit dieser Forderung konnte er nicht mehr die Politik eines „neutralen" Landes amtlich decken! Er trat vom Posten eines Außenministers der Vereinigten Staaten zurück.

5. Juni 1915

Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg aber blieb und erwirkte einen Befehl des Kriegsherrn, daß feindliche große Passagierdampfer künftig nicht mehr torpediert werden dürften.

„Der Kanzler", schreibt der Großadmiral v. Tirpitz, der daraufhin ein vom Kaiser abgelehntes Abschiedsgesuch eingereicht hatte, „hatte nicht die Entschlußkraft, den U-Boot-Krieg ganz aufzugeben. Aber er wollte ihn doch scheinbar führen. In Wirklichkeit aber konnten nach diesem Befehl große Dampfer überhaupt nicht mehr angegriffen werden, denn für die U-Boot-Kommandanten war die Unterscheidung zwischen Passagier- und Frachtdampfern in den allermeisten Fällen unmöglich. Wir führten den U-Boot-Krieg nach einer Methode weiter, bei der er nicht leben und nicht sterben konnte!"

28

Die „Zepps" und England

Zu Lande konnte man dem britischen Inselreich nicht beikommen. Zu Wasser, mit der Hochseeflotte, wagte und wollte man nicht. Blieb also nur als letzter Kriegspfad, auf Antrag der Marine, die Luft. Für die Luftschiffe, die „Zepps", wie der Engländer die Zeppeline nannte.

Seit ihrer Entstehung an den Ufern des Bodensees sind sie mit dem Wasser verwandt. Sie haben im Krieg gern Wasser unter sich. Wasser hat keine Balken und also auch nicht plötzlich aus den Hangars aufsummende Flugzeuge und die dünnen, steil zum

Himmel bellenden Schlangen des Flak-Feuers der Flugabwehrkanonen.

Natürlich: die Zeppeline sind auch Landgeschöpfe. Sie kreuzen über Paris. Über den französischen Provinzen. „L 59" flog später von Bulgarien nach Khartum und zurück 6800 Kilometer.

Graf Zeppelin, der greise Jüngling, in dem sich in so wundersamer Weise wilder Reiterwagemut, tiefstes Denken, eiserne Willenskraft mit anspruchsloser Vornehmheit des Wesens einten, erörterte damals selbst in einem engeren Kreis in Gegenwart des Verfassers den Gedanken, den Hauptsitz der russischen Rüstungsindustrie in dem fernen Donezbecken durch Luftschiffe zu zerstören.

Aber wenn der Luftriese vorsichtig im Abenddämmern aus seiner Höhle, der Halle von Ahlhorn, kriecht, dann fliegt er vorläufig am liebsten über See. Die Flotte hat ihre eigenen M. L. — ihre Marineluftschiffe. Sie sendet die unheimlichen nächtlichen Gäste über die „Festung London" — am Außenrand der Riesenstadt stehen in der Tat einige Batterien — und in das Innere Old Englands. Bald werden dort die Alarmsirenen aufheulen, Mündungsfeuer auflohen, Menschen flüchten, die bläulichen Lichtbahnen der Scheinwerfer über den Himmel fegen und den gespenstigen, bleich silbernen Riesenfisch vor dem schwarzen Nachtgewölk suchen.

Ein paar geschwärzte Haustrümmer. Einige Scheiterhaufen von Schuppen. 1, 2 dampfende Docks. Man hat dem Feind sachlich ein wenig geschadet. Seelisch sehr genutzt. Man hat in Wirklichkeit der Riesenpropaganda der Brüder Northcliffe und Harmsworth einen noch riesigeren Gefallen erwiesen.

Nach englischen Angaben wurden im Weltkrieg 600 Zentner Bomben auf London geworfen und 1888 Menschen getötet und verwundet.

Man hat so den beschaulichen Gentleman vor dem Kaminfeuer seines Klubs, man hat den gedankenlosesten „Mann auf der Straße" darauf aufmerksam gemacht: ‚Es ist Krieg, Sir!' Zum erstenmal seit den Tagen Wilhelms des Eroberers ist wieder ein lästiger Ausländer, ist der Feind im Land!

Aber damit hat man John Bull nicht etwa in kopflose Panik gestürzt. Englische Nerven sind nicht so schreckhaft. Im Gegenteil: Jetzt erst nimmt er den Match verwünscht ernst und krempelt höchsteigenhändig die Hemdärmel auf. „Freiwillige an die Front!" — das reichte jetzt bald nicht mehr. Diese Predigt aus den Lüften ist zu ernst. Sie ist ein Funkspruch „An alle"! Sie bereitet die allgemeine Wehrpflicht in Großbritannien vor.

1863—1928

„Die Luftschiffe", bestätigt Admiral Reinhold Scheer, „waren die einzigen Kriegsfahrzeuge, die die Engländer aus ihrer Sicherheit auf der Insel aufschreckten."

„Müller" [Chef des Reichsmarineamts Admiral v. Müller], notiert v. Tirpitz, „beklagt sich über die Zeppelinangriffe, und ich gebe ihm vollkommen recht. Ich will versuchen, die Kindereien mit den Zeppelinschiffen zu bremsen."

„Kindereien" — das ist das harte Wort eines verbitterten Mannes über deutsche Heldentaten, die auch hier, in Nacht und Nebel über Nordsee und Feindesland, in schweigender Pflichterfüllung aus einer inneren Bedrängnis heraus geschahen, die für die Nachkriegszeit kaum mehr vorstellbar ist. Von insgesamt 61 Marineluftschiffen — bei Kriegsausbruch nur 3 — sind im Verlauf des Kriegs 17 mit voller Besatzung zugrunde gegangen. 28 weitere verunglückten durch Strandung, Hallenbrand oder Explosion, 6 wurden gefangengenommen, ebensoviel unbrauchbar, so daß am Tage des Waffenstillstandes nur noch 10 „Zepps" im Dienst standen.

Die M.L. hatten eine Besatzung von je 2 Offizieren und etwa 20 Mann. Sie führten ein winziges Geschütz und 2 Maschinengewehre. Ihre Brandbomben wogen bis zu 300 Kilo. Ihre eigentliche Aufgabe war aber nicht der Feuerüberfall über Land, sondern die Aufklärung über See.

„Fregattenkapitän Strasser", schreibt Admiral Scheer, „war die Seele des Ganzen. Er kannte keine Schwierigkeiten. So trieb er die Luftschiffe in immer größere Höhen hinauf, und die zu Anfang des Krieges für ganz unmöglich gehaltene Betätigung in 6000 Meter Höhe hat er durchgesetzt. An den meisten Luftschiffangriffen hat Fregattenkapitän Strasser teilgenommen, obgleich ich ihm nicht immer gern die Erlaubnis dazu gegeben habe. Denn bei den recht erheblichen Luftschiffverlusten mußte ich besorgen, daß auch er einmal nicht zurückkehrt."

Und einmal, kurz vor Kriegsende, kehrte Kapitän Strasser nicht zurück.

gefallen über England, 5. Aug. 1915

Über den kämpfenden Panzerkreuzern des Treffens auf der Doggerbank in der Luft als Beobachter „L 5". Vorher schon der erste Luftschiffangriff auf England. Erfolgreiche Vorstöße bis in den Herbst.

24. Jan. 1915
15. Jan. 1915
August und Sept. 1915

Solch einen nächtlichen Husarenritt zu Luft schilderte der Korvettenkapitän Viktor Schulze, Kommandant des kühnen „L 11", der später den Heldentod fand.

„Das Schiff steuerte über der oft deutlich sichtbaren, beschneiten [englischen] Küste nach Norden. Dicke Schneewolken. Darüber klarer Sternhimmel. Inzwischen setzten heftige Hagelböen ein. Das Schiff vereiste stark. In den Schnee- und Hagelböen erstrahlten Antennen und Metallstreben in hellem Elmsfeuer. Indes trat jetzt aus der verschneiten Landschaft der Humberlauf hervor. Die Stadt Hull blieb still und dunkel, aber die Wolken teilten sich in diesem Augenblick völlig, und es bot sich folgendes Bild: Stadt und Umgebung waren frisch verschneit. Zwar sehr gut abgeblendet, lag die Stadt bei dem sternenklaren Himmel scharf wie auf einer Zeichnung mit Straßen, Häuserblocks, Kais und Hafenbecken unter dem Schiff. In den Straßen irrten einige Lichter

umher. Zwanzig Minuten lang wurden nun in aller Ruhe Bomben auf Hafen und Dockanlagen gelegt. Gebäude stürzten wie Kartenhäuser zusammen. Es stürzten strahlenförmig vom Treffpunkt immer neue Gebäude zusammen, schließlich ein in der verschneiten Hafengegend schwarz sich abhebendes, riesiges Loch bildend. Mit dem Doppelglas sah man im Schein der Brände Leute hin und her rennen. Die Scheinwerfer suchten das Schiff vergeblich. Südlich dieser Scheinwerfer feuerten die Batterien mit großem Munitionsaufwand. Vierzig bis fünfzig feurige Brand- oder Leuchtgeschosse lagen gut um das Schiff herum. Bei der ersten Sprengbombe, die zwischen die Scheinwerfer fiel, erlosch erst einer davon, gleich darauf der Rest."

Und die Briten? Der nach England abkommandierte russische Admiral G. v. Schoultz, ein Finnländer, erzählt von einem Luftangriff auf London:

„Wir erfuhren, daß man einen Zeppelinangriff erwartete. Der Himmel war leicht bewölkt und einige wenige Sterne waren zu sehen. Plötzlich stand der weiße suchende Strich eines Scheinwerfers an dem Himmel und leuchtete, langsam hin und her gehend, die Wolken ab. Nach einer Minute waren eine große Anzahl von Scheinwerfern aus verschiedenen Richtungen auf dieselbe Wolke gerichtet. Ich zählte bis zu zwanzig Strahlenkegel. Fast die gesamte Straßenbeleuchtung war ausgelöscht. Die Schaufenster mit dunklen Vorhängen abgeblendet. Plötzlich hörte ich den schwachen, aber charakteristischen Ton einer Sirene: „Danger!" [Gefahr!].

Wir wollen nicht länger warten, als wir aus weiter Entfernung das dumpfe Rollen einiger Schüsse hörten. An der Ecke traf ich einen Schutzmann. ‚Haben Sie denn am Himmel nicht den Widerschein von dem brennenden Zeppelin gesehen?' fragte der Polizist und begann gleich sehr leutselig zu erklären, da wäre ein brennender Zeppelin über Nordlondon abgestürzt! Vorher hatte er schon etwas wie Propellergeräusch gehört und dann plötzlich ein von Scheinwerfern beleuchtetes Luftschiff gesehen, welches einer versilberten Zigarre ähnlich sah. Nach einer Weile verschwand der Zeppelin, wahrscheinlich in den Wolken, doch im gleichen Augenblick fing es an, in rascher Reihenfolge zu knallen, wie von einem großen Maschinengewehr. ‚Ich wollte gerade zu der Laterne gehen', fuhr der Hüter der Ordnung fort, ‚als der Himmel mit einemmal taghell erleuchtet war. Ich drehte mich um nach Norden. Dort war ein riesiger Feuerschein wie von einer Feuersbrunst und in deren Mitte eine langsam sinkende weiße Stichflamme, welche ganz Nordlondon mit hellem Licht übergoß, so daß ich auf den hohen Dächern die Menschen erkennen konnte, welche sicherlich Hurra geschrien haben . . . Von der silbernen Zigarre sah ich nichts mehr. Doch die Flamme stand in der Luft, oder eigentlich stand sie nicht, sondern sank immer tiefer, wenigstens zwei oder drei Minuten. Ich lief zu unserer Polizeistation und erfuhr dort, daß der Zeppelin heruntergekommen war. Vielleicht hat er eine Feuersbrunst zustande gebracht. Ich sah da ziemlich lange einen starken Feuerschein.'"

„In den Worten des Schutzmanns lag Neugierde", schließt der finnische Admiral seinen Bericht, „doch weder aus seinen Worten noch aus dem Ton Unzufriedenheit mit dem ungebetenen Gast. Eher schien er durch den Verlauf der ganzen Angelegenheit sehr befriedigt."

Durch die ganze Welt ging, von den Zeitungsgiftküchen in Londons Oxford Street aus, ein neues Wutgeheul über die „fliegenden Kindermörder". Von den nichtfliegenden Kindermördern — denen, die durch die Hungerblockade die deutschen Kinder dahinsiechen ließen — war nirgends auf der Welt die Rede.

Das Marineluftschiff „L 19", Kommandant Kapitänleutnant Odo Löwe, verirrte sich nach Holland, wurde dort von den Strandbatterien beschossen und ging schwer getroffen an der britischen Ostküste, in der Nähe des Hafens Grimsby, auf die Nordsee nieder.

Ein Bild. In vielen Zeitungen der Welt. Ein englischer Fischdampfer, an seinem Bord angemalt seine Nummer und Name: „CY 1174 King Stephen". Dicht vor ihm, in den Wellen versinkend, „L 19". Auf der noch treibenden Lufthülle steht die Mannschaft, hebt die Hände, winkt mit einer weißen Fahne. Der „King Stephen" qualmt aus seinem Schlot. In einer Minute hätte er mit Volldampf die drüben gerettet. Seine Leute stehen, ohne sich zu rühren, und sehen, wie die Deutschen ertrinken. Ein englischer Bischof erklärt das für eine löbliche Tat.

Im Landkrieg war die Verwendung der Militärzeppeline von vornherein beschränkt und erstarb gegen Ende des Krieges fast völlig.

Die Luftriesen, von denen im ganzen bei der Mobilmachung 17 vorhanden waren, blieben gegenüber dem Flugzeug zu unbehilflich und zu vielen Gefahren ausgesetzt.

Es wurden während des Kriegs 104 Luftschiffe neu gebaut, im ganzen also 121 eingesetzt, die fast sämtlich — 110 von ihnen — auf dem Feld und Meer der Ehre blieben. Das schwerste Verlustjahr war 1917.

Mannigfach die Ursachen des Untergangs: abgeschossen, durch Fliegerangriff vernichtet, explodiert, gestrandet, im Meer versunken, vom Blitz getroffen, im Nebel gegen eine Bergwand geflogen, vom Sturm abgetrieben, in der Halle verunglückt, auf Feindesboden notgelandet und von der Besatzung selbst zerstört.

Verschieden das Schicksal. Gleichbleibend der Heldenmut der Besatzung.

29

Flandern und Champagne

Volk ohne Raum! . . . Volk in Waffen ohne Raum — das ist das Schicksalswort des Krieges im Westen.

Das alte Mitteleuropa ist genau so groß geblieben, wie es immer war, aber die Zahl der Männer, die in ihm kämpfen sollen, hat sich verzehnfacht, verfünfzigfacht, seitdem alle Großmächte des Fest-

landes dank der allgemeinen Wehrpflicht jeden wehrfähigen Staatsbürger statt der früheren Söldner ins Feld stellen.

Die Massen stoßen und drängen sich aneinander. Es ist kein Platz mehr hier für die hergebrachte Höchstleistung der Kriegführung: die Umfassung, die Einkreisung. Kein Kessel mehr für ein Cannä oder Sedan. Man sucht sich umsonst die Flanke abzugewinnen. Es gibt keine Flanke mehr, weder hüben noch drüben. Es gibt nur noch zwei ununterbrochene Frontgrabenlinien von der Schweiz bis an den Kanal.

Die einzige Siegesmöglichkeit also der Durchbruch. Der Keil mitten in die feindliche Front. Aller Angriff ist schwer, der Verteidiger, gemäß der Feuerwirkung moderner Waffen, im Vorteil. Ehe die Infanterie zum Sturm antritt, müssen diese Waffen drüben — diese Geschütze, Maschinengewehre, Minenmörser — zum Schweigen gebracht werden. Die feurigen Mäuler Frankreichs und Englands läßt man am besten verstummen, je lauter und länger und massenhafter man die eigenen brüllen läßt. Je mehr Granaten, um so besser, um drüben Drahtverhau, Gräben, Unterstände einzuhageln, einzuebnen, kurz und klein zu trommeln.

So tritt an Stelle der Feldherrnkunst der Materialkrieg. Die mechanische Masse will den Menschen erdrücken. Und kann es doch nicht. Immer wieder siegt im Westen deutscher Männermut über Feuerwalze und Trommelfeuer.

Februar 1915

Ist solch ein Ansturm der englischen und französischen Menschen und der amerikanischen Granaten wieder einmal endlich abgewehrt, dann liegen sich die Heere erschöpft in ihren Stellungen gegenüber.

So ist in Frankreich, nach der Winterschlacht in der Champagne, ein halbes Jahr lang so ziemlich allgemeine „Ruhe“ an den Fronten.

Zu ruhig darf man sich freilich die „Ruhe“ an den Fronten nicht denken! Ein Regiment im Westen berechnet die an „stillen“ Tagen auf seinem Abschnitt niedergehenden Granaten und Minen auf immerhin über 500 in je 24 Stunden. Meldete der Heeresbericht von allen Kriegsplätzen „Nichts Neues“, so rechnete die Oberste Heeresleitung mit einer Gesamteinbuße von etwa 1000 Toten, Verwundeten und Kranken an diesem Tag. Andererseits konnte man annehmen, daß am gleichen Tag vielleicht 500 Verwundete und Kranke wiederhergestellt zu ihren Truppenteilen zurückkehrten.

Im Osten betrachtete man den Schützengraben nicht als „auf Erden ein bleibend Quartier“. Hier im Westen hieß es allmählich: „Hier laßt uns Hütten — d. h. Gräben — bauen!“ Die deutschen und die gegnerischen Schützengräben, zu Beginn des Jahres oft noch eine Viertelstunde Fußweg voneinander entfernt, rücken sich immer näher, immer näher, allmählich an einigen Stellen bis auf

1915

Handgranatenwurfweite. Dahinter entstanden dann im Lauf des Jahres ganze unterirdische Garnisonstädte mit allem Zubehör.

1915

„Bald gliederte sich der Abschnitt in mehrere Stellungen, diese wieder in ein System von mehreren Gräben“, schildert das der Oberleutnant Alex-Viktor von Frankenberg von dem fast 300jährigen Darmstädter Leibgarde-Regiment, das den ganzen Krieg hindurch nur im Westen focht; „man unterschied die vorderste oder Hauptstellung, eine Zwischenstellung, eine zweite und noch eine dritte Stellung. Während die einzelnen Gräben eines Stellungssystems dicht, mit Abständen von 50 bis 100 Meter, hintereinander liefen, ergab sich der Abstand der einzelnen Stellungen voneinander zu etwa 3 bis 5 Kilometer.

Zunächst durch 2 große, dann 4 kleinere Laufgräben, schließlich durch eine Unmenge kleiner Verbindungsgräben gelangte man in das vordere Stellungssystem, das im Lauf der Monate nicht nur nach rückwärts, sondern auch in das Vorgelände hinein sich zu einem ansehnlichen Komplex von Grabenteilen auswuchs. Wie die Kompanieabschnitte die Buchstabenbezeichnung trugen, so bekam allmählich auch jeder Graben seinen Namen oder seine Ziffernbezeichnung. Schilder aller Art, zum Teil sogar mit Leuchtfarbe bestrichen, waren zur besseren Orientierung angebracht.

Die Gräben selbst überstiegen bald alle Maße der gewöhnlichen Feldbefestigung. Aus den in die vordere Grabenwand eingebauten Unterschlupfen entstanden die tief ausgehobenen und mit Schienen, Erd- und Pufferlagen aus Stein eingedeckten Baugrubenunterstände im rückwärtigen Grabenrand. Erst um die Mitte des Jahres ging man zu den minierten, teilweise bis zu 5 Meter tiefen Stollen über.

1915

Auch die notwendige Reinlichkeit und Bequemlichkeit fand mit Rücksicht auf die nicht abzusehende Dauer des Stellungskriegs ihre gebührende Beachtung. Mit großer Liebe und Sorgfalt wurden die Behausungen im Schoß der Erde wohnlich gestaltet. Matratzen, Teppiche und Möbel aller Art wanderten aus den nahe liegenden Ortschaften in die Gräben. Zusehends entwickelte sich die Kunst des Latrinenbaus. In jedem Kompanieabschnitt prangte das „Schwarze Brett“, auf dem tagtäglich die neuesten Berichte der Obersten Heeresleitung angeschlagen waren. Sinnige Inschriften trugen Unterstände und Stollen. Da gab es eine ‚Villa Duck dich!‘, eine ‚Villa zum Vorschuß auf die Seligkeit‘, einen Stollen mit den Aufschriften ‚Zuflucht für arme Sünder‘, ‚Herberge zur Heimat‘, ‚Asyl für Obdachlose‘. Plastische Figuren, Gartenanlagen und manch anderer Schmuck zierten die Gräben.

Im nächtlichen Schanzen galt es, die Drahthindernisse auszubessern und durch Pfahlbauten, Spanische Reiter und Drahtzäune zu verstärken. Da galt es, für die wackeren Horchposten die Sappen, die Fühlhörner der Stellung, auszubauen. Da galt es schließlich, in waghalsiger Arbeit ganze Stellungsteile vorzuverlegen. Von Sappenkopf zu Sappenkopf schob sich dann in mondhellen oder dunklen Nächten die Maulwurfsarbeit der großen und kleinen Spaten einander zu.

Hinter der Front pulsierte in diesen langen Monaten des Stellungskriegs ein ebenso mannigfaches Leben wie in den Erdhöhlen der vorderen Linie. Die Mannschaften wurden kompanieweise nach dem nahe-

gelegenen Nesle geführt und dort in einer ehemaligen Fabrik entlaust und gebadet. Übungen im Angriff fanden abwechselnd mit Übungsmärschen und sonstigem Exerzierdienst statt. In allen Orten entstanden Krankenstuben. Mit viel Liebe wurde der Regimentsfriedhof eingerichtet und instand gehalten, der so manchem braven Kameraden die letzte Ruhestätte gab. Soweit es die Gefechtslage zuließ, fanden auch regelmäßige Gottesdienste in den einzelnen Unterkunftsorten statt.

Allenthalben regte sich auch der Gedanke, die Stunden der Ruhe mit fröhlichen gemeinsamen Unterhaltungen auszufüllen. Zwar bot schon die Regimentskapelle, die allenthalben spielte, soweit die Musiker nicht durch ihren Dienst als Hilfskrankenträger in Anspruch genommen wurden, mannigfache Abwechslung, aber doch suchte der nie versagende Quell herzlichen und sonnigen Humors als ureigenstes Symptom deutschen Wesens nach reiferer Auslösung. Es entstanden die Mannschaftsfeste, die dicht hinter der Front, meist gänzlich improvisiert, Zeugnis ablegten von der gläubigen, fröhlichen Zuversicht eines jeden, auch nach Mühen und Gefahren eines vollen Kriegsjahres."

„Nichts Neues im Westen" — den ganzen Sommer hindurch. Alle Blicke nach dem Osten gerichtet, wo der russische Koloß unter deutschen Hieben erzittert, der Brand auf dem Balkan weiter um sich frißt.

Was irgend zwischen Schweizer Jura und der Küste Flanderns an deutschen Gewehren und Geschützen entbehrlich war, das war in die Riesenkämpfe des polnischen Ostens und über die Save und Donau geworfen worden. Die deutschen Linien in Belgien und Frankreich waren dünn. Sie würden sich durch Zuzug aus Rußland versteifen, wenn dort im nordischen Winter der Krieg erstarrte. Andererseits schickte Lord Kitchener bereits in dichten Massen sein neugebildetes Freiwilligenheer zur Hilfe über den Kanal nach Frankreich.

„Ich betrat sein [Kitcheners] Zimmer", erzählt Churchill. „Er stand mit dem Rücken gegen das Fenster und sah mich von der Seite an, mit einem ganz seltsamen Ausdruck im Gesicht. Nach einigem Zögern sagte er mir, er habe sich mit einer großen Offensive in Frankreich einverstanden erklärt. Ich hatte den Eindruck, daß er nur mit Mühe seine Erregung meisterte, wie ein Mann, der sich zu einem schweren, mit furchtbarem Risiko verbundenen Entschluß durchgerungen hat."

Die Verbündeten planen eine gleichzeitige Doppelschlacht, in der hier Engländer und Franzosen aus dem Raum von Ypern, Lille, dort die Franzosen allein aus der Gegend von Reims und Arras durch die deutschen Schützengräben brechen und die ganze große Mitte der deutschen Front in Frankreich umfassen wollen, die, durch die Abgaben an den Osten bis an die Grenzen des Tragbaren geschwächt, hier in Führung und Kampf geradezu Wunder vollbrachte.

Es geht um eine Verzweiflungsschlacht. „Die größte Schlacht aller Zeiten" nennt sie am Vorabend in einem Truppenbefehl ein

britischer Gardegeneral. Der französische Generalissimus Joffre peitscht in seinem Rundschreiben an die Kommandierenden Generale die Nerven Frankreichs zu Todesverachtung auf.

14. und 21. Sept. 1915

„Zum Angriff zu schreiten ist für uns eine Notwendigkeit, um die Deutschen aus Frankreich zu verjagen. Es wird sich für alle Truppen darum handeln, ohne Ruhe Tag und Nacht durchzustoßen. Allen Regimentern ist vor dem Angriff die ungeheure Kraft des Stoßes, den die französischen und englischen Armeen führen werden, klarzumachen. ¾ der französischen Streitkräfte nehmen an der allgemeinen Schlacht teil. Sie werden unterstützt durch 2000 schwere und 3000 Feldgeschütze. Alle Vorbedingungen für einen sicheren Erfolg sind gegeben."

Ein 3tägiges wahnsinniges Trommelfeuer leitet den englisch-französischen Durchbruchversuch in Flandern und der Champagne ein. Dann beginnt der Massensturm des weißen und farbigen Fußvolks. Hinter ihnen sehen die deutschen Fernrohre weit am Horizont Zehntausende von Reitern, gerüstet, um, wenn es so weit ist, mit blanker Waffe in gestrecktem Galopp die aus ihren Schützengräben geworfenen deutschen Heere durch das Hinterland bis an die Maas und in die Argonnen hinein niederzusäbeln.

21. Sept. bis 20. Okt. 1915

Bei Loos, im nördlichsten Frankreich, arbeiten die Engländer, trotz ihres „Greuel"geschreis gegen Deutschland, bereits unbekümmert mit Giftgas. Durch ungewohnten Schnaps sinnlos gemachte Negermassen stürzen sich blind und toll in den Tod. Der Regen strömt. Die deutschen Linien spannen sich in äußerster Kraftanstrengung gegen den wütenden Anprall der Westmächte. In der Champagne schaut es am 2. Kampftag ziemlich böse aus. Die Oberste Heeresleitung trifft am Mittag dieses Tages, in Eile von Osten kommend, in Frankreich ein. Sie wirft die letzten Armeereserven aus dem Elsaß, 2 aus Polen herbeigeraffte Armeekorps, darunter die Garde, in die an einzelnen Stellen schon etwas eingebeulte Feuerlinie. Immer neue Hilfstruppen rollen heran. Bald ist die Gefahr beseitigt. Allmählich verlieren die Verbündeten den Atem. Sie werden durch den blutigen Schlamm des Schlachtfeldes in ihre Ausgangsstellungen zurückgeworfen, mit noch nie in der Kriegsgeschichte dagewesenen Verlusten: um 300 000 Tote und Verwundete ärmer.

25. Sept. 1915

So endete die große Herbstschlacht in Frankreich.

„Vergessen darf nicht werden", schreibt der Generalstabschef v. Falkenhayn, „daß das Hauptverdienst, daß die Ostkräfte noch rechtzeitig kamen, dem deutschen Soldaten der Westfront gebührt. Sein bewunderungswertes Ausharren in den jammervoll zerschlagenen Stellungen in Flandern und der Champagne haben die Gefahr des verspäteten Eintreffens der Verstärkungen in erster Linie abgewendet. In Tod und Graus klammerte er sich an dem Platz fest, den er zu verteidigen hatte. Nicht genug damit, griff er in herrlicher Aufopferung die auf ihn und um ihn brandenden Massen an, wo irgendeine Möglichkeit sich bot. So

entstanden feste Inseln und Inselchen in dem Meer der Vernichtung, das die feindliche Artillerie geschaffen hatte. An ihnen brachen sich die ersten Wellen des feindlichen Infanteriesturms. Die folgenden Massen drängten unaufhörlich nach. Es kam zu Stauungen, Menschenanhäufungen, in denen das deutsche Feuer unerhörte Lücken riß. Je mehr Kräfte herangebracht wurden, um so mehr verschlimmerte sich die Lage. Die Offensive erstickte in ihrer eigenen Masse."

„Die größte Schlacht aller Zeiten", urteilt der Chef des deutschen Generalstabs, „war für den Angreifer eine furchtbare Niederlage geworden. Ungeheure Opfer an Blut und Material waren gebracht, um ein Ergebnis zu erreichen, das ein Nichts genannt werden muß."

Und v. Falkenhayn schließt: „Sicherlich ist kein Ausdruck zu erhaben, um gebührend die Leistungen der deutschen Truppen in jenen Tagen zu schildern. Alles Große, was im Krieg bis dahin getan ward, verblaßt hiergegen zu matter Farbe."

30

Die „Kleine Zange" in Polen

Wir haben den Generalfeldmarschall v. Hindenburg als Sieger in der Winterschlacht in Masuren, an der ostpreußisch-polnischen Grenze in der Gegend von Augustowo, wir haben den Feldmarschall v. Mackensen als Sieger im Durchbruch von Gorlice im Raum von Lemberg verlassen.

Februar 1915

Mai 1915

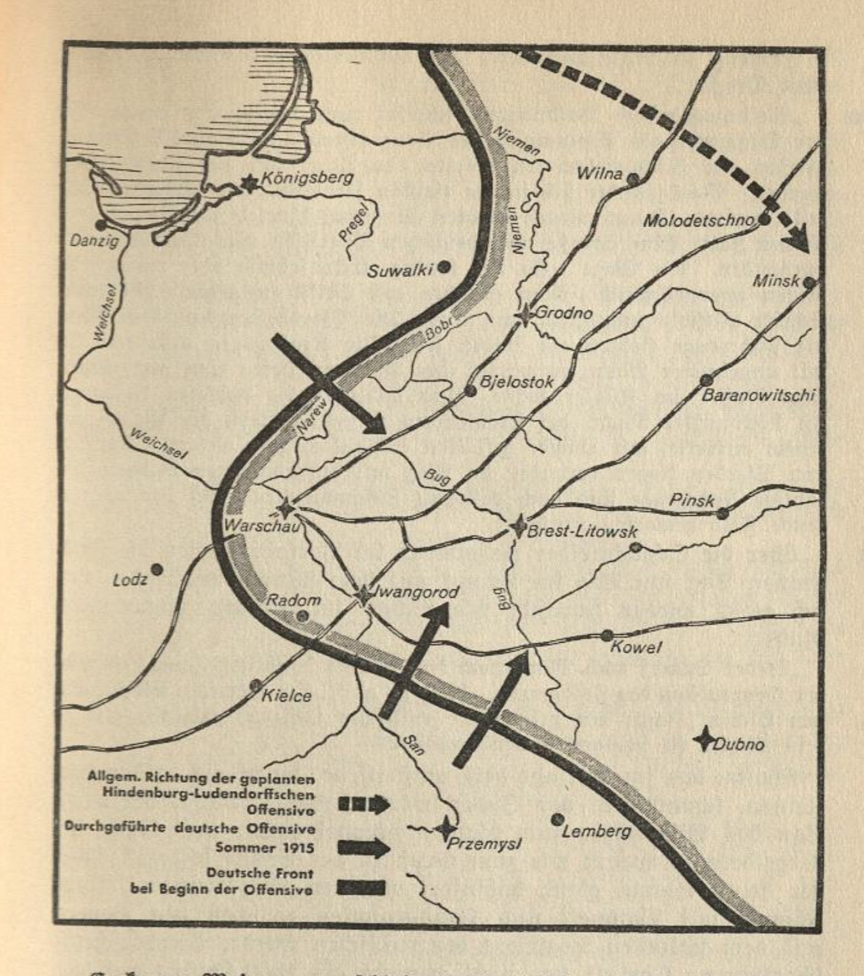
Juni 1915

Zwischen Augustowo und Lemberg baucht sich der Weichselbogen gen Westen. Hinter dem Strom, in Warschau und den Uferfestungen Nowo-Georgiewsk und Iwangorod rechts und links, lag die mächtige Mitte der nach der Schlacht bei Lodz zurückgerollten russischen Dampfwalze. Es bestand jetzt die Möglichkeit, dieses russische Kraftzentrum durch einen Zangengriff von Nord und Süd her im Hinterland Ostpolens „abzuzwicken".

Nov. 1914

Und es bestanden 2 Pläne: der gigantische Hindenburgs und Ludendorffs: ein Vorstoß tief in das Innere Rußlands, südlich von Lemberg nach Kiew, nördlich über Wilna nach Minsk. Von Kiew bis Minsk dehnten sich dazwischen die unwegsamen riesigen Pripjetsümpfe. Zwischen ihnen und der Weichsel war dann die ganze Streitmacht des Zaren eingeschlossen. Das hieß, in der damaligen Generalstabssprache, „die große Zange".

Die „kleine Zange" des Generalstabschefs v. Falkenhayn wollte dagegen lediglich von Ostpreußen und Galizien her die Russen im Rücken fassen. Lebhafte Auseinandersetzungen: „Welche Zange?" zwischen Lötzen und Posen, zwischen dem Oberbefehl Oberost und der Obersten Heeresleitung.



„Es kamen Meinungsverschiedenheiten", schreibt Ludendorff, „wie sie bei selbständigen Charakteren nur zu natürlich sind, die mir aber die besondere Verpflichtung auferlegten, von den meinigen abweichende Gedanken der Obersten Heeresleitung wenn möglich mit noch größerer Sorgfalt zur Tat umzusetzen als übereinstimmende oder eigene."

Denn die Entscheidung war zugunsten v. Falkenhayns und der „kleinen Zange" gefallen. 2 Heere, die Bugarmee des Generals Alexander v. Linsingen sollte von Süden, die Narewarmee des Generals Max v. Gallwitz sollte von Norden dem Russen den Rückzug von der Weichsel abschneiden, indem die beiden Kiefer der Zange bei Brest-Litowsk zusammenklappten.

geb. 1850

geb. 1852

Feldzug in Russisch-Polen! In Napoleons „fünftem Element", dem Dreck!

15. Juli 1915

„Weitausgedehnte Waldungen", schreibt vom Beginn des Vormarsches der Bugarmee als Mitkämpfer der Generalstabshauptmann Pehlemann, „ließen ein Hindurchkommen abseits der Wege fast zur Unmöglichkeit werden. Man glaubte sich in die tiefsten Urwälder des schwarzen Erdteils versetzt. Dann wieder geboten lang sich hinziehende Sümpfe und Moore Halt. Eine Straße nach deutschen Begriffen war überhaupt nicht vorhanden. Die Wege teils tief sandig, teils lehmig oder moorig, bei Regen unergründlich. Man glaubte auf Seife zu gehen. Bei jedem Schritt glitschte und glitt man aus. Die Pferde stürzten. Die Räder der Fahrzeuge klebten am Boden fest. Die Kraftwagen arbeiteten sich mit ungeheurer Mühe vorwärts, ihre Motoren liefen zum Zerspringen. Das Wasser im Kühler kochte. Und dahinter die endlosen Kolonnen. In stockdunkler Nacht, bei strömendem Regen, rattern die Wagen von einem metertief mit Wasser gefüllten Schlagloch zum andern. Tausende von Pferden liegen verendet am Weg mit aufgedunsenen Leibern. Unzählige Fahrzeuge sind nach völligem Zusammenbruch auf das angrenzende Feld geworfen worden."

Sept. 1914

Über die Schlachtfelder Habsburgs im Vorjahr stapfen die Feldgrauen Tag um Tag im Kampf mit dem ständig weichenden und sich gleich wieder gewandt wie Biber im Morast einbauenden Russen.

„Weder Sumpf noch Moor noch das stärkste feindliche Feuer", schreibt der Generalstab des Feldheeres, „hielt sie ab." „Sie kämpften wie die wilden Löwen", sagte ein gefangener russischer Offizier, ‚dagegen gibt es kein Mittel, sie scheinen unverwundbar.'"

Cholm, das im Vorjahr heiß umstrittene, taucht auf. „Von dem kleinen, schmutzigen, von Juden wimmelnden Ort ragt der weiße Bau des Bischofssitzes zum blauen Himmel empor und läßt seine vergoldeten Kuppeln wie zum Gruß in der Sonne blitzen." Aber der Gruß kommt, gleich dahinter, von den Moskowitern. Wilde Kämpfe mit Bajonett und Handgranaten zwischen den Bayern und dem stolzesten Regiment der russischen Garde, Preobraschenſk (Verklärung Christi), das nicht weniger als 1500 Leichen auf dem Schlachtfeld läßt.

11.—12. Aug. 1915

Endlich gelingt der nächtliche Durchbruch.

„Wer nicht dabeigewesen ist", schreibt der Generalstab, „kann sich nicht leicht einen Begriff machen von der vernichtenden Gewalt größerer Artilleriemassen zur Erzwingung eines Durchbruchs. Mit ohrenbetäubendem Lärm krachen die Geschütze unaufhörlich. Die Kanoniere arbeiten im Schweiße ihres Angesichts. Mit schneidendem Sausen und Zischen fegen die unheilbringenden Eisenklötze durch die Luft. Wie Riesenfontänen schießen schwarz-gelbe Rauchwolken zum Himmel empor. Ein gewaltiges Schauspiel von schauriger Schönheit."

26. Aug. 1915

Vorwärts! Über den Bug! Im Morgengrauen wird die Festung B r e s t - L i t o w s k gestürmt. Die Stadt Brest-Litowsk ist nur noch

ein „Haufen rauchender Trümmer", in denen gestern noch 70 000 Menschen wohnten. Die Russen haben ihren alten Kriegsüberlieferungen gemäß ihre eigene Stadt angezündet.

„Wie gebannt standen wir vor dem gigantischen Schauspiel", schreibt Hauptmann Pehlemann; „vor uns, soweit das Auge reichte, ein einziges großes, riesenhaft scheinendes Meer zum Himmel emporschlagender Flammen, über dem eine mächtige schwarze Rauchwolke, die Sonne verdunkelnd, emporstieg und weit in die Lande verkündete: Brest ist gewesen!"

„Nikolai Nikolajewitsch', rang es sich von den deutschen Lippen."

18. Juli 1915

Von Norden her nahte schon vorher unheilvoll den Russen die Narewarmee. Sie hatte es bei Beginn des Vormarschs leichter.

„Das Gebiet ist ein mit Waldstücken bedecktes Hügelgelände. Der meist ärmliche Sandboden ist bei trockenem Wetter gangbar. Viele kleine Ortschaften gewähren kümmerliche, schmutzige, an Ungeziefer reiche Unterkunft."

Besser die vereinzelten deutschen Ansiedlungen. „Diese", meldet der Generalstab des Feldheeres, „erkennt man am saubern Häuschen und Hof und an den gewaschenen Frauen und Mädchen."

22. Juli bis 8. August 1915

Die K ä m p f e u m d e n N a r e w beginnen, der, einige 100 Fuß breit, aber flach und voll Sandbänke, jetzt im Hochsommer überall von der Kavallerie durchritten, vielfach vom Fußvolk durchwatet werden kann. Nur Geschütze und Gefährte brauchen die Pioniere zum Brückenbau.

Der Russe hat jetzt begriffen, daß er bei Warschau abgeklappt werden soll. Er baut dort in fliegender Eile ab. Um den Rückweg zu decken, hält er den Narew um jeden Preis. Wilde, vieltägige Kämpfe um den Übergang an verschiedenen Stellen.

„Eine dunkle, warme Sommernacht", schildert ihn als Mitkämpfer Oberstleutnant Gustav Meyer. „Lautlose Stille und atemlose Spannung herrschte. Hier dräuten unbekannte Wasserfluten. Es ist etwa 3¼ Uhr morgens. Da ertönen weithin über das Feld brausende Hurrarufe, Trommelwirbel und Hornsignale. Alle Truppen durchschreiten den Fluß. Wer ernstlich verwundet wird, versinkt in den Fluten des Narew. Seine Oberfläche spritzt unter den Kugeln. Die unaufhörlich einschlagenden Granaten wühlen seinen Grund auf. Der Fluß erscheint wie eine Riesenfontäne. Alle Verbindung zwischen den Ufern ist abgerissen."

Mehr als eine volle Woche ringen die drüben Gelandeten, von den Ihren abgeschnitten, allein gegen die übermächtigen russischen Massenstürme.

Am ersten Tag 12 Handgranatenangriffe hintereinander. „Der Kampf ist grimmig, männermordend", sagt der Kampfbericht. „In wütendem Nahkampf sticht der Füsilier Brozinski allein 17 Russen nieder. Die Munition ist fast verschossen. Verwundete können dem tosenden Kampfgetümmel nicht entzogen und müssen im feindlichen Feuer verbunden werden. Feuer darf nicht gemacht, die eiserne Portion muß kalt, das Brot muß naß verzehrt werden. 3 Tage und 3 Nächte keinen Schlaf!"

Verwegene Freiwillige durchschwimmen nachts nackt den Fluß. „Endlich, schon graut der Morgen, erscheinen sie wieder. Keuchend setzen sie das in Zeltbahnen verpackte Brot und die Munition ab. Gott sei Dank! Für die nächsten 24 Stunden ist uns geholfen."

„Die Truppen harrten aus", schreibt der Generalstab, „noch weitere 6 Tage. Derweilen schwemmte der Narew die Leichen der ertrunkenen Krieger an das Ufer, als wollten sie nach dem Tode, der Fahne ihres Regiments getreu, mit zu Kampf und Sieg eilen."

Endlich Sieg! Der Russe weicht auf der ganzen Linie. Er läßt 50 000 Gefangene zurück. Aber der Kriegsplan, den v. Falkenhayn gegenüber dem Sieger von Tannenberg durchsetzte, ist nur zum Teil geglückt. Die Moskowiter haben Zeit gehabt, ihre Weichselstellung zu räumen und sich mit Sack und Pack nach rückwärts in das eigentliche heilige Rußland zu verflüchtigen.

5. August 1915

In Warschau rücken die Truppen der Mittelmächte ein. Zugleich in die Festung Iwangorod. Das starke Weichselbollwerk Nowo-Georgiewsk ergibt sich mit 80 000 Mann an deutsche Landwehr und Landsturm des Generals von Beseler, des Bezwingers Antwerpens. Er erhält das „Generalgouvernement Warschau" für die nördliche Hälfte Russisch-Polens. Den südlichen Teil nehmen die Österreicher mit dem k. u. k. Militär-Gouvernement Lublin in Verwaltung. Eine zwiespältige, keine zweckmäßige Lösung. Ununterbrochene Reibungen und Verschleppungen den ganzen Krieg hindurch die Folge.

19. August 1915

Nach der Ablehnung der „großen Zange" hatte Oberost Kräfte zur Verwendung nach eigenem Ermessen in Litauen und im Baltikum freibekommen.

Aus Kurland waren schon im Frühjahr Horden russischen Landsturms in Memel eingebrochen und hatten dort Greisen den Schädel gespalten, Mütter mit dem Kind auf dem Arm ermordet, kurz wie tolle Hunde gehaust. Die deutsche Strafexpedition entwickelte sich von selber zu einem Waffenzug durch Kurland. Der Hafen Libau fiel in deutsche Hand. Im Sommer jagte die Njemenarmee des Generals Otto v. Below die Russen in der Schlacht bei Schaulen vor sich her und besetzte die Landeshauptstadt Mitau. Erst längs der breiten Flußschranke der Düna, vor den Toren Rigas, der Hauptstadt des damaligen Livland, und flußaufwärts vor den Außenwerken Dünaburgs machte die an Zahl geringe Njemenarmee halt.

18.—21. März 1915
30. März 1915
7. Mai 1915
geb. 1857
17.—23. Juli 1915
1. August 1915

Ein anderes Heer Oberosts unter Generaloberst Hermann v. Eichhorn dringt südlich von ihr in Litauen vor. General Litzmann erobert, fast ohne schwerstes Geschütz, die Festung Kowno. Die eigentliche litauische Hauptstadt, Wilna, fällt. Vorher schon ist Grodno im Straßenkampf mit dem Bajonett erobert. Wie wenn eine Kegelkugel alle Neune trifft, so stürzen die Bollwerke und Städte des Zaren.

geb. 1848, von den Bolschewisten ermordet in Kiew 1918
18. Aug. 1915
18. Sept. 1915
3. Sept. 1915

Mit der für Deutschland blutigen Reiterschlacht von Smorgon, nach Ludendorffs Worten einem „Kampf von tragischer Größe", endet der Sommerfeldzug in Polen. Fast schnurgerade läuft die Front der Mittelmächte gegen Halbasien, über 1000 Kilometer lang, vom Rigaischen Meerbusen bis zum Ostrand der Karpathen.

Eine gewaltige Landfläche — ungefähr doppelt so groß wie Bayern, Württemberg und Baden zusammen — ist dem Zarenreich entrissen. Die mehr als 400 Fabriken Warschaus für Metalle, Mehl, Tabak. In und um Lodz ebenso viele Woll- und Baumwollspinnereien. Das Kohlenbecken von Dobrowa unten an der Dreikaiserecke. Zahlreiche Zuckerfabriken. Das so kriegsnotwendige Leder. Holz im Überfluß, wie in dem riesigen, damals noch vom Wisent durchstapften, von dem bayerischen Forstrat Georg Escherich bewirtschafteten Bialowiezer Urwald.

geb. 1870

Ganze Armeen von Verwaltungsbeamten aus dem schon daheim männerarmen Deutschland sind erforderlich. Schwieriger als in Belgien, wo die Deutschen, oft mehr als nötig, auch gegenüber den Flamen, Französisch radebrechen, die unverständliche polnische Sprache. Dolmetscher überall, in einem grausamen „Jiddisch", die polnischen Juden, die oft so übersetzen, wie es ihnen in ihren eigenen Kram paßt.

Um das Gouvernementsgebäude in Warschau herum die Paläste des sarmatischen Hochadels in der prunkvollen Krakauer Vorstadt. Er verfolgt natürlich seine großpolnischen Ziele und hofft auf die Franzosen. Gleich daneben in der Miadowa das Palais des Erzbischofs Dr. Alexander Kakowski. Er spielt den Deutschen gegenüber dieselbe Rolle des feindlichen und unangreifbaren Kirchenfürsten wie der Kardinal Mercier in Brüssel. Österreich als geschichtliche katholische Vormacht hat es in dem katholischen Polen leichter. Es sagt den Verbündeten auch nicht alles, was es vorhat .... Eifersüchteleien und Quertreibereien so gut zwischen Budapest und Wien wie zwischen Lublin und Warschau.

Nach Clausewitz' klassischer Strategielehre ist Gegenstand der Kriegführung das Heer des Feindes, nicht sein Land. Ein großes Stück Land hatten wir. Das russische Heer stand noch, wenn auch blutig zerzaust. Mit Menschen wurde dort drüben immer noch gewüstet, als ob der Vorrat unerschöpflich sei. Verluste von weniger als 40 000 Mann wurden dem Zaren als Bagatelle überhaupt nicht erst gemeldet.

Nikolaus II. aber schreibt an seinen Oheim, den Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch, daß er ihn „unter tiefstem Dank" zum Vizekönig und Oberbefehlshaber des Kaukasus ernennt, das heißt am äußersten Ende Rußlands, kaltstellt. Der Großfürst

5. Sept. 1915

bekreuzigt sich und spricht zu seiner Umgebung: „Gott sei gelobt! Der Kaiser enthebt mich einer Aufgabe, die mir schon zur Last gefallen war.“

Sein Nachfolger als Oberbefehlshaber aber war der Zar selbst!

„Die Nachricht ruft einen jämmerlichen Eindruck hervor“, schreibt der französische Botschafter Paléologue. „Seine Majestät“, beschwört der englische Botschafter Buchanan die Zarin, „nähme eine Last auf sich, die kein Mensch zu tragen vermöchte.“ Die hohe Frau erwiderte nur: „Leider ist der Zar schwach, aber ich bin es nicht und ich werde fest bleiben!“

„Sie sind der oberste Richter“, ruft, schon vor Aufregung einem Herzkrampf nahe, der Dumapräsident Rodzjanko dem Zaren zu: „Wer sollte denn Ihr Richter sein, wenn nur Mißerfolge kommen sollten?“ — Und er erhält die Antwort: „Mag ich untergehen, aber ich werde Rußland retten.“

4. Sept. 1915

Sämtliche 7 russischen Minister wenden sich durch den Außenminister Sasonow an den Zaren: „Herr! Wir wagen es, auszusprechen, daß ein solcher Beschluß für Rußland, Sie und Ihre Dynastie die schlimmsten Folgen nach sich ziehen kann!“

geb. 1857, von Bolschewiken ermordet 1918

14. Sept. 1915

Umsonst! Die Zarin und Rasputin veranlassen den schwachen Mann, als Kriegslenker, mit dem General Michael Alexejew als Generalstabschef, in das neue Hauptquartier Mohilew abzureisen.

„Du bist der Herr und Meister“, schreibt ihm dorthin die Zarin. „Nikolai III., wie einige Menschen Nikolascha [den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch] nennen, und Rodzjanko sind nichts, und du bist alles, von Gott gesalbt!“

Es ist der Anfang vom Ende des Hauses Romanow. Nikolaus II. hätte keinen ungünstigeren Zeitpunkt wählen können. Seine Heere geschlagen. Der Feind im Land. Rußland immer noch von der Welt abgeschnitten. Denn der Riegel der Dardanellen hält, trotz wütender, monatelanger Kämpfe auf Gallipoli. Auf dem Balkan aber öffnet sich den Mittelmächten der langersehnte, Hilfe bringende Landweg zu den Dardanellen.

31

„Schäume, Maritza!“

6. September 1915

Im Großen Hauptquartier in Pleß unterzeichnete ein bulgarischer Oberstleutnant mit den Generalstabschefs v. Falkenhayn und Conrad v. Hötzendorf das Militärbündnis seines Landes mit den Mittelmächten.

Bulgarien hatte seine Rache gegenüber den verräterischen Bundesgenossen der Balkanwirren vor dem Weltkrieg 3 Jahre hindurch auf Eis gelegt. Jetzt, nach der Stillegung der russischen

Dampfwalze, nach dem vergeblichen anglogallischen Gerüttel am Dardanellenriegel, hält es seine Zeit für gekommen.

geb. 1861

1887

14. Oktober 1915

Ferdinand, König der Bulgaren, aus dem Hause Koburg, vor seiner Thronbesteigung ungarischer Husarenleutnant, erklärt Serbien den Krieg.

„Er war sehr intelligent und vielseitig“, schildert ihn der britische Diplomat Buchanan. „Er beherrschte sieben oder acht Sprachen, war sehr belesen, ein ausgezeichneter Botaniker und Ornithologe. Sein Talent als Diplomat war nicht gering zu schätzen. Kurz gesagt: Ferdinand war eine interessante und komplizierte Persönlichkeit, die — wie er mir selbst erzählte — von König Eduard als l'homme le plus fin en Europe [der größte Schlaukopf Europas] richtig gekennzeichnet worden ist.“

Seine Bündnispflichten hat König Ferdinand ritterlich, bis aufs Tüpfelchen und bis zum bitteren Ende, erfüllt. Sein Heer freilich war von rücksichtslosem orientalischem Egoismus getrieben und ohne Verständnis für die Lage Deutschlands im großen. Sein eigenes kleines Reich war durch die Orientkriege blutarm geworden. Aber diese rauhen Balkan- und Bauernländer erholen sich rasch. Das Heer, mit 26jähriger Dienstpflicht vom 20. Jahre ab, zählte im Frieden 3807 Offiziere, 57 491 Mann und 10 803 Pferde und sollte im Krieg auf 190 452 Streiter mit 40 400 Pferden und Ochsen steigen.

Dezember 1914

Seit dem blutigen Weihnachten im Vorjahr hatten die Österreicher den Rückzug aus Serbien zu rächen. Von den 66 000 Kriegsgefangenen, die sie hatten zurücklassen müssen, war inzwischen die Hälfte an Flecktyphus und anderen Krankheiten gestorben.

Nun sammelte sich in der ungarischen Pußta, am Nordufer der Donau, eine Habsburger Streitmacht. Neben ihr marschierte, flußabwärts, im Banat ein deutsches Heer des Generals v. Gallwitz auf. Von Osten her, durch den neutralen rumänischen Uferzipfel des Eisernen Tors von den Mittelmächten getrennt, ordneten sich die Bulgaren. Man hätte auch noch von Westen her, über den Drinalauf hin, Serbien an der dritten Front anpacken und zerquetschen können wie eine Nuß. Dazu fehlten die Kräfte. Aber es langte auch so, 330 000 gegen noch nicht 200 000, der neuen Kampfmittel, wie Flugzeuge, schwere Haubitzen, Minenwerfer, Minenmörser ermangelnden, von der Entente im Stich gelassene Serben.

Feldmarschall v. Mackensen befehligte den zur Verbindung mit der Türkei längst nötigen Feldzug wider den kleinen, am Weltkrieg schuldigen Mörderstaat.

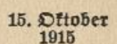
„Seit dem Frühjahr schon“, schreibt v. Falkenhayn, „hatten deutsche Generalstabsoffiziere die Lage an Ort und Stelle auf das genaueste erkundet und alle Vorbereitungsmaßnahmen getroffen. Jede Batterie-

stellung, jede Möglichkeit zum Brückenschlag, die Unterkunft der Truppen, der Nachschub waren festgelegt, Brückenmaterial, Munition und Verpflegung bereitgestellt. Der umsichtige Leiter der Vorbereitungen, Oberstleutnant Hentsch vom sächsischen Generalstab [es ist der Mann von der Marne, der sich hier soldatisch bewährt!], trat als Hauptquartiermeister zum Oberkommando. Seiner Tätigkeit war es hauptsächlich zu danken, sowohl daß die Truppen, um die Überraschung zu wahren, erst im letzten Augenblick herangebracht zu werden brauchten, als auch, daß das gewaltige militärische Unternehmen des Donauübergangs glatt gelang."

6./7. Oktober 1915

7. Oktober 1915

Völlig vor den Kopf gehauen, sprachlos, ließen die Serben die endlosen deutschen und österreichisch-ungarischen Heere auf Flotten von Booten und später auf Pontonbrücken über den mächtigen Strom setzen. Tags darauf flattert es schon schwarzweißrot auf



15. Oktober 1915

der Zitadelle von Belgrad. Eine Woche später dröhnt in Zaribrod der alte Balkanschlachtgesang „Schäume, Maritza!" der über die serbische Grenze einmarschierenden Bulgaren.

Was nun kommt, ist kein Kampf mehr, sondern die Auflösung eines Heeres. Von zwei Seiten umfaßt, werden die immerhin noch tapfer kämpfenden Serben aus ihrem ganzen eigenen Lande nach Südwesten zu mit unwiderstehlichen Stößen der rastlos über die Saumpfade und durch die Sumpftäler in Sturm und Regen nachfolgenden Marschsäulen der Verbündeten hinausgefegt. Planlos hastet die serbische Armee dahin. „Ihr Ende", schreibt v. Falkenhayn, „war in wenigen Wochen vorauszusehen. Von der Flucht nach Albanien brauchte wenig befürchtet zu werden. Es war den Serben nicht möglich, in das wilde Bergland Artillerie oder Trains mitzunehmen. Überdies fanden sie dort keine Lebensmittel, dagegen eine ihnen vielfach feindlich gesinnte Bevölkerung. Das Schicksal des serbischen Heeres erfüllte sich schnell. Es wurde zum Teil gefangen, zum andern Teil zersprengt. Nur kümmerliche Reste konnten in das albanische Bergland flüchten. Ein serbisches Heer gab es nicht mehr."

22. November bis 1. Dezember 1915

10. Januar 1916 (Lovcen!)

Mitten im Winter rasteten die k. u. k. Truppen nicht, bis sie von der Bucht von Cattaro aus die alles beherrschende Höhenpforte Montenegros, die mächtige, kahle Steinkuppe des Lovćen, mit „Brachialgewalt", vielleicht auch mit anderen Überredungskünsten, besetzt hatten. Von hier aus hatten sie leicht Cetinje und das ganze Zaunkönigreich der buntbewaffneten Riesen in der Hand.

Weiter noch mit dem Radetzkymarsch in eines der unbekanntesten Länder dieser Erde, nach Albanien, hinein! Hier stehen neben den halbwilden Gebirgsstämmen italienische Regimenter. Sie wurden in Valona gelandet. Sie sehen sich bald bis dorthin, an den Strand der Adria, zurückgedrängt. In ihr, auf der Insel Korfu, sammeln und ordnen sich die letzten Serben, um dann — an sich zähe und gute Soldaten — von Saloniki aus wieder den Kriegspfad gegen das verhaßte Habsburg zu betreten.

Anfang Oktober 1915

Februar 1916 (Albanien)

Jetzt, wo es zu spät war, schickte die Entente den Mördern des Erzherzog-Thronfolgers dorthin Hilfe. Seit Wochen wurden in Saloniki Franzosen und Engländer ausgeschifft. Dieser Hafen gehörte zwar zu dem neutralen Griechenland. Die Westmächte, die die Ohren der gesamten Menschheit mit ihrer tobenden Entrüstung über den deutschen Einmarsch in Belgien beinahe taub gezetert hatten, sahen in der bewaffneten Landung auf neutralem griechischem Boden eine durchaus weise Maßregel im Sinne des Völkerrechts.

Der König Konstantin der Hellenen aus dem Hause Schleswig-Holstein, durch seine Heirat mit Prinzessin Sophie von Preußen ein Schwager des Kaisers Wilhelm II., hatte umsonst den

Westmächten die Ausschiffung verweigert. Zum Widerstand war sein Land zu schwach. Die Entente tat in Saloniki, als ob sie zu Hause wäre.

Noch hätte man sie leicht ins Meer werfen können. Sowohl v. Mackensen wie Conrad v. Hötzendorf wollten möglichste militärische Stärke auf dem Balkan. So wie bei dem russischen Feldzug im Widerspruch zu einem Hindenburg, so war auch hier der Generalstabschef v. Falkenhayn anderer Meinung als die beiden großen Strategen. „Die Oberste Heeresleitung", schreibt er, „betrachtete sie [die serbische Unternehmung] als eine ausgesprochene Nebenoperation. Der Gedanke, auf dem Balkan die Kriegsentscheidung suchen zu können, war ungesund."

Und gerade vom Balkan, gerade von Saloniki, kam 3 Jahre später der tödliche Stoß durch Bulgarien donauaufwärts in die Flanke der Mittelmächte, der im Osten den Weltkrieg entschied.

Vorläufig aber war, durch die Zerquetschung Serbiens, Großes erreicht: der Weg nach Konstantinopel frei, Rußland im Schwarzen Meer endgültig abgeschnürt, der Karst von Gallipoli umsonst von den Blutströmen der Menschen aller Erdteile gerötet.

32

Kehraus in Gallipoli

Ende April bis Anfang Mai 1915

In blauen und blutigen Frühlingstagen hatte sich das vielfarbige, vielrassige, vielsprachige englisch-welsche Aufgebot aller 5 Erdteile an den Küstenhängen der Halbinsel Gallipoli festgeklammert. In die Fieberglut des Sommers hinein, in die kalten Regengüsse des Herbstes ging seitdem das mörderische Ringen um jeden Fußbreit kahlen Karst zwischen hier den Indern, Australiern, Senegalnegern, Fremdenlegionären, Hochschotten, Iren, Kreolen, Franzosen, Arabern — dort den Anatoliern unter Führung der deutschen Generale und Generalstabsoffiziere.

„Der türkische Soldat", schildert ihn der in diesen Kämpfen schwer verwundete General Kannengießer Pascha, „war überaus genügsam und bescheiden. Er folgte unbedingt seinem Führer, auch in den Feind hinein. Allah will es so. Er ist tief religiös und sieht dieses Leben als die Vorstufe eines besseren an. Unmittelbar unter dem Krachen der Granaten, kurz vor dem Eintritt des Bataillons in das Gefecht, hält der Imam, der Feldgeistliche, eine Ansprache. Der Eindruck ist immer ein eigenartiger, besonders, wenn an den gegebenen Stellen der Rede ein ‚Inschallah' (Möge Gott es geben!) aus vielen hundert tiefen Männerstimmen ernst und feierlich über die dürftige Steppe schallt. Betten kennen die Türken überhaupt nicht. Reis und Fleisch ist ihnen eine Schlemmerei. Die eiserne Ration besteht aus einem Stück Brot und einige Oliven, letztere eingewickelt in den Zipfel eines mehr wie

fragwürdigen Taschentuchs. Aber die Leute waren immer zufrieden. ‚Das ist ja gar kein richtiger Krieg, wir bekommen ja jeden Tag zu essen!' Fürchterliche Erinnerungen aus dem Balkankriege stiegen dann wohl vor ihnen auf, als sie tatsächlich mit Gras den Magen füllen mußten."

Um so mehr litten drüben, wie der Schweizer Fremdenlegionär Kugler schreibt, die Europäer unter der furchtbaren Hitze, dem pestilenzialischen Geruch der unbestatteten Leichen, den Milliarden von Fliegen und unter dem peinigenden Mangel an Wasser, das auf Schiffen übers Meer heraufgebracht werden muß. „Wir müssen mit dem kärglichen Inhalt einer Feldflasche auskommen", schreibt ein englischer Offizier nach Hause, „die wir erst am Abend trinken dürfen. Tagsüber müssen wir ein paar Steine in den Mund nehmen, da das den Durst löscht."

Mit orientalischer Wildheit wird der Krieg geführt. Die Schützengräben liegen sich bis auf 10 Meter Abstand gegenüber. An einer Stelle schauen die Gegner einander auf den phantastischen Zwischenraum von 3 Metern das Weiße im Auge. Gefallene werden als Kugelfang verwandt. „In dieser Beziehung", berichtet Kannengießer Pascha, „erinnere ich mich zweier Soldaten, die am äußersten rechten Flügel der vordersten Stellung als Deckung gegen das Meer 3 Leichen übereinandergelegt hatten. Sie selber saßen darauf und verzehrten ihr Brot mit Oliven."

4. Juni 1915

Einmal gelingt es den Verbündeten, ihre Linien ganze 200 bis 300 Meter nach vorn zu verlegen. Das kostet die Engländer 10 000 Mann, ebensoviel die Türken. Die Franzosen wahrscheinlich noch mehr. Auf jeden Meter umstrittenen Boden kommen 100 Tote und Verwundete. Jeder Zentimeter wird mit dem Verlust eines Mannes erkauft.

Kostbare Wochen und Monate sieht England im menschenfressenden Kleinkrieg hinschwinden. Immer wieder hascht es von verzweifelt erkämpften Höhen nach dem Schlüssel der Dardanellen, immer wieder fegt der Gegenstoß der Türken die Reste der Stürmer ins Tal zurück.

16. bis 21. August 1915

Im Hochsommer dann die entscheidende Schlacht in der Suvlabucht. „Eine Viertelmeile von dem Sieg entfernt", meldete später der englische General Sir John Hamilton — aber eben die Viertelmeile, auf die alles ankam!

Kämpfe, wie sie sogar Gallipoli noch nicht gesehen, um die „verhängnisvollen Gipfel" des Höhenzuges von Sari Bair, an dem vielleicht das Schicksal Europas hängt . . . . . .

„Oben stießen wir auf die Türken", berichtet der angloindische Oberst Cecil Allanson, der, eine rote Flagge in der Hand, seinen braunen Gurkhas vorauslief. „Le Marchand war hin. Bajonettstich ins Herz. Ich bekam einen Stich ins Bein. Dann kämpften wir Mann gegen Mann. Wir bissen um uns, hieben mit der Faust drein und benutzten die Gewehre und Pistolen zum Schlagen."

„Zwölftausend Mann waren gefallen. Und die furchtbaren Höhen erstrahlten wie immer unbesiegt!"

Verluste nur an diesem Brennpunkt! Im ganzen büßen die Engländer in der großen Sommerschlacht beinahe das 4fache ein. Die Türken nicht viel weniger.

Von nun ab flaut der Taifun des Kriegswillens auf Gallipoli ab. Der Winter kommt. Wolkenbrüche, die in Schneestürme übergehen, füllen die Gräben voll Wasser und überschwemmen die Ebene. Eisiges Frostwetter folgt. Die Engländer bringen 16 000 der Ihren mit erfrorenen Gliedmaßen auf die Schiffe. Ihr Oberbefehlshaber wird abgesetzt. Sein Nachfolger „gehörte derjenigen Schule an, deren oberster strategischer Grundsatz im Großen Kriege lautete: ‚Deutsche totschlagen'. Alles, was diesem Grundsatz diente, war ihm recht. Alle Maßnahmen, die nicht dazu geeignet waren, Deutsche totzuschlagen, hielt er für zwecklos."

Novbr. 1915

Auf Gallipoli gab es für seinen Tatendrang sehr wenig Deutsche, und dabei sehr unangenehme Deutsche. Den unerschütterlich siegreichen türkischen Marschall Liman v. Sanders und seinen Stab. Deutsche Kriegskundigkeit durchgeistigte die stoische Tapferkeit der Osmanen und rettete, mit ihr im Bunde, die Dardanellen.

Räumung Gallipolis . . . .

Eine böse Aufgabe! Die Briten selber rechneten mit dem Verlust mindestens eines Drittels ihrer noch übrigen Leute. Aber in solchen Landungen und Einschiffungen waren sie, dank ihren Kolonialkriegen, gewiegte Praktiker. Mäuschenstill drückten sie sich aus ihrer Hauptstellung in der Suvlabucht. „Das Wetter, von dem alles abhing, war gerade in den kritischen 48 Stunden günstig", sagt ein englischer Bericht, „und die Türken vollkommen arglos. Und in der Tat wollten die wild und verwegen dreinschauenden türkischen Soldaten und ihre unerschrockenen Führer kaum ihren Augen trauen, als die berühmten Stellungen, die unter so schrecklichen Verlusten genommen waren, bei Tagesanbruch still und verlassen dalagen, wie die Gräber, die sie umgaben."

Nacht des 19. zum 20. Dezember 1915

Denn die ganze Halbinsel war nur noch ein ungeheurer Kirchhof. 539 000 weiße und farbige Briten und Franzosen waren im ganzen auf Gallipoli gelandet. Von ihnen waren 180 282 Mann, genau ein Drittel, tot oder verwundet, die übrigen zum großen Teil krank oder an Krankheiten gestorben. Die Türken hatten von 310 000 Streitern die ehrwürdige Zahl von 251 309 Toten, Verwundeten und Kranken, also ihr ganzes Heer bis auf den 6. Mann der Rettung Stambuls geopfert.

Um die Jahreswende lohten die letzten Feuerbrände, in denen an den einzelnen Landungsstellen die Verbündeten ihre ungeheuren Konservenvorräte vor ihrem französischen Abschied mit Petroleum übergossen und anzündeten, Mehlgebirge mit Salzsäure tränkten, Schuppen mit Gummidecken, Wickelgamaschen, hohen Stie-

feln in Flammen aufgehen ließen. Immerhin blieben noch Massen von Telephondraht, Hunderte von gelben Leinwanddecken, Millionen von Sandsäcken, kranke Kanonen, Feldbahnschienen, Tuchballen — alles das, was dem Osmanenreich zum Kriegführen fehlte.

Nach Neujahr stahlen sich in aller Stille die letzten Verbündeten fort. Die Kämpfe auf Gallipoli, mit die blutigsten und grimmigsten des ganzen Weltkriegs, waren zu Ende. In einer Erdstellung fand man 2 Gerippe in Uniform ineinander verstrickt an die Wand des engen Grabens gelehnt vor: ein Türke und ein Engländer, die sich im Ringkampf gleichzeitig den Dolch ins Herz gebohrt hatten — ein Gleichnis der Wut des ganzen Streitens.

8. Januar 1916

Türke und Engländer, so wie hier in Europa, auch in Asien da und dort ineinander verbissen.

„In den asiatischen türkischen Gebieten war das Kriegführen schwer", schreibt Ludendorff. „Die Türkei war lediglich auf Landverbindungen angewiesen. Die Bagdadbahn, unterbrochen noch durch Gebirgszüge, hatte noch lange nicht den Tigris erreicht. Tunnels waren im Bau. Die an sich schon unglückliche Eisenbahnanlage wurde noch dadurch verschärft, daß die Betriebsverhältnisse die denkbar schlechtesten waren. Deutsche Lastkraftwagenkolonnen halfen die Schwierigkeiten mindern. Wegen der rückwärtigen Verbindungen war das Kriegführen in Mesopotamien so lange zur Erfolglosigkeit verurteilt, als es uns nicht gelang, die Verkehrslage zu heben."

Die Briten ihrerseits hatten, am Persischen Golf von Indien her landend, den Tigris als natürliche Transportstraße. Sie rückten methodisch mit einem kleinen Expeditionsheer flußaufwärts und nahmen die wichtige Festung und Stromsperre Kut el Amara. Von da arbeiteten sie sich bis in die Nähe von Bagdad vor. Einige Meilen nur noch vor den Toren wies ihnen in der Schlacht bei Ktesiphon die türkische Irakarmee den Rückweg längs des Tigris. Zu Ende des Jahres waren sie wieder in Kut el Amara, von den Türken verfolgt und bald eingeschlossen.

29. September 1915

23. November 1915

Dezember 1915

Weitere englisch-türkische Kämpfe — auch deutsche Offiziere dabei — in den asiatischen Uferdünen des Suezkanals. Daß die Engländer diesen Lebensnerv Großbritanniens mit Liebe, Sorgfalt, Stacheldraht, Bestechungsgeldern und Gentlemen in Khaki aus Leibeskräften beschirmen würden, war zu erwarten. Viel kam bei dem Geplänkel nicht heraus.

1915

Nach mündlichen Berichten deutscher Augenzeugen hatten die Briten die in der Sandwüste zum Kriegführen unerläßlichen Kamele zu vielen Tausenden von den Araberscheichs aufgekauft und weggetrieben. Außerdem waren gerade, wenn die Australier wichen, die Beduinen des Sultans nicht zur Verfolgung zu bewegen. Sie plünderten vielmehr die gefallenen Feinde — nach ihrer Auffassung der ganze Zweck der Feindseligkeiten.

Januar bis Februar 1915

Westlich vom Suezkanal gab es, in den türkisch-nordafrikanischen Provinzen der Libyschen Wüste bis Tripolis hin, einige fanatische Hirtenstämme, die an den Heiligen Krieg wider die Feinde des Islam glaubten, namentlich die weltferne Zelotensekte der Senussi. Durch deutsche U-Boote kam ihnen spärliches Kriegsmaterial nach dem Hafen Bengasi. „Waren diese Sendungen auch klein", schreibt Hindenburg, „so wirkten sie doch außerordentlich erhebend auf den kriegerischen Geist der mohammedanischen Stämme."

Umgekehrt warteten in Vorderasien die Armenier nur auf den Einmarsch der Russen aus dem Kaukasus, um sich wieder einmal gewaffnet gegen die Türkenherrschaft zu empören. Trotz anfänglicher Siege, trotz der Seuchen im Osmanenheer, kam der Moskowiter nicht recht vorwärts. Die Massenmordung, fast die Ausrottung, der Armenier durch die ganze Türkei hin war die fürchterliche Folge. Von 1 800 000 Armeniern wurde über die Hälfte, 1 Million, erschlagen, 600 000 des Landes verwiesen. Nur 200 000 blieben daheim am Leben.

Winter 1914—1915

Als die Zeit des Kriegsausbruchs sich jährte, hatte Papst Benedikt XV. einen Friedensaufruf an die kämpfenden Kolosse der Großmächte gerichtet. Seine Stimme verhallte im Kanonendonner, der die Alte Welt erfüllte. Man schlug sich auf den Gletschern Tirols und an dem Berg Sinai, auf dem Grund der See und unter der Erde, nahe den Ruinen von Babylon und bei der Cheopspyramide, vor Paris und über London, im Nördlichen Eismeer und in den Schluchten des Kaukasus. Und fern im dunklen Erdteil, im Westen wie im Osten, wehte in diesem Jahr noch die schwarzweißrote Flagge.

25. Juli 1915

1915

33

Deutsch-Afrika

Deutsch-Ostafrika — die Krone der deutschen Kolonien, fast vom doppelten Umfang des Deutschen Reichs, mit 8 Millionen Einwohnern, im vollen Aufblühen seiner Pflanzungen und Weidesteppen und Wälder, vom Schneegipfel des Kilimandjaro bis zum weißen Brandungsgürtel des Indischen Ozeans.

Dr. Karl Peters hat in tausend Kämpfen und Gefahren diese reiche Kolonie für Deutschland gewonnen. „In einigen Teilen", schreibt er, „ist sie imstande, mit den gesegnetsten Landstrichen der Allmutter Erde um die Palme zu ringen." Oft hat er so dem ihm befreundet gewesenen Verfasser sie als „kommendes deutsches Indien" bezeichnet. Der Eroberer Deutsch-Ostafrikas wurde als „Kolonial-Peters" dank dem Geheul der damaligen deutschen Reichstagsmehrheit unter Führung des Marxisten August Bebel seines Amtes enthoben, vor Gericht gestellt und auf Lebenszeit nach England vertrieben.

1856—1918
1884
1840—1913

„Er war ein Mann — nehmt alles nur in allem!" Und ein ebensolcher Mann stand jetzt, als es bei Ausbruch des Weltkriegs um Leben und Tod Deutsch-Ostafrikas ging, zu einer in der Kriegsgeschichte beinahe unerhörten Verteidigung bereit: der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant Paul v. Lettow-Vorbeck — schon ehe er den Befehl über diese Heldenschar übernommen hatte, in den Chinakämpfen bewährt, in dem Hottentottenaufstand in Südwestafrika verwundet. Ihm zur Seite, als ebenso aufrechter deutscher Mann, der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika Heinrich Schnee, in dessen Händen eigentlich die höchste militärische Gewalt in der Kolonie lag. Dank dieser unzweckmäßigen Friedensanordnung, bei der man im Auswärtigen Amt in Berlin an die Möglichkeit eines Krieges in Deutsch-Ostafrika wahrscheinlich gar nicht gedacht hatte, ließen sich Reibungen in der doppelten Befehlsführung leider nicht vermeiden.

geb. 1870
Januar 1914
1900—1901
1906
geb. 1871

Endentschluß: Kampf bis zum Äußersten. Alle waffenfähigen Deutschen zur Fahne gerufen, ausgediente farbige Soldaten wiedereingestellt, die schwarze Polizei der Schutztruppe angegliedert. Im ganzen etwa 250 Deutsche und 4500 Neger, die sich in Eile, aber vorerst nur teilweise, bei dem „Hafen des Friedens", Dar es Salam, sammeln.

Dazu 102 Weiße des Vermessungsschiffs „Möve", das im Hafen gesprengt wurde, um es nicht Beute der Briten werden zu lassen. Später, als der Kleine Kreuzer „Königsberg" sich nicht mehr auf hoher See halten konnte, seine 322 Matrosen.

Die Höchstzahl der deutschen Streitmacht in dem 4jährigen Krieg war 3000 Europäer und 11 000 Eingeborene.

Gegen diese 14 000 Männer kämpften vergebens in mindestens 1000 Gefechten 130 Generale und 300 000 Soldaten. Von ihnen blieben 60 000 tot, darunter 20 000 Engländer, Buren, Portugiesen und Inder. Sie verloren 140 000 Pferde und Maultiere. Die Kriegskosten betrugen Tausende von Millionen Mark — alles nach englischen Quellen.

„Dabei", schreibt General v. Lettow-Vorbeck, „hätten wir den Krieg vermutlich noch jahrelang fortsetzen können!"

Die erste Großtat die Schlacht bei Tanga. Sie öffnet den Angloafrikanern und Angloindern erst die Augen darüber, was es heißt, mit Deutschen zu kämpfen!

2. November 1914

Von Indien kommt ein britisches Expeditionskorps angedampft. Seine 8000 weißen und farbigen Engländer sind bester Stimmung.

Ein kleiner kolonialer Straffeldzug, Old Englands tägliches Brot! Seine 14 Truppendampfer ankern, ganz im Norden der deutschen Kolonie, an der Grenze Britisch-Ostafrikas, vor dem deutschen Hafen von Tanga.

Dorthin zieht Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck in Eile so viel Truppen zusammen, als die schmalspurige, 300 Kilometer lange Nordbahn mit 8 Lokomotiven buchstäblich bis in das Feuer des Gefechts hinein fahren kann.

Er selbst radelt nachts in den schon vom Feind besetzten Ort hinein. „Die Stadt war vollständig verlassen", berichtet er, „und die weißen Europäerhäuser leuchteten in den Straßen im klarsten Mondschein. So erreichten wir den Hafen. Vor uns lagen hell erleuchtet die Transportschiffe, auf denen großer Lärm herrschte. Es war kein Zweifel, daß die Landung unmittelbar bevorstand. Auf unserem Rückweg wurden wir von einem indischen Posten angerufen. Wir setzten uns auf die Räder und fuhren zurück. Der Tag begann zu grauen, und linker Hand von uns hörten wir die ersten Schüsse fallen."

4. November 1914

Die Schlacht von Tanga beginnt. 1000 Deutsche gegen 6000 Feinde! „Bei dieser noch zu niedrigen Schätzung", sagt v. Lettow, „mußte ich mir die Frage vorlegen, ob ich es wagen dürfe, einen Kampf aufzunehmen. Ich habe die Frage bejaht."

Durch Palmenwälder und Kautschukpflanzungen rücken die Söldner des Königs von England und Kaisers von Indien gegen Stadt und Bahnhof Tanga vor. Deutsches Feuer überschüttet die europäische Kerntruppe, das North-Lancashire-Regiment. Mit dem Bajonett werfen sich die deutschafrikanischen Askaris auf die indischen Kaschmirschützen. Der linke Flügel des schwerfälligen Briten wird mit deutscher Kriegskunst umgangen.

„Die ganze Front", schildert v. Lettow seinen Sieg, „raffte sich auf und stürzte sich mit jubelndem Hurra vorwärts. In wilder Flucht floh der Feind in dicken Klumpen, und unsere Maschinengewehre mähten ganze Kompanien Mann für Mann nieder. Mehrere Askaris kamen freudig strahlend heran, an jeder Faust einen gefangenen Inder."

Die Tropennacht sinkt über das Kampfgetümmel. Die Deutschen wissen am nächsten Morgen selber noch nicht, welche Lehre sie den Engländern gegeben.

5. November 1914

„Im Laufe des Tages", schreibt v. Lettow, „verstärkte sich der Eindruck immer mehr, daß die Niederlage des Feindes gewaltig gewesen war. Zwar waren die Verluste in ihrem vollen Umfang noch nicht bekannt, aber die vielen Stellen, wo Hunderte und wieder Hunderte von gefallenen Feinden sich häuften, sowie der Verwesungsgeruch, der unter der Einwirkung der tropischen Sonne auf der ganzen Gegend lag, gaben uns einen Anhalt. Größer noch war die moralische Einbuße des Feindes. Er fing beinahe an, an Geister und Spuk zu glauben. Noch nach Jahren wurde ich von englischen Offizieren danach gefragt, ob wir bei Tanga dressierte Bienen verwandt hätten. Der Feind fühlte sich vollständig geschlagen. In wilder Auflösung waren seine



Hermann Löns



Walter Flex



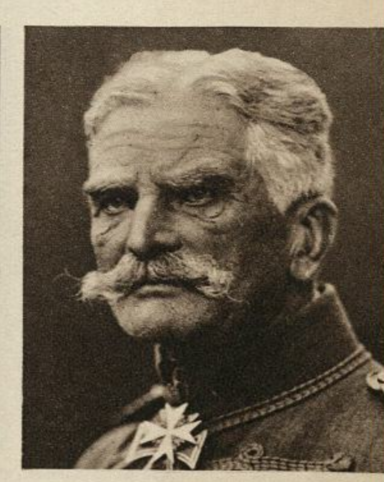
Gorch Fock



v. Hindenburg



Ludendorff



v. Mackensen



v. Moltke



v. Falkenhayn



Conrad von Hötzendorff


Haig


French


Großfürst Nicolai

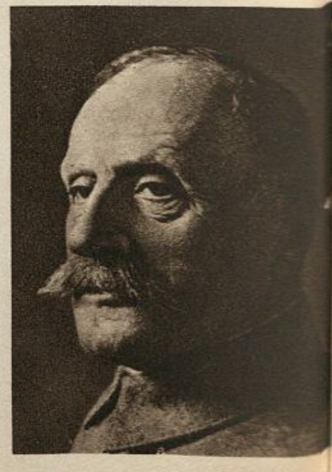

Alexejew


Brussilow


Joffre


Nivelles


Pétain


Foch

Truppen geflohen. Hals über Kopf in die Leichter [Landungsboote] gestürzt. Die Möglichkeit eines erneuten Kampfes wurde überhaupt nicht erwogen. Aus offiziellen englischen Schriftstücken ging hervor, daß das gesamte englisch-indische Expeditionskorps, achttausend Mann stark, von unserer wenig mehr als tausend Mann starken Truppe vernichtend geschlagen worden war. Die Straßen waren buchstäblich besät mit Gefallenen und Schwerverwundeten. In unbekannter Sprache flehten sie um Hilfe."

Mindestens 2000 Mann — ⅓ bis ¼ ihrer Kopfstärke — kostete die Besucher aus Indien der Tag von Tanga. Auf deutscher Seite waren im ganzen 16 Europäer und 48 Eingeborene gefallen.

Darunter der tapfere Hauptmann v. Prince, von angelsächsischer Abstammung, als Leutnant schon vor einem Vierteljahrhundert in den Eingeborenenkämpfen der Kolonie ausgezeichnet, als Plantagenbesitzer der einzige Majoratsherr Deutsch-Ostafrikas.

1893

Der Engländer hatte genug. Er fuhr in der Richtung nach Sansibar davon. Er kommt zur See nicht wieder. Zu Land beunruhigt er die Nordgrenze. Bei der deutschen Siedlung Jassini, hart am Meer, nimmt v. Lettow, der selbst einen Schuß durch den Hut und einen anderen durch den Arm erhält, 4 indische Kompanien mit allen europäischen Offizieren gefangen. 700 Mann hat England seit diesem Tag weniger.

16.—19. Januar 1915

Das Jahr ist ausgefüllt von Kleinkrieg in Busch und Wildnis. Afrikanischer Kleinkrieg. Geschossene Elefanten retten vor dem Verhungern. Verwundete werden eine Beute von Löwen.

1915

An der Küste zeigen sich mit Volldampf die Masten eines von einem englischen Kreuzer gejagten deutschen Hilfsschiffs, das die Blockade der Nordsee durchbrochen hat, um den Helden von Ostafrika Kriegsbedarf zu bringen. Der Führer, Leutnant zur See Christiansen, muß, selbst verwundet, sein Fahrzeug bei Tanga auf den Strand laufen lassen. Aber die wertvolle Ladung wird, wenn auch wasserbeschädigt, geborgen.

Weiße und schwarze Frauen fertigen auf Spinnrädern und Webstühlen aus Baumwolle Uniformtuch für die Schutztruppe, das mit dem Saft einer Baumwurzel feldbraungrün gefärbt wird. Der rohe Gummisaft der Plantagen wird mit Schwefel vulkanisiert und Reifen für Automobile und Fahrräder gewonnen. Aus Kokos wird ein benzolähnliches Antriebmittel, Trebol, für die Motoren der Kraftwagen destilliert. Kerzen werden aus Wachs gedreht, Seife gekocht, Wildhäute zu Stiefelleder für die Truppe verarbeitet und mit der Rinde des Mangrovebaums gegerbt. Aus der Rinde des Chinarindenbaums entstehen Chinintabletten. Käsereien werden angelegt. Würste in Räucherkammern konserviert. Büchsenbutter hergestellt. Nichts wird vergessen, um die Schutztruppe von Deutsch-Ostafrika unbezwinglich zu machen.

Den Engländern schwant etwas von schwersten Kämpfen. Aber wozu hat es vor 1½ Jahrzehnten die Buren zu ungezählten Tausenden im Feld erledigt, 20 000 Frauen und Kinder hinter dem Stacheldraht des Konzentrationslagers zugrunde gehen lassen? Der Bur ist dankbar dafür. Er ist mit Wonne bereit, gegen seinen einstigen Wohltäter und Bewunderer, den guten Deutschen, zu Feld zu ziehen, der sich seinerzeit und seinetwegen beinahe in einen Weltkrieg mit der Großmacht Großbritannien gestürzt hat!

1862—1919

Schon sammelt General Botha drüben Cowboys nicht von Wildwest, sondern von Südwest, zum Marsch gegen Deutsch-Ostafrika.

Er kann es. Denn in seiner Heimat hat er, als General der britischen Kapregierung, bereits in Deutsch-Südwestafrika reinen Tisch gemacht.

Öde, karg, starr ist dieser Kriegsschauplatz von der 1½fachen Größe des Deutschen Reichs. Der Generalstab spricht von Sand- und Steinwüsten, tief eingerissenen Flußbetten, Decken weißen Flugsands, gelblichem Steppengras, langdornigen Bäumen und Büschen, dünenartig gewellten Sandflächen, rissigen Schlammdecken. Das für die Kriegführung lebenswichtige Wasser trübe, brackig und von üblem Geschmack.

Aber in Südwest als einziger deutscher Kolonie gibt es neben der Kaiserlichen Schutztruppe mit ihren malerischen Schlapphüten und hohen gelben Stiefeln — gibt es außer diesen 2000 weißen Reitern noch Tausende von kriegswilligen deutschen Farmern. Es gibt sogar einen deutschen und einen österreichischen Flieger.

Frühjahr 1914

Trotzdem hat der bewährte Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Heydebreck, kurz vor Kriegsausbruch nach Berlin berichtet, sie sei zu schwach, um sich im Ernstfall auf die Dauer im Felde halten zu können.

12. November 1914

1903—1908

Leider fand er bald nach Ausbruch der Feindseligkeiten durch einen Unglücksfall in Kalkfontein den Tod. Der dienstälteste Offizier, Major Franke, früher in den Eingeborenenaufständen des Landes ausgezeichnet, ersetzt ihn.

25. September 1914

Die Feldzugführung ist wesentlich passiv. Zwar kommt es zu dem für Deutschland günstigen Gefecht bei Sandfontein im äußersten Süden, gegen die über den Oranje-Grenzfluß vorgedrungenen „Südafrikanischen Berittenen Schützen", 4 Regimenter einer Burenkerntruppe des Generals Botha.

Herbst 1914

Dann aber landen Tausende von Kapbriten, auch im Süden, ungehindert in der Lüderitzbucht, die von den schwachen deutschen Kräften nicht verteidigt werden kann.

Die zweite, entscheidende, Landung auf der Hauptreede von Swakopmund und Vormarsch längs der Bahn in das Innere! Die dort stehenden deutschen Kräfte sind damit beschäftigt, das Volk der Bastards, einer Mischrasse zwischen Hottentotten und Kapholländern, die sich zu den Weißen rechnet, zu bestrafen, weil die Bastards, wie es scheint formell im Recht, sich weigern, für Deutschland Kriegsdienst in einem zu weit von ihrem eigenen Gebiet entfernten Kriegsschauplatz zu tun.

Inzwischen reitet „Bothas Leibwehr", reiten die „Witrand-Schützen", feldgrünlich mit Tropenhelm, in die Landeshauptstadt Windhuk ein. Burenlandesaufgebot in Massen folgt, zu Pferd, zu Fuß, im Kraftwagen. „Die Buren", geht die Rede in deutschen Lagern, „haben soviel Autos als wir Pferde."

Von Norden her traben portugiesische Angola-Dragoner in das deutsche Ovamboland. Die deutschen Reiter ziehen in einzelnen Abteilungen durch die Wüsten. Die Pferde, von edlem Schlag, verhungern und verdursten.

„Alle paar Stunden", schildert ein Augenzeuge, „hörte man aus der Kolonne ein ‚Peng!' — den Gnadenschuß für einen verendenden Gaul. Die Truppe marschiert zu Fuß weiter."

Kämpfe finden eigentlich nicht statt. Nördlich von Windhuk, in der grasarmen, dornenreichen Gegend von Korab, zieht Major Franke seine ganze Streitmacht zusammen und streckt mit ihr die Waffen.

9. Juli 1915

Die Mannschaft kommt in Sammellager. Die Offiziere bleiben auf freiem Fuß gegen das Ehrenwort, nicht weiter gegen die Engländer zu dienen. Etwa ein Viertel von ihnen verweigert es, gestützt auf eine Fußnote der Felddienstordnung, wonach kein Offizier zu einer solchen Erklärung gezwungen werden kann. Sie kommen hinter Stacheldraht und werden wie Verbrecher behandelt — selbst das Wasser wird ihnen zeitweise entzogen, ohne daß diese vorbildlichen Männer nachgeben.

30. August 1914

8. Januar 1915

6. Februar 1916

Dieses ganze Jahr hindurch aber streitet in Kamerun die farbige deutsche Schutztruppe tapfer gegen die französisch-englische Übermacht. Blutige Scharmützel bei Garua tief im Innern, bei Edea nahe dem Kamerunberg und auf dessen Gipfel. Bis zum Jahresende währt in dem afrikanischen Urwald deutscher Widerstand. Dann erlischt hier der Krieg.

1917

Die gesamte deutsche Bevölkerung der Schutzgebiete Kamerun und Togo wird zusammengetrieben, ihr ganzes Eigentum geplündert. Die Frauen und Kinder kommen zu den Engländern in Gewahrsam, mehrere 100 Männer werden von den Franzosen in das Innere von Dahomey verschleppt und dort durch schwerste körperliche Zwangsarbeit bei 50 Grad Celsius in Fiebersümpfen unter entsetzlichen Mißhandlungen durch schwarze Aufseher hingemordet. Im Lauf des Jahres stirbt der größte Teil der Unglücklichen. Die Regierung Bethmann rafft sich zu Protesten auf. Aber erst als man durch neutrale Vermittlung die Franzosen wissen läßt, daß

man 10 000 ihrer gefangenen Landsleute in die Rokitnosümpfe schicken wird, gelingt es, die noch Lebenden vor den weißen und schwarzen Bestien drüben zu retten.

Krieg überall durch das flammende Europa: „Gospodi, pomilui!" — „Herr, erbarme dich!" — stöhnen die Bässe russischer Mönche. „La ilalah illa 'llahu!" singen die Muezzin vom Minareh. „Misericordia, padre nostro!" — The Lord's Prayer! — La Cantique de la Sainte Vierge! — „Wir treten zum Beten!" — in allen Zungen fleht in Völkerdämmerung und Weltenwende die Menschheit um Sieg!

D R I T T E R T E I L

1 9 1 6

34

Zwangswirtschaft

„Das Jahr 1915", urteilt Ludendorff, „schloß mit einem Plus für uns ab."

Plus: der schon halb niedergeboxte, taumelnde, blutgeblendete russische Riese, dem die masurischen Wälder, die polnischen Sümpfe, die galizischen Berge und Flüsse gespenstig vor den Augen tanzen.

Plus: die großen, stillen Leichenfelder von Gallipoli, auf denen nur noch die Schakale um die Holzkreuze von 100 000 weißen und farbigen Briten und Franzosen greinen.

Plus: das wie von einem Arzt mit einem raschen Lanzettenschnitt geöffnete Blutgeschwür Europas: Serbien.

Plus: in die Ohren der Italiener immer wieder am blutgeröteten Isonzo das Gebrüll der österreichischen Haubitzen: „Bis hierher und nicht weiter!"

Plus: im Westen vom Fels zum Meer trotz Feuerwalze im Frühling, trotz Granatenhagels im Herbst, unerschüttert die deutschen Schützengräben.

Italien drüben beim Feind! Dafür der Bulgare mit uns im Bund! Der Balkan gesteift, dessen kriegsentscheidende Bedeutung die Falkenhaynsche Heerführung vielleicht erkannte, aber nicht durch volle Maßnahmen zu bekräftigen vermochte. Westfront und Balkan bedingten sich gegenseitig im Ziel des Endsiegs und beanspruchten doch wieder gegenseitig voneinander die drüben erforderlichen Kräfte.

Alles in allem: In den ganzen 4 Jahren des Völkerringens hat Deutschland niemals so gut dagestanden wie um diese Jahreswende. 1915/1916

Militärisch und zu Lande! Aber nicht wirtschaftlich und zur See!

Das sind die beiden großen Minuszeichen über Nordsee und Atlantik: E n g l a n d u n d d i e H u n g e r b l o c k a d e. A m e r i k a u n d d e r U - B o o t - K r i e g!

Zähnefletschend wie eine Bulldogge führt England den Seekrieg um kondensierte Kindermilch, Chinin, Verbandwatte als Konterbande. Kaum, daß später ausnahmsweise den Norwegern gestattet wird, etwas Lebertran für kranke Kinder nach Deutschland zu schicken.

22. Mai 1916

„Ganz offenkundig und ganz rücksichtslos“, schreibt, eben jetzt zum Reichsinnenminister ernannt, Karl Helfferich, „ging England darauf aus, die Kriegführung zu unterstützen durch eine wirtschaftliche Erdrosselung des deutschen Volkes. Durch die Abschnürung der Zufuhr von Nahrungsmitteln sollte Deutschland ausgehungert und zur Übergabe gezwungen werden. Dabei handelte es sich für England nicht nur um ein Kriegsmittel, sondern klar erkennbar um einen wesentlichen Kriegszweck: Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft sollte den tödlichen Streich erhalten! Die Vernichtung jeder deutschen geschäftlichen Betätigung, jeder deutschen Wirtschafts- und Kulturarbeit, die für den britischen Arm überhaupt erreichbar war, gibt davon beredtes Zeugnis. Der britische Vernichtungswille kannte keine Schranken, weder in geschriebenen Satzungen noch in der ungeschriebenen Völkermoral, weder im menschlichen noch im göttlichen Recht.“

Gegen den Hungertod über See gab es den Tod aus der Tiefe. Aber wirklich aus der Tiefe. Ohne selbstmörderisches Auftauchen des U-Boots, Parlamentieren und Durchsuchen. Sollte der jetzt ganz eingeschlafene U-Boot-Krieg zu tödlicher Wirkung erwachen, so mußte er unbeschränkt sein, das heißt auch alle Neutralen ohne weitere Warnung treffen, die trotz allgemeiner früherer Warnung friedlich in der Kriegszone herumplätscherten. Das aber würden unbelehrbar die Amerikaner tun. Unbeschränkter U-Boot-Krieg hieß Krieg mit Amerika.

Bethmanns Schreckgespenst! Der ewig Unentschlossene kommt nur zu dem Entschluß: Kein deutscher U-Boot-Krieg, aber dafür englische Blockade! Deutschland soll sehen, wie es sie aushält!

Das ganze Jahr 1915 war, von der Brotkarte abgesehen, von der deutschen Bürokratie in Dingen der Volksernährung ziemlich ungenutzt vertrödelt. Jetzt befällt auf einmal wie ein Schüttelfrost die Kriegswirtschaft den Volkskörper.

Sie war unbedingt nötig. Sie hätte schon lange kommen müssen. Aber in anderer Form. Durch Selbstverwaltung. Freilich mangelte es an Männern. Sie waren im Feld. Sie wurden zur Wirtschaftsordnung draußen in den großen eroberten Ländermassen, in Belgien, Nordostfrankreich, Russisch-Polen, Litauen, Kurland, gebraucht. Sie waren daheim in der Rüstungsindustrie nötig.

Trotzdem hätten sich noch Menschen des praktischen Lebens, auch unter den Frauen, zur Not genug gefunden, um den Behörden sachlich beratend und seelisch aufklärend zur Seite zu stehen, statt daß man Wohl und Wehe nervenzitternder, hungernder Millionen in welt- und wirtschaftsfremde Schreibstuben verlegte.

Hauptfehler: Der Jurist ging von den Rechtsbegriffen des Friedens aus. Er betätigte sich an dem Trugbild einer Normalwirtschaft, die man mit Richtlinien, Verordnungen, Verfügungen „von hoher Hand“ nach Bedarf modelte, und die dem Druck von oben nachgab, weil sie nachgeben konnte. Jetzt, in der eisernen Notwendigkeit des Krieges, konnte sie das nicht. Sie hatte ihre eigenen Gesetze, die ihr der Mangel

an Menschen und Mitteln aufzwang. Auch die väterlichsten Mahnschreiben städtischer Behörden zauberten nicht den Kaufherrn aus der polnischen Etappe in sein Kontor, die schroffsten Erlasse Stellvertretender Generalkommandos nicht den Bauern aus dem flandrischen Schützengraben auf seinen Acker.

Was macht das Wirtschaftsleben? Es weicht aus. Die Verordnungen gehen daneben in die Erde. Vorn regiert der „Assessor“, „hintenrum“ geschehen im Selbsterhaltungstrieb tausend Dinge zwischen Himmel und Erde, die er nicht ahnt oder nicht ändern kann.

Der Grundsatz von 1913: Befohlen ist geschehen! Das Echo von 1916: Befohlen ist nicht geschehen, weil der Befehl auf Friedens- statt Kriegsvoraussetzungen beruht.

Im Frieden konnte man einen Hundertmarkschein überall in blanke Goldstücke einwechseln. Im Krieg hieß es: „Mark ist Mark!“ Der in beliebigen, für die Kriegsanleihen und die Kriegführung unerläßlichen, Milliarden zu druckende Hundertmarkschein war Geld an sich. Nach dem Krieg, nach dem Sieg, hoffentlich wieder in Gold einlösbar! Man finanzierte, mit Recht, durch die Hoffnung auf Sieg den Krieg. Aber je eifriger die Notenpresse stampfte, desto näher rückte, nicht nur unter den längst Wissenden, die Frage, ob denn, auch im Fall des Siegs, nach dem Krieg genug Goldberge vorhanden sein würden, um diese Banknotenberge zu ersetzen. Der leise Zweifel daran erzeugte eine beinahe unbewußte seelische Geringschätzung des Papiergeldes in der Hand des Käufers. Er legte es leichthin für Ware auf den Ladentisch. Wenn die Ware auch heute etwas teurer war als gestern, so hatte man dafür doch etwas von reellem Wert. Und morgen kostete die Ware vielleicht schon wieder mehr.

25. Januar 1916
9. Februar 1916

So begannen die Preise immer höher zu klettern. Der Staat, der durch seine Notenpresse doch eben diese Akrobatik erzeugte und erzeugen mußte, glaubte mit einem einfachen Ukas „Die Ware kostet soundso viel!“ die Preise wiederherunterholen zu können wie Buben vom Apfelbaum. So entstanden die amtlichen Höchstpreise, zuerst für Gemüse, Richtpreise für Schweinefleisch, für Fische.

1. Mai 1916

Die erste Folge war, daß die Ware vom Markt verschwand und hinter dem Rücken einer hohen Obrigkeit noch teurer, nach dem privatwirtschaftlichen Verhältnis von Angebot und Nachfrage, wiederauftauchte. Zweitens waren nur einzelne Warenreihen mit Höchstpreisen bestraft und schmollten im Winkel. Dafür stiegen die frei gebliebenen Nachbargattungen in groteskem Mißverhältnis.

Es kostete zum Beispiel späterhin ein greifbares wildes Kaninchen viel mehr als ein unauffindbarer, noch so schöner Hase. Eine junge Saatkrähe in der Hand des Verkäufers mehr als eine auf dem Markt nicht vorhandene Masttaube.

8. Januar 1915

So ging das nicht. Das erkannte auch der neugegründete Beirat für Volksernährung. Man entschloß sich, wie das bei

dem Brotgetreide schon vor einem Jahr mit großem Erfolg geschehen, zur öffentlichen Beschlagnahme und Bewirtschaftung aller wichtigen Waren dieser Welt und zu ihrer gleichmäßigen Verteilung auf jeden Kopf der Bevölkerung durch ein *System von Bezugskarten und Bezugsscheinen*.

„Die Festsetzung von Höchstpreisen", schreibt der damalige Staatssekretär des Innern (Reichsinnenminister) Helfferich, „allein konnte die Aufgabe nicht lösen. Eine gesetzliche Preisfestsetzung schaltet den Preis als Regulator von Angebot und Nachfrage aus, ohne einen andern Regulator an seine Stelle zu setzen. Das System der Höchstpreise bedurfte mithin sofort, wenn es das Zusammenbrechen der Versorgung nicht geradezu beschleunigen sollte, der Ergänzung durch weitergehende Maßnahmen. Auf fast allen Gebieten kam man von Teileingriffen zur zentralen Bewirtschaftung. So bekamen wir die Reichskartoffelstelle und Reichshülsenfruchtstelle, die Reichsstelle für Gemüse und Obst und die Reichszuckerstelle, die Reichsfleischstelle und die Reichsstelle für Speisefette, die Reichsverteilungsstelle für Eier und den Reichskommissar für Fischversorgung. Viele von diesen Reichsstellen umgaben sich mit einem Kranz von Kriegsgesellschaften für alle möglichen Spezialgebiete, für Sauerkraut wie für Teichfische und Aale."

8. Dezember 1915 · 16. Dezember 1915 · 1. Februar 1916 · 15. April 1916 · 18. April 1916

Zuerst entstand so die Butter- und Fettkarte und mit ihr im Laden das wegen seiner Schnippischkeit verhaßte „Butterfräulein". Dann die Verordnung über Kuchenbacken, Süßigkeiten und Schokolade. Es folgt die Beschlagnahme aller Bekleidungsstoffe, Wäsche, Unterkleider durch die Heeresverwaltung. Der Branntwein wird bewirtschaftet. Die Papiervorräte gerecht für 3 Zwecke, für Zeitungspapier, Sandsäcke im Schützengraben und rauchloses Pulver, eingeteilt.

22. Mai 1916 · 21. Juli 1916 · 26. August 1916

Bald darauf wird das *Kriegsernährungsamt* errichtet und dem bisherigen Oberpräsidenten von Ostpreußen, v. Batocki, unterstellt. Es wird ein *Kohlenkommissar* eingesetzt. Dann kam die Seifenbewirtschaftung, und als ein bedeutsames, kaum 5 Zentimeter im Viereck messendes gelblich-weißes Stück Papier — *die Fleischkarte*.

Allmählich wurde fast alles von der öffentlichen Hand erfaßt: Vollmilch, Magermilch, Sahne, Erbsen, Süßstoff, Haferflocken, Bohnen, Speisesirup, Kaffee-Ersatz, Graupen, Grieß, Petroleum, Brennspiritus, städtische Weihnachtsgänse — alles erhält man nur auf Karten, meist in geringen Mengen, bei dem Kaufmann, bei dem man als Kunde eingetragen ist.

Vor den Läden ordnen sich weit die Straße hinaus bei Wind und Wetter die Schlangen der Käufer, die berühmten „Polonäsen". Jetzt erkennt man wieder den vergessenen Sinn des Worts „Eine Ware erstehen"! Es heißt jetzt anstehen, so früh wie möglich, damit man noch etwas erwischt. Die Kriegerfrau, die für ihren Mann das verwaiste Lädchen führt und für die kleinen Kinder daheim kochen müßte, vertut Stunden um Stunden täglich im Warten vor den einzelnen Geschäften,

bis sie endlich alles beisammen hat, wozu ihr die Karten und die Bekanntmachungen an den Litfaßsäulen Anrecht geben.

Zuweilen sonderbare Dinge: Die Holländer schicken plötzlich hinter dem Rücken der Briten eine Masse Austern. Ihre Fischer wollen auch etwas vom Krieg haben! Also eßt Austern! Die Schweizer bescheren uns goldene Uhren. Ihre Uhrmacher möchten auch verdienen! Also kauft Uhren! Dann gibt es das nächstemal Käse, wenn es der Engländer nicht merkt!

Das Furchtbare nur an dieser ganzen, mit deutscher Methodik pünktlich wie eine Maschine keuchenden und stampfenden Kriegsversorgung: sich ihr zu entziehen ist nur eine Frage des Geldbeutels! Man kann sich durch den Schleichhandel beinahe alles auch ohne Karten beschaffen!

Sittenstrenge hinterher ist leicht. Wer damals für die Alten in der Familie, für die Frau, und namentlich für die Kinder unser tägliches Brot zu beschaffen hatte, der empfand das „Hamstern" als sittliche Pflicht gegenüber seinen Liebsten und Nächsten. Er hatte ja Geld! Geld wurde ja in Masse gedruckt. Auf dem Lande lachte bar Geld bei dem Bauern, der an den staatlichen Enteignungspreisen seiner Butter, seiner Eier, seiner Schinken und Kartoffeln so gut wie nichts verdiente. Reißend breitete sich der Schleichhandel aus, ähnlich wie zur Zeit der Prohibition der heimliche oder beinahe öffentliche Vertrieb von Alkohol in den Vereinigten Staaten. Niemand fand etwas daran. Man sprach ganz offen davon. Damen tauschten Adressen ihrer Lieferanten aus. Beurlaubte Feldgraue hausierten mit belgischer Seife von einer Wohnungstür zur andern. Von Passanten mitgebrachter polnischer Zucker wurde auf offener Straße von fliegenden „Bonbonküchen" zu Pralinen verarbeitet. Richter, die einen beim Hamstern erwischten Familienvater aburteilen sollten, erklärten sich für befangen, weil sie selber sich ebenso versorgten, und erhielten 3fache öffentliche Kartenrationen, um ohne Gewissensbisse ihres Amtes zu walten.

Den Schaden hatte der „kleine Mann", der kein Geld und keine Verwandten auf dem Lande besaß. Namentlich in den Industrierevieren wuchs die Not. Hier waren es wieder die Leitungen der großen Kriegsbetriebe und die Gewerkschaften, die von Rittergütern her ihren Tausenden von Arbeitern Zulage an Wurst und Fett besorgten. Der Staat drückte notgedrungen die Augen zu. Die Kriegswirtschaft war bald wie ein Kugelfang durchlöchert.

„Ich bin auch heute noch der Meinung", schreibt Helfferich, „daß auf manchen Gebieten die Zwangswirtschaft weit mehr geschadet als genutzt hat, daß sie die Produzenten verwirrte und verärgerte und so die Produktion lähmte, daß sie große Mengen leichtverderblicher Nahrungsmittel verkommen ließ, so daß in der Endwirkung Erzeuger und Verbraucher zu kurz kamen. Den allergrößten Nachteil aber sehe ich darin, daß die Überspannung der zentralen Bewirtschaftung den wucherischen Schleichhandel geradezu großzüchtete. Wenn auf der einen Seite die Kontrollmöglichkeit gering, auf der andern infolge der Übertreibung des Systems die Versuchung zu seiner Durchbrechung übermächtig ist, dann gibt es kein Halten. Auch nicht durch Strafen. Im Gegenteil,

indem die Strafen das Risiko des Schleichhandels erhöhen, steigen die Schleichhandelspreise. Nach meiner Überzeugung wäre hier weniger mehr gewesen. Aber jeder Widerstand [gegenüber dem Kriegsernährungsamt] war vergeblich."

Aus diesem Sumpf des Schleichhandels erhebt sich im Lauf des Krieges gigantisch wie ein Saurier der Urzeit der S c h i e b e r. Eigentlich der Verschieber.

Er befaßt sich nicht mit Kleinigkeiten — quiekenden Ferkeln im Rucksack, Eiern unterm Hut. Er umgeht das Gesetz en gros — in Wagonladungen voll Leder, Lebensmitteln, Tuchen. Diese Güterwagen müssen auf dem Rangierbahnhof scheinbar aus Versehen auf ein falsches Gleis verschoben werden und aus dem Gesichtskreis des „Ernährungsdiktators" und der Kommunalverbände verschwinden. Metallischer Zungenschlag in dem nächtlichen Gedränge dunkler Gruppen um den Weichensteller da draußen. Auf irgendeiner Station wird dann der Wagen auf Grund falscher Papiere entladen.

So wird „R a f f k e" reich — der deutsche Schieber —, so sein Kollege „Pollak" in Österreich. So auch der „Pescecane" — der Haifisch — in Italien. Je höher Raffke und Pollak steigen, desto größer ihr Gefolge von Helfershelfern in Bauernhof und Kaffeehaus und Amtsstube. Ein Gewimmel von Blutegeln am hungernden Körper des deutschen Bürgers. Bitter, aber wehrlos seine spöttische Wut: „O schieb' solang du schieben kannst!" Oder: „Verschiebe nie etwas auf morgen, was du heute verschieben kannst!"

Aber nicht von diesen Schufterles groß und klein, die ihm das Blut aussaugen, droht Deutschland die Hauptgefahr der englischen Blockade. Diese Aushungerung saugt, indem sie den Leib ausmergelt, an der Seele. Sie lenkt vom Krieg ab. Sie wendet den Blick von der „Nibelunge nôt" da draußen auf die kleine, aber drängende Not daheim. Es ist nicht mehr nur die Frage: „Werden wir siegen?" sondern auch: „Wo bekomme ich hintenherum Mehl?" Die matte und tatenlose Reichsregierung hat es versäumt und versäumt es immer noch, dem Volk ein klares Kriegs- und Friedensziel zu nennen, an das sich die Einbildungskraft in Anwandlungen von Kleinmut klammern könnte. Die Verteidigung Deutschlands gegen seine Feinde? Ja! Aber für den militärischen Laien, für die Frauen, stehen ja alle unsere Heere siegreich tief in Feindesland! Es droht keine Gefahr mehr.

Hier hätte man dem Volk die Augen über die Gefahr öffnen müssen — nicht durch das Friedensangebot zu Ende dieses Jahres, *(Dezember 1916)* sondern indem man dreist den Teufel, das Hungergespenst, an die Wand malte und eben dadurch alle guten Geister Deutschlands wachrief, statt sie ewig durch Strafandrohung und Entmündigung lahmzulegen. Dadurch, daß man Eltern, die für ihr Liebstes draußen bangten, wegen irgendeines unwesentlichen Verstoßes wie kleinen Kindern strafweise die Zuckerkarte entzog, erzeugte man nur matte Müde.

Und diese matte Müde wohnte leider auch sonst in weiten Schichten des deutschen Bürgertums, in dem sie sich im Denken, Reden und Handeln dem kategorischen Imperativ der moralischen Kriegspflicht entzog, zu dem sich jeder daheim hätte verbunden fühlen müssen. Das deutsche eigenbrötlerische Einzeldenken, das sich so schwer dem Staatsbegriff und der Staatsnotwendigkeit unterordnet und aus dem Deutschen den unpolitischsten aller Menschen macht, entfaltete sich manchmal in einer erschütternd müden Selbstsucht — unbelehrt und ungeführt von dem Hauptschuldigen, dem Staat.

Und es war doch noch soviel, so unendlich viel in Deutschland zu einem neuen „Sturm des Herrn" zu entfachen, wenn nur der rechte Mann kam. Es war ja immer noch solch eine herrliche Stimmung in dem herrlichen deutschen Volk! Und manch einem wurde das Auge feucht, wenn er so oft das Bild des ausziehenden Landstürmers sah: der bärtige Vater führte an der Hand das Bübchen mit bis zum Bahnhof und neben ihm, außerhalb der Kriegerreihen, schritt seine Frau und trug ihm das mit einem Blumensträußchen geschmückte Gewehr.

Und dann ging sie heim, die Kriegerfrau, und nahm tapfer allein den Kampf mit dem Leben auf.

35

Die Frau

Und daheim wartet das Lädchen. Der Mann war bisher die Seele vom Geschäft. Sie, die Frau, hat vielleicht geholfen, die Kunden bedienen. Aber jetzt kommen die Geschäftsreisenden mit ihren Musterköfferchen, der Steuerbote mit der Gewerbesteuer. Der Briefträger mit dem fälligen Wechsel.

Und da ist das leere Kontor, durch dessen Fenster man überm Hof die Fabrikschornsteine sieht. Da hat einer gesessen und diktiert und telephoniert und disponiert. Und auf dem Bürotisch häufen sich die Zuschriften der Behörden, der Rechtsanwälte, der Geschäftsfreunde.

Da ist — wo ist ein Ort in Deutschland, wo nicht der Mann fehlt? Nur in den kriegswichtigsten Betrieben sind sie noch da: die Munitionsarbeiter, die Bergleute, die Lokomotivführer. Sonst ist alles draußen. Nicht nur bis zum 45. Lebensjahr. In den höheren Schichten ist fast alles hinaus — bis zum biblischen Alter —, was sich noch irgendwie da nützlich machen kann. Man sieht an der Front greise Jünglinge mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse von 1870 und daneben das von 1914.

Daheim aber geht der Ruf durch Deutschland: Frauen an die Front!

Seit Jahrzehnten gibt es eine Frauenbewegung. Sie ging vorwiegend auf geistige Werte. Jetzt drängt das praktische Leben. Die Frau wird gar nicht gefragt, ob sie sich bewegen will. Sie muß es. Sie will es. Sie kann es. Sie bringt viel mehr Tatkraft, Einsicht und Ausdauer mit, als die Lobredner der vier K der Frau — Kirche, Kinder, Küche, Keller — ahnten.

Die Frau hat einfach selbständig zu sein, und sie wird es.

Sie zieht buchstäblich als Schlafwagenschaffnerin die Hosen an. Der Staat rüstet seine Mädchen in Uniform oder Frauen in Uniform mit der Dienstkleidung der Beamten aus: auf der Straßenbahn, auf den Berliner Stadtbahnhöfen. Für die Kräfte der Gepäckträgerinnen wird das Höchstgewicht der aufzugebenden Koffer auf einen Zentner beschränkt.

Weit auf — noch viel weiter als bisher — öffnet der Staat die Tore der Munitionsfabriken.

Da strömt hinein, was verdienen will — Kriegerfrauen, die sich einen Zuschuß zur Staatsunterstützung erwerben — entlassene Hausangestellte — auch aus dem höheren Bürgerstand, nachdem der Hausherr weg ist — Schreibmaschinenfräulein aus den als kriegsunwichtig geschlossenen Betrieben — Verkäuferinnen aus den Läden, deren Schaufenster aus Mangel an Waren allmählich leer werden.

Der Staat, die Gemeinden errichten Suppenküchen. Mit der Schöpfkelle stehen die wohltätigen Frauen der Oberschicht. Die Töchter als Pflegerinnen im Lazarett daheim oder als Hilfsschwestern draußen in Ost und West, auf dem Balkan und in Flandern. Beim Einzug der heimkehrenden Truppen durch das Brandenburger Tor in Berlin fuhren noch Schwesterlein auf den Protzen der Geschütze zwischen den Feldgrauen mit.

Die härteste Last auf den Schultern der Landfrauen.

Sie haben immer auf dem Felde mitgeholfen. Aber die ganz schwere Arbeit taten Bauer und Knecht. Die sind jetzt an der griechischen Grenze oder am Rigaischen Meerbusen. Die Pferde keuchen vor Munitionskolonnenwagen in der Champagne. Greise, Mädchen, Kinder müssen die Sense schwingen, hinter Ochsen oder Kühen den Pflug führen, mit dem Stier an der Stallkette fertig werden — immer unter Strafen, Drohungen, Enteignungen, Buttermaschinenversieglung, Zuckerentziehung der Kommunalverbände. Niemals ein Wort der Anerkennung, des Dankes. Alles Interesse der Kriegswirtschaft gehört der Rüstungsindustrie und ihren Gewerkschaften, deren Führer, darunter auch besonnene Männer, wie der Bergmann Otto Hué (1868—1922) oder der Drechsler Karl Legien (1861—1920), allein es verhindern oder verkürzen können, daß die Munitionsarbeiter streiken und, wie in Spandau, wochentags in der Havel fischen, während draußen die Kanonen donnern.

„Flieg, Käfer, flieg! — der Vater ist im Krieg!" Jetzt noch singen die Kinder auf der Straße die uralten Reime aus dem Dreißigjährigen Krieg. Da draußen haben alle Nationen ihren

„unbekannten Soldaten". Daheim hat Deutschland die „unbekannte Frau" — die namenlose Heldin des Weltkriegs.

Die Frau, die sich über Nacht wirtschaftlich und geistig auf sich selbst gestellt sieht. Sie trägt plötzlich zur Sorge für die Familie auch noch die Berufspflicht dessen, der sie bisher im Leben betreute und führte . . . der, wenn er abends heimkam, vielleicht gar nicht gern von seinen Geschäften sprach. Es ist erstaunlich, wie schnell manche Frauen aller Stände ihre Begabung für die Wirklichkeit draußen entdeckten und sich in Fachfragen, Behördenverkehr, Umgang mit Menschen hineinarbeiteten. Manche helle Köpfe zwinkerten sich vielleicht sogar vielsagend zu: „Es ist gar nicht so furchtbar schwer, wie sich die Männer immer angestellt haben!" Und es ist doch sehr schwer in schwerer Zeit. Und deren Probe haben die deutschen Frauen im Krieg bestanden.

„Und wehret den Knaben!"

Da sah sich schon im Frieden die Mutter am Ende ihrer Macht, wenn die Sprößlinge die Flegeljahre erreichten. Da tat der Vater oder der Erzieher not. Die fehlten nun. Und mählich rückte, um die Mitte des Krieges, ein teilweise zuchtloser Jahrgang nach. Noch sind diese jetzt 15- oder 16jährigen nicht wehrpflichtig. Aber sie bilden eine kommende Gefahr. Sie arbeiten als Lehrlinge in den Munitionsfabriken oder über Tag im Bergbau und werden von dem Marxismus verseucht. Sie gehen auf den Bürgersteigen der Städte niemandem aus dem Weg und sind ganz verblüfft, wenn sie einmal von einem Heimaturlauber eins hinter die Löffel kriegen. Mit ihnen kommt, im letzten Kriegsjahr, jener den Lebensnerv des Krieges gefährdende Nachschub angehender junger Novemberlinge an die Front, die den pflichtstillen Heerbann der Veteranen draußen mit dem Geheul „Streikbrecher!" begrüßen.

Die Nerven der Frau im Krieg, die draußen ihr Liebstes wußte! 4 lange Jahre Tag und Nacht um den Mann, den Sohn, den Bruder, den Vater bangen! Jeden Augenblick, Hunderte von Tagen, mehr als tausend Tage, auf den furchtbaren Feldpostbrief gefaßt sein, der die Todesnachricht bringt! Und dabei die Kinder erziehen, die laufenden Geschäfte besorgen, Schlange stehen — womöglich andere trösten — wahrlich: diese Millionen von Kämpferinnen der Heimat tragen keine Schuld, daß das Kriegsglück sich von Deutschland wandte. Das liegt an denen, die in Deutschland im trüben Sinn des Worts „alte Weiber" waren, aber nicht an den Frauen und nicht an der Front.

Und vor allem nicht an der deutschen Frau als Gattin und Mutter, die ihren Mann und ihre Söhne an der Front wußte . . . und verlor . . . und die ihr Schicksal oft mit einer wahrhaft spartanischen Größe, mit einem gläubigen Aufblick zum Vaterland, trug. Der deutschen Gattin und Mutter, der unbekannten Heldin des Krieges, sei in Ehrfurcht gedacht.

Die Flieger

In Brest-Litowsk notiert gegen Ende des Krieges der österreichische Außenminister Graf Czernin in sein Tagebuch:

2. Februar 1918

„Kürzlich waren die beiden Brüder Richthofen hier. Der Ältere hat etliche sechzig, der Jüngere nur etliche dreißig feindliche Flieger im Luftkampf abgeschossen. Der Ältere hat ein Gesicht wie ein junges hübsches Mädchen. Er erzählt mir, ‚wie man das macht'! — Es sei sehr einfach, man müsse nur ganz nahe an den feindlichen Flieger heran, von rückwärts, und dann fest schießen — dann fiele der andere herunter. Nur müsse der Mensch den ‚eigenen Schweinehund' besiegen und sich nicht davor scheuen, ganz nahe an den Gegner heranzufliegen. Moderne Helden!"

Bei Beginn des Krieges war es mit der deutschen Fliegerei noch nicht so weit, und Manfred Freiherr von Richthofen noch Leutnant bei den Westpreußischen Ulanen. Das Flugzeug war in den letzten Friedensjahren von der Heeresleitung ein wenig stiefmütterlich behandelt worden, gegenüber dem großen Bruder, dem Zeppelin, auf den man alle Hoffnungen setzte. Sie erfüllten sich leider auf die Dauer nicht. „Das Luftschiff", schreibt Ludendorff, „schied aus den Kampfmitteln des Heeres aus, es bot zu große Ziele."

geb. 1892, gefallen im Luftkampf 21. April 1918

In den Manövern der letzten Vorkriegsjahre noch konnte man Äußerungen hören, wie: „Wenn die Flugzeuge zu hoch fliegen, sehen sie nichts, und wenn sie zu niedrig fliegen, schießen wir sie ab!"

Tatsächlich sind dann im Lauf des Krieges die Flugzeuge, die anfangs kaum 1000 bis 1500 Meter Höhe erreichen konnten, bis zu 7000 Meter aufgestiegen, wo man sie nicht mehr hörte und sah, während sie mit Fernrohren auf der Landstraße ein einspänniges von einem zweispännigen Fuhrwerk unterscheiden konnten, und ebenso tatsächlich sind um diese Zeit die Infanterieflieger, aus ihrem Maschinengewehr Verderben spritzend, kaum 30 Meter über den Köpfen der feindlichen Infanterie dahingebraust, ohne getroffen zu werden.

Natürlich schenkte doch das Heer der neuen Waffe Beachtung. Die Friedensarmee von 1914 zählte bereits 4 Fliegerbataillone. Ihre Albatroß-Zweidecker und die zierlich gerundeten Rumplertauben hatten eine Höchstgeschwindigkeit von 90 Kilometer in der Stunde, während im letzten Kriegsjahr die D 7-Fokker es auf 250 Kilometer brachten, und waren mit ihnen 50- bis 70pferdigen Motoren den 100pferdigen der Franzosen unterlegen. Ebenso an Zahl.

Ein Maschinengewehr hatte anfangs keiner der beiden Teile. Es waren reine Beobachter. Sie flogen im Krieg über den Linien aneinander vorbei und winkten sich zu. Erst im nächsten Jahr bekam der mitfahrende Beobachter ein bewegliches Maschinengewehr zur Bedienung. Wieder ein Jahr später baute der holländische Ingenieur A. H. G. Fokker für Deutschland das erste starre M.G. ein. Seitdem ist das, inzwischen mit 2 Motoren ausgerüstete, Flugzeug ein Kampfmittel.

1915

geb. 1890

1916

„In Sonnenglut gebadet", beschreibt der Pour-le-mérite-Kampfflieger Reichsminister Hermann Göring, der zweite Nachfolger Richthofens als Führer von dessen berühmter Kampfstaffel, solch einen Holmgang auf Tod und Leben in den Lüften, „lag Lille vor uns. Klare Sicht, soweit wir blicken konnten. Es war ein herrliches Gefühl, durch den strahlenden Morgen dahinzufliegen. Hinter mir folgten im Geschwaderverband zehn Flugzeuge meiner jungen Staffel. Noch stand ich erst wenige Tage an ihrer Spitze.

Wir waren etwa viertausend Meter hoch, als wir unter uns unser Jagdgebiet erreichten. Unten auf dem Schlachtfeld wilder Kampf, schwerstes Minen- und Trommelfeuer lag auf den zerwühlten Stellungen. Über uns erschien ein Nieuport-Geschwader von zwölf Einheiten. Sie waren schwer zu sehen, die kleinen silbergrauen Jagdmaschinen, geschickt setzten sie sich in die Sonne und stießen von dort auf uns herab. Der Kampf begann. Ich paßte auf wie ein Luchs, wo irgendeiner der Meinen in Gefahr war, und preschte hin, um ihm Luft zu machen. Da sehe ich plötzlich einen Gegner über mir. Vorsichtig pirscht er sich aus der Sonne heran, um mich von hinten oben abzuschießen. Ich lasse ihn herankommen. Er hat die taktisch bessere Lage, ich die stärkere Maschine und den günstigeren Wind. Er stößt wie ein Habicht auf mich herunter. Darauf hatte ich gewartet, ein wenig drücke ich meine Maschine abwärts, reiße sie dann blitzschnell herum und ziehe gegen ihn hoch, gleichzeitig das Feuer aus beiden Maschinengewehren eröffnend. Meine Garbe liegt gut. Denn sofort läßt er sich abtrudeln, um aus ihr herauszukommen. Er trudelt an mir vorbei, und nun setze ich mich ihm in den Nacken und drücke ihn durch mein Feuer abwärts. Eine wilde Kurbelei beginnt. Rechtsherum, linksherum, Loopings, Turns, Hochreißen der Maschine und gleichzeitig Wiederabrutschenlassen. Alle Finten und Kniffe werden angewandt. Jeder versucht dem andern in den Rücken zu kommen, ihn zu übersteigen oder die innere Kurve abzugewinnen, um eine zielsichere Feuergarbe anzubringen. Oft sausen wir so dicht aneinander vorbei, daß man glaubt, wir stoßen zusammen.

Der Engländer fliegt glänzend, gewandt und schneidig, ich sah ihn deutlich in seiner Maschine sitzen. Der Kampf ist rasend, aufregend und anstrengend, keiner will ablassen, jeder hofft bestimmt auf den Sieg. Ich rutsche in einer Kurve ab, und schon hat mein Gegner seinen Vorteil erspäht und hämmert wütend mit seinen Gewehren auf mich los. Mehrere Treffer schlagen dicht hinter mir in mein Flugzeug. Wieder bäume ich meine Maschine kerzengerade auf und feuere auf den Engländer, auch er hat einige Treffer bekommen. Im Sturzflug stürzt er

an mir vorbei und sucht fortwährend zu entkommen. Ich stelle meinen Vogel ebenfalls auf den Kopf und jage hinter ihm her. Erneut beginnt er wild zu kurven, um aus meinem Feuer zu kommen. Noch einmal nimmt er den wütenden Kampf auf und versucht mich anzugreifen. Ich habe nur noch wenige Patronen, die müssen sorgfältig angebracht werden. Mit letzter Entschlossenheit werfe ich mich auf ihn, und aus nächster Nähe jage ich ihm neun Schüsse in die Maschine. Er stürzt, sich überschlagend, ab. Dicht über dem Boden fängt er nochmals seinen Apparat und versucht zu landen. Doch die Landung mißglückt, seine Maschine zertrümmert. Er selbst wird herausgeschleudert, doch bleibt er unverletzt. Der Sieg ist endlich mein. Der Engländer gefangen, ein erfahrener Jagdflieger, der schon fünf deutsche Flugzeuge abgeschossen hatte. Dankbaren Herzens sage ich mir, daß es besser sei, Mister Slee stehe auf meiner Siegesliste als der achte, statt ich auf der seinigen als Nummer sechs!"

Damals, in der zweiten Hälfte des Krieges, war der deutsche Kriegsflug schon völlig im großen entwickelt und geordnet, und in unseren Vorkämpfern den Franzosen und Briten, einem Nungesser, einem Captain Bell, mehr als ebenbürtig.

Er zählte unter seinen Sonderformationen die Kampfgeschwader der Obersten Heeresleitung (Kagols) als Fliegersperre gegen feindliche Aufklärung und für eigenen Einblick in die Welt drüben. Die Bombengeschwader, die auch nachts weit drinnen in Frankreich, auch in England, mit Donnergepolter ihre Last aus den Lüften abluden — bei den R-Flugzeugen (Riesenflugzeugen) aus Gotha und Friedrichshafen Sprengkörper im Gesamtgewicht von 3000 bis 4000 Kilogramm.

Gegen Ende des Krieges die Schlachtstaffeln der Infanterieflieger, die in Schwärmen unmittelbar über dem feindlichen Fußvolk die Luft verfinsterten, und endlich, so wie sich im Rittertum die Romantik des Mittelalters verkörperte, so der wildeste Schneid des Krieges in den Jasta, den Jagdstaffeln.

Die großen Namen ungeheuerlicher Luftturniere leuchten auf: ein Max Immelmann, der Balkanflieger Hans Joachim Buddecke, ein Oswald Boelcke, der Freund und Lehrmeister Richthofens.

geb. 1890, gefallen im Luftkampf 1916

gefallen im Luftkampf 1918

geb. 1891, gefallen im Luftkampf 1916

Solch eine „wilde, verwegene Jagd" einer Jagdpatrouille schildert als Staffelführer im Richthofengeschwader der berühmte Flieger Ernst Udet, der, wenig über 20jährig, im Krieg 62 feindliche Flugzeuge abschoß.

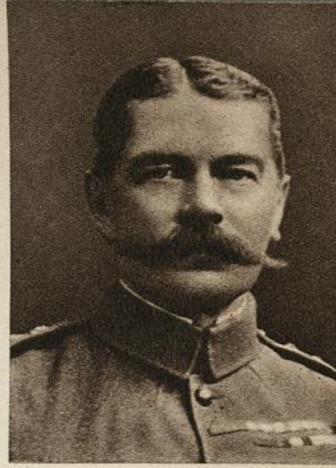
geb. 1896

„Hell singen fünf Rotationsmotoren der Fokkerdreidecker, die vom Flugplatz in Keilformation steil in die Lüfte steigen. Tief geht der Flug, in weniger als 200 Meter Höhe brausen wir an der alten Römerstraße entlang. Richtung Amiens. Das Bild eines ungeordneten kopflosen Rückzugs [der Franzosen und Engländer] bietet sich uns dar. Autokolonnen, Trains, Artillerie, marschierende Infanterie, alles hetzt west-

Cadorna



Pershing



Kitchener



Kronprinz Wilhelm



Kronprinz Ruprecht von Bayern



Herzog Albert von Württemberg



Erzherzog Friedrich von Habsburg



v. Kluck



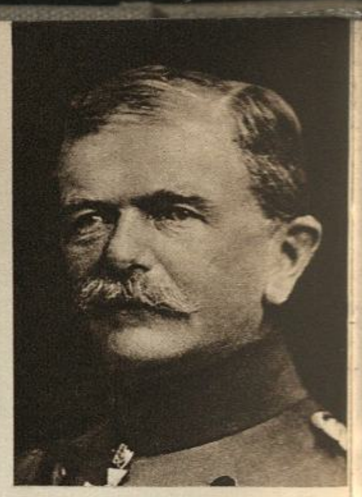
v. Bülow



v. Hausen



Otto v. Below



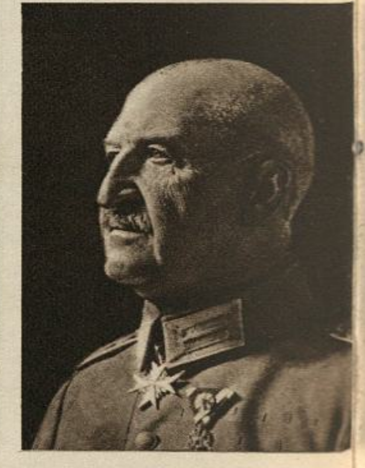
v. Scholz



v. Heeringen



v. Einem



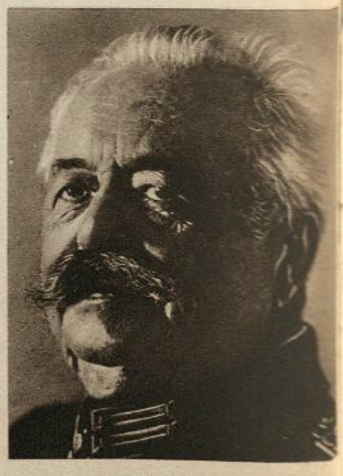
v. Linsingen



v. Stein



v. Beseler



Litzmann

wärts und sucht rücksichtslos den Schwächeren abzudrängen. Schon jagt im Sturzflug der rotschnauzige Dreidecker auf die Straße herunter. Fünfmal zwei Maschinengewehre hämmern in die zurückflutenden Massen des Feindes aus niedrigster Höhe. Furchtbar ist die Verwirrung. Wagen brechen aus. Infanteristen werfen sich in die Straßengräben oder flüchten kopflos in den nahegelegenen Wald, bis die Straße ein einziges Chaos bildet."

In der letzten Zeit des Krieges sind die auf Fliegerschulen ausgebildeten deutschen Flieger — Offiziere und Unteroffiziere, unter den Kampffliegern fast ausschließlich Offiziere — den Gegnern unbedingt überlegen. Ihrer Tausende kämpfen in den ungefähr 300 Feldfliegerabteilungen zu je einem Dutzend Flugzeugen. Monatlich werden 2500 Flugzeuge neu an die Front gebracht.

Bei Abschluß des Waffenstillstandes bewilligt Matthias Erzberger bereits die Auslieferung von 1700 deutschen Flugzeugen. „Erst mach dein Sach' — dann trink und lach!" schreibt er wohlgelaunt in Weimar abends in das Gästebuch einer Weinkneipe. Und in Weimar gestattet die seiner würdige Mehrheit der Nationalversammlung der Entente, weitere 14 000 Flugzeuge und 28 000 Motoren mit Hilfe marxistischer und pazifistischer Spitzel in Deutschland aufzustöbern und zu zerstören.

geb. 1875, getötet 1921

14 000 Flugzeuge damals . . . .

Artikel 198 des Versailler „Friedens": „Deutschland darf Luftstreitkräfte weder zu Lande noch zu Wasser unterhalten. Kein Lenkluftschiff darf beibehalten werden."

Artikel 202: „Auszuliefern die Lenkluftschiffhallen und Behausungen aller Art für Luftfahrzeuge. Die Bewaffnung. Die Apparate für Synchronismus. Zielapparate. Die Munition. Die Bordinstrumente. Die Apparate für drahtlose Telegraphie. Die photographischen und kinematographischen Apparate für Luftfahrzeuge."

Wir sind in der Luft wehrlos! Gedenke es, Deutscher! Die Wiederherstellung unserer Verteidigungsbereitschaft in der Luft ist die bei weitem wichtigste aller Wehrfragen!

37
Verdun

Um die Jahreswende war für wenige Monate Sicht Deutschland so völlig Herr seiner Entschlüsse wie von da ab niemals wieder im Weltkrieg. Es konnte wählen, welchen von seinen Gegnern es sich als nächsten mit aller Kraft vornehmen und welchen es inzwischen stehen lassen wollte. Es vermochte nach 3 Seiten dem Feind das Gesetz des Handelns aufzuzwingen.

1915/1916

Es konnte erstens nach Osten gehen und versuchen, Rußland den Rest zu geben, ehe der jetzt am Boden röchelnde Riese aus der Berührung mit der russischen Mutter Erde neue Kraft gewann, sich zu neuem Millionenverschleiß seiner Muschiks aufzuraffen. Das war, mächtig wie immer im Ausmaß, der Gedanke Hindenburgs und Ludendorffs.

Es konnte weiter, im Bunde mit Habsburgs Heerbann, nach Süden gehen und die Italiener schlagen. Dafür setzte sich Conrad v. Hötzendorf ein.

Es konnte endlich nach Westen gehen und noch einmal, wie an der Marne, die Entscheidung des Weltkrieges in Frankreich suchen. So sah mit Falkenhayns Augen die Oberste Heeresleitung die Kriegslage.

Vor dem Osten warnten die Schwarzseher: Denkt an Napoleon! Denkt an Karl XII. von Schweden! Man kommt leicht nach Rußland hinein, aber schwer wieder heraus! Der Russe weicht zurück — wer ihn verfolgt, verläuft sich in dem Riesenreich. Die jetzt schon kaum mehr absehbaren Etappenstränge wachsen ins Unermeßliche und können nicht mehr genügend gesichert und verwaltet werden.

Der Süden? Italien war ein Nebenkriegsschauplatz. Nie konnten auf der Fläche der Lombardei die Würfel des Weltenschicksals rollen — nur die Österreich-Ungarns! Ein Stratege von der Bedeutung Conrad v. Hötzendorfs konnte das nicht übersehen. Trotzdem war ein Vorstoß bis zum Apennin sein Lieblingsgedanke, wie überhaupt die ganze k. u. k. Armee von dem geschichtlichen italienischen Kriegsschauplatz wie hypnotisiert war. Es war eben dem Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf, einem treuen Diener seines Herrn, das Habsburgerhemd näher als der mitteleuropäische Rock.

Im Westen war jetzt eine kurze Zeitspanne von unwiederbringlichem Wert zu nutzen: Frankreich war am Ende seiner Kräfte und England noch nicht auf der Höhe der seinen.

Denn in dem freien britischen Inselreich, in dem Paradies des „unabhängigen Gentleman" ist das Unerhörte, vor Halbjahresfrist noch für unmöglich Gehaltene geschehen: das Unterhaus beschließt gleich zu Beginn des Jahres die allgemeine Wehrpflicht für Unverheiratete und dehnt sie bald auch auf die Ehemänner aus. *(26. Januar 1916; 17. Mai 1916)*

An Stelle des alten Söldnerheeres vom ersten Kriegsjahr, an Stelle der Kitchenerschen Freiwilligenarmee im Vorjahr tritt jetzt, als drittes Aufgebot, so wie bei den Festlandmächten, das Volk in Waffen. Es wird seine Zeit dauern, bis es die Schützengräben füllt. Aber es ist mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß schon im Lauf des Sommers doppelt soviel Khakimänner als jetzt in Frankreich streiten werden. *(1914; 1915; 1916; 1916)*

Dazwischen liegen noch Monate. Zeit genug zu einem weltgeschichtlichen Angriff! Wo?

Zwischen Maas und Mosel, zwischen den beiden Riesenfestungen Verdun und Metz dehnt sich, 60 Kilometer breit, die Woëvreebene. Sie ist die Angel, um die herum bei Beginn des Weltkrieges der deutsche rechte Angriffsflügel mit einem Keulenschwung bis zur Marne nach Nordfrankreich hineinfegte. Die mit Panzerforts und in Feldfestungen verwandelten Dörfern gespickten Höhen östlich von Verdun und der die Stadt durchströmenden Maas und die langen, tief eingeschnittenen Talfurchen bauchen sich jetzt noch als ein riesenhaftes, halbrundes Bollwerk tief in die erstarrte deutsche Front. Sie bilden eine ständige Gefahr durch die Drohung eines Massenstoßes gegen Luxemburg, der die beiden deutschen Heereshälften zerreißen würde.

Preisgeben dürfen die Franzosen Verdun unter keinen Umständen! Mit seinem Fall ist nach Süden ihre Sperrfortlinie bis zur Schweiz hin umgangen.

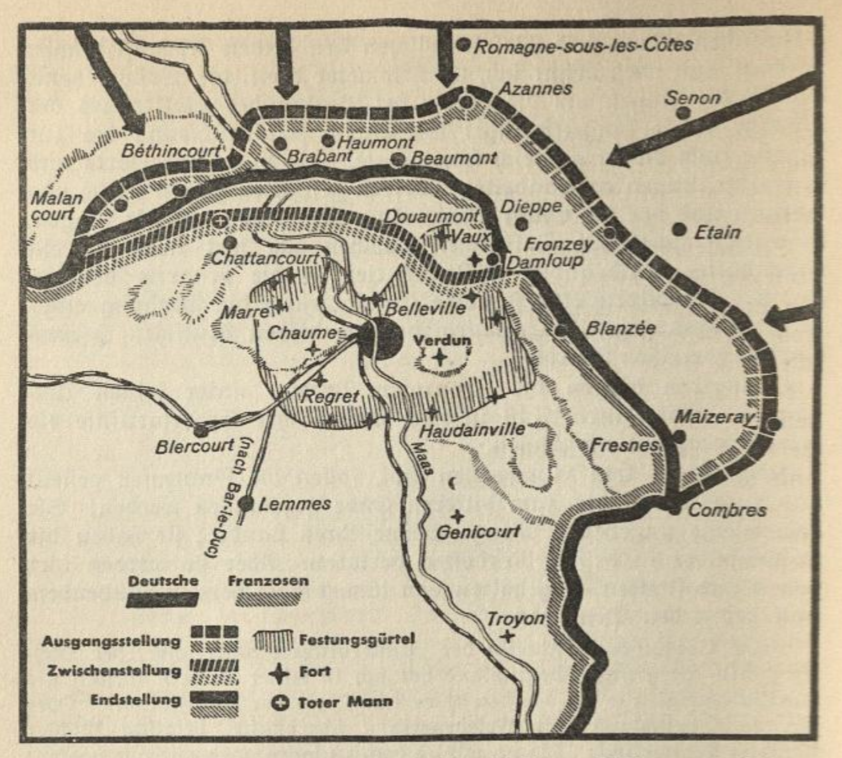
Hier, wo es kein Ausweichen gibt, sollen die Franzosen gestellt und zum Kampf bis zum bitteren Ende gezwungen werden! Sie haben eine ungeheure Menge Söhne ihres Landes, sie haben die Kohlenfelder in dessen Nordosten verloren. Aber sie werden hier stehen und streiten — gehalten von immer noch heißem, glühendem Haß gegen den Deutschen.

„Finis Germaniae!" schreibt der „Unsterbliche Frankreichs", der Dichter Emile Bergerat; „Deutschland hat sich in seiner wahren Gestalt als Gorilla gezeigt, nie wieder betritt es den Kreis der Zivilisation!" Oder der, in Deutschland mit Friedensehren überhäufte, belgische Dichter Maurice Maeterlinck: „Wagen wir es doch zu sagen, was wir alle denken: Für Brüssel Berlin, für Brügge Nürnberg ohne viel Federlesens dem Erdboden gleichgemacht!"

„Noch ist Verdun die mächtigste Stütze für jeden feindlichen Versuch, mit verhältnismäßig geringem Kraftaufwand die ganze deutsche Front in Frankreich und Belgien unhaltbar zu machen", mit diesen Worten trägt Falkenhayn dem Obersten Kriegsherrn seinen Plan vor, und so war der Angriff auf Verdun beschlossen. *(Weihnachten 1915)*

„Verdun — der Name wurde bei uns im Osten von Anfang Februar des Jahres ab häufiger genannt", schreibt Hindenburg. „Man wagte nur halblaut und im Geheimnis davon zu sprechen. Man legte auf das Wort einen Ton, aus dem Zweifel und Bedenken hervorgingen. Und doch, der Gedanke, Verdun zu nehmen, war gut. Verdun in unserer Hand, das mußte die ganze Lage an unserer Westfront wesentlich festigen. Dadurch würde die Einbuchtung an unserer verwundbarsten Druckstelle da drüben endgültig beseitigt."

Und ebenso Ludendorff: „Verdun war als Angriffspunkt strategisch richtig gewählt. Die Festung war für uns stets ein außerordentlich empfindliches Ausfallstor und bedrohte unsere rückwärtigen Verbindungen. Gelang es auch nur, die Werke des rechten Maasufers zu gewinnen, so wäre das ein voller Erfolg für uns gewesen."



Schon diese Worte zeigen, daß die höchsten Führer an keinen kriegsentscheidenden Riesensieg zwischen Mosel und Maas dachten. Und doch schwebte bei seinem Vorhaben, nur in anderer Form, dem Generalstabschef v. Falkenhayn dies berauschende Zukunftsbild vor.

„Es gibt Ziele", heißt es in seiner Denkschrift über den Angriff auf Verdun, „für deren Behauptung die französische Führung gezwungen ist, den letzten Mann einzusetzen. Tut sie es, so werden sich Frankreichs Kräfte verbluten, da es ein Ausweichen nicht gibt, gleichgültig, ob wir das Ziel selbst erreichen oder nicht!"

Daß Deutschlands Kräfte selber sich verbluten könnten, gegen diesen Gedanken wehrt sich der Generalstabschef kurz vor Beginn der Kämpfe mit der Antwort an die 3. Armee: „Unser Problem ist eben, mit verhältnismäßig wenigem, bescheidenem Aufwand dem Gegner schweren Schaden an entscheidender Stelle zuzufügen!"

Anfang Februar 1915

Man sieht, wie sich im Kopf v. Falkenhayns, eines gewiß tüchtigen und energischen Generals, der Einsatz des Heeres als eine Abnutzungsschlacht malte, nicht als eine Vernichtungsschlacht, wie sie dem ehernen Siegeswillen der großen Feldherren des Ostens, einem Hindenburg, Ludendorff, Mackensen, stets als Endziel vorschwebte. Abnutzung aber — das war ja gerade das furchtbare Kampfmittel der Entente. Sie hatte Zeit. Wir nicht. Sie hatte Brot. Uns begann es zu mangeln.

Sie hatte Soldatenersatz aus den unerschöpflichen Menschenbecken Afrikas und Indiens. Wir mußten mit kostbarem deutschem Blut rechnen. Sie bekam von Amerika Munition, soviel sie nur bestellte. Wir benötigten die letzten Kräfte der Heimat für den Maschinen- und Materialkrieg. Sie hatte Aussicht auf neue Kriegsverbündete: die Vereinigten Staaten, Rumänien. Wir, nach dem Beitritt Bulgariens, nicht mehr. Im Gegenteil — jetzt eben mußte Deutschland an Portugal wegen dessen feindseliger Haltung in Ostafrika den Krieg erklären.

9. März 1916

So betrachtet, erscheint nicht der Angriff, aber die zu lange Fortsetzung des Angriffs auf Verdun als ein verhängnisvoller Denk- und Rechenfehler, den nach Möglichkeit noch gutzumachen in der zweiten Hälfte des Jahres Hindenburgs allererste Sorge war. Aber dadurch, daß in der ersten Jahreshälfte die deutsche Führung des Weltkriegs sich von den großen, sieggeübten Strategen des Ostens zu der Halbheit des Generalstabschefs im Westen verlagerte, blieb im Osten viel Großes ungetan und wurde im Westen nichts Großes erreicht.

Die Oberste Heeresleitung dachte sich die geplante Dauerschlacht als eine Art unaufhörliche Zermürbung und Zermalmung des Feindes. So hieß auch bald bei den Franzosen die blutüberschwemmte Kampfstätte von Verdun „die Mühle". Aber die Deutschen waren die Angreifer, also erst recht zu den furchtbarsten Menschenopfern gezwungen. Und bei den Deutschen hieß dieser Halbkreis von Hügeln, Talfurchen und feuerspeienden Panzerforts „die Hölle".

„Das Schlachtfeld war eine wahre Hölle und in diesem Sinne bei der Truppe geradezu berüchtigt", urteilt kein Geringerer als Hindenburg selbst!

In der Völkerschlacht bei Leipzig stritten nicht ganz eine halbe Million Krieger. Beinahe doppelt soviel wie dort überhaupt Kämpfer, blieben allein an Toten und Verwundeten — 800 000 Mann — in der über ¾jährigen Maasschlacht von Verdun — der blutigsten Schlacht aller Völker und Zeiten.

21. Februar bis Dezember 1916

Die Woëvreebene zwischen Metz und Verdun war durch die Regengüsse des Frühjahrs aufgeweicht. In ihrem Sumpfboden wären Mann und Roß und Rad steckengeblieben, ohne den Fuß der steilen, festungsgekrönten Hügelhänge drüben zu erreichen.

Aus der Kernfeste Verdun heraus flutet die Maas nach Norden. Auf ihrem Deutschland zugewandten Ostufer springt, dem Lauf der Höhenkuppen folgend, die französische Fortlinie in einem Spitzwinkel vor. Diese von den furchtbaren Panzerforts Douaumont und Vaux und dem als Fort ausgebauten Dorf Douaumont beherrschte Ausbuchtung kann von 2 Seiten umklammert werden. Hier wird der Angriff beschlossen, streng geheimgehalten, und, wie die Oberste Heeresleitung schreibt, „durch eine unbedachte Äußerung in gesellschaftlichen Kreisen Berlins" doch noch vor der Zeit dem Feind bekannt . . . .

Ende Januar oder Anfang Februar 1916
1915

Um Weihnachten herum erhält die Heeresgruppe des Deutschen Kronprinzen den Befehl, sich zum Angriff auf dem östlichen Maasufer zu rüsten. Die Truppen sind für die Wucht des Stoßes so tief gestaffelt, daß auf den laufenden Meter Front 6 Mann entfallen, bei den Gegnern an anderen Stellen sogar 7 bis 8.

Scheußliches Wetter — Schneetreiben, Regenströme, Nebelschwaden — verzögern auf Tage und Wochen den großen Schlag. Dann ist der Augenblick zum Emporsteigen aus den schuhhoch mit Wasser gefüllten Schützengräben gekommen.

21.—22. Februar 1916

21. Februar 1916

„Die Nebel verschwanden“, schreibt als Mitkämpfer Leutnant Alex Viktor von Frankenberg; „leuchtend, in frostklarer Winterschönheit, ging der Sonne Glutball am fernen Horizont auf. Acht Uhr vormittags eröffneten die satten Schlünde der deutschen Batterien ihr mörderisches Feuer, das sich nachmittags mit dem Krachen und Bersten der schweren Minen zum Trommelfeuer steigerte. In Wolken von dampfendem Rauch lagen die feindlichen Stellungen eingehüllt. Aber übereinstimmend lauteten alle Meldungen: die feindlichen Gräben sind noch stark besetzt. So hämmerten am Vormittag noch einmal schwere Artillerie und Minenwerfer, gegen Mittag zu nie gehörter orkanartiger Wucht anschwellend.

22. Februar 1916

Zwölf Uhr mittags: ‚Sturm!‘ Die peitschende Sekunde des ersten Über-Deckung-Stehens in der Masse einer vorpreschenden Armee bleibt unvergeßlich. Das eigene Feuer wälzte sich feindwärts, Leuchtzeichen stieg an Leuchtzeichen auf, der Sturmlauf begann — Siegeslauf der unerhörten Wucht des Gesamtstoßes mit Flammenwerfern, mit den Maschinengewehr- und Handgranatentrupps, getragen durch das Bajonett und den Siegesschrei auf tausend Lippen.

23. Februar 1916

Fiebernd wurden Gassen in den Draht geschnitten. Mann um Mann arbeitete sich vor, von Trichter zu Trichter, die mit Schneewasser gefüllt und von eigenen und feindlichen Granaten aufgerissen waren. In fanatischer Verteidigung feuerte die schwarze Besatzung aus dem betonierten Waldrand, bis nach brüllendem Hurra zur Wut gesteigerte Kolbenschläge das Maschinengewehrfeuer verstummen ließen. Wieder war, bei Anbruch einer eiskalten, langersehnten Nacht, ein Tagesziel erreicht: so heiß umstritten, so ruhmgekrönt wie kaum eines der letzten anderthalb Jahre.“

Ein mächtiger flacher Höhenrücken wölbt sich rauchumwölkt und blitzezuckend aus dem Gebrüll der Schlacht. Das ist der Douaumont.

Er beherrscht das Kampfgelände. Er trägt das in die Luft getürmte, tief in die Erde betonierte gleichnamige Panzerfort. Hart nordwestlich von ihm donnert das bis an die Zähne zu verzweifeltem Widerstand verschanzte ebenso genannte Dorf.

Die Franzosen in der von deutschem Granatenhagel zertrommelten Panzerfeste haben sich in die bombensicheren Kasematten zurückgezogen. Auf einmal hören sie nicht mehr nur das Krachen, Pfeifen, Heulen des blinden Materials, sondern Menschenstimmen. Deutsches Hurra! Es kommt feldgrau durch das Labyrinth unterirdischer Gänge heran. Die

Brandenburger vom Neuruppiner Regiment Friedrich Franz von Mecklenburg haben unbemerkt das Fort erklommen und genommen.

25. Februar 1916

Das ist der große Erfolg des 4tägigen ersten Angriffs. Dann steht die blutige Schlacht. Nein. Sie breitet sich noch aus. Sie muß es.

Bisher sind die Deutschen nur gegen das furchtbare Festungsdreieck östlich der Maas angelaufen, dessen Spitze das genommene Fort Douaumont bildet. Aber auf dem linken Flußufer sprüht und raucht es erst recht aus den Wäldern und von den Kuppen über den Wasserspiegel weg in die vom Tosen des Kampfes erfüllten, sich nach Westen öffnenden Schluchten drüben und den Deutschen in Rücken und Flanke.

6. März 1916

Also neuer Massensturm, Feuerkampf um jeden Fuß Boden westlich der Maas! Brennpunkt die Doppelkuppe, die in graufiger Ironie „Toter Mann“ heißt. Den einen Gipfel halten in tagelangen Kämpfen die Deutschen, den andern die Franzosen. Endlich erkriechen, von Sperrfeuer überschüttet, die Feldgrauen auch diese Warte. Sofort flammt auf dem äußersten linken Flügel der französischen Fort- und Feuerlinien noch wütender und Wochen dauernd das wirre Trichter- und Handgranatenhandgemenge um die blutgetränkte „Höhe 304“, bis sie, größtenteils wenigstens, in deutsche Hände fällt.

14.—20. März 1916

7. Mai 1916

Die „Mühle“ mahlt. Mahlt Menschen. Hier und dort. Frißt Bataillone, Regimenter, Divisionen. Die deutschen Kerntruppen erschöpfen sich, 2-, 3mal hintereinander, mit Ruhepausen dazwischen, in dem Ringen um eine zerpflügte, unwirkliche Welt von Erdkratern, Schutthaufen, palmenartig zerfaserten Baumstümpfen, zu Sümpfen zerschossenen Bachbetten.

Auf dem Ostflügel erklimmen die Deutschen die rauchenden Reste des Festungsdorfs Douaumont. Aber es bleibt ein Rechenfehler Falkenhayns: die Hoffnung auf Erschöpfung der Franzosen durch Blutarmut.

2. März 1916

Plötzlich stehen sie wieder auf dem Fort Douaumont. Drinnen, unter ihnen, sind die Frankfurter Grenadiere Prinz Carl und die anderen Deutschen. Es wird nicht mehr auf flachem Boden, sondern von oben nach unten und von unten nach oben 48 Stunden lang gekämpft! Was dann von den Franzosen noch lebt, springt und kriecht bergabwärts zurück.

22. und 23. Mai 1916

Gegenstoß der Deutschen, 1 Monat hindurch. In tagelangem Maulwurfkampf Mann gegen Mann endlich die schwarzweißrote Fahne auf der 2. Panzerfeste hinter dem Douaumont, dem Fort Vaux. Das 3. und letzte Panzerwerk des vorspringenden Festungswinkels, Fort Thiaumont, hört 3 Wochen später das siegreiche deutsche Hurra! Mit ihm fällt das zu einer Felsenburg ausgebaute Dorf Fleury.

23. Juni 1916

Noch darüber hinaus drängen in unwiderstehlichem Ansturm die „Leiber“, das Münchner Leibregiment. General Ritter Franz v. Epp führt als Oberstleutnant das Regiment, aus dem er hervorgegangen, zum Sieg.

geb. 1868

„Leiber des Feldes", schreibt er später seinen tapferen Bayern in die Regimentsgeschichte, „Richtungsweiser für ein kommendes Geschlecht — ihr körperlicher Träger im Abschnitt Weltkrieg wart ihr. Als Kämpfer im Stahlhelm werdet ihr ragend in der Geschichte stehen."

Bis Fleury kommen die Deutschen. Weiter ist es ihnen nicht beschieden . . . .

Februar 1916 — Sie waren bei Beginn des Gesamtangriffs etwa 2 deutsche Meilen vom Stadtkern der Festung Verdun entfernt. Sie haben bis dahin jetzt nur noch 1 schwache Gehstunde. Aber diese weltgeschichtliche Strecke Wegs bleibt unbetretbar.

So „stellte dies Ringen ohne sichtbaren Erfolg und für den Mann in der Front ohne fühlbare Entscheidung die härteste Probe auf die Leistungsfähigkeit der Truppe dar, die erdenklich ist!" schreibt v. Falkenhayn selbst. Trotzdem opfert er nach wie vor unsere besten Regimenter der immer mehr aussichtslos werdenden Blutprobe, wer es länger aushält.

Aussichtslos vor allem, weil von nun ab die Feinde rittlings der Somme ihrerseits zum Großangriff vorbrechen und die letzten deutschen noch unverzehrten Kraftreserven auf sich ziehen. Noch ein deutscher Vorstoß aus dem Dorf Fleury hinaus! Dann hat die Zermahlungs- und Zermalmungsschlacht von Verdun ihren Höhepunkt überschritten. Die Entscheidung an der Westfront verlegt sich von dem blutigen Spiegel der Maas nach den ebenso rotgefärbten Wellen der Somme.

1. Juli 1916

11. Juli 1916

Daß die Franzosen dort trotz Verdun kampfbereit auf dem Blachfeld erscheinen, ist, nach Falkenhayn, „der über Erwarten ergiebigen Ausnutzung der Kolonialtruppen, was das Material betrifft, allein der Unterstützung durch Amerika zuzuschreiben". Aber daß die Franzosen eine „schwarze Armee" besaßen und daß die Yankees Granaten drehten, war doch im 3. Kriegsjahr wahrhaftig bekannt!

Trotzdem gehen die Kämpfe bei Verdun immer noch weiter. Der Herbst kommt. Ein schwarzer Tag, der zeigt, daß alle Opfer vergeblich waren: die Franzosen erobern zurück, was vom Fort Douaumont noch übrig ist.

24. Oktober 1916

Die furchtbare Schlacht, die so viele Menschenleben verschlungen — sie will selber nicht sterben. Erst als zu Ende des Jahres Deutsche und Franzosen ungefähr da stehen wie zu Beginn, geht sie zur Ruhe.

16. Dezember 1916

38

Skagerrak

7. Mai 1915 — Die „Lusitania" liegt auf dem Meeresgrund. Über ihr rauschen nicht nur die Wellen des Atlantik, sondern auch der Empörung Amerikas, bis sie langsam verebben.

Das Drohmittel der „Lusitania" aber gibt Präsident Wilson nicht aus der Hand. Die politische Spannung bleibt. Die U-Boot-Kommandanten können mit den zaghaften, laienhaft unklaren „Wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß"-Weisungen aus der Berliner Wilhelmstraße nichts anfangen.

Amerikanische Staatsbürger vermieten sich gegen schweres Geld als „Schutzengel" an neutrale, meist Kriegsgut führende Handelsdampfer, in der Erwartung, daß kein U-Boot mehr einem Schiff mit einem Yankee an Bord etwas tun dürfe. Als ein deutsches U-Boot doch aus Irrtum den Passagierdampfer „Arabic" mit einigen amerikanischen Staatsbürgern versenkt, beeilt sich der Reichskanzler v. Bethmann, nach Washington die Bestrafung des befehligenden Offiziers zu melden.

19. August 1915

Neue Richtlinien an die unglückseligen U-Boot-Kommandanten: Keine Passagierdampfer ohne Warnung und Rettung der ganzen Besatzung versenken!

30. August 1915

Antwort der Flotte, daß dieser Befehl nur mit äußerster Gefährdung der U-Boote (durch die selbstverständliche U-Boot-Falle) durchzuführen sei und nicht vertreten werden könne.

1. September 1915

Endgültiger Befehl, bis auf weiteres jede Art U-Boot-Krieg an der Westküste Englands und im Kanal einzustellen und in der Nordsee nur (mit höchster eigener Lebensgefahr) „nach Prisenordnung zu führen"!

18. September 1915

Das war praktisch zunächst das Ende des mit so großen Hoffnungen begonnenen U-Boot-Kriegs, der entweder überhaupt nicht hätte angefangen oder nicht ständig durch das Gegeneinanderarbeiten von Flottenleitung und Auswärtigem Amt hätte gelähmt werden dürfen. „Ordre, contre-ordre, désordre!" schreibt der Großadmiral v. Tirpitz.

Durch Todesfall beim Jahreswechsel wie ein Sturmstoß frischer Geist in die Marine! Admiral Reinhold Scheer, der künftige Held der Skagerrakschlacht, übernimmt die Führung der Hochseeflotte.

1915/1916

1863—1928

Schon bald darauf eine Osterüberraschung für England: die Städtchen Lowestoft, ein Minenstützpunkt, und Grand Yarmouth, ein Tauchboothafen an der englischen Ostküste, werden bei Tagesanbruch von deutschen Panzerkreuzern mit einem Granatenhagel überschüttet.

25. April 1916

Inzwischen in Deutschland selbst ein ununterbrochener Kampf um den U-Boot-Krieg! Der Generalstabschef v. Falkenhayn ist seit Neujahr durchaus dafür. Ohne gleichzeitigen Blockadekrieg zur See scheint ihm der Angriff auf Verdun die Blutopfer nicht wert. Der Reichskanzler ist durchaus dagegen. Es weht ein scharfer Wind aus Washington, das wiederum den „Lusitania"-Fall auskramt.

1916

Ende Januar 1916

Eine schon an den Krieg streifende Botschaft des Präsidenten Wilson an einen amerikanischen Senator folgt: die Ehre und Selbstachtung der Vereinigten Staaten stehe auf dem Spiel!

24. Februar 1916

Ein Funken in das Pulverfaß dieses wirren Hin und Her. Im Kanal wird der französische Dampfer „Sussex“ torpediert. 80 Reisende, darunter zahlreiche Amerikaner, ertrinken.

24. März 1916

Die „Sussex“ war zwar, nach Meldung des besonders erfahrenen und umsichtigen deutschen U-Boot-Kommandanten, wie ein Kriegsschiff gestrichen. Ihr Deck wimmelte von britischen Truppen in Uniform. Das hindert den Präsidenten Wilson nicht an einer Note, die mit den Worten schließt: „Sofern die Kaiserliche Regierung nicht jetzt unverzüglich ein Aufgeben ihrer gegenwärtigen Methoden des U-Boot-Kriegs gegen Passagier- und Frachtschiffe erklären und bewirken sollte, kann die Regierung der Vereinigten Staaten keine andre Wahl mehr haben, als die diplomatischen Beziehungen zur deutschen Regierung abzubrechen.“

20. April 1916

Daraufhin kriecht der Reichskanzler v. Bethmann zu Kreuze. Er meldet nach Washington eine neue Weisung an die deutschen Tauchboote, „Kauffahrteischiffe nicht ohne Warnung und Rettung der Menschenleben zu versenken, es sei denn, daß sie flüchten oder Widerstand leisten“!

4. Mai 1916

„Unter den augenblicklichen Bedingungen“, notiert der U-Boot-Führer Kapitänleutnant Steinbrinck in sein Tagebuch, „ist überhaupt nichts zu machen und lohnt die nicht ungefährliche Unternehmung kaum die Anstrengungen der Besatzung.“

Juli/August 1916

Der U-Boot-Kommandant, der die „Sussex“ versenkte, wird bestraft. Der U-Boot-Krieg selbst, in einem Kronrat, gegen Falkenhayns Stimme, auf unbestimmte Zeit vertagt.

6. März 1916

Der Staatssekretär v. Tirpitz, der Schöpfer der deutschen Flotte, der vom Tauchkrieg nicht lassen will, empfängt die Aufforderung, seinen Abschied einzureichen, und erhält ihn nach wenigen Tagen. Theobald v. Bethmann Hollweg hat auf der ganzen Linie gesiegt. Das sind seine Siege im Weltkrieg ......

8. März 1916
17. März 1916

„Die Sussex-Note“, urteilt Tirpitz, „war ein entscheidender Wendepunkt des Kriegs, der Beginn unserer Kapitulation. Alle Welt sah, daß wir vor Amerika niederbrachen. Seit dieser Entscheidung ging es mit uns rückwärts. Diejenigen in Deutschland, die ein feines Gefühl hatten für die ideale und im Grund doch höchst reale Macht des Prestige, wurden durch die Annahme der Niederboxungsnote Wilsons tief erschüttert. England wurde durch die Entscheidungen vom März und Mai von der stärksten materiellen Lebensgefahr befreit, welche es je im Lauf seiner Geschichte bedroht hatte. Indem das deutsche Volk das Gnadengeschenk des U-Boot-Kriegs, das ihm als letzte Chance des Siegs in den Schoß gefallen war, verschmähte, entschied es seinen eigenen Austritt aus der Reihe der Weltvölker.“

1916

Eine Chance des Siegs, mit den Augen des alten Seemannes gesehen, nicht die Sicherheit des Sieges. Aber es gab noch eine andere Möglichkeit des Siegs als den unter Wasser. Den Sieg über Wasser. Aus der Kimmung der Nordsee hebt sich die größte Seeschlacht aller Zeiten, die Schlacht am Skagerrak.

31. Mai 1916

Bei Sonnenaufgang verläßt die gewaltigste Macht auf dem Meer, die unser Vaterland je besessen, verläßt die deutsche Hochseeflotte mit zahlreichen Hilfsgeschwadern, den Jadebusen und steuert, ein unabsehbarer schwimmender Wald von Rauchsäulen und Masten, nordwärts an Helgoland vorbei durch die Nordsee längs der jütischen Küste dem Seeraum westlich vor dem Sund des Skagerrak zu.

31. Mai 1916
4 bis 4½ Uhr morgens

Daß Deutschland etwas vorhatte, wußten die Briten schon am Tag vorher — nicht nur wie immer durch ihre Spione, von denen nun einmal unsere Kriegshäfen nicht zu säubern waren, sondern auch dank der unerläßlichen Tätigkeit der deutschen Minensuchboote, die erst in dem gänzlich von Höllenmaschinen unter See verseuchten Gewässer nördlich Helgoland eine gefahrlose Gasse freifischen mußten.

30. Mai 1916

Durch diese Wasserstraße schwimmen im Gänsemarsch, schwarz rauchend, bei ruhiger See und klarem Himmel, die ungeheuren Festungen. Voraus als Aufklärungsgruppen die schweren Schlachtkreuzer des Vizeadmirals Franz Hipper. Er soll mit diesen schnellen Kolossen und leichteren Schiffen den eigentlichen Vorstoß führen und sich am nächsten Tag wieder auf die Hauptflotte als Rückhalt zurückziehen. An die Gewißheit einer Entscheidungsschlacht zwischen allem, was Deutschland und Großbritannien an Männern, Feuerschlünden und Stahlwänden aufbieten kann, wird noch nicht gedacht. Weiß man doch nicht, was der Engländer vorhat.

geb. 1863

Tatsächlich war dort für die nächsten Tage der Befehl zu einem großen „Demonstrativvorstoß“ über das Skagerrak in das Kattegat und in den Großen Belt hinein ergangen, mit dem man Eindruck auf die Dänen und Skandinavier machen wollte. „Außerdem“, schreibt als Mitkämpfer der russische Admiral Schoultz, „war das Unternehmen geeignet, die Aussichten für ein Zusammentreffen der Gegner zu erhöhen, denn die Grand Fleet [die britische Hochseeflotte] beabsichtigte längere Zeit im Skagerrak zu kreuzen, wohin auch die deutsche Hochseeflotte ziemlich oft vorzustoßen pflegte, um ihre Kraft zur See zu demonstrieren.“

30. Mai 1916

So waren beide Teile unabhängig voneinander gleichzeitig auf das Skagerrak als Operationsgewässer verfallen und der welterschütternde Zusammenprall dort wohl halb Absicht und Wunsch, möglichst kleinere feindliche Abteilungen mit überlegener Macht anzufallen, halb Fügung des Geschicks.

Es war das einzige Mal im Weltkrieg, daß in Japan Extrablätter erschienen. So gewaltig war auf der ganzen Erde der Eindruck der ersten und einzigen großen Seeschlacht zwischen Deutschland und England.

Auf seinem Flaggschiff „Friedrich der Große" befehligte der Führer der Schlacht, Admiral Scheer, die Kampfgeschwader von zusammen 22 Dreadnoughts, Überdreadnoughts und 6 älteren Vordreadnoughts, ein Aufklärungsgeschwader von 5 Schlachtkreuzern, weiter 12 leichteren Kreuzern, 99 Torpedobooten. Es waren 16 U-Boote und 10 Marineluftschiffe aufgeboten, ohne doch zum Kampf zu kommen.

Die Engländer führten 28 Schlachtschiffe, 9 Schlacht- und 7 weitere Panzerkreuzer, ferner 24 leichte Kreuzer ins Treffen. Sie feuerten aus 356 Schiffsgeschützen, die Deutschen nur aus 244. Großbritannien war also, auch nach dem Urteil seiner eigenen Seeleute, an Kampfmaterial um die Hälfte überlegen.

Eine Seeschlacht: mehr noch Maschinenkampf als der Weltkrieg zu Lande, und doch der Mensch der Maschine durch den Mut und die Entschlußkraft überlegen, mit der er sie handhabt.

Eine Seeschlacht: die Bewegung schwimmender Riesenbatterien, die sich womöglich gegenseitig nur eben noch fern am Horizont erkennen können, und sich auf 13, auf 15, auf 20 Kilometer Entfernung aus lohendem Mündungsfeuer hart über die Wasserfläche hin ihre Stahlmassen zuschleudern.

Um zu schießen, muß der graue Panzerriese eine Breitseite für die Fühlhörner seiner Drehtürme frei haben. Die Schiffe können also nicht nebeneinander fahren — sonst würden sie sich gegenseitig statt des Feindes treffen — sondern hintereinander. So entsteht als Kampfformation der Gänsemarsch, die Kiellinie, in deren Mitte ungefähr das Flaggschiff des Oberbefehlshabers dampft. Denn wollte er an der Spitze fahren, so wäre er plötzlich bei einer durch den Gegner notwendig gewordenen Kehrtwendung des Geschwaders der letzte.

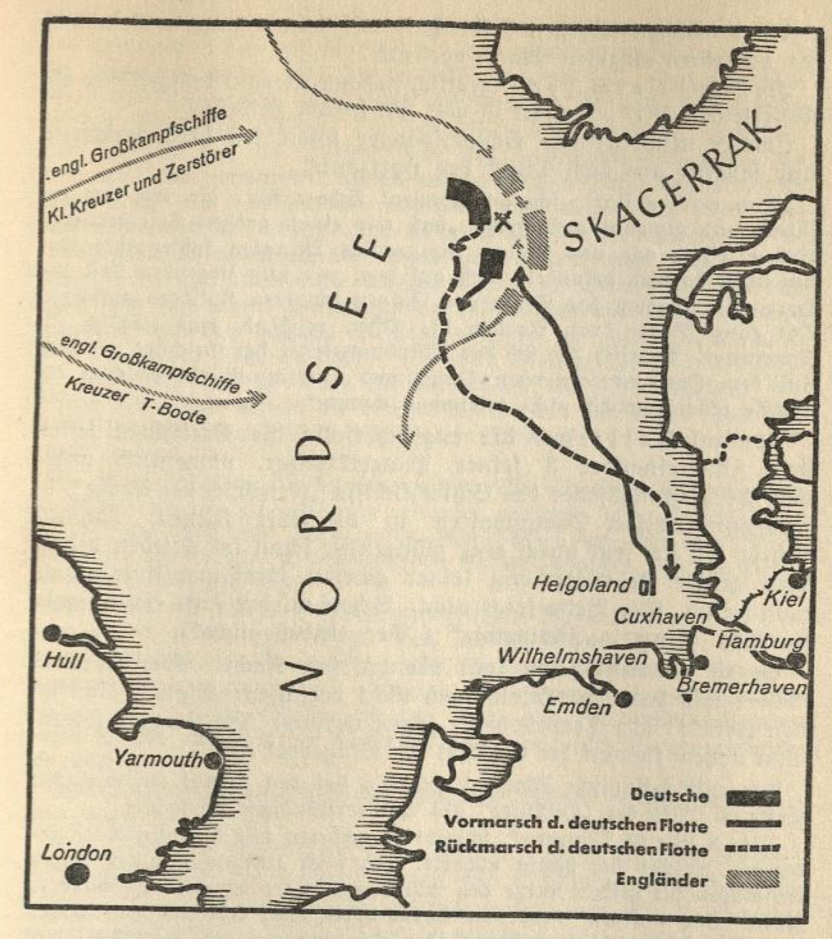
Um wenden zu können, ohne mit dem Vordermann oder Hintermann zusammenzustoßen, fahren die Kolosse mit dem nötigen Abstand von etwa 700 Metern. So dehnt sich die Kiellinie der vereinten Schlachtgeschwader unabsehbar, 15 und 20 Kilometer weit, in das Grau von Meer und Luft.

Ebenso macht es, wenn er sich zur Seeschlacht richtet, der Feind. Man denke sich 2 ungeheuerliche, ein paar deutsche Meilen lange Wasserschlangen, die in den Fluten auf weite Entfernung feuerzüngelnd aneinander vorbeigleiten, sich im Bogen gegeneinander krümmen, ständig mit ihrem Kopf den Kopf oder Schwanz der anderen Schlange zu umfassen suchen. Das ist der Großkampf der Dreadnoughts.

Man denke sich vorher und weiter vorn in der Wasserwelt ein ebensolches kleineres Spiel sich feindselig und feurig begrüßender und umkreisender Schlänglein. Das ist der erste Zusammenprall der aufklärenden mächtigen Kreuzer.

Man denke sich endlich zwischen diesen langen, grauen Wasserschlangen ein Gewimmel von kleinen Wasserkäfern und massenhaft herumschießenden schwarzen Wasserflöhen. Das sind die Leichten Kreuzer und die Torpedobootszerstörer.

So entwickelt sich die Schlacht am Skagerrak. Zuerst prallen, schon spät am Tag, die deutschen Schlachtkreuzer mit den britischen



Schlachtkreuzern des Vizeadmirals David Beatty zusammen. Auf 2 deutsche Meilen Entfernung heulen die mannslangen Granaten. Mit Donnergetöse fliegt schon nach einer halben Stunde der englische Panzerriese „Indefatigable" („Der Unermüdliche") in die Lüfte. Gleich darauf folgt ihm die „Queen Mary" in einer alles verhüllenden Sprengwolke.

geb. 1871

31. Mai 1916 5 Uhr nachmittags

Der Ozean belebt sich. Von beiden Seiten schäumen mit Volldampf, was die Maschinen hergeben, die Schlachtgeschwader ihren Aufklärungskreuzern zu Hilfe.

Die eigentliche Schlacht beginnt. Ein wilder Kampf der Riesen um den kleinen, zerschossen und bewegungsunfähig auf dem Wasser liegenden Kreuzer „Wiesbaden", der sich verzweifelt wehrt und

1. Juni 1916

erst am nächsten Morgen heldenhaft mit seiner ganzen Besatzung bis auf einen einzigen Mann versinkt.

1880—1916

Der Dichter Gorch Fock (eigentlich Johann Kienau) besiegelt hier als Matrose sein Werk „Seefahrt ist not" mit seinem Heldentod.

Immer neue britische Schlachtpanzer lösen sich herandampfend und feuernd aus dem Dunst des Horizonts.

„Nun war es klar", schreibt Admiral Scheer über die von ihm geführte und gewonnene Schlacht, „daß wir einen großen Teil der englischen Flotte vor uns hatten, die wenige Minuten später ihre Anwesenheit dadurch bekundete, daß auf dem vor uns liegenden Teil des Horizonts ringsum das Feuer von Salven schweren Kalibers aufblitzte. Der ganze Bogen, von Norden bis Osten reichend, war plötzlich ein Feuermeer. Deutlich hob sich das Mündungsfeuer der Geschütze aus dem auf dem Horizont lagernden Dunst und Qualm ab, in welchem die Schiffe selbst zunächst nicht erkennbar waren."

Admiral Jellicoe, der englischerseits die Seeschlacht leitet, sieht hintereinander 3 seiner Panzerkreuzer, namentlich unter dem Vernichtungsfeuer des Schlachtschiffs „Friedrich der Große", in mächtigen weißen Dampfwolken in die Luft fliegen. Admiral Scheer löst sich jetzt durch eine glänzende, schon im Frieden besonders geübte Kehrtwendung seiner ganzen Großkampflinie etwas vom Feind. Der Brite folgt nicht. Schon wieder sinkt einer seiner stärksten Panzer, „Invincible" („Der Unbesiegliche").

31. Mai 1916
8.55 abends

Es ist nunmehr schon spät abends, fast Nacht. Aber Admiral Scheer will das Schlachtfeld noch nicht verlassen. Signal: Ran an den Feind! Alle Torpedoboote jagen voraus. Die Kreuzer folgen. Von neuem flammt die Schlacht am Skagerrak auf.

Der russisch-finnische Admiral Schoultz hat den Kampf auf englischer Seite an Bord der „Herkules" als Sachverständiger beobachtet.

„Um 5 Uhr 35 Minuten", schreibt er, „hörten wir dumpfen Kanonendonner, welcher sich hastig näherte, und nach einigen Minuten waren im Süden die gelben Blitze des Mündungsfeuers schwerer Geschütze zu sehen. Aus unserem vorderem Turm hörte man kräftiges Hurrarufen der Mannschaft. Clinton Baker [der Kommandant der ‚Herkules'] ruft ungeduldig: ‚Warum entwickeln wir denn bloß nicht die Gefechtslinie, sie wird ja viel zu spät fertig!'

Gerade in diesem Augenblick kommt durch Flaggensignal Befehl zum Entwickeln der Gefechtslinie nach Backbord. Ein allgemeiner Seufzer der Erleichterung auf der Brücke! Also endlich! Um uns schlägt die erste feindliche Salve ein und verursacht einen heftigen Stoß im Rumpf des Fahrzeugs.

‚All right!' sagt Clinton Baker und geht in den Kommandoturm. Auch alle übrigen begeben sich auf ihre Gefechtsstationen. Nur ich bleibe auf der Kommandobrücke. Ich sehe einen ganz nahen Aufschlag [einer deutschen Granate] an Backbord, von dem ich sofort eine tüchtige Dusche bekomme. Das Einschießen der Deutschen muß besonders gut sein.

Ich bekomme wieder eine Wassersäule. Einige Sprengstücke der deutschen Granaten fallen auf die Brücke. Ich will eins aufheben, lasse es aber schleunigst fallen. Es ist so heiß, als wäre es eben aus dem Schmelzofen gekommen. Eine neue Wasserdusche ist nahe daran, mich von der Brücke zu spülen. Ich sehe da plötzlich unseren Hornisten, einen Jungen von 15 Jahren, der am Kommandostand steht. Es fallen mir seine verweinten Augen auf, und ich verstehe, daß der arme Junge durch das Schießen und vielleicht noch mehr durch seine Einsamkeit erschreckt ist, denn an Deck ist keine Menschenseele zu sehen.

Wieder bin ich allein auf der Brücke. Um mich ist alles leer, erstaunlich leer. Ich sehe nicht einen einzigen Menschen. Gleichwohl fährt das Schiff, wie von einer übernatürlichen Kraft getrieben, zitternd und erschüttert von den eigenen Salven, während es Feuer, Rauch und Stahl aus seinen Kanonen speit. Aus allen Türmen der ‚Marlborough' [das Flaggschiff des Admirals Jellicoe] blitzen die Mündungsfeuer der nächsten Salve und danach die dichten Wolken des ‚rauchlosen' Pulvers, der charakteristisch rot gefärbte Rauch des Kordits."

Und weiter:

„Es fängt schon an dunkel zu werden. An einzelnen Stellen wird das Artilleriefeuer schwächer, um zeitweise nochmals aufzuflackern. Von dem Gegner sehen wir nichts mehr und können nur aus dem Mündungsfeuer der ab und zu aufblitzenden Salven schließen, daß der Feind auf westlichem Kurs läuft.

Um 8 Uhr 55 Minuten hören wir heftigen Kanonendonner. Unsere gesamte Artillerie ist noch besetzt. Doch schießen wir nicht mehr, sondern laufen gefechtsbereit. Wir wissen nicht, wer von den beiden Gegnern angreift. Diese Unwissenheit erscheint mir unangenehmer als die Schlacht selbst, deren Wiederaufnahme wohl alle der Untätigkeit vorziehen würden. Nach 9 Uhr bricht die Dunkelheit schneller als gewöhnlich herein."

In dieser Dunkelheit hat sich Admiral Scheer entschlossen, den Rückmarsch anzutreten.

Diese schwarze Nacht über der Nordsee lohte 100 Kilometer weit von dem Zucken feuriger Blitze, den glühenden Metallmassen sinkender Panzer. Diese Nacht grollt nah und fern mit Tausenden von Donnerschlägen. Diese Nacht ist blutiger als der Tag.

„Es war mit Sicherheit zu erwarten", schreibt Admiral Scheer, „daß der Feind versuchen würde, uns während der Nacht nach Westen abzudrängen, um uns bei Hellwerden zur Schlacht zu stellen. Die Macht dazu besaß er. Gelang es, die feindliche Umfassung abzuwehren, so blieb uns die Freiheit des Entschlusses für den nächsten Morgen gesichert. Während der Nacht griff der Feind in fast ununterbrochener Folge von Osten her an. In gänzlicher Verkennung der Lage näherte sich ein Panzerkreuzer den [deutschen] Schlachtschiffen auf etwa 1500 Meter. Er wurde in wenigen Sekunden in Brand geschossen und sank 4 Minuten nach dem Feuereröffnen unter gewaltigen Detonationen. Die Vernichtung dieses Schiffes auf so nahe Entfernung, daß man die Mannschaften in ihrer Bestürzung auf dem brennenden Schiff hin und her rennen sah, bot ein Bild von schauriger Großartigkeit."

31. Mai zum 1. Juni 1916

Außer dem Panzerkreuzer verloren die Briten in den wirren und unzusammenhängenden Einzelkämpfen dieser Nacht noch 1 Kleinen Kreuzer und andere leichte Schiffe. Aber auch auf deutscher Seite taucht im Morgenrot das torpedierte Linienschiff „Pommern" mit seiner ganzen Besatzung auf den Meeresgrund. Ebenso, mit fast allen Matrosen, bis zum Untergang kämpfend, der Kleine Kreuzer „Frauenlob". Noch 2 solche Kreuzer sinken. Wenn wenigstens der schwer zerschossene Schlachtkreuzer „Lützow" sich über Wasser hält! Aber bei Tagesanbruch flutet ein blaues Gewimmel von 1250 Seeleuten in die rettenden Torpedoboote, und über dem todwunden Großkampfschiff schließen sich die Wellen.

Frühnachmittags läßt Admiral Scheer auf der Reede von Wilhelmshaven die Anker des „Friedrich der Große" fallen. „Die Größe unseres Erfolges gegen die feindliche Übermacht", schreibt er, „war inzwischen den Besatzungen aller unserer Schiffe zu vollem Bewußtsein gekommen, und mit freudigem Hurra begrüßten sie im Vorbeifahren das Flaggschiff ihres Führers."

4. Juni 1916

„Der errungene Erfolg", meldet der Admiral dem Kaiser, „ist der angriffsfreudigen, zielbewußten Führung durch die Unterführer und den vortrefflichen, von hervorragendem kriegerischem Geist getragenen Leistungen der Besatzungen zu danken. Er ist nur möglich gewesen dank der Güte unserer Schiffe und ihrer Waffen."

Das ist die Flotte, die die Novemberverbrecher 2 Jahre später kampflos dem Feind auslieferten.

Seit Jahrhunderten galt Englands Flotte nicht nur als unbesiegbar — schon der Name ihrer Schiffe: „Der Unbesiegliche", „Der Unüberwindliche", sagen es — nein, sie galt als der schwimmende Tod, so, wie ihre Panzer „Der Donnerer", „Der Entsetzliche", „Der Fürchterliche", „Triumph", „Sieg", „Rache" hießen. Wer Englands schwimmenden Wällen entgegensegelte, auf den warteten Tang und Fische.

Jetzt, zum erstenmal, hatte Albion nicht gesiegt! Stolz, mit wehenden Flaggen, in geschlossener Ordnung, kampfbereit, dampfte Deutschlands Flotte der Heimat zu. Sie hatte in der Schlacht am Skagerrak 400 Verwundete und 2400 Tote eingebüßt. Die Engländer dagegen fast das Dreifache: 6000 Tote und 1000 Verwundete.

An Schiffen verloren die Deutschen: 1 Schlachtkreuzer, 1 älteres Linienschiff und 4 Kleine Kreuzer nebst 5 Torpedobooten, zusammen 61 000 Tonnen Schiffsraum. Dagegen die Briten nicht weniger als 3 Schlachtkreuzer, 3 ältere Panzerkreuzer und 8 Torpedoboote, mit genau dem doppelten Tonnengehalt von 120 000.

Der russisch-finnische Admiral Schoultz war nach der Schlacht nach London gefahren. Er hatte, so schreibt er, „Zeit und Gelegenheit, den Eindruck zu studieren, den die Skagerrakschlacht auf die öffentliche Meinung in England gemacht hatte. „Im großen ganzen war dieser Eindruck ein deprimierender." „Die Veröffentlichung der großen eigenen Verluste" hatte „im ersten Moment eine geradezu betäubende Wirkung".

5. Juni 1916

In Deutschland hätte man aus der Schlacht viel mehr machen müssen, als aus allzu großer Gewissenhaftigkeit und weil man den Verlust der „Lützow" nicht zugeben wollte, geschah! Trotzdem war der Jubel groß! In kurzem wurde 1 Million Mark für die Opfer der Schlacht gesammelt. Der Kaiser überbrachte persönlich den Dank des Vaterlandes. Könige und Großherzoge besuchten und beglückwünschten die nach ihren Häusern oder Ländern genannten Schiffe.

„Unser Bestreben", schreibt Scheer, „war darauf gerichtet, so bald wie möglich wieder in See zu gehen, um einen neuen Vorstoß zu unternehmen. Wir haben vor der Welt bewiesen, daß die englische Flotte nicht die Unwiderstehlichkeit besitzt, deren sie sich rühmte. Das Recht des deutschen Volkes auf das freie Meer haben wir im Kampfe durchfechten dürfen. Als Kriegsmittel muß daneben allerdings das U-Boot voll angewandt werden."

„Auch dem Reichskanzler gegenüber", fährt der Seeheld fort, „habe ich diese Auffassung vertreten. Der Reichskanzler gab mir ein ausführliches, sehr düster gehaltenes Bild der Lage." Aus den Ausführungen des Reichskanzlers im Lauf der längeren Nachmittagsunterhaltung hatte Scheer den Eindruck gewonnen, daß es Theobald v. Bethmann „sehr darauf ankam, England nicht weiter zu reizen" . . . .

Dabei waren gerade jetzt, nach der unzweifelhaften Erschütterung des britischen See- und Selbstbewußtseins durch den Verlauf der Schlacht am Skagerrak, die Voraussetzungen für den U-Boot-Krieg so günstig wie noch nie.

39

Russenstürme

27./28. Februar 1916

Leise — leise! In schwarzer russischer Wintersturmnacht reiten mit strohumwickelten Pferdehufen, als russische Bauern vermummt, ein paar Dutzend Amurkosaken über das Eis des Naroczsees inmitten der deutschen Nordoststellung vor der Linie Wilna—Dünaburg! Ein berittener wirklicher Muschik führt die tollkühnen Kerle. Sie werden, schon im Rücken der deutschen Armee, ehe sie dort die Eisenbahnkörper sprengen können, gefangen oder getötet.

Diese Handvoll Halbmongolen sind die Vorboten eines neuen Asiatensturms.

1916

Den letzten im Osten entbehrlichen Mann hat Deutschland zu Beginn des 3. Kampfjahres in das Flammenmeer des Westens

geworfen. Die großen Feldherren des Ostens stehen, viel zuwenig ausgenutzt, mit ihren „Häuflein klein" Gewehr bei Fuß. Sie müssen warten, ob der russische Bär wieder aus seinen Sumpfwäldern herantappt.

1915

Der Russe hat sich von den Hieben des Vorjahres wieder erholt. Aus allen Dörfern des heiligen Rußland ist das neue Kanonenfutter zusammengetrieben. Diesmal führt der Zar! Banges Grauen bei den Kundigen. Aber eine mystische Weihe weithin doch über den Heeren. General und Leutnant bekreuzigen sich: Dem Selbstherrscher, dem Geweihten des Herrn, wird Gott den Sieg verleihen!

Und zweitens: Er ist in ungeheurer Überzahl! Seinen 368 Bataillonen stehen 66 deutsche — also ein Fünftel bis ein Sechstel — gegenüber.

Und drittens: Es ist durch Gottes Wunder und Gnade Munition in Menge da! Die Vereinigten Staaten haben sich in eine einzige große Kriegsindustrie verwandelt, der Japaner dreht geschäftig Granaten. Züge hinter Zügen rollen Monate hindurch vom Stillen Ozean her endlos durch die Winterwüsten Sibiriens westwärts. Und wer je an der Ostfront war, der weiß: Hat der Russe einmal Munition, dann juckt es ihm in den Fingern. Dann muß er ein Freudenfeuer die ganze Front entlang aufknallen lassen.

15. März 1916

Eine Kette jetzt eben tauender Seen schirmt die deutsche Stellung, die sich der Moskowiter zur **Schlacht am Naroczsee** ausersehen hat.

18.—21. März 1916

Er geht aufs Ganze. „Alle an den Fingern Verwundeten und Selbstverstümmler sind in die Schlacht zurückzuführen", heißt es in dem russischen Angriffsbefehl. „Die Polizei hat sorgfältig auf alle rückwärtigen Wege zu achten, damit kein gesunder Mann durch ihre Posten durchkommt. Wenn Blut fließt, muß man die Tintenfässer schließen! Außer Meldungen und Befehlen keine andere Schreiberei."

Ein richtiges, wahnsinniges Trommelfeuer wie im Westen brüllt: Der Russe kommt!

„In den russischen Grabenlabyrinthen war ein schwellendes und ebbendes Summen wie in einem riesigen Bienenstock", schreibt als Mitkämpfer im Auftrage des Generalstabes der Dichter und Reserveleutnant Walter Flex, der im Jahre darauf den Heldentod sterben sollte. „Um Mitternacht kamen die letzten Überläufer. Die verängstigten braunen Sturmschwalben, die jedem Angriff vorausgingen, waren die letzten Vorboten des Kampfes. Allenthalben stiegen die Leuchtkugeln und gossen eine fahle, verwehende Helle über das ganze graue Eis der Seen und die Schnee-Einöde der Sümpfe und Wälder. Von den Bäumen rieselte der Tauschnee in Bächen ins Unterholz.

geb. 1887, gefallen bei der Besetzung der Ostseeinsel Ösel 16. Oktober 1917

Punkt sechs Uhr morgens fegten gleichzeitig die Salven zahlreicher Batterien jaulend und kläffend gegen die deutschen Gräben. Mit berserkerhafter Kraft wuchteten die Zentnerlasten amerikanischer und japanischer Stahlgranaten. Ein splitterndes und brechendes Krachen kam aus den Wäldern, wo die russischen Granaten die Baumkronen wie mit eisernen Fäusten auseinanderrissen. Feurige Sensen mähten durch die Distelbeete der Drahthindernisse. Die Hügelstreifen schienen zu einer Kette von feuerspeienden Bergen geworden, die ihr glühendes Eisen auf die deutschen Gräben schütteten. Flachbahngeschütze kämmten die Brustwehren ab, und wo der graue Schnee nicht aufgewühlt und fortgefegt wurde, lag er rußschwarz und wie verbrannt um die Gräben. Die steinernen Fundamente wurden wie von einem Erdbeben durcheinandergeworfen, die dicken Mauern lösten sich in mächtige rote Staubwolken auf. Die mühsam abgestauten Sumpf- und Tauwasser brachen schmatzend und gurgelnd in die Grabenteile hinein. Bald stand das Wasser überall kniehoch. Die Mannschaften hockten mit hochgezogenen Knien auf Schützengrabenauftritten, Holzkisten und umgestürzten Wasserpumpen. Während die Mannschaft unter guten Deckungen nur Volltreffer zu fürchten hat, wurde hier das giftige Singen und Klingen der Granatsplitter, das Kläffen der Revolverkanonen und das Purren, Schwirren und Summen der tausend winzigen Minensplitter zu einem pausenlosen Todeskonzert. Ein unbeschreibliches Heulen und Tosen war in den Lüften. Der Schall der Detonationen brach sich schauerlich in den Wäldern, in deren Erdhöhlen die Rekruten hockten."

Nach 3½stündigem Trommelfeuer der Sturm der russischen Stoßtruppen.

„Die Muschiks! Sie kommen! Die Signalhupen trompeteten. Trillerpfeifen schrillten. Eine unbeschreiblich wilde Freude hatte die Leute gepackt", schildert Walter Flex. „Die Muschiks! Die Muschiks!' brüllten sie sich mit atemverschlagender Erregung zu! Die Russen gingen, mit nagelneuen Schneehemden ausgerüstet, über die schwarze Sumpferde vor. Die weißen Hemdenmänner hoben sich wie Scheiben ab. Die deutschen Artillerieschüsse saßen mitten in den Gewalthaufen. Russenleiber und Russenfetzen wirbelten in der Luft herum, wie wenn eine Windhose einen Strohdiemen erfaßt hat."

Das Regiment Wiborg Nr. 85, das im Frieden die unverdiente Ehre hatte, den Namen des Deutschen Kaisers zu tragen, verschwindet in dem Totensumpf. Viele Russen werfen sich heulend mit erhobenen Händen auf die Knie. Andere reißen die weiße Hülle vom Leib. Aus den Hemdenmännern werden braune Kuttenträger. „Zweiter Akt! Kostümwechsel!" ermuntern sie die Schreie der Feldgrauen aus den deutschen Gräben.

Immer wieder, tagelang, das „Urräh" der in den Tod getriebenen Russen. „Die Riesensümpfe spien braune Russenmassen aus", schreibt Walter Flex, „die braunen Haufen in ihren erdfarbenen Mänteln füllten das ganze Hügelgelände. Aus den Wäldern quollen braune Bäche nach. Die vordersten Wellen stürzen jäh zusammen, als habe eine höllische Sense den Hunderten mit einem Schlag die Knie durchhauen."

„Eine wahrhafte Spuknacht war angebrochen. Wälder und Sümpfe waren von Fahlhelle überloht. Mündungsfeuer der russischen Batterien, das fort und fort wie ein schreckhaftes Wetterleuchten breit um

den Horizont flammte. Zahlreiche Scharen wogten lautlos in Schneehemden gleich Sumpfgespenstern heran." Aber die Deutschen „trieben Gespensterbeschwörung mit Pulver und Blei".

„‚Haltet aus — haltet aus! Lasset hoch das Banner wehn!' Die singenden Kompanien grüßten sich über das Feld mit dem hallenden Sturmlied, grüßten das Leben und grüßten den Sieg!"

22. März 1916 Den Sieg in der Schlacht am Naroczsee.

140 000 Russen sind verblutet, ertrunken, erfroren oder liegen wund. Die Überlebenden waten rückwärts. Ihr großer Angriff ist „in Sumpf und Blut" erstickt.

Aber der Zar findet, daß er immer noch zuviel Untertanen hat! Was wiegen die 2, 3 hingeschlachteten Millionen? Jetzt, wo er selbst den Oberbefehl führt, muß aus Blutströmen ein Blutmeer werden! Er gibt den Befehl, das nächste Massengemetzel seiner Muschiks — diesmal gegen Österreich — vorzubereiten.

25. März 1916 „Ist es wahr", schreibt ihm die Zarin ins Feld, „daß unsere Verluste so schwer sind? Natürlich — beim Angriff kann es nicht anders sein."

28. März 1916 Und 3 Tage später: „Zum Teufel mit diesen Generalen! Warum sind sie so schwach und zu nichts gut! Sei streng mit ihnen! Du hast wirklich viel zu tun, mein Liebling!"

Der Zar hat wirklich viel zu tun! Im Sommer steigen plötzlich seine Krieger, fast ohne Vorbereitung, aus den Schützengräben des äußersten Galizien. Ihr Führer, General Alexander Brussilow, späterer Bolschewist, weiß um die k. u. k. Front und ihre „dauernde Überempfindlichkeit gegenüber den russischen Massen", wie Feldmarschall v. Hindenburg es milde ausdrückt.

4. Juni 1916 geb. 1868

„Südlich des Pripet [Sumpfgebiet]", fährt er fort, „stürzt die österreichisch-ungarische Heeresfront auf den ersten russischen Anhieb weithin zusammen. Die schwerste Krise des ganzen bisherigen Krieges an der Ostfront tritt ein, schwerer noch als diejenige des Jahres 1914."

Habsburg hat, wie Deutschland, den letzten Mann, den es entbehrlich glaubt, aus dem Osten gezogen, im bewußten Gegensatz zu der Obersten deutschen Heeresleitung — Falkenhayn und Conrad arbeiten hier, wie meistens, auseinander statt zusammen — und in die Schützenlinien am Isonzo und in Südtirol etschabwärts eingereiht. Die Ostfront hat es sozusagen vergessen. Der Russe wird schon nicht kommen! Aus heiterem Himmel ist er da! Die Unterschätzung rächt sich furchtbar.

„Am 4. Juni", schreibt der dem k. u. k. Armeeoberkommando zugeteilte deutsche General A. v. Cramon, „feierte zu Teschen der Erzherzog Friedrich [der österreichisch-ungarische Generalissimus] die Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres. Unter den Lauben des Stadtplatzes versammelten sich die Offiziere des Oberkommandos und der Garnison zu einem Fackelzug. Es war ein herrlicher mondheller Abend. Als ich am

geb. 1856

Morgen nach der Feier in unser Geschäftszimmer trat, überreichte mir Major Fleck ein Telegramm. Ein Befehl Brussilows: ‚Es ist die Zeit gekommen, den ehrlosen Feind zu vertreiben!'

Genau in denselben Stunden, in denen in Teschen in Österreichisch-Schlesien sich der Fackelzug der Generalstabsoffiziere bewegte, waren an der Front alle russischen Armeen zum Angriff vorgegangen."

In noch nicht 2 Tagen rammt die Brussilow-Offensive ein Riesenloch von 50 Kilometer Breite. „Die österreichische Mauer", schreibt Hindenburg, „bricht unter dem Pochen von Brussilows Hammer zusammen, und herein braust die Sturmflut der russischen Haufen."

4. Juni bis Mitte August 1916

Die dort stehenden österreichischen Heere lösen sich so ziemlich auf. Sie verlieren Hunderttausende, namentlich auch an Gefangenen. In der Bukowina fluten die Massen Habsburgs nach den Ostkarpathenpässen. Steigt über diese der Russe in die Pußta nieder, überschwemmt er nochmals Galizien und nähert sich den schwarzweißroten Grenzpfählen Schlesiens, dann ist der Osten nicht mehr, der Krieg überhaupt kaum mehr zu halten.

Deutschland muß helfen, obwohl es selbst mit äußerster Anstrengung im Westen ficht! Was an deutschen Divisionen noch irgend zusammengekratzt werden kann, wird nach der lebensgefährlichen, schon weit ausgebauchten Lücke von Luck gefahren. Auch jetzt noch ein „Eiertanz", wie General v. Cramon schreibt, um den dringend notwendigen einheitlichen Oberbefehl im Osten, den Deutschland mit Fug und Recht und im beiderseitigen Interesse für sich beansprucht. Das österreichische Prestige dagegen, das sich selbst in dieser Zeit nicht unterordnen will — der „Habsburgergedanke" der ehemaligen Weltmacht Karls V. gegenüber dem „Marquis de Brandebourg" — ein Gefühlsmoment, namentlich im Hochadel und hohen Beamtentum, das man in Deutschland viel zuwenig kannte! Endlich wird nach langem Hin und Her der Befehlsbereich des Feldmarschalls v. Hindenburg wenigstens nach Süden bis südlich der Stadt Brody verlängert, so daß er die gefährdetste Stelle, den Raum um Luck, umfaßt. Das Oberostkommando wird in Eile von Kowno in einen Eisenbahnzug auf dem Bahnhof von Brest-Litowsk verlegt.

30. Juli 1916

„Unser Hauptquartier bot nichts Glänzendes", schreibt Ludendorff, „wir waren ungemein dürftig untergebracht. Dazu brannte die Sonne erbarmungslos auf den Dächern der Wagen und machte den Aufenthalt unerträglich. Ich schlug deshalb Brest-Litowsk selbst als Quartier vor. Die vollständig ausgebrannte Stadt kam überhaupt nicht in Frage, die Zitadelle war ein kleines Gefängnis. Alles war verwildert und verwachsen. Die Brennessel gedieh zu gewaltiger Größe. Die Luft war feucht und dumpfig. Baracken waren erhalten, doch ohne jedes Möbelstück. Ich ordnete die Einrichtung des Hauptquartiers in der Zitadelle an."

Von hier aus wird die wankende k. u. k. Wacht am Stochod und Styr, am Sereth und Pruth durch feldgraue Kernstücke gesteift. 10 deutsche Armeekorps schieben sich an den bedrohten Punkten in die 500 Kilometer lange Front. Im Süden, in der Bukowina, schwankt sie unter österreichischem Kommando wie ein Schiff im Sturm — ein lockender Blickfang für die gierigen Augen, mit denen Rumänien, schon die Kriegserklärung von morgen in der Tasche, über die nahe Grenze lugt.

Da, wo die deutschen Heerführer — Hindenburg-Ludendorff, Alexander v. Linsingen, Graf Felix Bothmer — befehligten, da rannte sich der Russe in immer neuen wütenden Anläufen vergeblich den Kopf wund. Umsonst alle Durchbruchsversuche. Die deutschen Armeen stehen wie Felsen im brandenden Meer. Ein von Enver Pascha zur Hilfe gesandtes türkisches Korps ficht wacker mit. Auch die Truppen der Donaumonarchie erholen sich, seitdem sie sehen, daß der Russensturm für ihre Verbündeten gar nicht schreckhaft ist.

„Nach allen Berichten", schreibt der Generalstabschef v. Falkenhayn, „müssen die Verluste der Russen geradezu ungeheuerlich gewesen sein."

Mitte August 1916

Die Garde des Zaren verlor in wenigen Tagen, nach dem Bericht des Dumapräsidenten Rodzjanko, 34 000 Mann. Für die Kampfunfähigen war nicht gesorgt. „Auf dem Wege", schreibt er, „zog sich ein endloses Band hin von einfachen Bauernwagen mit Verwundeten. Viele Soldaten mit schweren Kopfwunden lagen ohne Stroh auf den Wagen, ihr lautes Stöhnen war schon von weitem zu hören. Auch sahen wir eine Menge Verwundeter, die auf der bloßen Erde herumlagen. Dem Leiter des Sanitätsdienstes fehlte es an den notwendigsten Arzneimitteln und an Verbandzeug. Soldaten, welche in den Lazaretten gestorben waren, wurden ohne Särge, nackt, reihenweise in das Massengrab gelegt. Es war ein erschütterndes, düsteres Bild. Der Priester leierte eilig seine Gebete herunter."

Mitte August 1916

Allmählich vergrollen die Gewitter der Brussilow-Offensive. Die beiden Fronten stehen ziemlich genau da, wo sie bei Kampfbeginn vor 10 Wochen gestanden haben. Der Zar hat mit seinen beiden ersten Versuchen als Oberster Heerführer kein Glück gehabt. „Man sah dem Kaiser", nach den Worten eines Augenzeugen, „eine gewisse Ermüdung, vielleicht auch eine gewisse Gleichgültigkeit an."

40
Tirol

„Auf den Palmen allein wachsen die Theresienkreuze!" das heißt: nur in Italien ist für Habsburgs Waffen alter Ruhm zu holen — nicht wider den Russen in der Polackei! — das war die Stimmung

im k. u. k. Armeeoberkommando in Teschen und insbesondere bei dessen Generalstabschef Conrad v. Hötzendorf.

Er war, zu Anfang dieses Kriegsjahres, in der Donaumonarchie fast allmächtig. Der 86jährige Kaiser Franz Joseph hielt ihm unbedingt die Stange, und General v. Conrad pflegte seiner Umgebung in seiner kurz angebundenen Art zu erklären: „Der Kaiser ist der Vernünftigste von euch allen!"

Erzherzog Friedrich, der brave, ehrliche Armeeoberkommandant, brachte, nach der Schilderung des Generals v. Cramon, „seinem Helfer Conrad eine an Ehrfurcht grenzende Freundschaft entgegen". Der junge, unbedeutende Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Joseph, noch in diesem Jahr Kaiser Karl, war nicht im Hauptquartier, sondern stand als Korpskommandeur an der Front. Um die Minister in der Kaiserstadt brauchte sich das Oberkommando nicht zu kümmern.

21. November 1916

„Mit der Wiener Regierung", schreibt der österreichische General Alfred Krauß, „war nichts zu erreichen. Zu viele Böcke waren als Gärtner bestellt. Man machte nichts, wollte gar nicht Abhilfe schaffen. Man war glücklich, daß man das ‚Fortwursteln' in Ruhe befolgen konnte."

So kann der Vertraute der Wiener Apostolischen Majestät, Baron Bolfras v. Ahnenburg, bei einem Besuch in Teschen lächelnd bemerken: „In Österreich-Ungarn regiert jetzt das Oberkommando!" Worauf, nach dem Gewährsmann, Conrad antwortete: „Nein. Sondern Tisza!"

Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza war neben dem Generalstabschef Conrad v. Hötzendorf unzweifelhaft der bedeutendste Kopf des sterbenden Donaustaats. Aber er saß fern in Budapest. Krieg führte nicht er, sondern Feldmarschall v. Conrad.

Und dessen Kriegsziel hieß zäh, ohne Rücksicht auf die russische Gefahr, Italien.

Der deutsche Generalstabschef v. Falkenhayn kann da nicht mit! Für ihn ist — mit Recht! — Italien ein Nebenkriegsschauplatz. Sein Auge blickt gen Frankreich. Sein Finger weist auf Verdun.

So entschließt sich zu Beginn des neuen Kriegsjahres Österreich, mit eigener Kraft von Südtirol her dem an der Isonzofront verkrampften und verbissenen Italiener in den Rücken zu fallen. Ein Vernichtungsschlag — wenn er gelingt . . . . .

Frühling 1916

„Der Conradsche Entschluß", urteilt der deutsche Militärbevollmächtigte im k. u. k. Hauptquartier, „lag sozusagen in der Luft und war tief begründet in der Stimmung, die die ganze österreichisch-ungarische Armee gegenüber dem ‚Erbfeind' beherrschte."

Eine Seelenverfassung nicht nur der Deutschen und Madjaren, sondern auch der Südslawen (Jugoslawen) — der Kroaten, Slowenen und Dalmatiner. Die Tiroler Kaiserjäger und Landesschützen erzwangen es

durch leidenschaftliche Bitten, von der Ostfront zum Kampf gegen Italien in ihre Heimat zurückbefördert zu werden.

Nur aus diesem Gefühlsmoment in der Kriegsführung heraus ist es zu begreifen, daß man die innerlich völlig zerrüttete, mit unzuverlässigen tschechischen Regimentern durchsetzte, von Verrat durchseuchte Heeresmacht in Polen, gegen die schon Brussilow sich zu seinem Rammstoß sammelte, seelenruhig sich selbst überließ. Diese eigenmächtige, alle Mängel eines Koalitionskrieges zeigende Tiroler Offensive war eine schwere strategische Entgleisung, die zu dem Tiefpunkt der Kriegslage führte.

„Das k. u. k. Oberkommando", schreibt ungewöhnlich scharf v. Falkenhayn, „hielt trotz der Warnungen, die ihm zuteil geworden waren, an dem Gedanken einer Offensive aus der Tiroler Front fest. Eine besondere Lockung bot wohl noch die Aussicht, dabei ganz mit eigenen Mitteln gegen den als Bevormundung empfundenen deutschen Rat arbeiten zu können."

Anfang April 1916

Dafür werden alle Kerntruppen aus Tirol, Salzburg und Oberösterreich zu einem Sturmkorps unter dem Thronfolger zusammengezogen. Sie werden wenige Wochen später im Osten bitter fehlen. Andere Armeen setzen sich dahinter in Kampfbereitschaft. Alles ist in Radetzkystimmung. Wenn nur der hinderliche Schnee nicht wäre — Schnee — viel höher als sonst um diese Frühlingszeit in Südtirol.

15. Mai 1916

Es wird Mai, bis die hechtgrauen Lawinen der k. u. k. Heere ins Rollen geraten. In dem vielzackigen Dolomitenwinkel zwischen dem Suganer Tal und dem Stromlauf der Etsch stürmt das Erzherzog-Thronfolger-Korps die bis zu 1200 Meter hoch gelagerte Gebirgsfläche von Vielgereuth. Die Hochfläche der „Sieben Gemeinden" wird erstiegen, sterbender deutscher Sprachinseln aus der Zeit der Völkerwanderung, in deren Hauptort Asiago noch das „Cimbro", das Cimbrisch, die Mundart alter Leute ist.

Die Italiener werden aus ihren ersten Bergstellungen geworfen. Sie verlieren auf dem Rückzug 30 000 Gefangene und 300 Geschütze. Aber nach wenigen Tagen schon erlahmt in dem unwegsamen Karstboden und Waldgestrüpp der Schwung des Angriffs.

24. Mai 1916

Um den Cimone-Berg, dessen unterminierte Spitze später mit einem ganzen italienischen Bataillon in die Luft flog, brandet die Bergschlacht. Salzburger Infanterie hält die Höhe. Aber Ende Mai schon stockt alles, namentlich auf den Gebirgspfaden die Zufuhr von Munition und Proviant. Der Blitzschlag aus heiterem Himmel,

4. Juni 1916

der Brussilowsche Massendurchbruch im Osten, gibt wenige Tage später dem Tiroler Feldzug den Rest. Er muß aufgegeben werden.

Mitte Juni 1916

Den Italienern macht das Mut. Sie rennen wieder einmal,

6.—9. August 1916

zum 6. Male, am **I s o n z o** an. Diesmal wankt die durch das Dolomitenabenteuer geschwächte, vom Osten beanspruchte österreichische Front. Der wild umstrittene Brückenkopf von Görz wird endlich gestürmt. Die Italiener gewinnen **d a s r e c h t e I s o n z o u f e r u n d e r z e u g e n d a m i t e i n e n t i e f e n E i n d r u c k a u f** das in Kriegspsychose fiebernde **R u m ä n i e n.**

Feldmarschall v. Conrad fühlt seine Stellung erschüttert. Einflüsse hoher Damen wegen persönlicher Verhältnisse wirkten in der Stille mit. Kaiser Franz Joseph zerriß das Abschiedsgesuch seines, grundlos auch gegen die deutsche Heeresleitung verstimmten, besten Soldaten.

1916

Österreich war, in der ersten Hälfte dieses Jahres, schon nahe am Untergang gewesen. Deutschlands Retterhand hatte es vom Abgrund zurückgerissen. Mit der ungeheuren Lebenszähigkeit uralter Staatengebilde, wie sie sich in dem greisen gekrönten Einsiedler in der Hofburg verkörperte, steht es wieder aufrecht im Kriegssturm. Um so besser! Der Nothelfer Deutschland hat genug mit sich selber zu tun. Im Westen erwächst ihm eine neue Gefahr. Im Osten ein neuer Feind.

Die Gefahr im Westen — das sind die wachsenden Munitionsmassen bei den Alliierten. Der Feind im Osten — das ist der Rumäne.

41

Die Somme

Unheimlich wächst im Westen der **M a t e r i a l k r i e g** über den Männerkrieg.

Die Vereinigten Staaten sind ein einziges großes, qualmendes, hämmerndes, lohendes Kriegsrüstungslager. Granaten gegen Geld! Wir können keine Granaten von ihnen kaufen. Und kommen doch in diesen kritischen Zeiten der U-Boot-Spannung mit den Dollarleuten ins Geschäft.

Juni 1916

Unser erstes **H a n d e l s - U - B o o t** sticht heimlich in See. Die Firma Krupp in Essen hat es unentgeltlich gestiftet, unter der Bedingung, daß es von drüben eine Ladung Nickel, die ihr gehört, mitbringt. Wohlbehalten taucht es zu allgemeiner Sensation im Hafen von Baltimore auf. Wohlbehalten trotz britischer Anschläge, führt Kapitän König sein Schiff unter Wasser zurück.

10. Juli 1916

Die Farbstoffe, die es den Amerikanern hinüberbrachte, haben mehrfach seinen Baupreis gedeckt. Mit der Rückfracht an Kautschuk und Nickel für den Heeresbedarf wird ein Zwischengewinst von Millionen erzielt und schleunigst — und doch zu spät — ein halbes Dutzend weitere Handelstauchboote in Bestellung gegeben.

Trotzdem, was ist das gegen die Schiffslasten von Munition, die Amerika täglich — und jetzt, nach dem Erliegen des U-Boot-

Kriegs, in aller Gemütsruhe — nach Großbritannien sendet? Aber dem Engländer ist auch das noch zuwenig!

Eben hat ihn ein furchtbarer Verlust betroffen. Sein größter, sein einziger Kriegsmann ist nicht mehr! Noch nicht eine Woche nach der Schlacht am Skagerrak fand *Lord Kitchener*, der Feldherr zu Lande in drei Erdteilen, den Tod in den Wellen.

Nacht vom 5. zum 6. Juni 1916

Während der „Schlacht bei Jütland", wie die Briten das gewaltige Seetreffen nennen, hatte ein deutsches Minenboot westlich der Orkneyinseln zur Bedrohung der dorthin nach dem Hafen von Scapa Flow zurückdampfenden „Großen Flotte" Minen gelegt. Auf eine von ihnen lief in einer dunklen, stürmischen Nacht der englische Panzerkreuzer „Hampshire", auf dem sich Kitchener eingeschifft hatte — vielleicht um eine Truppenlandung in Jütland vorzubereiten, wahrscheinlich, um von dort weiter nach Rußland zu gelangen. Der Feldmarschall ertrank mit seinem ganzen Stab. Seine Leiche wurde erst nach einigen Tagen an Land gespült. Im ganzen britischen Weltreich klangen die Trauerglocken für den gewaltigen Landsknecht. Er hatte mit der Schaffung seiner Kitchenerarmee seinem Volk wohl den letzten großen Dienst erwiesen, den er noch leisten konnte. In dem neuen Maschinen-, Munitions-, Massenkrieg hätte er, der Kolonialsoldat und halbe Orientale, seine schon geschichtlich gewordene Persönlichkeit kaum mehr zur Geltung bringen können.

31. Mai bis 1. Juni 1916

Aber Großbritannien besitzt noch einen zweiten, kleinen, aber starken Mann. Genau 4 Wochen nach Kitcheners Tod wird *David Lloyd George* sein Nachfolger als Kriegsminister und später auch Ministerpräsident.

6. Juni 1916

10. Dezember 1916

Er war bisher, in einem Kabinett politischer Gegenfüßler von Tories, Munitionsminister gewesen. Er hatte nicht nur die Welt der Hämmer überwacht, sondern diese Welt in die Seele der Briten gehämmert. Er selbst war kein Brite, sondern keltischen Blutes. Eben deswegen sah er den Angelsachsen sachlich, beinahe wissenschaftlich, von außen. Er, der kleine Rattenfänger von Wales, erzeugte nicht nur Granaten, sondern auch die „moralische Munition" für die Heimat. Er elektrisierte sie. Er fanatisierte sie nun als Kriegsminister für den Krieg.

seit 26. Mai 1915

Die jungen Männer nehmen jetzt ohnedies unter den Trompetenfanfaren der allgemeinen Wehrpflicht Abschied von Sportplatz und Rennbahn und „sind zu Schiff nach Frankreich". Aber die Buben, die 14jährigen Späherknaben, die überall auf den Straßen von London und sonst als Wegweiser, Warner, Aufpasser nützliche Arbeit tun. Die Frauen und die Mädchen der Heilsarmee, die kriegsmäßig, mit Bandelier und Schlapphut, ausmarschiert. Die Misses vom „Weiblichen Hilfskorps", im Londoner Hydepark in langen Kolonnen, in Schritt und Tritt, zum Dienst hinter den Kampflinien in Frankreich trainierend. Das Granatenmädchen: schon ihr Bild in den englischen Zeitungen eine Reklame. Sie steht in Staubmütze, Leinenkittel, Hosen, und schraubt den Zünder auf eine neben ihr aufrecht ragende Schiffsgranate,

die genau so groß und doppelt so umfangreich ist wie sie selbst. Girls in Scharen, in hohen Stiefeln und Mänteln aus Leinendrell, mit geschulterten Hacken auf den Golfplatz ziehend, dessen grüner Rasen sich unter ihren Fäusten in Kartoffelacker verwandelt. Mädel in schwarzer Arbeitstracht mit Hosenträgern auf dem Markt in London Waggons mit Tomaten für die Armee in Frankreich füllend.

Und die älteren, die respektablen Gentlemen — nicht nur der Reverend Jones, der seine Pfarre im nördlichen London aufgibt und als Kampfflieger über den feindlichen Linien kreist. Da sein Amtsbruder Durell, keuchend unter einem Rucksack, mit Schirmkappe und im Monteuranzug. Der Mann Gottes arbeitet im Schweiß seines Angesichts je einen vollen Tag in der Woche unter dem Beifall der Nation in einer Granatendreherei. Sein Bild ziert die Zeitungen.

Munition! Weiß man, was dazu gehört, um alle diese gähnenden schwarzen Mäuler an der Front zu füttern, daß sie wie ein aufgeregter Hundezwinger durcheinanderbellen — diese gedrungenen „Dicken Bertas" auf ihren betonierten Plattformen — diese 40 Fuß langen stählernen Feldschlangen, auf Eisenbahnwagen montiert und längs der Front von Ort zu Ort wie eine Primadonna gastierend, ehe der Gegner sich auf sie eingeschossen hat — diese mächtigen österreichischen Motorbatterien an der deutschen Front in Frankreich — diese Feldhaubitzen jeder Schwere — diese Riesenmörser und Minenwerfer, diese Tausende von Feldgeschützen, oft die Nacht hindurch unmittelbar hinter dem Schützengraben schußbereit aufgefahren.

Und in den Gräben selbst die Revolverkanonen, Erdmörser, Fernrohrgewehre, diese Kisten mit Handgranaten, Gewehrgranaten, Infanterie- und Maschinengewehrmunition, Grabenspiegel, Pyridinspritzen zur Entseuchung giftvergafter Abschnitte.

Munition! Die Kämpfe an der Somme sind die erste große Materialschlacht der Entente.

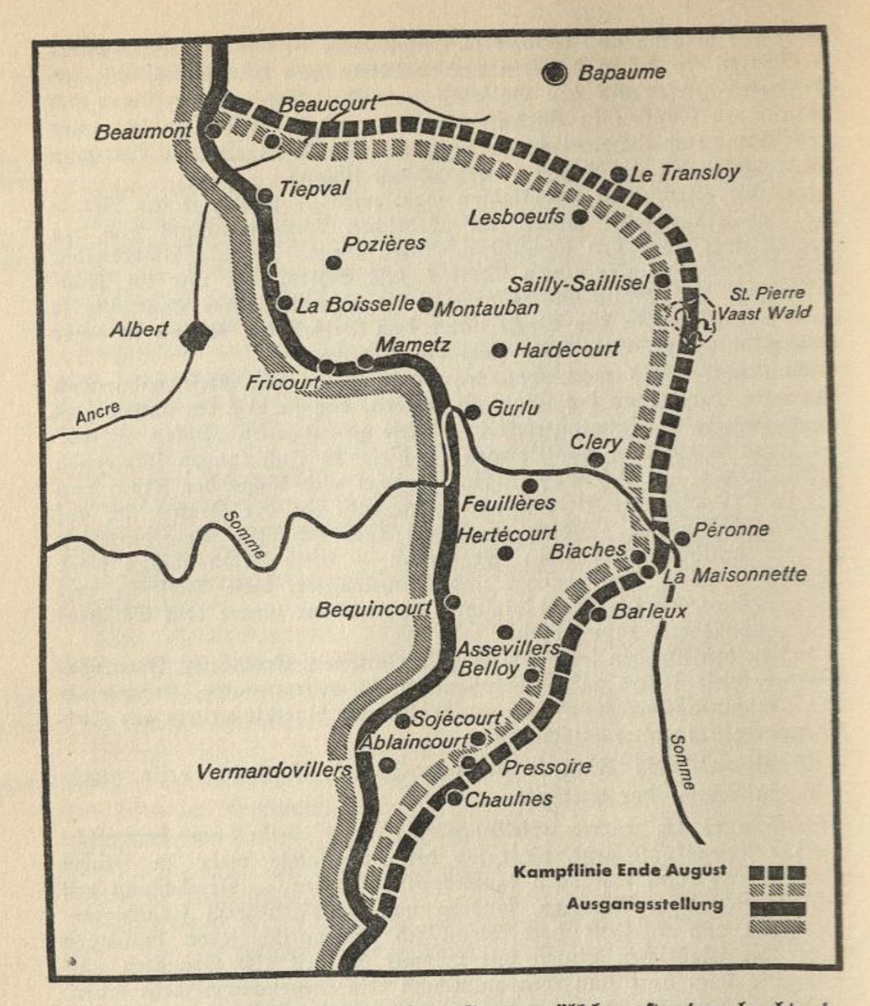
Seitdem es im starren Stellungskrieg nicht mehr um bewegliche deutsche Kriegskunst geht, fühlt sich der Angelsachse mehr in seinem Element. Er kann sozusagen kaufmännisch rechnen — die Schlacht mit Zahlen, nicht von Männern, sondern von Stahlzentnern, finanzieren. Notizblock und Bleistift her: Wenn ich systematisch jeden laufenden Meter der feindlichen Linien mit 20, mit 50, mit 100 Granaten umpflüge, so kann dort kein Grashalm und kein Regenwurm mehr leben, geschweige denn ein Hunne. Ich brauche diese Mondlandschaft von Trichtern und Kratern, zerfetztem Stacheldraht und verschütteten Unterständen einfach zu besetzen.

So beginnt die über ein halbes Jahr wütende *Schlacht an der Somme* — eigentlich nördlich und südlich der Somme, denn das Flüßchen fließt quer durch die Mitte der beiden feindlichen Linien — mit einem 7tägigen Trommelfeuer der Briten und Franzosen, wie es der Weltkrieg noch nicht gehört hat.

24. Juni bis Ende November 1916

Was Trommelfeuer ist? Der Dichter Walter Flex habe als Mitkämpfer an einer anderen Stelle das Wort:

„Mit einem ohrenbetäubenden Krach zersprangen gleichzeitig die zahl-



losen Schrapnells, die schlohweißen Sprengwölkchen standen leuchtend, zu einer sauberen Kette gereiht, in dem braunen Frühnebel. Ehe noch der helle, giftige Ton, der dem peitschenscharfen Knall nachschwang, ausgesungen hatte, erfolgten weit hinter dem Nebel die Paukenschläge, die den Abschuß der schweren Steilfeuergeschütze bezeichnen. Und nun raste es von allen Seiten mit Jaulen und Fauchen heran wie das ohrenbetäubend aufschwellende Näherbrausen von Hochbahnzügen, die, unsichtbar, auf unsichtbaren Brücken, durch die Luft jagten. Schlag auf Schlag erfolgten die Detonationen. Flügelminen schaukelten langsam und behäbig durch das rasend entfesselte Heer der Luftunholde und barsten mit betäubendem Krachen. Mit giftigem Kläffen sprangen die tannenzapfengroßen Stahlgranaten der tückischen Revolverkanonen da-

zwischen. In den tief unter die Brustwehren gebuddelten Fuchslöchern horchten dann Mannschaften mit blaß gewordenen Gesichtern und groß werdenden Augen, in die eine harte, lauernde Spannung getreten war, auf den ebbenden und schwellenden Orkan der Artillerieschlacht."

7 Tage und Nächte ununterbrochen dieses Höllenkonzert. 7 Tage und Nächte .... Dann flutet es plötzlich von drüben hunderttausendfach in Blaugrau und Khakigelb heran, auf einer Front von 40 Kilometer, die Engländer nördlich, die Franzosen südlich der Somme, wider die deutsche Stellung vorwärts der Linie Péronne—Bapaume.

Diese Linie buchtet sich, wie regelmäßig bei allen Massenangriffen des Krieges, unter der Wucht des ersten Stoßes. Sie beult sich, etwa eine starke Gehstunde tief, gegen die Stadt Péronne zurück, durch die die Somme fließt. Weiter kommt der Feind trotz wilder wochenlanger und monatelanger Kämpfe nicht.

„Wieder zeigten sich die unübertrefflichen kriegerischen Eigenschaften des damaligen deutschen Soldaten im besten Licht", schreibt der Generalstabschef v. Falkenhayn; „stets in der Minderheit fechtend, gab er unter dem Wüten der übermäßigen feindlichen Angriffsartillerie nur schrittweise dort nach, wo ein Behaupten in der Tat zur Unmöglichkeit geworden war. Immer war er bereit, dem Gegner etwas Gewonnenes wieder zu entreißen, jede Schwäche desselben auszunutzen."

Umgekehrt wie bei Verdun, wo gleichzeitig immer noch die furchtbare Mühle mahlt, wandelt sich hier beim Feind der Rammstoß in die Zermürbungsschlacht. Endlos, hinter seiner Front, die Karrenreihen mit dem roten Kreuz. Aber auch auf deutscher Seite heißt es: „Ich hatt' einen Kameraden."

Es zeigt sich, daß die bisherige starre Verteidigungsform: Festhalten der vordersten Linie mit starken Truppenmassen, unter dem Trommelfeuer versagt. Die Grabenkämpfer müssen sich vor ihm in den tiefsten Stollen bergen, kommen nicht schnell genug heraus, wenn es plötzlich von drüben zum Angriff heranstürmt, und werden gefangen. Von jetzt ab beginnt, zunächst als Selbsthilfe der Truppe, die vom nächsten Jahr ab allgemeine elastische Abwehr: Rückzug in die rückwärtige Hauptstellung und von dort Gegenstoß in die vorderen Gräben.

September 1916

Dieses Vorgelände besteht eigentlich nur noch aus regellosen Granatlöchern und Erdtrichtern, in denen verstreute Maschinengewehrnester rattern, als die Entente im Frühherbst verzweifelt einen neuen Durchbruch erzwingen will. Wieder vergebens! Zerschellt die englischen und welschen Wellen, der deutsche Wellenbrecher am Äußersten seiner Kraft.

25. September 1916

„Meldung eines Bataillonskommandeurs: Ich habe starke Verluste. 4. Kompanie zählt noch 1 Offizier, 3 Unteroffiziere und 31 Mann (von 250). Ich bitte um viel Wasser!" Dieses Regiment verlor in der Sommeschlacht in noch nicht drei Wochen 1300 von 3000 Streitern. Es kam bereits aus der Hölle von Verdun, wo es zuvor schon die

Hälfte seiner Offiziere und ein Drittel seiner Mannschaft verloren hatte! Das ist das heutzutage von soviel Jüngeren beinahe vergessene deutsche Volk in Waffen!

Juli/August 1916

Wir sind in der Mitte des blutigen Kampfjahres. Wie sieht es für die Mittelmächte in dem flammenden Europa aus? Im Westen der Ansturm von Verdun ohne einen Erfolg, der die ungeheuren Verluste lohnt. Die deutschen Linien sind in diesen Monaten kaum ein paar Kilometer vorwärtsgekommen. Der Kampf an der Somme reine Abwehr. Aus Mangel an Menschen und Munition keine Hoffnung auf mehr.

In Italien kein Erfolg Österreichs in Tirol. Die Isonzofront erschüttert. Im Osten die k. u. k. Armee gerade noch vor einer Katastrophe bewahrt. Die Kriegführung dort durch den doppelten Oberbefehl — Deutsch-Oberost in Brest-Litowsk, das k. u. k. Oberkommando in Teschen — gelähmt. Jeder Nerv ist angespannt. Jeder Mann an seiner Stelle des ungeheuren Kriegsschauplatzes unentbehrlich.

Es wird klar, daß dessen Beherrschung über die Kräfte des kriegskundigen und energischen Generals v. Falkenhayn hinausgeht. Er hat dauernd als Generalstabschef die vom Balkan aus der unteren Donau drohenden Nöte unterschätzt. Jetzt gesellt sich zu der Gefahr im Westen — dem gerade deutschem Mannestum widersprechenden Mechanismus des Materialkrieges — der lange lauernde Feind im Osten.

27. August 1916
28. August 1916
31. August 1916
1. September 1916

Rumänien erklärt Österreich den Krieg, das Echo ist tags darauf die Kriegserklärung Deutschlands, dann der Türkei an Rumänien. Drei Tage später, mit Aufatmen begrüßt, die Bulgariens!

28. August 1916 mittags

„In Brest-Litowsk trifft mich", schreibt Feldmarschall v. Hindenburg, „der Befehl Seiner Majestät des Kaisers, baldmöglichst in sein Großes Hauptquartier [Schloß Pleß in Oberschlesien] abzureisen. Als Grund teilt mir der Chef des Militärkabinetts nur mit: ‚Die Lage ist ernst!'

Ich lege den Hörapparat weg und denke an Verdun und Italien, an Brussilow und die österreichische Ostfront, dazu an die Nachricht: ‚Rumänien hat uns den Krieg erklärt!' Starke Nerven werden dazu nötig sein!"

42

Endlich Hindenburg und Ludendorff

„Es war bekanntlich nicht das erstemal", schreibt Feldmarschall v. Hindenburg, „daß mich mein Kaiserlicher und Königlicher Herr zur Besprechung über militärische Lagen und Absichten zu sich

berief. Daher vermutete ich auch diesmal, daß Seine Majestät meine Anschauungen über eine bestimmte Frage persönlich und mündlich hören wollte. In der Annahme eines nur kurzen Aufenthalts nahm ich auch nur das für einen solchen unbedingt nötige Gepäck mit mir.

29. August 1916 vormittags

Vor dem Schlosse in Pleß traf ich meinen Allerhöchsten Kriegsherrn selbst. Der Kaiser begrüßte mich sofort als Chef des Generalstabs des Feldheeres und General Ludendorff als meinen Ersten Generalquartiermeister. Auch der Reichskanzler war von Berlin aus erschienen und augenscheinlich nicht weniger überrascht als ich selbst.

Die Übernahme der Geschäfte aus den Händen meines Vorgängers vollzog sich bald nachher. General v. Falkenhayn reichte mir zum Abschied die Hand mit den Worten: ‚Gott helfe Ihnen und unserem Vaterlande!'"

„Den Krieg zu einem siegreichen Ende zu führen", sagt Ludendorff, „hierzu allein waren der Generalfeldmarschall und ich berufen worden. Die Aufgabe war von ungeheurer Größe. Schwereres war noch nie plötzlich durch das Schicksal auferlegt worden. Gesenkten Hauptes bat ich Gott den Allwissenden, mir Kraft für mein Amt zu verleihen. Die Entente hatte alle ihre Kräfte zu einem letzten großen Schlag angesetzt. An irgendeiner Stelle sollten wir den Todesstoß erhalten. Wir waren in einen Titanenkampf sondergleichen gekommen. Und unwillkürlich spannten sich die Muskeln und Nerven. Es galt, das Vaterland aus einer höchsten Gefahr zu retten."

26. August 1916

Ein neues grelles Gefahrzeichen flammt auf. Italien erklärt gerade in diesen Tagen dem Deutschen Reich den Krieg. Es ist nur eine Formsache. Denn an der Dolomitenfront liegen sich längst Bayern und Italiener in den Haaren. Und doch ein Sinnbild des Weltwillens: Die ganze Welt wider Deutschland!

30. August 1916

Das erste: Von jetzt ab die einheitliche Führung der verbündeten deutschen, österreichisch-ungarischen und bulgarischen Heere! Darüber wird seit Monaten verhandelt. Jetzt drängen Zeit und Not zu einem schon früher erwogenen Entschluß: es wird eine „Oberste Kriegsleitung" geschaffen und dem Deutschen Kaiser übertragen, der seinerseits den Chef des Generalstabes des deutschen Feldheeres ermächtigt, ihn in Anweisungen und Vereinbarungen zu vertreten. So sieht sich Feldmarschall v. Hindenburg nun als Geist und Seele der größten Kriegsmacht, die je auf Erden war.

Zweitens: Verdun . . . .

„Verdun", schreibt Ludendorff, „hat uns sehr viel Blut gekostet. Die Lage unserer angreifenden Truppen war immer ungünstiger geworden. Jetzt schleppte sich der Angriff noch kraftverzehrend hin. Der Truppe,

die soviel vor dieser Festung geleistet hatte, graute vor dem Trichtergelände. Die Führung war auch nur mit halber Seele dabei. Der Deutsche Kronprinz hatte sich schon sehr frühzeitig für die Einstellung des Angriffs ausgesprochen."

Und so berichtet Hindenburg: „Kurz nach der Übernahme der Obersten Heeresleitung sah ich mich auf Grund der Gesamtlage gezwungen, Seiner Majestät dem Kaiser den Befehl zur Einstellung unserer Angriffe bei Verdun zu unterbreiten. Die dortigen Kämpfe zehrten wie eine offene Wunde an unsern Kräften. Es ließ sich auch klar überblicken, daß das Unternehmen in jeder Hinsicht aussichtslos geworden war"

„Der einzige lichte Ton", schreibt der neue Generalquartiermeister Ludendorff, „war die deutsche Heldengröße, die das Schwerste, was es zu erleiden gab, des Vaterlandes wegen erlitt."

Und ebenso die Worte eines Hindenburg über das Vergrollen der Schlacht an der Somme: „In dem Kampfgebiet wurde es erst stiller, als die einbrechende nasse Jahreszeit den Kampfboden grundlos zu machen begann. Die Millionen von Geschoßtrichtern füllten sich mit Wasser oder wurden zu Friedhöfen. Von Siegesfreude war in keiner der beiden kämpfenden Parteien die Rede. Über allen lag der furchtbare Druck dieses Schlachtfeldes, das in seiner Öde und in seinem Grauen selbst dasjenige von Verdun zu übertreffen schien."

„Welch ein Nervenverbrauch", urteilt der Feldmarschall vorher, „und welch geringe Nervennahrung. Welche Stärke des Pflichtgefühls und welche selbstlose Hingabe!"

Die dritte Schicksalsfrage: der U-Boot-Krieg. Das ewige Gespenst, das nicht leben darf und nicht sterben kann!

Was hat die Landkriegsleitung an sich mit den Tauchbooten zu tun? Nun: der Unterwasserkrieg muß vorläufig eingestellt bleiben. Denn der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg erklärt, „daß ein U-Boot-Krieg den Krieg mit Holland und Dänemark möglicherweise zur Folge haben würde. Wir hatten zum Schutz gegen beide Staaten nicht einen Mann zur Verfügung. Sie waren in der Lage, in Deutschland einzurücken und uns den Todesstoß zu geben!"

Erschütternd diese Worte des Generals Ludendorff! Die größte Kriegsmacht der Welt, die von ihren vielen Millionen Streitern an keiner Front mehr einen einzigen gegen einen neuen Gegner frei machen kann!

Das ist die Stunde, die sich der Hohenzoller und ehemalige preußische Offizier und geborene Deutsche — die sich König Ferdinand von Rumänien zum Vernichtungsschlag gegen das Hohenzollernhaus, die preußisch-deutsche Armee und das deutsche Volk ausgesucht hat. 1865—1927

„So kam es", schreibt Hindenburg, „daß die rumänische Kriegserklärung uns dem neuen Feind gegenüber in einer nahezu völlig wehrlosen Lage traf. Noch niemals war einem verhältnismäßig so kleinen Staatswesen wie Rumänien eine weltgeschichtliche Entscheidungsrolle von gleicher Größe in einem ebenso günstigen Augenblicke in die Hände gelegt. Noch niemals waren starke Großmächte wie Deutschland und Österreich in gleicher Gebundenheit der Kraftentfaltung eines Landes ausgeliefert, das kaum ein Zwanzigstel der Bevölkerung der beiden Großstaaten zählte. Auf Grund der Kriegslage hätte man annehmen können, daß Rumänien nur einzumarschieren brauchte, um den Weltkrieg zu entscheiden."

Aber zu gleicher Zeit sprach er zu seiner Umgebung: „Freuen Sie sich doch, daß Sie endlich einen Gegner kriegen, der nicht im Graben steckt, sondern den Sie in freiem Feld schlagen können."

In grauen Zeiten hatte sich Rumänien dem Dreibund Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien angeschlossen gehabt. Das nahm schon vor dem Weltkrieg niemand mehr ernst. Aber der Beitritt Rumäniens zur Entente war so lange ausgeschlossen, bis, in den ersten Monaten des Weltkrieges, sein König Karl starb. Der greise Hohenzoller hinterließ aus seiner Ehe mit der Prinzessin Elisabeth von Wied, der Dichterin Carmen Sylva, keinen Thronerben. 30. Oktober 1883 — 11. Oktob. 1914 — 1843—1916

In der preußischen Rangliste der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts findet sich als Sekondleutnant im Potsdamer 1. Garderegiment zu Fuß Ferdinand Viktor Albert Mainrad Prinz von Hohenzollern. Er hat Kaiser Wilhelm dem Siegreichen den Fahneneid geschworen. Er erklärt jetzt dessen Enkel den Krieg auf Tod und Leben. Er ist vermählt mit der Prinzessin Maria von Koburg, die sich im Krieg völlig als Engländerin fühlt und leidenschaftlich den Kriegswillen der Rumänen aufpeitscht. geb. 1875

Die Rumänen: Die höheren Stände treiben einen Affenkult mit Paris. Die Franzosen sind ihre Lehrmeister. Nur das, was diesen Osteuropäern jetzt not tut — das Kriegführen —, das haben sie Gott sei Dank den Franzosen nicht abgeguckt!

„Es gibt", sagt vorsichtig Graf Ottokar von Czernin, ein Vertrauter des ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand, bis zur Kriegserklärung Rumäniens k. u. k. Gesandter in Bukarest und dann die beiden letzten Kriegsjahre hindurch österreichischer Außenminister, „es gibt im Orient Menschen, welche gegen die Einwirkung des Goldes nicht immun sind. In Rumänien beispielsweise hat Rußland schon längst vor dem Kriege Millionenausgaben nicht gescheut, um Stimmung für sich zu machen. Die meisten Blätter waren fest in russischen Händen, zahlreiche im politischen Leben maßgebende Persönlichkeiten waren durch russische Interessen gebunden." geb. 1872 — 1913—1916 — 1916—1918

Gegenüber diesem Rubel auf Reisen, der so viele „zögernde Intelligenzen des Balkan" überzeugte, war auf deutscher Seite, wie überall, durchaus nichts geschehen. Es lebte unter den konservativen, des Adelstitels entbehrenden rumänischen Dynasten noch eine kleine Gruppe wirklicher Freunde Deutschlands. Sonst gab es, nach den Worten des Grafen Czernin, nur zwei Parteien in diesem Lande: die uns feindliche, welche die sofortige Kriegserklärung wünschte, die andere, die

„freundliche", welche riet, noch etwas zu warten, bis wir genügend geschwächt seien.

Über die schöne Seele der rumänischen Staatsmänner, berichtet Matthias Erzberger aus einem Bukarester Aufenthalt: „Gute Aufnahme fand eine Operettensängerin mit ihrem täglichen Liedlein:

August 1916

‚Filipescu — das ist der Mann des Rubels!
Take Jonescu — das ist der Mann des Franken!
Marghiloman — das ist der Mann der Mark!'

Das Publikum spendete den beiden ersten Zeilen freudigen Beifall, bei der Schlußzeile tobte und pfiff es!"

Bukarester Sitten: Unter der Boulevardtünche der Balkan: Ein rumänischer Grande droht, nach den Erinnerungen Czernins, ihn, den österreichischen Gesandten, öffentlich zu ohrfeigen. Der rumänische Ministerpräsident Joan Bratianu zuckt die Achseln. Da könne man nichts machen! Der Graf erwidert, er werde den Mann gegebenenfalls über den Haufen knallen. Kaiser Franz Joseph selbst ermuntert in Wien seinen Gesandten: „Schießen Sie ihn nur nieder, wenn er Sie anrührt!" Daraufhin besinnt sich der Rumäne eines andern.

1864—1927

Aber diese verfaulte Oberschicht wird von einem arbeitsamen und genügsamen, zähen und wohlgebildeten Bauernstand getragen. Die aus ihm mit Wehrpflicht vom 21. bis zum 46. Lebensjahre hervorgehende Armee besitzt die Praxis der Balkankriege und zählt im Frieden 4829 Offiziere, 98 827 Mann, 24 616 Pferde und 588 Geschütze.

Mit dem Notizbuch, in dem diese Zeilen aufgeschrieben sind, in der Hand läuft Joan Bratianu in Bukarest herum und erzählt jedem fremden Diplomaten und Zeitungsmann, der es hören will, diese Rechnung: 100 000 Rumänen gegen 0 Deutsche, das müsse stimmen! Und die, die in Deutschland imstande sind, den der Nation mit Recht verschwiegenen furchtbaren Ernst der Lage einigermaßen zu übersehen — die lesen einander aus den Augen die bange Frage: Wo kriegen wir um Gottes willen noch Truppen gegen Rumänien her, wo wir außerdem schon durch das Oberkommando Nord in Hamburg Stellungen an der dänischen und der holländischen Grenze ausbauen, falls es auch dort losgeht?

1916

Ein Glück für Deutschlands Waffen in diesem blutigen Jahr: der jedenfalls ursprünglich gleichzeitig gedachte Massensturm der Feinde auf allen Kriegstheatern hatte sich etappenweise verzettelt. Hintereinander — nicht nebeneinander — die Brussilow-Offensive, die Sommeschlacht, und ebenso ist jetzt, wie im Vorjahr Italien, auch Rumänien, von der Entente in den Krieg wie ein Pudel ins Wasser geschleudert, um 4 rettende Wochen zu spät gekommen.

So bezeugen die neuen Männer der Obersten Kriegsleitung, im Osten das Wunder: „Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?" Eine kleine Streitmacht von Deutschen, Österreichern, Ungarn formiert sich unter dem bisherigen Generalstabschef v. Falkenhayn

gegen das schon von den Rumänen überschwemmte Siebenbürgen, ein zweites Heer, dem auch Bulgaren und Türken angehören, sammelt sich südlich der Donau. Seine Führung, später die des ganzen Feldzugs, übernimmt Feldmarschall v. Mackensen.

30. November 1916

28. August 1916

Mackensen? Ein rumänischer Großer fragt in diesen Tagen des Kriegsausbruchs in Bukarest den österreichischen Militärattaché: „Wer ist denn das? Den kenne ich ja gar nicht!" Und der Wiener, ihm auf die Schultern klopfend: „Sie werden ihn schon kennenlernen! Verlassen Sie sich darauf!"

43
Rumänien

„Das Verhängnis", schreibt Feldmarschall v. Hindenburg, „brach über Rumänien herein, weil seine Armee nicht marschierte, weil seine Führung nichts verstand. Tollkühn wird man uns vielleicht einmal nennen, wenn man die Stärkeverhältnisse vergleichen wird, unter denen wir gegen das rumänische Heer zum Angriff schritten."

Völlig sicher seiner Sache, zunächst einmal Österreich-Ungarn den Gnadenstoß zu geben, beginnt der Rumäne „mit Schneckengeschwindigkeit", wie es Ludendorff nennt, seinen militärischen Spaziergang nach dem Ziel seiner Kriegswünsche, dem Grenz- und Bergland Siebenbürgen.

Mehr als die Hälfte der dortigen Bevölkerung sind allerdings rumänische Walachen. Doch bilden sie nur die untere Tragschicht. Es folgt ein Drittel madjarische Szekler. Die eigentliche geistige und wirtschaftliche Kraft bildet das Volkszehntel der vor 700 Jahren eingewanderten deutschen Sachsen (eigentlich Rheinfranken von der Mosel), die sich noch ihre ehrwürdige Tracht und ihr germanisches Volkstum erhalten haben.

Eben haben sich die Rumänen unter gewaltigem Siegesgeschrei in der Siebenbürger Hauptstadt Kronstadt und Umgebung häuslich eingerichtet, da machen sie zu ihrem Entsetzen schon die ihnen in Bukarest versprochene Bekanntschaft mit dem Feldmarschall v. Mackensen und seiner Donauarmee. Südlich des Stroms, in der Dobrudscha, steht blitzschnell, wie aus dem Boden gezaubert, ein bulgarisch-deutsches Heer, erobert in wenig mehr als einer Woche nach Rumäniens Kriegserklärung die Festung Tutrakan, nimmt 21 000 Rumänen mit 100 Geschützen gefangen, breitet sich reißend zwischen der Donau und dem Schwarzen Meer aus.

6. September 1916

Bald darauf übernimmt General v. Falkenhayn in der Nähe von Hermannstadt den Befehl über die neugebildete siebenbürgische Armee. Sie ist klein. Den k. u. k. Truppen kann man wenig zumuten. Aber ihr deutscher Teil ist so vorzüglich wie die

19. September 1916

16*

Führung des bisherigen Generalstabschefs, insbesondere die bayerischen Gebirgler und die Jäger des berühmten Alpenkorps unter General Krafft v. Delmensingen.

geb. 1862

Er fällt den ahnungslos um Hermannstadt herum rastenden Rumänen vom Rotenturmpaß her wie ein Sturmwind in den Rücken. Ein Gewaltmarsch durch wilde Bergwelt.

„Über dieses Gebirge", schreibt der Generalstab des Feldheeres, „laufen hier weder Pässe noch Straßen. Nur Saumpfade leiten durch Schluchten, über steile Hänge von Gipfel zu Gipfel. In der Hochwaldzone sperren üppig wucherndes Unterholz und Windbrüche die schmalen, schlüpfrigen Stege. Bis in Höhe von 1200 Meter umkleidet herrlicher, urwaldartiger Buchenwald die Hänge. Die bis in die Höhe von 1700 Meter hinaufreichenden Fichtenbestände verkrüppeln auf dem Gebirgskamm zu wucherndem Knieholz. Eiskalter Sturm fegt über die Höhen. In Dickicht und Schluchten muß man sich auf hartem Stein eng aneinanderlegen, um nicht zu erfrieren."

26.—29. September 1916

Ungestüm packt, in der Schlacht bei Hermannstadt, General v. Falkenhayn von vorn die rumänische Übermacht bei den Hörnern. Sie flutet geschlagen nach dem Rotenturmpaß zurück und läuft dem deutschen Alpenkorps in die Gewehre.

„Furchtbar waren die Verluste der rumänischen Verbände", schreibt als Mitkämpfer der Generalstabshauptmann Walter Vogel. „Gewehre, Maschinengewehre und Geschütze hielten hier blutige Ernte. Was nicht fiel, mußte zurück in den Kessel. Unbeschreiblich wurde die Panik der in den Paß hineingedrückten Massen. Im Flußbett stießen und schoben sich Fahrzeugkolonnen. Pferde und Wagen versanken in dem tiefen Wasser. Rinder- und Schweineherden drängten sich an den Berghängen zwischen die fliehenden Truppen. Unablässig ratterten die deutschen Maschinengewehre und brüllten die deutschen Kanonen. Die Jäger und Bayern schossen, daß ihre Gewehrläufe heiß wurden. Berge von Leichen türmten sich. Sie wurden von den Kameraden achtlos in den Fluß [den Alt] gestoßen, der sie zu Tal führte, nach Rumänien, dem Heimatlande, wohin nur Trümmer dieser unglücklichen Armeegruppe entkamen."

Das war die eine rumänische Armee in Siebenbürgen. Die zweite stand in dem weiten Talkessel von Kronstadt. Von den Höhen steigen die Falkenhaynschen Heeresfäulen hernieder. Nach der Schlacht bei Kronstadt, in dessen Gassen mit dem Bajonett gekämpft wird, flieht der Rumäne blind aus ungarischem Land.

7.—8. Oktober 1916

„Wüste Haufen geraubter Beutestücke aus Siebenbürgen fallen den nachdrängenden Truppen auf den Bahnhöfen in die Hände." Genau wie in Ostpreußen bei dem „großen Bruder", dem Russen.

Zwischen Verfolger und Verfolgte tritt, mit plötzlichem Wettersturz auf den Grenzpässen, der Hochgebirgswinter. Dazu zündet der Rumäne auf dem Rückzug seine eigenen Wälder an. Zäh arbeitet sich in Schneegestöber das Alpenkorps vorwärts, die Infanterie in Schneemänteln und mit Bergstöcken, Steigeisen an den Schuhen. Die Kanonen werden mit Zugochsen, selbst mit Seilwinden, auf die Bergkuppen gebracht. Pferde und Maultiere stürzen ab. Berge und Täler hallen vom Gefechtslärm.

In diesen Kämpfen findet, an der Spitze seines Münchner Leibregiments, der „Leiber", Major Prinz Heinrich von Bayern mit den vom Generalstab beglaubigten Worten „Noblesse oblige!" (Adel verpflichtet!) den Heldentod. Er war schon zweimal, das letztemal bei Fleury vor Verdun, verwundet gewesen.

geb. 1884, gefallen 7. November 1916

Juli 1916

Auf kurze Zeit muß hier in den steil verschneiten Berghöhen die Alpentruppe im vollen Sinn des Wortes verschnaufen. Inzwischen sammelt sich auf der breiten Donaufläche, vor der bulgarischen Hafenstadt Swistow, ein 100faches Gewimmel von deutschen Panzerflußkanonenbooten, Motorbooten der deutschen Flotillen, k. u. k. Turmmonitoren, Patrouillenbooten, Dampffähren, armierten Raddampfern, Marine-Ruderdetachements, Minenlegebooten — alles, was der weite Lauf der Donau an Schiffsplanken hergibt.

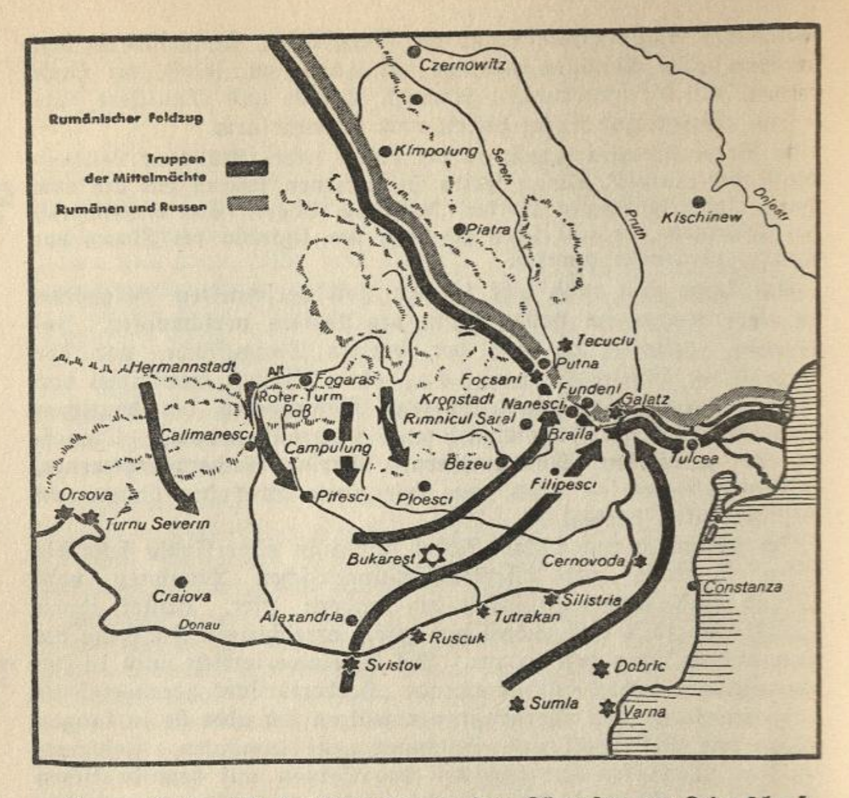
Bei Neumond und dickem Nebel stoßen in aller Frühe leise die ersten Pontons mit österreichisch-ungarischen Pionieren vom Strand und landen glücklich am andern Ufer. Hinter ihnen dampft und töfft und rudert auf jedem erreichbaren Fahrzeug die Donauarmee über den Strom. Bei Scheinwerferlicht wird in der übernächsten Nacht die schwimmende „Herbertbrücke" herangefahren und verankert. Bei Morgengrauen wälzen sich über sie in langen Zügen das Reitervolk und Stückwerk gen Rumänien. Feldmarschall v. Mackensen hat inmitten der Seinen auf dem deutschen Panzerboot „Weichsel" das jenseitige Ufer gewonnen — wohl der einzige Feldherr der Weltgeschichte, dem zweimal der Übergang über die Donau im Angesicht des Feindes glückte.

23. November 1916 4 Uhr morgens

Sein Ziel ist jetzt, in der weiten Ebene der Walachei, die Vereinigung seiner Donau- mit der Siebenbürger Armee, und von dort ist General v. Falkenhayn schon in siegreichem Anmarsch, nachdem er sich den Durchzug durch den wilden Szurdukpaß erstritten hat.

„24 Kilometer lang führte der Engpaß durch das Gebirge", schildert der Generalstab. „Auf der einen Seite stieg die Felswand steil hinauf, auf der andern ging es jäh zum reißenden Zufluß hinab. An manchen Stellen konnten noch nicht zwei Fahrzeuge aneinander vorbeifahren. Wo ein Wagen die Marschkolonne den Vorschriften zuwider verließ, wurde er ohne Erbarmen in den Fluß geworfen."

Das württembergische Gebirgsbataillon und pommersche Grenadiere voraus, windet sich der Heerwurm aus den Bergen. „Der Szurdukpaß", schreibt Hauptmann Vogel, „hallte wider von dem Getrappel des Kavalleriekorps. Der Durchbruch war gelungen. Die Verfolgung konnte beginnen."



15. bis 17. November 1916

Verzweifelt wirft der Rumäne in den Kämpfen am Jiufluß, bei dem Städtchen Targa Jiu, seine Truppen unmittelbar aus den heranrollenden Eisenbahnwagen in das vernichtende deutsche Feuer.

Von seinem 15. Infanterieregiment bleiben 80 Gefangene übrig. Die andern Tausende tot und wund.

Umsonst! Neuer Rückzug hinter den hoch angeschwollenen, zwischen steilen Felsenufern schäumenden Altfluß. Über den kam der Deutsche nicht! Schon ist die eine Brücke von vorausgalopierenden deutschen Reitern im Sturm genommen.

Rückwärts! Rückwärts! Der Rumäne zieht sich auf seinen letzten Flußabschnitt, den des Argesch, zurück, nur noch einen Tagesmarsch von Bukarest. Furchtbar umklammern ihn, selbst noch voneinander getrennt, von Norden und Westen her Falkenhayn, von Süden und Südwest Mackensen.

„Die Entscheidungsschlacht nahte", schreibt der Generalstab des Feldheeres, „der Anfang vom Ende brach herein. Auf einem Halbbogen zusammengepreßt mußten Rumäniens Heere den entscheidenden Schicksalstag erwarten." Der Tag der Doppelschlacht am Argesch, in der Donau- und Siebenbürger Armee sich die Hand reichen.

1. bis 3. Dezember 1916

Eine gewaltige Kraftprobe für Feldherrn und Truppe: solch eine Vereinigung in währender Feldschlacht! Wild schwankend die Kämpfe am 2. Tag. „Rettet euer schönes Vaterland vor den Horden der Barbaren [!]" hat, in einem Aufruf vor dem Kampf, der rumänische Generalissimus seine Walachen und Moldavaner beschworen. Der 3. Tag steigert sich für die Mittelmächte zur siegreichen Schlacht, in der nur leider die beiden deutschen Heere sich zu einer Einheitsfront statt zu dem erstrebten Cannä zusammenschieben. So kann sich die rumänische Hauptmacht, wenn auch bös zerzaust, in wildem Wirrwarr nach Nordosten retten.

„Fahrzeuge und Geschütze galoppieren", schildern es die Mitkämpfer, „Infanterie eilt in wildem Lauf. In wüstem Wirrwarr pressen sich in den Dorfgassen zerschossene Fahrzeuge, Geschütze und tote Pferde über gefallenen Rumänen zusammen. Unterdessen hämmert die bayerische Artillerie in die zurückflutenden Massen. Die bayerischen Maschinengewehre rattern ununterbrochen. Infanterie, Reiterei, Artillerie, Kolonnen, alles wird rettungslos zusammengeschossen. Schaurig sieht das Schlachtfeld aus. Überall zeugen hohe Berge von Leichen von der Wirkung unserer Feuerwaffen. Nun bewegt sich eine lange Marschkolonne hervor. Ist es heller Wahnsinn, der den Feind noch einmal zum Angriff treibt? — — — Weiße Tücher wehen und flattern — ganze Bataillone marschieren heran zur Übergabe!"

60 000 Gefangene allein auf diesem Kampfplatz. Im ganzen weit über 100 000. Unzählige Tote und Verwundete. Die Masse der rumänischen Heere in kopflosem Rückzug nach der Moldau. Die Hauptstadt vor dem Fall. Der Ministerpräsident Bratianu im Nervenzusammenbruch. Das Königspaar und alle Großen Hals über Kopf geflüchtet — so endet der Versuch des Balkankleinstaates, das Deutsche Reich zu töten.

Entsprechend ihrem wirklichen Kulturstand — nicht der Pariser Friedensbemalung — hatten die Rumänen bei Kriegsausbruch dem k. u. k. Gesandten Grafen Czernin nicht, wie gesittete Völker, die Pässe zugestellt, sondern ihn nach ehemaligem Türkenbrauch mit seinem ganzen Personal und 150 Österreichern und Ungarn, darunter zahlreiche Kinder (!) in einem für 20 Menschen berechneten Haus interniert. „Das uns gebrachte Essen wurde immer schlechter und weniger", berichtet der Diplomat, „und schließlich schnitten sie uns die Wasserleitung ab. Bei der tropischen Temperatur entstanden dadurch binnen 24 Stunden unhaltbare Zustände. Die Ausdünstungen ließen sofort einige Menschen unter hochgradigem Fieber erkranken, und weder ein Arzt noch eine Apotheke war zu erlangen."

Ehe er endlich über Rußland heimkehren konnte, erlebte Graf Czernin die Zeppelinangriffe auf Bukarest, die den Rumänen den ersten Begriff vom Kriege beibrachten.

„Vorige Nacht ist der Zeppelin doch gekommen", schreibt er in sein Tagebuch, „und gleichzeitig begannen alle Kirchenglocken zu läuten. Und plötzlich wird es ganz still und finster. Wie ein großes, böses Tier zieht sich die Stadt zusammen, still und verbissen. Nirgends ein Licht oder ein Laut. Plötzlich hört man ihn. Ganz deutlich hört man die Schrauben mahlen. Und da fällt auch die erste Bombe. Wie ein Windstoß hört es sich an, wie sie durch die Luft saust, und dann das Krachen der Explosion. Und wieder kracht es von allen Seiten und bellen die Maschinengewehre den freundlichen Mond an. Dann wird es still! Langsam verblassen die Sterne. Irgendwo weint ein Kind. In der Stille dieses Morgens klingt dieses Weinen unendlich traurig — das Echo von Millionen, die dieser fürchterliche Krieg in die Verzweiflung getrieben hat."

Dieser Luftriese über Bukarest war der aus einem bulgarischen Flughafen gekommene und noch öfters wiederkehrende „Z 181".

„Wie rasend feuern die Abwehrbatterien", schildert der Erste Offizier des „Z 181" den Überfall. „In ohnmächtiger Hast jagen die Scheinwerfer am Himmel. In allen Fugen des Schiffes scheint es zu krachen. Aus unzähligen Rohren blitzt es unter uns auf. Wir sind mitten über der Stadt. Im Pendelfernrohr fliegen die Ziele vorüber. Ein Druck auf den Knopf des Abwurfapparats, und jedesmal saust eine schwere Bombe in die Tiefe. Die schützende Nacht nimmt ‚Z 181' auf. Fast drei Viertelstunden war das Schiff über der Stadt. Die wie ein wogendes Meer aufgewühlte Luft kommt langsam zur Ruhe. Wir sind aus der Hölle von Bukarest heraus. Hell schimmern unter uns die Wellen der Donau. Das bulgarische Ufer winkt uns freundlich einladend mit seinem gastlichen Gestade."

Bukarest wurde bombardiert, weil es eine Festung mit einem Gürtel von Außenforts war. Aber der Vortrab der nun, nach der Schlacht am Argesch, heranziehenden Kriegsvölker der Mittelmächte hat abgesessen zur Geisterzeit im Handstreich ein Bollwerk gestürmt. Fast kampflos betreten im Morgenrot die deutschen Feldgrauen von der Alexanderkaserne und dem Arsenal her die lange, menschenleere „Siegesstraße" der Landeshauptstadt.

6. Dezember 1916

Noch weit über Bukarest hinaus bis zum Donaudelta und dem wichtigen Getreidehafen Braila geht der Stoß der deutschen Riesenfaust. Dann gebietet der Winter Ruhe. Der Russe war dem Rumänen zu matt und zu spät zu Hilfe gekommen. Der Engländer hatte in seiner Weise geholfen. Er hatte in der Gestalt des Obersten Thomson die Rumänen gezwungen, nach dessen sachkundiger Anweisung ihren kostbarsten Besitz, die Petroleumbohrlöcher von Ploesti, zu zerstören, die Raffinerieanlagen in Brand zu stecken, die Sonden zu verstopfen. Ein Teil blieb trotz dieses Freundesdienstes erhalten.

4. Januar 1917

Zum Glück verfügten die Mittelmächte außerdem über die reichen galizischen Erdölquellen. Trotzdem sagt Ludendorff: „Wie sollten wir ohne das Getreide und Öl Rumäniens leben und

Krieg führen?" Einen gewaltigen Schritt vorwärts sieht er, „um weiter leben zu können, in dem Sieg über Rumänien", das bei seiner militärischen Minderwertigkeit wahrscheinlich schon zu Falkenhayns Zeiten leicht zu entwaffnen, ja sogar auf seiten der Mittelmächte zu drängen gewesen wäre.

44

Das Hindenburgprogramm

Es gibt ein physikalisches Gesetz: „Schrecken vor der Leere", Drang jeder Materie, leeren Raum mit sich selbst zu füllen.

Es gab eine solche gähnende Leere in Deutschland: die Willenlosigkeit der Reichsregierung.

Es gab eine solche gewaltige Materie in Deutschland: den Kriegswillen des Reichsheeres, verkörpert in Hindenburg und Ludendorff.

Aus dem Donner der Front zuckte jetzt der Blitz dieses Kriegswillens in das Nebelgrau, das Bethmann Hollwegs matte Müde über Deutschland legte.

„Hol' man den Beth weg!" statt „Bethmann-Hollweg" — hieß es schon lange im Volksmund. Schrecklich die ratlose Gegenfrage: Wer an seiner Stelle? Er war ein Typ: der nüchterne, peinlich pflichttreue, übergewissenhafte Beamte! Solche hatten wir viele! Aber wo ein Feuerkopf wie Lloyd George, ein „Tiger" wie bald in Frankreich Clemenceau, eine Brandfackel wie in Italien d'Annunzio, jener ein Rechtsanwalt, dieser ein Arzt, der letzte ein Dichter! Solche Außenseiter wären von dem geregelten Mechanismus des deutschen Mandarinentums nur als störende Fremdkörper empfunden worden! Es mußten die beiden überlebensgroßen Außenseiter in Feldgrau kommen, um gegen den englischen Wirtschaftskrieg die deutsche Kriegswirtschaft zu retten.

Kriegswirtschaft? Sie arbeitete ja: dies ganze Jahr hindurch waren ja die Kriegsgesellschaften, die Kriegsstellen, die Kommunalverbände wild ins Kraut geschossen.

Diese seelenlosen Behörden erfaßten. Aber sie erzeugten nicht. Sie verteilten. Aber sie vermehrten nicht. Sie bestraften. Aber sie ermunterten nicht. Sie lähmten den Willigen im Wirtschaftsleben durch mißtrauische Schnüffelei, Sperrposten an den Bahnhöfen, aufgerissene Postsendungen, durchstöberte Rucksäcke, ewige Verbotmühle mit dem Jahr Gefängnis und den 10 000 Mark Geldstrafe. Der grüne Tisch sah keine sittlichen Mächte in deutschen Menschen, sondern nur zu bevormundende Untertanen.

Dagegen nun der gewaltige Gedanke des Hindenburgprogramms — weit über den militärischen Bereich des Führers im Feld die führerlose Heimat umfassend: ganz Deutschland ein einziger großer

Schützengraben der Kriegsversorgung. Die ganze Heimat hinter dem Heer. Mit Menschen und mit Mitteln.

Schon gingen die 19jährigen an die Front. Aber die 46jährigen konnten daheim machen, was sie wollten. Alle Frauen waren frei von öffentlichen Pflichten.

Zu diesen Männern über die Mitte 40, die als freie Arbeiter — sogar in Form von Streiks — sich durch die Gewerkschaften hohe Tariflöhne sicherten, kamen die noch Dienstpflichtigen, aber für kriegswichtige Betriebe daheim „Reklamierten", die dort ihre Einkünfte ebenfalls nach dem Gesetz von Nachfrage und Angebot regelten. Die Kriegsindustrie aber überbot sich in hohen Löhnen, da auch die Heeresverwaltung, wenn sie nur rasch und gut das Nötige erhielt, gar nicht erst nach den Preisen frug und fragen konnte. Oft blieb sogar der Preis bis zur Ablieferung der Fertigwaren offen, zumal wenn das Rohmaterial zu vorher nicht zu berechnenden Risikoprämien aus dem neutralen Ausland kam, Schiffe mit schwedischem Schwefelkies an der holländischen Grenze „strandeten" und die Ladung dann zu Lande, von der englischen Blockade ungestört, ihren Weg nach Deutschland fand.

„Die Einführung der Arbeitsdienstpflicht hatte große sittliche Bedeutung", schreibt Ludendorff. „Sie hätte auch den großen praktischen Vorteil gehabt, daß das Reich die Löhnungsverhältnisse der Arbeiter in die Hand bekam. Es war eine der störendsten Ungerechtigkeiten dieses Krieges und mußte von dem Soldaten auch so empfunden werden, daß er, der sein Leben täglich in die Schanze schlagen mußte, viel schlechter stand als ein Arbeiter, der in gesicherten Verhältnissen leben konnte. Während dieser für sich, Frau und Kinder verdiente, mußte er mit Sorge an seine Zukunft und an seine Familie denken. Der Drang aus dem Heer in die Heimat, der schon in dem Gefühl der persönlichen Sicherheit seine Erklärung findet, besaß in dem Familiengefühl eine ideale Grundlage."

Eine Entlastung brachten der deutschen Heimarbeit nur die zahllosen unbesoldeten russischen Kriegsgefangenen, ohne die die deutschen Felder nicht hätten bestellt werden können. Genügen konnte dies primitive Menschenmaterial nicht.

So entstand — stark, groß, kurz und bündig — der Entwurf des „Vaterländischen Hilfsdienstes": Wehrpflicht für alle deutschen Männer vom 15. bis zum 60. Lebensjahr, allgemeine Dienstpflicht für deutsche Frauen.

Um Gesetz zu werden, brauchte der Entwurf die Zustimmung der Mehrheit des Reichstags, das heißt der Linksparteien und der hinter ihnen stehenden Gewerkschaften.

Der Deutsche Reichstag von 1913! Diese Sammlung meist mittelmäßigster Köpfe war nach ihrer ganzen Zusammensetzung geistig und moralisch in ihrer Mehrheit unfähig, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun! Was dem Reichstag vor die Finger kam, betrachtete er wie selbstverständlich nicht sachlich, sondern als ein Schacherobjekt zwischen den Parteien und der Regierung, um für die Interessen der eigenen Wähler, unbekümmert um das Ganze, möglichst

viel herauszuschlagen. Wichtiges vermag er nicht von Nichtigem zu unterscheiden. Den Wert der Zeit kennt er so wenig wie ein Kind. Darunter litten damals schon die maßgebenden Männer.

„Andererseits", schreibt der Reichsinnenminister Helfferich, „lehnte sich mein an praktische Arbeit gewöhnter Sinn gegen die Arbeitsmethoden des Reichstags auf, der immer wieder in endlose Debatten und öde Parteipolitik zurückfiel, während draußen Stunde für Stunde um Leben und Tod der Nation gerungen wurde und uns allen die Not des Vaterlandes auf den Nägeln brannte."

Und Hindenburg: „Das Gesetz kam schließlich zustande auf dem Boden innerpolitischer Handelsgeschäfte, nicht aber auf dem tiefgehenden der vaterländischen Stimmung."

Wenn es nur die unentwegten Neinsager gewesen wären! Bei denen wußte man wenigstens, woran man war. Das Schreckliche waren, wie immer in großen Zeiten, die Männer der Mitte, die ewig Halben, die zwischen Einsicht und Schwäche Schwankenden, deren weichliches Denken die Dinge umbog, ihnen Wert und Wirkung nahm. „Die Lage ist verzweifelt, aber nicht ernst!" ließ der Wiener Witz diese Wohlmeinenden orakeln. Sie taten auch hier ihr Werk.

Der Reichstag nahm das Hilfsdienstgesetz an. Mit 235 gegen 19 Stimmen der „Unabhängigen Sozialdemokraten" (U-Sozialisten), die sich schon früher von der marxistischen Hauptpartei getrennt hatten.

2. Dezember 1916

24. März 1916

Aber wie sah das Gesetz aus? Die Jugendlichen zwischen 15 und 17 waren aus ihm verschwunden — gerade die unreifen, leicht zu verhetzenden Jahrgänge, auf die der Staat besonders seine väterliche Hand hätte legen sollen! Von den Frauen war überhaupt nicht mehr die Rede! Die jungen Fabrikarbeiterinnen der kriegswichtigsten Betriebe konnten streiken, von der Arbeit ausbleiben, sie durch unnötigen Stellenwechsel stören, wie sie wollten! Aber auch den männlichen Arbeitnehmern gestattete auf Drängen der Sozialdemokratie Paragraph 9 die Kündigung zwecks „angemessener Verbesserung der Arbeitsbedingungen" — mit andern Worten geradezu ein Anreiz zu Arbeitseinstellung und Lohntreiberei und damit zu neuer Ungerechtigkeit gegenüber dem Schützengraben — genau das, was durch den Entwurf vermieden werden sollte.

„Das Hilfsdienstpflichtgesetz", urteilt Ludendorff, „war nicht Fisch noch Vogel, wir hatten etwas Ganzes gewollt. Dieses Gesetz war in Praxis nur ein Wechselbalg."

Ein neuer Orden aus Anlaß des Gesetzes: das graue achtspitzige Verdienstkreuz für Kriegshilfe am schwarzweißgestreiften, rotgeränderten Band.

Entlastet wurde das Heer durch das neue Heimataufgebot nicht. Im Gegenteil: es mußte in diesem Winter 125 000 Mann — eine ganze Armee — aus der Front als Facharbeiter in die Fabriken des Hinterlandes abgeben. Später wieder, mitten in neuen blutigen Kämpfen, 50 000 Bergleute in die deutschen Kohlenreviere.

1916/1917

Mai/Juni 1917

Denn das Hindenburgprogramm umfaßte nicht nur das Aufgebot aller Menschen, sondern auch aller Mittel für den Krieg, und

nur für den Krieg. Die ganze deutsche Industrie, soweit sie nicht unmittelbar der Volksernährung diente, sollte sich auf den militärischen Kampf um das Dasein einstellen, alle nicht kriegswichtigen Betriebe stillgelegt oder in kriegswichtige umgestaltet werden.

1. November 1916

Es wird das „Kriegsamt" errichtet und dem General Groener, dem verdienten Chef des Feldeisenbahnwesens, übertragen, der aus dieser Tätigkeit her mit den Beamten und Arbeitern in naher Verbindung steht und das Vertrauen der Gewerkschaftssekretäre genießt. Das Kriegsamt umfaßt ein Ersatz- und Arbeitsdepartement, die bisherige Kriegsstoffabteilung und die neue „Wumba", das Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt.

Alle Energie der deutschen Kriegsführung auch in der Führung der deutschen Kriegswirtschaft: Kohlen! Viel mehr Kohlen! Trotz der polnischen, belgischen, französischen in unserem Besitz befindlichen Gruben! Kupfer für die Führungsringe der Granaten aus Serbien, Holz für die Schützengräben aus Rußland, Petroleum und Benzin aus Rumänien, Maschinen und Maschinenteile aus dem belgischen und dem russisch-polnischen Industrierevier. Flachs aus Litauen. Mit den Hilfsmitteln und Rohstoffen der eroberten Länder, selbst mit den eingeschmolzenen Kirchenglocken der Heimat, wächst in Deutschland die Kriegsindustrie des Hindenburgprogramms aus dem Boden.

Und doch sah sich auch dieses gigantische Vorhaben bald und immer wieder an den Grenzen des noch Möglichen. Die Unterlassungssünden des Friedens waren nicht mehr gutzumachen. Nur zum Teil noch nachzuholen die erst wirtschaftliche, dann seelische Tatenlosigkeit der Reichsregierung in den beiden ersten Kriegsjahren und jetzt eben noch die Kurzsichtigkeit des Reichstags. Die zur Kriegführung nötigen Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Heimat überstiegen alles Menschenmögliche.

Wer, wie der Verfasser, sich in dieser Zeit öfters in Kriegsbetrieben befand, hörte immer wieder den Stoßseufzer: „Wir können Lokomotiven oder U-Boote oder Flugzeugmotoren herstellen, aber nicht alles zugleich!"

Zu der wirtschaftlichen Mobilmachung hätte jetzt auch eine politische kommen müssen! Es hätte dem deutschen Heer und dem deutschen Volk ein klar erkennbares und erreichbares Kriegsziel gezeigt werden müssen, in dem sich Denken, Wollen, Handeln des ganzen Vaterlandes einen konnte. Das wäre schon lange eine Aufgabe der Reichsregierung gewesen. Mit anderen Worten: ein „Hindenburgprogramm" universeller, nicht nur industrieller und materieller Art. Es geschah nichts.

Man konnte den Reichskanzler v. Bethmann niemals so bleich im blauen Dragonerrock, nervös an den weißen Handschuhen zupfend, sehen als beim Aussteigen auf der Rampe des Reichstags, wenn drinnen

Anfragen wegen der Kriegsziele aus der Mitte des Hauses drohten. Jede öffentliche Erörterung der Kriegsziele war durch Zensur verboten. Aber in dem „hohen" Hause — was darin hoch war, weiß der Himmel! — erfreuten sich die Abgeordneten der Immunität, und der Abgeordnete Hugo Haase, bis dahin Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei, tobte unter allgemeinem Tumult gegen die „Kriegsverlängerer". Ebenso stimmte der Abgeordnete Friedrich Ebert, der spätere Reichspräsident, im Namen der sozialdemokratischen Fraktion mitten im Krieg gegen den Etat des Deutschen Reichs, weil das Klassenwahlrecht in Preußen noch nicht abgeschafft sei!

geb. 1863, von einem Gesinnungsgenossen vor dem Reichstag ermordet 1919

1871—1925

War ein ehrenhafter Frieden vorerst nicht zu erhalten — und so war es in der Tat —, dann mußte man das dem Volk offen sagen, um seinen Widerstand zu stählen. Aber man durfte nicht einfach schweigen. Man mußte eine öffentliche Meinung bilden. Sonst führten die Maße des Weltkrieges zu Mißverständnissen.

Sehr schwer zum Beispiel, den Nichtmilitär davon zu überzeugen, daß wir im Osten keinen Angriffskrieg führten, sondern die Bodenschätze der eroberten Ländermassen gegen die Wirtschaftsblockade des Westens als das tägliche Brot brauchten. Oder eine Dame: „Wir haben doch seit Jahren ganz Belgien besetzt. Einen Teil Frankreichs. Wir haben also doch gesiegt!" Und schwierig die Umgehung der einzigen eigentlich richtigen Antwort: „Deutschland ist ein Mann, der gleichzeitig pflügen, schmieden und fechten soll! Das Dreifache von dem, was Menschenschultern tragen können, lastet auf uns!"

Natürlich sprudelte der öffentlich unterdrückte Gedankenaustausch über die Kriegsziele überall wie Springquellen aus dem Boden. Soviel Menschen, soviel Meinungen. Die Beobachtung und in gewissem Sinne Überwachung des Kriegserlebnisses in der Heimat war Sache des Kriegspresseamts mit der Chefstelle bei der Obersten Heeresleitung, dem Sitz in Berlin.

Das Kriegspresseamt — unter General v. Falkenhayn als Generalstabschef schon im Vorjahr gegründet — hatte 3 Abteilungen: eine Inland-, eine Ausland- und eine Oberzensurstelle. Es trug, seinem Wesen nach, keinen journalistischen, sondern einen wesentlich militärischen Charakter, wie es sich auch von Eingriffen in den Betrieb der einzelnen Zeitungen fernhielt. Natürlich vertrat es mit Entschiedenheit eine entschlossene Kriegführung und Kriegspolitik, um so mehr noch, nachdem Feldmarschall v. Hindenburg die Leitung des Kriegs übernommen, und sah sich so bald einer Abwehrfront des Abgeordneten Erzberger, des „Berliner Tageblatts", der „Frankfurter Zeitung" gegenüber.

14. Oktober 1915

29. August 1916

„Die Reichsleitung", schreibt der Oberstleutnant W. Nicolai von der Abteilung III B des Generalstabs des Feldheeres, dem das Kriegspresseamt unterstellt war, „sah untätig zu. Sie verspielte ihre Autorität bei Behörden und Presse. Das Auswärtige Amt vernachlässigte die deutsche Presse und bevorzugte die ausländische. In Fragen der inneren wie der äußeren Politik wurde die Autorität der Reichsleitung Fangball zwischen Behörden, Presse und Parteien."

Also auch hier wieder der Schrecken vor der Leere — der Zwang für den Soldaten, die Unfähigkeit der Wilhelmstraße auf einem ihm fernliegenden Gebiet auszugleichen. Gerade in diesem Jahr ein „politisch Lied": Im Deutschen Reichstag, im Preußischen Abgeordnetenhaus, im bayerischen und sächsischen Landtag war stürmisch die Freigabe der Erörterung der Kriegsziele verlangt worden und, als Voraussetzung dafür, die Lockerung der Militärzensur.

Die Reichsregierung hatte ihre eigene „Militärische Stelle im Auswärtigen Amt" (M. A. A.) und eine Presseabteilung. Sie ließ das Kriegspresseamt der Obersten Heeresleitung über ihre wichtigsten politischen Vorhaben im dunkeln. Darob Briefwechsel zwischen Ludendorff und Bethmann Hollweg: „Es blieb alles beim alten."

Der amtlich gehemmte Drang nach Kriegszielen entlud sich unzusammenhängend, widerspruchsvoll da und dort. Versammlungen der Großindustrie in Berlin, mit dem gewaltigen Plan einer mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft, die auch die belgischen Fabrikschlotwälder, die nordfranzösischen Gruben, die polnischen Industriegebiete sich eingliedern sollte. Offen hochverräterische, mit allzu großer Milde geduldete pazifistische Umtriebe der v. Gerlach, Foerster, Quidde. Ein Gewimmel von nicht ernst zu nehmenden Gschaftlhubern im In- und Ausland. „Friedensexpeditionen" prominenter Amerikaner, wie Henry Ford, in letzter Stunde, deren Europafremdheit man Rücksicht schuldig war. Sehr wichtig der Fünfzigerausschuß des Reichstags, der, außer den Militärstellen, allein wußte, wie es „draußen" stand. Die Bundesfürsten selber wußten es nicht. Vertrauliche allwöchentliche Abendvereinigungen von Offizieren, Abgeordneten und sonstigen Leuten des Berliner öffentlichen Lebens — die eine am Potsdamer Platz, in der man häufig dem Grafen Zeppelin begegnete, ganz „Hie Hindenburg!" — eine andere in der Neustädtischen Kirchstraße wohl mehr im Geiste Bethmanns.

Anfang Januar 1916

Eine ganz gefährliche Brutstätte aller nur erdenklichen Stänkereien war das politische Privatbüro des Zentrumsabgeordneten Matthias Erzberger in der damaligen Königgrätzer Straße in Berlin. Dieser größte politische Schädling Deutschlands hatte seine Finger überall, namentlich aber in Wien und Rom. Von den zahlreichen Bürokräften, die der einstige schwäbische Schulmeister beschäftigte, waren über die Hälfte Ausländer.

1916/1917

So die Lage Deutschlands um die Jahreswende. Durch 2½ Kriegsjahre hatte die matte deutsche Politik nicht verstanden, die Siege der deutschen Strategie in diplomatische Erfolge umzumünzen. Sie begnügte sich damit, das herrliche, von Opferwillen glühende Heer vor immer neue Feinde, immer neue Feldzüge zu

stellen, und wenn wiederum durch schier unbegreifliche Hingabe und Kriegskunst noch einmal der Sieg errungen war, daheim, statt ihn auszunutzen, ihr letztes bißchen Entschlußkraft an Linksjournalisten, Gewerkschaftssekretäre, Menschen vom Monde wie die Pazifisten, politische Kriegsgewinnler vom Schlage Erzbergers zu verlieren.

1916

So konnte Ludendorff von diesem Jahresende schreiben: „Unsere Lage war ungemein schwierig und ein Ausweg kaum zu finden. Bei einem Hinziehen des Kriegs schien unsere Niederlage unausbleiblich. Beruhigendes lag nur in dem stolzen Gedanken, daß wir bisher dem überlegenen Gegner getrotzt hatten. Der Reichskanzler trat mit dem Vorschlag heran, den [feindlichen] Mächten einen Friedensantrag zu machen. Ich war damit durchaus einverstanden und innerlich froh, wenn ich auch in Einschätzung des Vernichtungswillens unserer Feinde dem Vorschlage gegenüber skeptisch blieb."

45

Das Friedensangebot

Die einzige — nicht Hoffnung — nur Möglichkeit für Deutschland, im Kampf gegen die Welt Luft, Ellbogenfreiheit, Rückendeckung zu bekommen, das ist eine Sinneswandlung des Zaren.

Nichts hatte Nikolaus II. in dem Kriege erreicht, in den er, ein Held der Schwäche, seine Völker stürzte! Die weiten Gebiete der „Fremdstämmigen", die Rußland seit den Tagen der „Alten Katharina" unterworfen hat und, wie der Gletscher den Schutzwall der Moräne, vor seinem eigentlichen Nordreich her nach Europa hineinschiebt — Polen, Litauen, halb Lettland — sind an die Deutschen verloren. Der Österreicher hält. Der Riegel der Dardanellen hält. Die Ostsee ist gesperrt. Der russische Riese sitzt im Kerker, hermetisch von der Welt abgeschlossen. Er fühlt sich aus Europa hinaus- und nach Asien zurückgedrängt. Er fühlt sich gedemütigt in seinem seit Jahrzehnten gezüchteten breitspurigen und barbarischen Größenwahn.

Gerade deswegen wollen nicht nur die „echt russischen" Leute, sondern auch die westlich-liberal eingestellten Intellektuellen, die sich vor den Engländern und Franzosen schämen, die Fortsetzung des Kriegs.

Krieg reimt sich nur auf einer Seite auf Sieg. Und die ist hier die deutsche. Ist für Rußland der Sieg nicht zu erringen, dann wenigstens ein Frieden, der Rußlands Ehre rettet! Ein Frieden, bei dem es seinen Friedensbesitzstand an Länderumfang wahrt. Seine Einbuße an Menschen kann es verschmerzen. Die wachsen nach.

Eine solche Kriegsfolge, die jeden Frieden mit dem Zaren unmöglich macht, weil ein derartiger Verzichtfrieden ihn, dank der kochenden russischen Volksseele, seinen ohnedies schon wankenden Thron kosten würde, wäre die Abtrennung Russisch-Polens (Kongreßpolens) von Rußland oder gar dessen Ausrufung zu einem eigenen Königreich! Sein Monarch müßte katholisch sein — wahrscheinlich ein Habsburger oder Wittelsbacher, wenn nicht ein Mitglied des polnischen Hochadels —, und damit der Einfluß des protestantischen Hohenzollernhauses ausgeschaltet. Da Posen und der polnische Teil Westpreußens bei Preußen und dem Deutschen Reich verbleiben würden, ist mit dem sofortigen Aufflammen einer sarmatischen Irredenta und schwersten Zusammenstößen Preußens mit dem neuen polnischen Nachbarstaat zu rechnen, der sich der „unerlösten Brüder" drüben annimmt. Andererseits werden die in Österreich mächtigen galizischen Polen das neue Staatsgebilde immer enger an das Donaureich heranziehen, dadurch das uns blutverbundene Deutschtum Österreichs schwächen und die uns befreundeten Madjaren mit neuer Slawengefahr bedrohen!

Die Verkündigung eines solchen, bisher russischen, Königreiches Polen ist also ziemlich das Dümmste und Schädlichste, was man vom deutschen Standpunkt aus tun kann. Aber es ist eine halbe Maßregel und schon darum nach dem Herzen Bethmann Hollwegs. Er entfaltet eine bei ihm ganz ungewohnte Energie, um nach dem „Unrecht an Belgien" seinen zweiten verhängnisvollsten Fehler als Staatsmann zu begehen. Er erreicht es: das von den Mittelmächten besetzte Russisch-Polen wird zum Königreich ausgerufen.

4. November 1916

Die Heeresleitung? Ein schwerwiegender Irrtum des deutschen Generalgouverneurs in Warschau v. Beseler: er glaubt — unfaßlich für jeden, der Polen auch nur oberflächlich kannte — alles Ernstes, gleich nach Gründung des Königreichs ein polnisches Nationalheer von 2, 3 Armeekorps in die Fronten der Mittelmächte einreihen zu können, obwohl Massen von Fahnenflüchtigen bereits als Polnische Legion unter dem ehemaligen k. u. k. österreichischen Offizier Josef Haller von Hillib, jetzt polnischer General, an der Westfront gegen die Mittelmächte kämpfen. Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf, der Österreicher, kannte die polnische Seelenverfassung besser. Er warnte dringend. Und mit Recht. So gut wie kein Pole kam. Nur wenige Juden. Sie warteten alle auf die Entente und auf das ganze Polen.

geb. 1873

In der russischen Reichsduma aber mußte unter dem Geheul der Linken „Nieder, nieder mit dem Verräter!" der Ministerpräsident Stürmer — trotz seines deutschen Namens ein Vollrusse — von der Tribüne flüchten und vom Amt zurücktreten! Es war jetzt dank Bethmann sicher, daß der Krieg mit Rußland weiterging, das

1848—1917

23. November 1916

gerade eben durch eine neue Bahn längs der Murmanskischen Küste bis zum Nördlichen Eismeer sich eine, wenn auch schwierige, Munitionsverbindung nach dem Westen geschaffen hatte. Tausende von deutschen Kriegsgefangenen sind bei dem Bau dieser Bahn dem eisigen Klima, dem Hunger und der Zwangsarbeit erlegen.

Ein Fanal in Wien! Im Speisesaal des Hotels „Meißl und Schadn" am Graben erschießt der Sohn des österreichischen Sozialistenführers Viktor Adler, des späteren Außenministers, den Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh. Die fast ungesühnt bleibende Mordtat dieses jungen Friedrich Adler — das ist der erste Rotkoller des Austromarxismus. Ein furchtbares Zeichen österreichischer Zukunft . . .

1852—1918

21. Oktober 1916

In den Todesschuß feierlich die Totenglocke von St. Stefan und von allen Kirchen Wiens: Kaiser Franz Joseph ist nicht mehr. Nahe den 90 ist er dahingegangen. Mit ihm stirbt das alte Österreich. Stirbt der Habsburgergedanke, der allein noch die bunte Musterkarte der Menschheit zwischen dem Bodensee und Montenegro zusammenhielt.

21. November 1916

„Die beiden Kaiser in der Kapelle der Hofburg an dem Sarg in stillem Gebet kniend", schildert General v. Cramon, „die kaiserlichen Leib- und Trabantengarden in ihren historischen Uniformen — dies alles wirkte ergreifend. Die alte spanische Hofetikette trat in das volle Licht ihres Pomps. In der Kapuzinergruft, wo so viele der österreichischen Kaiser schon schlummern, wurde Franz Joseph I. zur letzten Ruhe beigesetzt."

In dem tschechischen Städtchen Brandeis an der Elbe, ganz dicht bei Prag, stand in Friedenszeiten das uralte, schon 1663 errichtete k. u. k. 7. böhmische Dragonerregiment und in dem Regiment als Rittmeister Erzherzog Karl Franz Joseph von Österreich. Ein Jahr vor dem Krieg war er als Major in das 39. ungarische Infanterieregiment in Brod an der Save und Debreczin gekommen, das den Namen des Freiherrn Conrad v. Hötzendorf trug.

1887—1922

Niemand machte bis dahin viel Wesens um den jungen Prinzen. Er hatte nicht die nächste Anwartschaft zur Krone Habsburgs, sondern sein Vatersbruder, der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand, morganatisch allerdings, vorläufig ohne Erbfolgerecht seiner beiden jungen Söhne, vermählt, aber, erst zu Anfang der Fünfzig, in voller Rüstigkeit.

Plötzlich das Blut von Serajewo, die Glut des Weltkriegs. Erzherzog Karl, noch nicht 30jährig, der künftige Herrscher der Völker Habsburgs, im Krieg zuletzt Kommandant des 20. Armeekorps in Tirol. Nun plötzlich der letzte Kaiser von Österreich, König von Ungarn.

21. November 1916

„Kaiser Karl war als Knabe wenig begabt, schwerfällig, aber gutmütig und mitfühlend", schildert ihn der österreichische General Krauß. „Er war leicht zu leiten und zu beeinflussen und dem Guten zuzuwenden.

Niemand kümmerte sich um die Erziehung des Prinzen für den Thron. Sein Vater [der ausschweifende Erzherzog Otto] war wohl am wenigsten geeignet, guten Einfluß zu nehmen. So tritt bei Kaiser Karl neben dem zweifellos vorhandenen Willen, das Beste zu tun, eine Reihe von Charakterzügen hervor, die nur auf das Schuldkonto der Umgebung gesetzt werden müssen.

Das gute Herz und die Gutmütigkeit sind dem Kaiser geblieben. Es war sein größtes Streben, Gutes zu tun, Freude zu bereiten. Dazu gehörte die schrankenlose Verleihung von Orden. Als der Kaiser eben eine niedere Adelsfamilie in den Grafenstand erhoben hatte, äußerte ein in ähnlichen Familienverhältnissen Stehender, er habe ebensoviel Anspruch auf den Grafentitel. Als dies dem Kaiser hinterbracht wurde, sagte er: ‚Was? Graf will er werden? Aber ja!'"

Aus diesem „goldenen Wiener Herzen" heraus versuchte Kaiser Karl sogar alles Ernstes die in vollem Abfall begriffenen Tschechen zu versöhnen. Im Gefängnis in Wien befanden sich, wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, einige ihrer Führer, Dr. Karl Kramarsch, Dr. Raschin, ein Redakteur, ein Beamter. Außerdem die Frau des Politikers Eduard Benesch und die Tochter des späteren Präsidenten der Tschechoslowakei Thomas Masaryk. Ein Gnadenakt des jungen Kaisers wandelte die Todesstrafe in Kerkerhaft, die Freiheitsstrafe in Freiheit.

geb. 1860

geb. 1884

3. Juli 1917

Neue Männer. Von ragenden Köpfen war der jenseits der Leitha allmächtige ungarische Ministerpräsident, der wilde und kriegerische Vollblutmadjar Graf Tisza, noch nicht zu stürzen. Aber Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf tritt von der k. u. k. Heeresleitung zurück und übernimmt die Front in Tirol. Minister des Äußeren wird Graf Ottokar Czernin, ein böhmischer Grande und gewiegter Diplomat.

22. Dezember 1916

„Ein kluger und weltgewandter Mann", beurteilt ihn Ludendorff, „eine gebildete und liebenswürdige Persönlichkeit und der Wilhelmstraße weit überlegen. Er suchte den Frieden, jedoch nur in Gemeinschaft mit Deutschland. Er erwies sich dabei als ungemein geschickter Sachwalter der Donaumonarchie. Gegenüber seinem Kaiserlichen Herrn trat er mit ruhiger Sicherheit auf."

Die Franzosen haben ihren Generalissimus, den „Papa" Joffre, plötzlich abgesägt. Aber sein Nachfolger bei den Nordarmeen, der General Robert-George Nivelle, wird im nächsten Jahr bei seinen Truppen der „Blutsäufer" heißen! Nirgends ist beim Feind ein Nachlassen des Kriegswillens zu spüren. Und doch geht jetzt eben das Wort „Friede" durch die Welt . . .

13. November 1916

1865—1924

Schon im Frühjahr hatte der Präsident der Vereinigten Staaten Wilson in einer Ansprache an die Amerikanische Friedensliga feierlich als Prophet des künftigen Völkerbundes (das heißt der Versailler Organisation zur Fortsetzung des Weltkrieges im Frieden) die Worte gesprochen: „Erst dann, wenn die großen Staaten der Welt einen brauchbaren Weg zu gemeinschaftlichem Handeln gefunden haben — erst dann können wir die Empfindung haben, daß die Kultur endlich dabei ist, ihr Dasein zu rechtfertigen."

27. Mai 1916

„Diese Rede", urteilt der deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, „zeigt alle Merkmale der Rhetorik Herrn Wilsons: glänzende Beherrschung der englischen Sprache, blendende Fülle der Worte und nebelhafte Satzbildung, welche nur Eingeweihten das Ziel klar zeigt."

Zu den „Eingeweihten" hat der „ewige Deutsche" nie gehört! Noch im Zusammenbruch des Krieges und Reiches ließ er sich durch Wilsons heuchlerisches Lippenwerk und seine 14 Punkte betören!

Von da ab sah man 6 lange Monate nichts mehr von der amerikanischen Taube mit dem Ölzweig. Professor Woodrow Wilson war bis in den Spätherbst zu sehr mit seiner Wiederwahl beschäftigt. Das amerikanische Volk sicherte sich ihn dann auch für die nächsten 4 Jahre.

7. November 1916

Aber auch jetzt behielt er einen von ihm verfaßten Friedensvorschlag vorläufig in der Schublade. Die Zeit verrann. Kaiser Wilhelm entschloß sich, an Stelle Wilsons zu handeln.

„Den Vorschlag zum Frieden zu machen, ist eine sittliche Tat", schreibt er an den Reichskanzler. „Zu einer solchen Tat gehört ein Herrscher, der sich Gott verantwortlich fühlt. Ich habe den Mut, ich will es auf Gott wagen."

31. Oktober 1916

6 Wochen später übergab die Reichsregierung den Berliner Vertretern der neutralen Mächte das deutsche Friedensangebot mit der Bitte um Weiterleitung an den Feindbund. Sein Hauptsatz lautete:

12. Dezember 1916

„Getragen von dem Bewußtsein ihrer militärischen und wirtschaftlichen Kraft, zugleich aber von dem Wunsch beseelt, den Greueln des Krieges ein Ende zu bereiten, schlagen die vier verbündeten Mächte vor, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten. Die Vorschläge, die sie zu diesen Verhandlungen mitbringen werden, bilden nach ihrer Überzeugung eine geeignete Grundlage für die Herstellung eines dauerhaften Friedens."

Hätten wir besser getan, diese Vorschläge jetzt gleich in dieser Note genauer zu bezeichnen, um vor dem Gewissen der Welt die Gegner, falls sie sich trotzdem von vornherein von dem Verhandlungstisch fernhielten, als die wahren Friedensfeinde zu entlarven? „Diplomatisch" wäre es nicht gewesen, voreilig seine Karten aufzudecken! Seelisch und sittlich vielleicht ein kühner Griff! Geholfen hätte es so und so nichts! Das bewies schon in den nächsten Tagen das Wutgeheul von Themse, Tiber, Seine und Newa.

„Ein Manöver, um die Gewissen zu verwirren und die Völker zu demoralisieren!" schreit am nächsten Tag in der französischen Kammer der Ministerpräsident Aristide Briand. „Ein hinterlistiger Schritt", ruft

13. Dezember 1916

1862—1932

18. Dezember 1916

der italienische Außenminister Sonnino den Abgeordneten zu. „Preußischer Militärdespotismus", zetert der britische Ministerpräsident Lloyd George. „Das Ziel", brüllt der russische Minister des Äußern Pokrowsky, „das uns allen am Herzen liegt, die Vernichtung des Feindes."

16. Dezember 1916

Die Presse der Entente rast wie eine Horde losgelassener Kettenhunde. Die „Alliance Israélite Universelle" in Paris arbeitet mit Hochdruck. Der Großorient Paris der französischen Freimaurerlogen beschwört den früheren Großmeister Nathan des Großorients Rom, allen Einfluß der dortigen Logen aufzubieten, um der italienischen Regierung den Rücken zu steifen!

18. Dezember 1916

Präsident *Wilson* ist verschnupft, daß ihm Deutschland mit dem Friedensaufruf zuvorgekommen ist. Er habe die Mittelmächte gewarnt, ihrerseits vom Frieden zu sprechen, da die Feinde dies als Zeichen von Schwäche ansehen würden — was wahrscheinlich richtig war. Nun zieht auch er sein Pferd aus dem Stall und sendet seine längst *fertige Note* — 6 Tage nach der deutschen — an die kriegende Welt in Waffen.

„Die konkreten Ziele, für die der Kampf geführt wird, sind niemals endgültig festgestellt worden", heißt es darin, „aber, in allgemeinen Ausdrücken gehalten, scheinen sie die gleichen auf beiden Seiten. Bisher haben die verantwortlichen Wortführer auf beiden Seiten noch kein einziges Mal die genauen Ziele angegeben, die, wenn sie erreicht würden, sie und ihre Völker so zufriedenstellen würden, daß der Krieg nun auch wirklich zu Ende gefochten wäre. Vielleicht ist der Friede näher, als wir glauben. Vielleicht sind die Bedingungen, auf denen die beiden kriegführenden Parteien es für nötig halten zu bestehen, nicht so unvereinbar, wie manche fürchten."

Die Welt hört die Wilsonschen Worte — dies seltsame Gemisch professoraler und, was Europa anlangt, wirklicher Weltfremdheit mit gewollter Unklarheit eines doch wieder streng doktrinären Denkens. Die Welt atmet auf. Die Welt hält den Atem an: Was wird die Entente antworten?

„Wall Street [das New-Yorker Bankenviertel] fürchtet nichts mehr, als daß Frieden ausbrechen könnte!" lautet ein zynisches Schlagwort in den Vereinigten Staaten. Jetzt stürzen an der New-Yorker Börse die Kurse der Kriegsindustrie jäh in blinder Panik! Der Friede droht!

20. Dezember 1916

Wall Street kann sich beruhigen. Antwort der Entente auf *Deutschlands Friedensangebot*: Der Krieg sei gewollt, hervorgerufen und verwirklicht durch Deutschland und Österreich-Ungarn. Deutschland weiche listig der Sühne aus! Die alliierten Regierungen lehnen ab, sich mit einem Vorschlag ohne Aufrichtigkeit und Bedeutung zu befassen!

Noch hat die Entente die Möglichkeit, *Wilsons Vermittlungsnote* anzunehmen und wenigstens anzuhören, was Deutschland und seine Verbündeten zu sagen haben!

Nein!

Präsident Wilson erhält von den Alliierten geradezu eine moralische Ohrfeige!

10. Januar 1917

In der freundschaftlichsten, aber klarsten Weise raten sie ihm, „selbst den blassen Anschein einer auch nur moralischen Unterstützung der verantwortlichen Urheber des Krieges zu vermeiden"! Unmöglich vorläufig eine Sühne „für die völkerrechtswidrige und grausame Kriegführung der Mittelmächte, die zu einem ständigen Hohn auf Menschlichkeit und Zivilisation geworden".

Das schreiben die Mordbrenner in Ostpreußen, die Kinderwürger der Hungerblockade, die Sklavenvögte betrunkener Negermassen in der Schlacht!

„Schallender", schreibt Helfferich, „konnte die Friedenstür nicht zugeworfen werden!"

1916

Dreimal klang in diesem Jahr — von dem Haupt der katholischen Christenheit — von dem Kaiser des Deutschen Reiches — von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten — der Entente der Ruf nach Versöhnung entgegen. Die Antwort ist einmal Schweigen. Einmal Haß. Einmal Hohn.

Nein: die Antwort fällt immer im Sinne des alten Römers aus: Ceterum censeo, Germaniam esse delendam! Deutschland muß vernichtet werden!

Dieser Wille wird durch die grundsätzliche Ablehnung aller Friedensangebote zur geschichtlichen Wahrheit! All das Blut, das von jetzt ab vergossen wird, kommt über die, die — selbst meist fern vom Schuß — Europa weiterhin zum Selbstmord zwingen. Unsere Feinde wollen, daß das Morden weitergeht. Über ihr Haupt allein die Schuld!

46

Nebenkriegsschauplätze

27. Januar 1916

Um die Jahreswende kreiste über dem Kilimandjaro-Gebiet in Deutsch-Ostafrika einer der ersten britischen Bombenflieger, wurde beschossen und stürzte ab.

„Die Engländer", schreibt der Kommandeur der deutschen Schutztruppe v. Lettow, „hatten den Eingeborenen mitteilen lassen, daß dies Flugzeug ein neuer „Munzu" [Gott] wäre. Dadurch, daß dieser neue Munzu nun aber abgeschossen und von uns erbeutet wurde, trug er eher zur Hebung des deutschen Ansehens bei!"

Die Heldentruppe von *Deutsch-Ostafrika* stand, 4000 Gewehre stark, auf dem fast uneinnehmbar aus der Hochsteppe ragenden Oldoroberg, zu dessen in den Fels gehauenen Verschanzungen das Wasser täglich auf Eselkarren gefahren werden mußte.

Hier erwartete sie den Angriff einer 30fachen Übermacht aus allen Ecken der Erde.

Von allen Seiten zog es heran: Massen von bewaffneten Buren unter ihrem Landsmann, dem General Jan Christian S m u t s. Indische farbige Ulanen als Vortrab der Briten und der belgischen Kongotruppen, mit Hunderten von Automobilen, von Norden und Osten. Weiße Portugiesenscharen später über die Südgrenze. Braune Krieger aus Belutschistan, die aus den Schützengräben Flanderns kamen.

geb. 1870

Regimenter später von der Goldküste, aus Jamaika, aus Nigerien und Rhodesien, südafrikanische Mischlinge, indische Scharfschützen — das alles flutet zu Zehntausenden heran und zerschellt an dem Häuflein von ein paar 1000 Deutschen und Askaris, denen zum Glück ein zweiter deutscher Blockadebrecher Geschütze, Munition und Eiserne Kreuze aus der Heimat gebracht hat.

Es ist auch für den Militär fast unbegreiflich: aber am Ende des Jahres steht die deutsche Schutztruppe, nach unzähligen Buschgefechten und Märschen kreuz und quer nach Süden, bei Kibata nahe dem Meer ungeschlagen in der deutschen Kolonie! Der Gegner ist, nach ungeheuren Verlusten durch Blei und Fieber, namentlich auch an Weißen, am Ende seiner Kräfte. General Smuts sieht seine Expedition gescheitert.

1916/1917

Ungebrochen die deutsche Kampfkraft in diesen Wildniskämpfen. Nachts trotten Löwen durch das Lager. „Bei dem allgemeinen Bedürfnis nach Fett“, berichtet v. Lettow, „wurde die Flußpferdjagd eine Lebensfrage. Auch der Elefant wurde jetzt mit anderen Augen angesehen als früher. Während der Elefantenjäger sonst Länge und Gewicht der Zähne abschätzte, ehe er seinen Schuß abgab, drängte sich jetzt die Frage in den Vordergrund: Wieviel Fett wird das Tier liefern?“

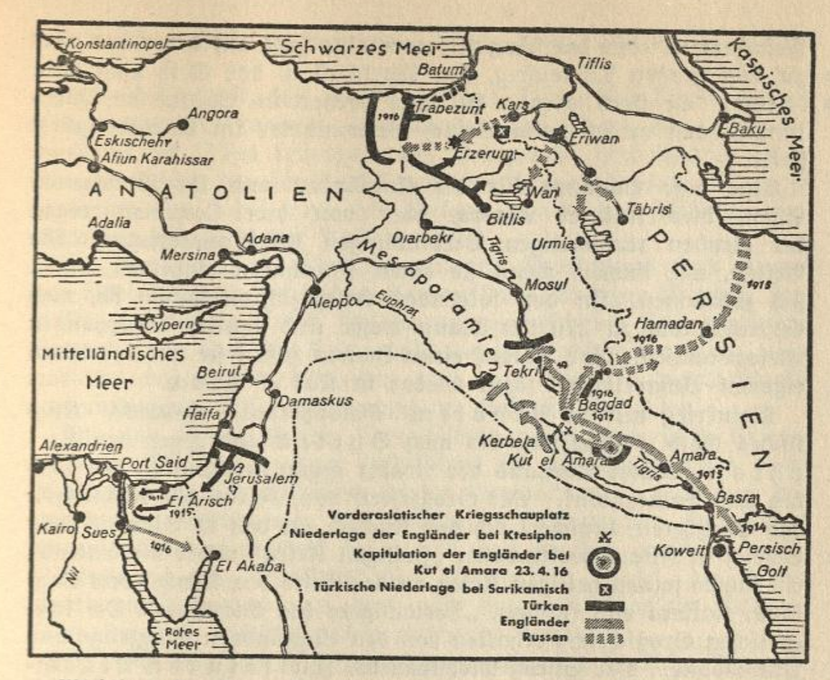
Zu Weihnachten war Deutsch-Ostafrika im dritten Kriegsjahr noch deutsch!

1916

„Zu jener Zeit“, erzählt v. Lettow, „erhielt ich eines Tages ein persönliches Schreiben des britischen Oberbefehlshabers, General Smuts, in welchem er mir die Verleihung des Ordens Pour le mérite mitteilte und die Hoffnung aussprach, daß sein herzlicher Glückwunsch mir nicht unangenehm sein würde.“

Die Nebenkriegsschauplätze sonst auf der Welt im Laufe des Jahres? Kämpfe im K a u k a s u s und in A r m e n i e n. Man wird nie genau feststellen können, was in dem unwegsamen wilden Gebirgsland geschah, auf dessen Geröllpfaden in Ermangelung von Tragtieren Weiber und Kinder, oft den Strapazen erliegend, den Türken Brot und Patronen nachschleppten. Es scheint, daß sich auf beiden Seiten nur noch durch Seuchen und Fahnenflucht ausgemergelte Gerippe von Truppenkörpern umkrallten. Sieger die Russen. Sie erobern Erzerum, Trapezunt, den größten Teil Armeniens.

1916



Wichtiger die Kampfhandlungen in M e s o p o t a m i e n. Dort führt Marschall F r e i h e r r v. d e r G o l t z wider die britischen Heere.

„Er steht im 72. Lebensjahr, hat noch Tatkraft wie ein junger Mann“, schildert ihn vom Anfang des Krieges her Sven Hedin, „und fühlt sich im Felde so recht in seinem Element. Kräftig gebaut und stämmig, ist er klein von Gestalt, hat freundliche und lustig blinzelnde Augen hinter einer Brille und erinnert mehr an einen Professor als an einen General.“

„Ein Offizier“, fährt Sven Hedin fort, „sagte: ‚Wir wundern uns, daß er noch lebt. Er setzt sich den schlimmsten Gefahren aus. Neulich flog eine Granate einige Meter über seinem Kopf weg, und er lächelte nur!‘ Ein anderer Offizier warf ein: ‚Ja — er scheint an der Gefahr sein Vergnügen zu haben. Man möchte fast glauben, daß er den Tod sucht. Das wäre ein schöner Abschluß eines glänzenden Lebenslaufs. Aber die Kugeln weichen ihm aus!‘“

Und in der Tat: der alte Held stirbt den Strohtod. Die Engländer sind, vor den Toren Bagdads im Vorjahr geschlagen, den Tigris abwärts bis zur Festung K u t e l A m a r a zurückgewichen und dort von den Türken eingeschlossen. Umsonst kommen in Eilmärschen Russen zum Entsatz — quer durch das neutrale Persien. (Von einem „Unrecht an Persien“, wie von Bethmanns „Unrecht an Belgien“ spricht bei den Gegnern niemand!) Der britische General Charles Townshend ergab sich mit 20 000 Mann. Ein „Irak-

28. November 1915

1861—1924

Detachement" der deutschen Kriegsmarine half auf dem Tigris mit zu dem großen Türkensieg, den Marschall v. der Goltz nicht mehr erlebte. Er starb gerade 10 Tage vorher in Bagdad am Flecktyphus, den er sich beim Besuch Verwundeter im Lazarett geholt hatte.

29. April 1916
19. April 1913

Eine böse Schlappe für die Engländer und ihr Prestige in Asien, dies Kut el Amara, aber von den Osmanen wegen der elenden rückwärtigen Verbindungen nicht auszunutzen. Die Briten, wie immer, wenn sie einen Kinnhaken eingesteckt, rissen sich zusammen. In den folgenden Kriegsjahren hatten sie, nach Churchill, bis zu 270 000 Mann weiße und indische Truppen in Mesopotamien. Vor Ablauf eines Jahres saßen sie mit der ihnen eigenen Beharrlichkeit schon wieder in Kut el Amara.

27. Februar 1917

Kleinkrieg nur in *Arabien*. Galoppieren. Geknalle. Englisches Gold. Kleinkrieg bis nach *Syrien* und gegen den *Euphrat*. Lichter Aufstand der Araber gegen den Sultan der Türken aus Tatarenblut. Der Großscherif von Mekka, der Nachkomme des Propheten, kümmert sich den Kuckuck um den in Stambul vom Scheich ul Islam verkündeten „Heiligen Krieg" wider die Entente. Er führte seinen heiligen Krieg an der Seite des Königs von England, Kaisers von Indien, „Verteidigers des Glaubens". Die kriegerischen Großscheichs erhalten von den Engländern Flugzeuge und Automobile. Der Sproß Mohammeds, *Hussein ibn Ali*, verkündet die Unabhängigkeit Arabiens und erklärt sich zum König des Hedschas. Trotzdem behaupten sich osmanische Streitkräfte zäh und dauernd bei Medina und dort längs der heiligen Hedschasbahn vom Roten Meer nach Damaskus.

14. November 1915
5. Juni 1916
November 1916

Über El Kantara, „*die Brücke*" des Suezkanals, flutet, wie seit Jahrtausenden, seit Moses Zeiten, der Völkerverkehr zwischen Asien und Afrika. Wer das Innere der Sahara kennt, sieht sich gleich östlich des Suezkanals in deren Wüste endloser, schwefelgelber Dünen versetzt. In dieser Wildnis, ohne einen Halm für die Pferde, ohne Brackwasser für die Kamele, nachgebenden Flugsand unter den Rädern der Geschütze, scheitert auf der *Sinaihalbinsel* der 2. große Vorstoß der Türkei gegen den Suezkanal Mensch und Tier waten halb verdurstet und verhungert durch die Streusandbüchse nach dem Süden Palästinas zurück.

1916

Ihnen folgen spähend nicht nur die australischen Rauhreiter, die aus ihrer Heimat an wasserlose Steppen gewöhnt sind, sondern etwas viel Gefährlicheres: 2 nicht endende schwarze Schlangen fressen sich von Port Said längs des Meeres in der Richtung nach Jaffa weiter und immer weiter durch die Wüsteneinsamkeit. 2 stählerne Schlangen, die auf ihren Schwellen die große Kriegsentscheidung in Vorderasien tragen. Die Briten bauen eine Bahn und daneben eine Wasserleitung, trotz Samum, Sonne,

Sandhosen. Ziel: Jerusalem. Und was hinter Jerusalem kommt . . . . . .

Und schattenhaft, fast noch unsichtbar, öffnen sich da die beiden Flügel einer Riesenzange über Länder und Meere, die, gespenstig wachsend, im Osten seinerzeit das Kriegsende herbeiführen wird. Ihr Hebel hier, der die Türkei wie eine Nuß zerknacken will, heißt Palästina, ihr Hebel dort, der Bulgarien von den Mittelmächten abzwicken soll, heißt der Balkan.

Der *Balkan*. In Vorkriegszeit für Deutschland nun einmal das Operettenland der Flöhe, Hammeldiebe, Lustigen Witwen. Zur vollen Erkenntnis seiner Bedeutung rang sich die Falkenhaynsche Heeresleitung auch im Krieg nicht durch. Sonst hätte sie es nicht geduldet, daß sich die Alliierten, nach dem Scheitern des Gallipoliunternehmens, völkerrechtswidrig in Saloniki festsetzten.

Mitte August 1916

Und nun allmählich ihre über Südosteuropa klafternden Kriegspläne in *Mazedonien* enthüllten! An der Spitze eines buntscheckigen, eine Viertelmillion starken Heerbannes, in dem auch neu gesammelte Serbenreste mitmarschieren, dringt der französische General Maurice Sarrail tief in das weg-, wasser-, waldlose, wilde Gebirgsland ein, überflutet den „Schwarzen Fluß", die Cerna, wirft die Bulgaren aus dem von ihnen im Vorjahr besetzten Monastir und erschüttert ihre weichende Front.

1856—1929
4. Dezember 1915
18. Oktober 1916

Prächtige deutsche Jäger, sonstige ausgesuchte deutsche Truppen, die eigentlich bitter nötig zur Bestrafung Rumäniens gebraucht werden, müssen eilends helfen. Die Kämpfe kommen zum Stehen.

Ende November bis Ende Dezember 1916

Auch *Griechen* fechten jetzt da mit. Die Entente hat, in einem ihrer üblichen Völkerrechtsbrüche, die nur Deutschland nicht gestattet sind, die Hauptstadt Athen, ihren Hafen Piräus und die Eisenbahnen des neutralen Griechenland besetzt. Der Kostgänger der Entente, der kretische Rechtsanwalt und Politiker *Eleutherios Venizelos*, führt ihr seine bewaffneten Landeskinder zu. König Konstantin der Hellenen ist gegen den Usurpator in Saloniki machtlos. Seine Armee offiziell abgerüstet. Eine Division, die sich für neutral erklärt, nach Deutschland abgeführt.

geb. 1864

Vorläufig nur ein Zwischenspiel in dem großen Krieg, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen"! Aber in dem Heute wandelt schon das Morgen.

VIERTER TEIL

1917

47

Der Kohlrübenwinter

23. Oktober 1917

22. Mai 1916

Im 4. Kriegsjahr wird das Reichswirtschaftsamt errichtet. Und wie es im Vorjahr bei dem Kriegsernährungsdiktator v. Batocki hieß: „Der Krieg ist da und der Diktator ist da — nur die Ernährung nicht!", so jetzt: „Wir haben das Reich und wir haben das Amt. Aber die Wirtschaft . . .?"

Wirtschaft braucht Substanz. Die Substanz schwindet.

18. April 1917

20. Oktober 1917

Nicht das **Papiergeld**. Das läßt sich beliebig vermehren. Das kreist in immer wachsendem Wirbel. Das hat in dem weltabgeschlossenen Deutschland immer noch seine innere Kaufkraft. Das wird gläubig und opferwillig für das Vaterland gegeben. Die 6. Kriegsanleihe bringt über 13 Milliarden Mark. Die 7. kaum weniger: 12½ Milliarden.

Aber die wirklichen Werte . . . . Furchtbar die Zahlen als Zeichen der Zeit.

1913

1917

Vor 4 Jahren betrug die deutsche Ernte an Roggen und Weizen rund 16½ Millionen Tonnen, jetzt 9 Millionen. Die Gerste sinkt im gleichen Zeitraum von über 3½ auf 2 Millionen. Der Hafer gar von 9½ auf 3,6. Der Kartoffelertrag schrumpft von 54 Millionen Tonnen auf 29½. Der ungedüngte Acker leidet wie ein Mensch an Blutarmut und Leistungsschwäche.

1. Dez. 1913

1. Juni 1917

25,7 Millionen Schweine grunzten im letzten Friedensjahr im Koben. Nun zählt man noch 12,8 Millionen. Und das sind magere, unbeträchtliche Geschöpfe statt der früheren Fettwänste. Denn Korn, Kleie, Magermilch möchte jetzt der Mensch für sich selber. Der Rindviehbestand hat sich ungefähr gehalten — Gras und Heu nimmt ihm der Mensch nicht vom Maul weg —, aber mit einem erschreckenden Schwund an Fleisch und Milch.

Unser täglich Brot: Das Korn wird zu 94 v. H., mit der unverdaulichen Kleie, ausgemahlen. Dann noch mit Rüben gestreckt. Von diesem trüben Mehl kommen auf den Kopf kaum 200 Gramm täglich. An Kartoffeln 3 Viertelpfund.

Einige wenige Lebensmittel kann man in dem sonst längst leeren Schuhladen oder in der dick verstaubten Kunsthandlung frei kaufen: Norwegischen Fischpudding in Blechdosen. Einheimische Kaninchenwurst, in die wohl manchmal heimlich die halbe Arche Noah hineingehackt ist. Für alles andere gibt es Karten.

Unzählige große und kleine Wirtschaftspaschas regieren — bewilligen Kohle — versagen Ziegelsteine — erfassen Schafwolle. Unzählige Gerichtsbeamte protokollieren Strafbefehle. Unzählige Schreibmaschinen-

fräulein klappern. Unzählige Hände schreiben und drucken täglich Millionen von Plakaten, Karten, Bezugsscheinen, Verordnungen in oft grausamem Deutsch.

10. Januar 1917

Erlaß des Berliner Magistrats: „Auf Grund der Viehseuchenentschädigungssatzung soll zur Deckung der Entschädigungsansprüche für die auf polizeiliche Anordnung getöteten Rinder, Pferde, Esel, Maultiere und Maulesel sowie der entstandenen Verwaltungskosten, der Kosten für die Feststellung des Krankheitszustandes aus der Schätzung, soweit nicht die Staatskasse dafür aufzukommen hat, sowie zur Ansammlung von Rücklagen von den Besitzern der Rinder, Pferde, Esel, Maultier- und Maulesel, die in Berlin ihren gewöhnlichen Standort haben, aber nicht dem Reiche, den Einzelstaaten oder zu den landesherrlichen Gestüten gehören, sowie nicht in Vieh- oder Schlachthöfen einschließlich der öffentlichen Schlachthäuser als Schlachtvieh aufgestellt sind, ein nach der Stückzahl berechneter Betrag erhoben werden."

5. Januar 1917

6. Januar 1917

Die Lebensmittel erhalten ihre unheimlichen Doppelgänger — das, was der Berliner den „echt imitierten Falschenhasenersatz" nennt. In den Hallen am Zoo in Berlin gibt es eine „Deutsche Ersatzmittel-Ausstellung". „Mandellebkuchen" ohne Milch, ohne Fett, ohne Ei, ohne Zucker. „Brotaufstrich" mit Wurstgeschmack. Aber das Berliner Medizinalamt stellt fest, daß die „Fleischbrühersatzwürfel" 97 v. H. Kochsalz enthalten. Der „Liptauerkäseersatz" besteht aus einem Gemisch von Kochsalz und Paprika, dem man stark riechende Buttersäure zugesetzt hat. „Zitronenpudding" ist einfach gefärbtes Kartoffelmehl. „Fleischersatz" gepfefferte Trockenhefe.

Also zurück zum Schleichhandel — zum Hintenherum, wer es zahlen kann! Man braucht gar nicht soviel zu zahlen. Denn die vom Staat festgesetzten Preise sind meist so lächerlich niedrig, daß der Erzeuger gar nicht erst daran denkt, die Ware auf den offenen Markt zu bringen.

1917

Im Garten Deutschlands, in der Pfalz, war in diesem Sommer in Heidelberg kein Stück Obst zu haben. Eine halbe Stunde davon konnte man es in den Dörfern umsonst vom Boden auflesen.

Alle Welt ist sich einig, daß Planwirtschaft not tut, damit Deutschland nicht, wie jetzt schon halbwegs Wien, verhungert, statt daß es nur hungert. Und alle Welt ist sich einig, daß die jetzige, ausschließlich aus der Amtsstube geführte Kriegswirtschaft falsch ist.

Die Kommunalverbände versiegeln amtlich die Buttermaschinen in allen Bauernhöfen, damit nicht die Milch sich in Schmalz verwandelt. Diese Plomben kann man erhitzen, ablösen und nach dem Buttern wieder anbringen. Die Siegel werden verstärkt. Nun melkt die Bäuerin die Kühe nicht ganz aus und verbuttert nach der Milchablieferung den Rückstand. Der Staat läßt durch kräftige Schweizer probemelken. Sie tragen an ihren Stiefelsohlen die gefürchtete Maul- und Klauenseuche von Ort zu Ort. Sturmläuten bei ihrem Nahen. Die Landwirte vernageln die Stalltüren! Gendarmerie mit einem Schlosser. Und so weiter . . .

In der Milchablieferungsliste eines oberbayerischen Gebirgsdorfes fand der Verfasser in seiner Eigenschaft als dortiger Gutsbesitzer 3 längst

Verstorbene, 1 8jähriges Mädchen, eine Witwe mit 5 Kindern, die 8 Liter täglich, den ganzen Milchertrag ihrer einzigen Kuh, hergeben sollte. Ein paar Stunden weiter bekam man in einem deutschen Weltkurort in den Konditoreien Schlagsahne nach Belieben.

Im strengen Winter erfrieren Kartoffeln in geschlossenen Güterwagen mit offenen Luftklappen. Ukas: „Künftig die Luken schließen!" In den Hundstagen des nächsten Sommers verfaulen daraufhin die Kartoffeln.

Hunger — nicht bei dem Erzeuger. Der ist verärgert und durch den Schleichhandel moralisch angekränkelt, aber er hat zu leben. Hunger in der Großstadt. In dem Industriegebiet.

Furchtbar der Eindruck schon auf dem Bahnhof, wenn der blasse, 16jährige Bursche, der den Koffer trägt, fragt, ob er nicht statt eines Trinkgelds ein Stück Brot bekommen könnte. An der Sperre wachen Gendarmen darüber, daß keine Lebensmittel in die Stadt hineinkommen. Sie wollen einer Frau die paar gehamsterten Eier wegnehmen. Die Frau zertrampelt die Eier heulend auf dem Boden. Draußen die erste Pferdefleischhandlung. Es schmeckt wie süßliches Leder.

1916/1917

Und das Wahrzeichen der Not ist in diesem „Winter des Mißvergnügens" auf einmal die K o h l r ü b e.

Sie wurde schon vor dem Krieg, wenn auch nicht gerade mit Begeisterung, gegessen. Jetzt auf einmal ist sie in Mengen da. Sie ersetzt nicht nur, als Zusatz zur Kartoffelkarte, die schwindenden anderen Lebensmittel. Sie borgt sich von ihnen Form und Farbe. Sie tarnt sich in allerhand leckerer Gestalt: Es gibt Speisenfolgen von vier Gängen, die nur aus Kohlrüben bestehen. Anfangs munden sie gar nicht so schlecht. Dann empfindet man das Zuviel an Kohlrüben wie das Zuwenig an Kohlen. Der Magen streikt und der Mensch friert. Mehr als 17 Grad Celsius in den Wohnungen ist verboten. Ein Wannenbad ein Ereignis. Erkältungskrankheiten. Beängstigend die Rachitis bei den Kindern. Aus Rumänien eingeschleppt die Malaria.

Ein schwacher Trost, daß es auch beim Feind mit der Ernährung zu hapern anfängt, nachdem alle waffenfähigen Männer Europas nun schon seit Jahren im Feld stehen oder unter dem Rasen liegen.

15. April 1917
4. Dezember 1917
13. März 1917
4. Mai 1917

F r a n k r e i c h — das reiche Frankreich! — prüft seinen Bestand an Brotgetreide und führt die Brotkarte ein! I t a l i e n nicht nur für unser täglich Brot, sondern auch für Fleisch, Fett, Zucker und Mehl. Gleich darauf sieht es sich zu einer erneuten Bestandsaufnahme seiner Getreide- und Maisvorräte gezwungen.

2. Mai 1917
16. August 1917

Aufruf des Königs von E n g l a n d an sein Volk, den Brotverbrauch zu verringern. Große Rede des Ministerpräsidenten Lloyd George im britischen Unterhaus: Seid sparsam mit Lebensmitteln!

9. April 1917
28. September 1917
8. Juli 1917

R u ß l a n d stellt sein ganzes Getreide unter staatliche Monopolwirtschaft, ebenso den Zucker der Ukraine. Die V e r e i n i g t e n S t a a t e n unterwerfen ihre gesamte Warenausfuhr einer Regierungskontrolle.

Alle Völker der Alten Welt leiden, wenn auch die Mittelmächte und die Türkei am meisten. Und doch — was ist das gegen das Leiden der Front! Trommelfeuer. Schuhhoch Wasser in den Schützengräben. Oft gar kein oder eiskaltes Essen. Frost. Regen. Schnee. Strapazen ohne Ende. Wunden. Tod. Und dann seht den herrlichen Geist der deutschen Front und nehmt ihn euch zum Vorbild!

Jeder fast in Deutschland möchte es aus heißer Seele. Nur: die feldgrauen Männer draußen sind stark. In den besten Jahren. Gesund. In der Heimat sind die Frauen. Die Kinder. Die Kränklichen. Die Alten.

Und das ist die Stelle, wo teuflisch die Tücke des Feindes einsetzt, sein Hungerkrieg gegen die Schwachen und Wehrlosen: die Kohlrübe ist für ihn eine Waffe wie der Torpedo und die Fliegerbombe.

Die „Kohlrübe" atomisiert den deutschen Menschen daheim. Sie zerbröckelt sein geschlossenes Ich in tausend kleine Gebote kleiner eigener Not, hungergetriebener Interessen der Stunde. Nichts schrecklicher, als wenn man, selbst kriegstätig und des Krieges voll, einem guten Freund begegnet, der einem geheimnisvoll entgegenschmunzelt: „Um die Ecke gibt's Harzburger Käschen! Aber schnell — sonst sind sie weg!"

Gegen den leeren Magen hilft nur ein volles Herz! „Heiligt eure Herzen!" hätte es helfend aus den Höhen der Regierung hallen müssen! Sie hätte mit Feuerzungen reden sollen, und sie tuschelte mit marxistischen Gewerkschaftssekretären im Reichstagsfoyer. Sie hätte die Sturmtrommel rühren sollen und schwieg hinter verschlossenen Türen. Sie hätte wie ein gewissenhafter Arzt den Herzschlag des deutschen Volkes beobachten sollen und verließ sich auf das, was ihr der Vertreter des „Berliner Tageblatts" und der „Frankfurter Zeitung" an Ratschlägen allmorgendlich in die Wilhelmstraße trugen wie der Bäckerjunge die Semmeln. Sie rief keine guten Geister. Sie kämpfte aber auch nicht gegen den Ungeist.

Spielplan der Berliner Bühnen zu Beginn des 4. Kriegsjahres. wahllos für einen einzigen Abend (Sonntag, 7. Januar 1917) herausgegriffen: „Die verlorene Tochter", „Der Pußta-Kavalier", „Charleys Tante" (englisch), „Der selige Balduin", „Blondinchen", „Die Csardasfürstin", „Der doppelte Buchhalter", „Das Vagabundenmädel", „Der Soldat der Marie", „Wenn zwei Hochzeit machen", „Willys Hochzeitstag", „Erdgeist" (Dekadenzstück von Frank Wedekind), „Der Hüttenbesitzer" (französisch).

An Opern und Klassikern: „Hamlet" (englisch), „Das Wintermärchen" (englisch), „Julius Cäsar" (englisch), „Der eingebildete Kranke" (französisch), Mignon" (französisch).

Im Film: „Wenn Menschen reif zur Liebe werden", „Flucht vor der Liebe", „Die Lieblingsfrau des Maharadscha".

Was tat die Regierung, um das Volk aus dieser nur gedankenlosen Versumpfung herauszureißen? — Nichts!

Aber sonst mußte etwas geschehen! Die große Not war da. Die Kohlrübe sprach eine zu fürchterliche Sprache: Ihr sterbt an mir, wenn ihr nicht leben wollt! Kampf Auge um Auge, Zahn um Zahn gegen die englische Blockade! Hunger wider Hunger! U-Boote heraus!

48

U-Boot-Krieg auf Tod und Leben

„Ein Führer", sagt Feldmarschall v. Hindenburg, „der es nicht auf sich nehmen kann oder will, die letzte Kraft an den Erfolg zu setzen, ist ein Verbrecher an dem eigenen Volk."

Jetzt geht es um den größten geschichtlichen Entscheidungsschritt im Weltkrieg seit den Kriegserklärungen an Rußland und Frankreich! „Sein oder Nichtsein!" sagt Hamlet. Und ein Hamlet erhebt auch im großen Kronrat in Pleß seine Stimme. Der Reichskanzler v. Bethmann zeigt sich, wie General Ludendorff berichtet „seiner ganzen Natur nach bedenklich"!

9. Januar 1917

Gleich darauf trägt er sich, noch am selben Tag, mit dem Gedanken an seinen sofortigen Rücktritt. Leider Gottes macht er diesen glücklichsten Einfall seines Lebens nicht zur Tat.

9. Januar 1917

Sein Reichsinnenminister Helfferich warnt von Berlin aus drahtlich vor dem U-Boot-Entschluß: „Biegen oder Brechen!" Eben hat dort das Auswärtige Amt eine gefährliche Ungeschicklichkeit begangen. Es hat, in einem Chiffretelegramm, dem neutralen Mexiko nahegelegt, sich gegen Landgewinn an einem etwaigen Krieg gegen Amerika zu beteiligen. In der Wilhelmstraße 76 ahnt man natürlich nicht, daß die Engländer alle unsere Geheimdepeschen mitlesen und eilends den Mexikotext an die große Glocke bringen! Darob neue große Aufregung in den Vereinigten Staaten. Der deutsche Botschafter in Washington, Graf Bernstorff, drahtet dringend, auch mit Rücksicht auf das, was er etwas später „die persönliche Empfindlichkeit und das egozentrische Naturell Herrn Wilsons" nennt, entscheidende Beschlüsse zu vertagen.

9. Januar 1917

9. Januar 1917

Selbst Tirpitz, nun schon ohne Amt und Meinung, ist bedenklich: „Es ist schwer zu sagen", schreibt er, „ob ich als verantwortlicher Staatsmann Anfang 1917 den U-Boot-Krieg noch gemacht hätte. Ich hatte als nichteingeweihter Privatmann damals das innerste Gefühl, daß es gefährlich wäre, hielt mich aber durch die Auffassung der im Amt befindlichen Männer überzeugt, daß es gewagt werden müßte und könnte."

So wird im Großen Hauptquartier zu Pleß unter dem Vorsitz Kaiser Wilhelms II., auf den Rat der Obersten Heeresleitung, der Unterwasserkampf bis aufs Messer gegen England beschlossen.

Der Admiralstabschef empfängt die Willensmeinung des Kriegsherrn: „Ich befehle, daß der uneingeschränkte U-Boot-Krieg am 1. Februar mit voller Energie einsetzt."

9. Januar 1917

Erst tags zuvor wird diese Absicht den Neutralen verkündet. Sie bedeutet eine Wendung des Weltkriegs.

31. Januar 1917

„Die strategische Offensive", schreibt Admiral Scheer, „ging vom 1. Februar 1917 ab in ausgesprochener Weise auf die Seekriegsführung über. Aber die politische Leitung hatte schon vorher das Ihre getan, die Zuversicht zu beeinträchtigen, und ihre Besorgnis, diese Art der Kriegführung könne Formen annehmen, welche uns noch weitere Feinde zuziehen würden, hatte ängstliche Gemüter mitergriffen. Die hieraus entstehende verzagte Stimmung hat der Feind ausgenutzt."

Wieder die Kriegslähmung durch den Kanzler und die hinter seinen Rockschößen sich bergenden — nicht Kräfte, sondern — Schwächen der Heimat! Aber immerhin ist Deutschland jetzt ganz anders für den Zweikampf zur See gerüstet, als bei dem übereilten und unzulänglichen U-Boot-Krieg-Beginn vor fast 2 Jahren.

18. Febr. 1915

Deutschland besaß an dem entscheidenden Tag in der Nordsee 57 Unterwasserboote. In der Ostsee 8. Im Kanal, in dem flandrischen Hafen Zeebrugge, 38, im Mittelmeer, am marokkanischen Rif, in den Buchten von Kreta, in den Schären der Adria 31, zusammen 134 gegen 62 1 Jahr vorher. Weitere 50 U-Boote sollten in den nächsten Monaten fertig werden. Brennpunkt des U-Boot-Kriegs, Stützpunkt der Landfront im Westen, Pfahl im Fleisch Englands, der Hafen von Zeebrugge.

1. Februar 1917

„Im Kasino der flandrischen U-Boot-Offiziere war es", schreibt Kapitän Ehrhardt, „wo Hermann Löns seinen Sang ‚Heute wollen wir ein Liedlein singen' dichtete mit dem Kehrreim: Denn wir fahren gegen Engelland."

geb. 1866

Der Dichter fand bald darauf, noch im ersten Kriegsjahr, an der Westfront den Heldentod.

Die im Bau begriffenen 6 großen Handels-U-Boote wurden zu U-Kreuzern mit 2 je 15 Zentimeter starken Geschützen und 30 Torpedos umgestaltet, die ihre Kriegsfahrten bis zu den Azoren und bis zur Dauer von einem Vierteljahr ausdehnen konnten.

Im ganzen erreichte bis zu Ende des Kriegs die deutsche Unterseemacht eine Stärke von 360 U-Booten in 4 Flottillen. Über die Hälfte — 184 Boote und Kreuzer — fanden im Kampf ein ruhmvolles Ende für das Vaterland.

Der Sturm bricht los! Viel furchtbarer, als es England wohl je erwartete! Zum erstenmal geht ein Zittern durch angelsächsische Seelen, denen bisher das „Rule, Britannia" — „Du England, Herrin der Wogen" — so selbstverständlich gewesen war wie das Amen in der Kirche.

Es ist das Eigentümliche des U-Boot-Kriegs, daß er, weit mehr noch als der Landkrieg, wohl Kampf der Männer, aber nicht mit dem Mate-

rial, sondern um das Material ist. Ein gewissermaßen einseitiger Kampf. Denn das Material befindet sich nur auf der gegnerischen Seite. Es ist die feindliche, oder jetzt auch neutrale, Ladung, die die Bäuche der Dampfer in den Meeren rings um die Inseln Britanniens füllt. Der Fassungsraum dieser Schiffswölbungen wird nach Englands Registertonnen berechnet. Eine Tonne ist gleich 2,8315 Kubikmeter, also ungefähr ein — gedachter — Würfel von je etwa 1⅓ Meter Höhe, Breite und Länge. Danach bemißt sich die Größe des Fahrzeugs, das mit seiner Fracht, möglichst ohne Menschenverlust, auf den Meeresgrund muß.

1. Januar 1913

Die deutsche Handelsflotte umfaßte im letzten Friedensjahr 2098 Schiffe mit einem Gehalt von 2 655 496 Tonnen. Die britische Kauffahrteiflotte, einschließlich der Kolonien, zählte um diese Zeit herum etwa das 6fache an Dampfern mit 17 bis 18 Millionen Tonnen.

Dies als Anhalt für die nun folgenden Verlustziffern der Briten. Denn der U-Boot-Krieg rechnet ausschließlich mit versenkten Tonnen, wie der Landkrieg mit eroberten Fahnen und Geschützen. Scheinbar nüchterne Zahlen. Aber hinter ihnen leuchtender deutscher Heldenmut zur See.

Februar 1917

Im 1. Monat des verschärften U-Boot-Kriegs vernichtet Deutschland bereits ¾ Millionen feindlichen Schiffsraum, im nächsten nahe an 1 Million. In den folgenden 4 Wochen wird die Million überschritten, dann sinkt die Ziffer um $^{1}/_{10}$, um gleich wieder die Million und damit den Höhepunkt des U-Boot-Kriegs zu erreichen.

März 1917
April 1917
Mai 1917
Juni 1917

Die Briten sehen sich der Torpedierung von 2 bis 3 großen Dampfern täglich gegenüber! Ihr Admiral Jellicoe, der Oberbefehlshaber in der Skagerrakschlacht, rechnet in seinen Verlustlisten etwas weniger Minderung an Schiffsraum heraus. Immerhin kommt auch er nur für die ersten 3 Monate des U-Boot-Kriegs auf eine Einbuße von über 2 Millionen Tonnen.

31. Mai 1917

Die Engländer haben starke Nerven. Aber jetzt wagen ihre Machthaber nicht der Nation diese Streckenrapporte von vernichtetem lebenswichtigen Schiffsmaterial bekanntzugeben. Im Gegenteil: sie rühmen sich in der Öffentlichkeit, es seien seit Kriegsbeginn 56 deutsche Unterseeboote zerstört worden — daß jede Woche jetzt 3 neue vom Stapel laufen, behalten sie für sich —, sie sprengen die Neuigkeit aus, daß einige deutsche Unterseeboote sich freiwillig ergeben hätten. „Das war nicht wahr", bemerkt auf seiten der Alliierten der russische Admiral von Schoultz, „nicht ein einziges Boot hatte sich freiwillig ergeben — die genannten Meldungen wurden nur veröffentlicht, um auf das geistige Gleichgewicht des Gegners einzuwirken."

Wer da wußte, wie Deutschland an seinen U-Boot-Helden und Kampffliegern hing, der konnte zu diesem kindlichen Versuch nur lächeln. Niemals war Deutschland dem Sieg näher als in dieser ersten Hälfte des 4. Kriegsjahres in der Weltentscheidung auf

1. Februar bis 30. Juni 1917

dem Wasser, zumal auch Österreich-Ungarn sich im Mittelmeer zum unbeschränkten U-Boot-Krieg bekannte und im Reichstag die deutsche Mehrheitssozialdemokratie durch eine Erklärung Philipp Scheidemanns im U-Boot-Krieg ausdrücklich hinter die Regierung trat.

27. Februar 1917

„Der energische amerikanische Admiral Sims traf in England ein, als die Gefahr ihren höchsten Punkt erreicht hatte", berichtet der britische Admiral Jellicoe. „Er telegraphierte die Wochenrapporte über die versenkte Tonnage nach Amerika, um dort ein richtiges Bild von dem Ernst der Lage zu geben. Denn ich war mir vollkommen darüber klar, daß nur durch einwandfreie, genaue Angaben unserer Verluste der volle Umfang der Gefahr genügend klargemacht werden konnte."

Ebenso schreibt der amerikanische Admiral selbst: „Die englische Admiralität gab mir Gelegenheit, mich mit den Tatsachen und Zahlen vertraut zu machen, welche man der Presse vorenthielt. Diese redeten eine sehr deutliche Sprache, und es ging aus ihnen einwandfrei hervor, daß Deutschland den Krieg nach vier bis fünf Monaten gewinnen werde, nach welchem Zeitraum das britische Imperium gezwungen sein werde, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben! ‚Deutschland scheint auf dem Wege, den Krieg zu gewinnen', sagte ich. ‚So wird es kommen, und zwar sehr bald, wenn wir unsere Verluste nicht hemmen können!' antwortete Admiral Jellicoe."

Und nach dem britischen und dem amerikanischen Admiral als dritter feindlicher Fachmann der russisch-finnische Admiral von Schoultz, der in England weilte:

„Die durch den U-Boot-Krieg drohende Gefahr", urteilt er, „wuchs fortgesetzt bis zum Schlusse des Jahres 1917, als die allgemeine Einführung des Geleitzugdienstes, die amerikanische Hilfe in Form von Hunderten schneller Fahrzeuge und eine Reihe anderer Faktoren, zu deren wichtigsten die mehr und mehr zunehmenden Meinungsverschiedenheiten zwischen Strategie zur See und Politik in Deutschland gehörten, die fortgesetzten Erfolge der deutschen Unterseeboote zum Stehen brachten und die Waagschale im Unterseekampf sich zu Englands Gunsten zu senken begann."

Vorerst war Deutschland auf dem Meer der starke Mann. Es hatte seine Simsonkraft zur See, die, rechtzeitig und rücksichtslos eingesetzt, früher den Krieg entschieden hätte, jetzt um einen Preis über See erkauft, über dessen Höhe die Meinungen weit auseinandergingen — um den endgültigen Krieg mit Amerika.

49

Die Kriegserklärung Amerikas

1916/17

Um die Jahreswende war der amerikanische Botschafter Gerard von einer eiligen Informationsreise zu dem Präsidenten Wilson nach Washington wieder nach Berlin zurückgekommen. Die dortige Ameri-

6. Januar 1917

kanische Handelskammer gab ihm zu Ehren ein Diner im Hotel Adlon. Eine Menge wichtiger oder sich wichtig dünkender Notabeln, deutsche wie amerikanische, waren erschienen und hörten mit frohem Staunen in einer Nachtischrede aus dem Mund des Botschafters, die Beziehungen zwischen den beiden Ländern seien „nie besser gewesen als jetzt".

„In Wahrheit", schreibt hinterher Gerard, „waren diese Reden und überhaupt der ganze Abend ein letzter verzweifelter Versuch, die freundschaftlichen Beziehungen aufrechtzuerhalten. Alle irgendwie Unterrichteten unter den Gästen und ich selbst wußten doch ganz genau, daß der verschärfte Unterseebootkrieg beschlossene Sache war und daß es nur durch ein Wunder gelingen konnte, die [deutsche] Kriegspartei vom Bruch jedes menschlichen Brauches abzuhalten."

7. Januar 1917

Der Reichskanzler v. Bethmann aber nahm den Adlontoast ernst. Ihm schien, in einem Gespräch mit dem Botschafter am nächsten Tage, „alles so fröhlich wie Hochzeitsglocken".

19. Januar 1917

29. Januar 1917

Allerdings drahtete der deutsche Botschafter in Amerika, Graf Bernstorff: „Wilson glaubt Frieden erreichen zu können auf Grundlage der Gleichberechtigung der Nationen." Hierüber wurde in letzter Stunde im Großen Hauptquartier in Pleß in Gegenwart des Obersten Kriegsherrn verhandelt. Zum erstenmal auch die einzelnen deutschen Kriegsziele erörtert: Gewinnung einer sicheren Ostgrenze, strategische und wirtschaftliche Berichtigung der Westgrenze, Sicherungen in Belgien, koloniale Ausdehnung, Freiheit der Meere.

Die Sache schien, bei der Schwierigkeit der Verbindung mit Washington, nicht klar, durch die Ereignisse überholt. Der amerikanische Botschafter Gerard, der doch in Berlin etwas davon hätte wissen müssen, erwähnt sie in seinen Erinnerungen überhaupt gar nicht.

„Der ganze Vorgang", schreibt Ludendorff, „spielte sich in einem Zimmer des Kaisers ungemein schnell ab. Die Geburtstagsgeschenke [vom 27. Januar] standen noch umher: ein schönes Bild des Kreuzers ‚Emden' ist mir im Gedächtnis geblieben."

22. Januar 1917

Die angekündigte neue Wilsonsche Friedensaktion entlud sich in Gestalt einer langen Botschaft an den amerikanischen Senat. Viele Worte von einem kommenden „Weltbund", einem „Frieden ohne Sieg", einem neuen Großpolen, Monroedoktrin, das heißt Unantastbarkeit Amerikas. Weiter nichts. Es war klar, daß der Präsident nur Zeit gewinnen wollte, um den Briten Zeit zur Vorbereitung gegen den U-Boot-Krieg zu verschaffen. Darauf konnte man sich in Deutschland nicht mehr einlassen.

31. Januar 1917
4 Uhr nachmittags
geb. 1864

So erhält Mr. Gerard in Berlin ein weltgeschichtliches Handschreiben:

„Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts Zimmermann bittet Seine Exzellenz den Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, Herrn Gerard, um die Ehre seines Besuchs heute nachmittag um sechs Uhr im Auswärtigen Amt, Wilhelmstraße 75-76."

31. Januar 1917
6 Uhr nachmittags

Dort liest der Außenminister dem Botschafter eine Note vor, wonach um Mitternacht — in 6 Stunden — der unbeschränkte U-Boot-Krieg beginnt.

31. Januar 1917

Der Reichskanzler erklärt am selben Abend dem Botschafter Gerard, der Präsident (Wilson) sei jetzt für den Frieden, er sei ja auch auf das Friedensprogramm gewählt worden, und es werde sich nichts ereignen.

Noch 3 Tage später, erzählt der Vertreter der Vereinigten Staaten, äußerte sich zu ihm der Staatssekretär des deutschen Auswärtigen Amts voll Hoffnung: „Sie werden sehen, es wird alles gut ablaufen. Amerika wird nichts tun. Präsident Wilson will Frieden und weiter nichts. Es bleibt alles wie zuvor."

3. Februar 1917
12 Uhr vorm.
(amerik. Zeit)

Am selben Sonnabend, beinahe zu gleicher Zeit, verkündet drüben über dem großen Wasser Präsident Wilson in einer Botschaft an den Senat den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland.

26. Februar 1917

Den Krieg konnte er aus eigener Machtvollkommenheit nicht gleich erklären. Dazu brauchte er nach der Verfassung die Zustimmung des Kongresses. An ihn richtete er ein paar Wochen später eine Botschaft über „bewaffnete Neutralität", das heißt die Ausrüstung der amerikanischen Handelsdampfer mit Schiffsgeschützen.

3. April 1917

Bald darauf erklärte er in einer neuen Botschaft auch das für „mehr als unnütz". Der Kongreß möge lieber gleich beschließen, „den Kriegszustand anzunehmen".

4. April 1917

Am nächsten Tag erklärt mit 82 gegen 6 Stimmen der amerikanische Senat, mit 374 gegen 80 Stimmen das amerikanische Repräsentantenhaus dem Deutschen Reich den Krieg. Es ist die Schicksalsstunde, in der der Weltkrieg für Deutschland verlorenging.

Denn gleich darauf wurde in Washington — außer der Bewilligung von vorerst 30 000 Millionen Mark für Kriegszwecke — die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Rechnet man auch nur die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten mit über 80 Millionen und davon nur einige Prozent Wehrfähige, so ergab sich sofort ein Heerbann von mehreren Millionen kräftiger junger Männer, gegen den die Mittelmächte jeweils nur einen Jahrgang 17jähriger — halber Kinder — neu aufbieten konnten. Kamen die Amerikaner nach Europa, so war der Krieg entschieden.

Und sie sind gekommen . . . . . .

7. Dezember 1917

An Österreich-Ungarn erklärten die Vereinigten Staaten erst Ende des Jahres den Krieg. An Bulgarien überhaupt nicht. Sie machten lieber aus dem Hause ihres dortigen Gesandten einen bequemen, goldgespeisten Hexenkessel aller widerdeutschen Stänkereien auf dem Balkan.

3. Februar 1917

Den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland, hatte Wilson erklärt, müßten alle Neutralen dieser Erde mitmachen! In Europa fand er damit bei Norwegen, Dänemark, Holland, der Schweiz und Spanien keine Gegenliebe, bei Schweden sogar eine gründliche Abfuhr.

8. April 1917

Aber draußen in der weiten Welt taten Staatsgebilde wie Kuba und Panama — beides tatsächlich amerikanische Kolonien — sofort beim Boykott Deutschlands mit.

11. April 1917
14. April 1917

25 Millionen Brasilianer, die kaum wußten, wo Deutschland lag, kündigten ihm eilig das Völkerrecht. Ein paar Tage darauf Bolivien.

10. Dezember 1930

Der 100jährige Todestag seines Gründers Bolivar wurde selbstverständlich wenige Jahre später von dem deutschen Michel festlich begangen und vom Berliner Magistrat eine Straße Bolivar zu Ehren umbenannt.

5. und 7. Juni 1917

Dann fletschten San Domingo und Haiti, zum Abbruch der Beziehungen reif, die Zähne.

11. Juni 1917
1920—1922
gest. 1923
geb. 1890

Den offenen Krieg erklärt, unter der Fuchtel der Entente, Griechenland. König Konstantin der Hellenen dankt vorläufig ab — er kehrt nach dem Krieg noch einmal, auf 2 Jahre, wieder — und verläßt mit dem „Diadochos", dem Thronfolger Georg, das Reich. Dessen „Regierung", unter Obhut der Senegalesen in Saloniki, übernimmt der zweite Sohn Alexander.

geb. 1893
30. Juli 1917

Seine Majestät Vajiravudh Phra Mongkut Chlao, König von Siam, muß sich von den „preußischen Korsaren" trennen.

Anfang Mai 1917

Ein Hauptkraftstück der Entente, daß sie die ungeheuerste Ländermasse der Erde und mehr als ein Sechstel der Menschheit wider die Mittelmächte in Bewegung bringt. Gehorsam sagen sich die 329 Millionen Chinesen von Deutschland los. Ein schwerer Schlag für Hamburg und Bremen und ihren seit Jahrzehnten aufgebauten Handel im Fernen Osten.

Dazu Peru, Ekuador — Staaten, mit denen das Deutsche Reich im hitzigsten Fieber niemals etwas im Bösen zu schaffen gehabt hat. Eine gehorsame farbige Kinderstube: Guatemala, Honduras, Nikaragua, Uruguay. Selbst die Negerrepublik Liberia, statt sich um ihre nackten Menschenfresser im Urwald, 3 Tagemärsche von der Küste, zu kümmern, kann die deutsche Barbarei nicht länger tatenlos mitansehen.

Taten — das ist in allen diesen Fällen die Beschlagnahme der seit Kriegsbeginn in die neutralen Häfen geflüchteten und dort verankerten deutschen Schiffe. Sonst hat man deutscherseits im Weltkrieg von all diesen neuen Widersachern nicht viel bemerkt.

14. Februar 1917
31. Januar 1917 morgens
31. Januar 1917 abends

In Amerika hat der deutsche Botschafter Graf Bernstorff noch vor seiner Abreise auf einem dänischen Dampfer rechtzeitig den Befehl zur Zerstörung der Maschinen auf den in den Häfen liegenden deutschen Schiffen gegeben. Wenige Stunden später wurden

sie von amerikanischen Polizisten auf Nimmerwiedersehen beschlagnahmt: ein prachtvoller Schiffspark — darunter das größte Fahrzeug der Welt, die „Vaterland", von den Yankees in „Leviathan" umgetauft.

1917

Um die Mitte des Jahres ist der Aufmarsch der Menschheit beendet. Neutral bleiben außerhalb Europas: Persien, Mexiko, Argentinien, Chile, Paraguay, Kolumbien, Venezuela und Salvador.

Rechnet man die 6 Staaten dazu, die bis Kriegsende in Europa mit Gewehr bei Fuß verharren — Schweden, Norwegen, Dänemark, die Niederlande, die Schweiz, Spanien — so stehen von allen Menschen in diesem irdischen Jammertal kaum mehr 1/20 — 90 Millionen von 1800 — nicht im Weltkrieg! Alle anderen Erdbewohner haben Partei ergriffen. 1½ Milliarden sind wider Deutschland und seine Verbündeten.

Die deutsche Öffentlichkeit nimmt die amerikanische Kriegserklärung merkwürdig ruhig, fast gleichgültig auf. Zwei Gründe: seit Kriegsausbruch gilt der große Geschäftsmann jenseits des Atlantik eigentlich schon als Feind, der, wie sonst ein Handelsherr Lebensmittel, Sterbemittel wider Deutschland nach Europa liefert. Viele in Deutschland fragen sich, ob der Yankee nicht als Munitionslieferant gefährlicher sei denn als offener Widersacher. Bedrohlich als solcher wäre er nur, wenn er zu Millionen in Frankreich landete! Und das kann er doch nicht! Dafür haben wir ja die U-Boote!

Außerdem — woher nimmt er die zur Überfahrt nötigen Schiffe? Der Tonnengehalt der Erdkugel schmilzt unter dem Tauchkrieg Tag um Tag. Was noch schwimmt, dient dem Lebensmittel- und dem Munitionstransport. Sonst verhungert die Welt und stirbt der Weltkrieg.

10. April 1917

Beschluß des amerikanischen Kongresses, eine Woche nach der Kriegserklärung: Sofortiger — in der Praxis nicht ganz geglückter — Eilbau von 1000 Holzschiffen von je 3000 Tonnen. Rechnet man nach einer damals in Berlin umlaufenden Tabelle auf die Überseeverschiffung je eines Soldaten mit aller nur erdenklichen Kriegsausrüstung an Waffen, Geschützen, Pferden, Flugzeugen, Tanks, Munition, Proviant, Schanzgerät, Lazarettwesen auf den Kopf je 5 Tonnen und für die Hin- und Rückfahrt über den Ozean je 8 Wochen und zieht den für die Maschine, Kohlenvorrat usw. erforderlichen Raum von dem gesamten Tonneninhalt ab, so konnten allein diese neuen 1000 Schiffe monatlich mindestens 50 000 Krieger nach Europa führen. In Wirklichkeit wurden es viel mehr, da die Entente, ohne sich viel um das sogenannte Völkerrecht zu kümmern, allmählich den ganzen neutralen Schiffsraum auf Erden beschlagnahmte.

1918 So stieg zu Beginn des nächsten Jahres die monatliche Truppenversendung der Vereinigten Staaten von 69 000 Mann auf März—April 1918 94 000, dann auf 200 000, endlich auf 245 000.
Mai 1918 Juni 1918 Anfang Juni bis Ende Dezember 1917

Diese Truppenfrachten, die schon von Mitte bis Ende des 4. Kriegsjahres 300 000 noch unausgebildete amerikanische Rekruten auf französischem Boden absetzen, werden geschlossen in großen Konvoiflotten fahren, wie dies schon in der ersten Hälfte des Jahres die großen Handelsdampfer tun, geleitet von Kriegsschiffen, von Torpedobootjägern wie von Wachhunden umkreist, durch Marineflieger gesichert. Sie werden sich durch täuschenden Anstrich — seegrau, zebraartig — gegen das Sehrohr tarnen. Sie werden sich mit künstlichem Qualm vernebeln, hinter Schutznetzen liegen, die Bucht von Biskaya aufsuchen, deren unruhiges Wasser den U-Booten das Manövrieren erschwert.

Aber was sie an olivgrünen Neulingen herüberbringen, das kann erst im nächsten Jahr vor den Feind kommen! Dann kommen sie zu spät! Das ist die große Kriegshoffnung. Bis dahin, in diesem unwiederbringlichen Halb- oder Dreivierteljahr, muß England durch den U-Boot-Krieg niedergerungen sein!

Juli 1917

Und wieder Blaustift und Notizbuch: Kann England bis zu seiner nächsten Ernte im Hochsommer aushalten? Wieviel Lebensmittel hat es auf seinen Inseln liegen? Wie groß sind seine sagenhaften Reisvorräte? Wie hoch seine Getreideberge? Amerika kann ihm keine schicken. Es braucht sie selbst, sogar wenn es sich ein Zehntel am Mund abspart! Es erwartet zudem eine miserable Ernte.

1917

Februar 1917

Die britischen Getreidebestände waren, wie Lloyd George im Unterhaus gesteht, „geringer als jemals seit Menschengedenken". Die Kartoffelvorräte sind, nach der Erklärung des britischen Kriegsernährungsamts, in 4 Wochen zu Ende. „Schiffe, Schiffe und noch einmal Schiffe!" schreit verzweifelt der englische Ministerpräsident den neuen amerikanischen Bundesgenossen zu! Es wird auf dem Inselreich rationiert, gespart, gestreckt. Aber Albions Macht versagt vor den kleinen deutschen Ungeheuern der Tiefe . . . . Bis zur Mitte des Jahres . . . . . .

12. April 1917

Juli 1917

Die Mitte des Jahres ist der wirtschaftliche Wendepunkt des Weltkriegs, so wie er leider auch der seelische ist.

8. Juli 1917

Die Vereinigten Staaten stellen ihre gesamte Ausfuhr unter Staatsaufsicht! Sie werfen in 4 Wochen ungefähr soviel Getreide nach England wie in den 5 vorhergehenden Monaten zusammen!

Juni 1917

„Von der zweiten Aprilhälfte an bis in den Juli hinein", schreibt der damalige Reichsinnenminister Helfferich, „stieg die Besorgnis in England auf ihren Höhepunkt. Es schien in der Tat, als sei dem U-Boot-Krieg ein Erfolg beschieden. Die amerikanische Hilfe brachte in letzter Stunde die Rettung. Es gelang, für die kritischen Monate Juni und Juli genügende Mengen von Brotgetreide im letzten Augenblick verfügbar zu machen. Amerika gab aus seinen knappen Beständen Getreide für England ab und deckte die Lücke zum Teil durch Zufuhren aus Australien. Sogar Schiffe mit Gefriereinrichtungen für den Fleischtransport wurden in die Getreidefahrt geworfen. So gelang es England, den Zusammenbruch der Ernährungswirtschaft vor der neuen Ernte zu verhindern."

Anfang August 1917

Nach Überwindung der Sommerkrisis gibt die britische Regierung halbamtliche Zahlen bekannt: England besitzt statt 18 Millionen Handelstonnen bei Kriegsausbruch nur noch 14. Davon braucht die Kriegführung die Hälfte. 7 Millionen Tonnen bleiben für die Einfuhr von Nahrungsmitteln. Kaum die Hälfte des Friedensbedarfs. Das Inselreich gibt also mit einer merkwürdigen und beinahe zynischen Offenheit zu, daß es ohne die Hilfe Amerikas mit seinem Latein zu Ende wäre!

Wäre ihm dieser Nothelfer nicht über das Wasser genaht, wenn Deutschland keinen Krieg unter Wasser geführt hätte?

Er wäre doch gekommen — nur unter einem andern Vorwand!

Woodrow Wilson und die Seinen hätten niemals den Weltkrieg mit einer Niederlage des ihnen blutsverwandten Angelsachsentums, des ihnen seelisch verwachsenen französischen Kulturgedankens, der durch sie falsch gegen Deutschland ausgespielten Völkerthesen von Freiheit und Demokratie enden lassen!

19. August 1919

Beweis: In einem amerikanischen Protokoll aus einer Besprechung über den Friedensvertrag von Versailles zwischen Wilson und einigen Mitgliedern des amerikanischen Senats im Weißen Haus zu Washington:

„Senator McCumber: ‚Glauben Sie, daß wir, wenn Deutschland keinen Akt der Ungerechtigkeit gegen unsere Bürger begangen hätte, in diesen Krieg hineingekommen sein würden?'

Wilson: ‚Ich glaube es.'

McCumber: ‚Sie glauben, wir würden sowieso hineingekommen sein?'

Wilson: ‚Ja, Senator!'"

50

Der letzte Zar

geb. 1887

Nacht vom 29. zum 30. Dezember 1916

geb. 1895

Fürst Felix Felixowitsch Jussupow Graf Ssumarokow-Elston bewirtet in seinem Petersburger Palais den „heiligen Teufel" Rasputin mit Blausäure im Madeiraglas und Gift in Schokoladentörtchen. Unermeßlich reich, durch seine Ehe mit der Großfürstin Irina mit dem Haus Romanow versippt, will er das Zarenpaar von der Hypnose durch das mystische sibirische Halbtier befreien, das die beiden einsamen Purpurträger immer unheimlicher von ihrem Volke trennt.

Das Gift hätte für ein Dutzend Menschen gereicht. Dem bärtigen Weiberschreck Rasputin schadet es nichts.

„Mit einer langsamen Bewegung", schildert Fürst Jussupow seine Tat, „zog ich die Hand mit dem Revolver hinter meinem Rücken hervor. Ich feuerte, Rasputin brüllte mit einer fürchterlichen, tierischen Stimme und fiel."

Die Helfershelfer des Hausherrn stürzen herbei: der Großfürst Dimitrij, dessen Anwesenheit bei dem Mord alle Beteiligten dem Strafgesetz entzieht, der Panslawist Purischkewitsch und andere. Sie untersuchen die Leiche. „Die Kugel hatte die Herzgegend durch beide Wände durchbohrt."

geb. 1891, gefallen bei Archangelsk September 1918

Nach einer halben Stunde Geräusch im Mordgemach. Rasputin lebt wieder. Er packt den hereinstürzenden Fürsten an der Gurgel, der „auch heute noch mit einem kaum zu beschreibenden Schauergefühl an jenen Augenblick denken muß, als sei der Teufel selber in diesen Bauern gefahren".

Rasputin kriecht noch bis auf den Hof hinaus. Dort wird er endlich von den Verschwörern mit Revolvern und Stiefelabsätzen getötet. Erst nach einigen Tagen fischt man seinen Körper aus der Newa.

Die Hoffnung, durch die Bluttat das Zarenpaar innerlich zu befreien, erfüllt sich nicht. Beide verfallen durch den Verlust des „Freundes" in dumpfe Ratlosigkeit. Als schwacher Ersatz tritt an die Stelle des Wundermönchs der an Gehirnerweichung krankende Innenminister Alexander Protopopow. „Geistig gestört", schreibt der britische Botschafter in Petersburg, Buchanan, „berichtete er der Zarin in seinen Audienzen von Warnungen und Botschaften, die er in eingebildeten Unterhaltungen mit Rasputins Geist erhalten haben wollte." „Man wird ihn wohl sehr bald in ein Irrenhaus sperren müssen", äußert sich auch der französische Botschafter Paléologue.

geb. 1866. Von den Bolschewiken ermordet 1918

Die beiden Diplomaten sehen, wie alle Welt, daß die zitternden Hände des Zaren das Reich dem Untergang entgegensteuern.

„Sei Peter der Große, Iwan der Schreckliche, Kaiser Paul!" schrieb die Zarin ihrem Gatten ins Feld. „Zermalme sie alle unter Dir! Diese gemeinen Vertreterversammlungen! Nach Sibirien! Sei ein Löwe in der Schlacht gegen die kleine Handvoll Bestien und Republikaner! Sei der Herr, und alles wird sich Dir beugen!"

14. Dezember 1916

Und so Nikolaus II. einige Wochen später zu dem Vertreter Frankreichs: „Ich bin noch immer hartnäckig entschlossen, den Krieg bis zum Siege, bis zu einem vollständigen Siege fortzusetzen!"

7. Januar 1917

„Die Worte des Kaisers", notiert sich Paléologue in sein Tagebuch, „sein ernster, verzerrter Gesichtsausdruck, sein verschwommener, ferner Blick, der ganze unklare, rätselhafte Eindruck seines Wesens bestärkten mich in meiner Ansicht, die mich seit einigen Monaten verfolgt. Nämlich, daß Nikolaus II. das Gefühl hat, von den Ereignissen fortgerissen und beherrscht zu werden, daß er weder an seine Sendung noch an sein Werk mehr glaubt, daß er sozusagen innerlich bereits abgedankt hat."

Die äußere Abdankung des Zaren betreibt um diese Zeit schon

ziemlich ungescheut der Wortführer der Entente in Petersburg, der britische Botschafter Buchanan.

„Man wird", schreibt er selbst, „so hoffe ich, mich von der Anklage freisprechen, meine Hand bei der Revolution im Spiele gehabt zu haben. Trotzdem glauben viele Leute heute noch, ich sei der Drahtzieher gewesen und hätte den Umsturz herbeigeführt. Seit meiner Rückkehr nach England lastet diese Anklage auf mir. Ich war niemals imstande, sie ganz abzuschütteln."

„Dem englischen Botschafter, der allmächtig war", wie die Gräfin Kleinmichel schreibt, schwebte offenbar der — jedem Kenner Rußlands rätselhafte — Gedanke vor, aus dem zu drei Vierteln von Analphabeten bevölkerten, halbasiatischen riesigen Bauernreich eine westliche Demokratie mit allem Komfort der Neuzeit, Parlamentsgerede, ehrgeizigen Advokaten, Herrschaft eines freisinnigen Bürgertums zu machen.

Diesen „Zug nach Westen" fand er in der seit Jahren drängenden und mit dem Verblassen des Zarengedankens immer wuchtiger wachsenden Mehrheit der Reichsduma. In allen Schattierungen sammelte sich da, was an liberaler „Intelligenz" schon im Frieden nach Paris und London, an Mißvergnügten nach den Flüchtlingsasylen in Zürich wies — Fürsten und Großindustrielle, mittlere Bauern und kleine Leute, Professoren und Fabrikarbeiter — alles, soweit es der eiserne Druck des Zarismus nicht mehr niederhalten konnte.

Aus dem bunten Parteigemisch heben sich die gemäßigt fortschrittlichen „Oktobristen", die Mitglieder des „Verbandes vom 17. Oktober", an welchem der Zar eine Art Konstitution verlieh. Ihr Führer Fürst Georg Lwow.

17. Oktober 1905

1861—1925

Eine Hauptgruppe weiter nach links: die „Kadetten" (Konstitutionelle Demokraten), bürgerlich-radikal-national, 1905 von dem Deutschenfresser Paul Miljukow begründet.

geb. 1859

Dann die „Trudowiken" (die „Mühseligen"), revolutionäre Kleinbürger und Muschiks. Ihr Haupt der — eigentlich noch weiter links stehende — Rechtsanwalt Alexander Kerenski, von bürgerlicher halbjüdischer Abstammung, aus Taschkent in Zentralasien.

geb. 1881

Endlich die „Menschewiken" (die „das Mindeste" wollen), im Gegensatz zu den späteren „Vielwollern", den Bolschewiken, die aufs Ganze gehen.

Das alles bildet den „Fortschrittsblock". Dazu noch Nationalisten, Progressisten. Viele Köpfe. Aber in einem alle einig: So geht es nicht weiter. Der Zar stürzt Rußland in den Abgrund. Also muß er selber stürzen!

Der Sturz Nikolaus' II. ist kein Aufruhr von unten, wenn auch die Straße kräftig, aber noch ziemlich planlos, mitmachte. Es ist

keine Palastrevolution, so wie man früher mißliebige Selbstherrscher Rußlands beseitigte. Es ist ein Staatsstreich des Parlaments. Dessen Fäuste das Volk. Seine Köpfe die liberalen Führer — wie immer die Vorläufer der noch in diesem Jahr schwarz aufsteigenden, wirklichen und furchtbaren Revolution, die sie alle verschlingen wird! [1917]

[1. Februar 1917] Die ganze Welt starrte auf den eben begonnenen U-Boot-Krieg. Der Landkrieg im Osten schlief unter dem Schnee. Man schaute nicht viel nach Rußland. Wohl niemand in allen Hauptstädten Europas war sich völlig darüber klar, daß die letzte Stunde für das Zarentum gekommen war.

[27. Februar 1917] Wetterleuchten über Petersburg seit Zusammentritt der Duma. Bald Straßengeschrei und Geschieße. Das wächst. [10. März 1917] Vor der Kasanschen Kathedrale, im Herzen der Hauptstadt, schon 60 Tote.

[8. März 1917] Unbekümmert darum ist der Zar 2 Tage vorher wieder nach seinem 20 Eisenbahnstunden entfernten Hauptquartier Mohilew, am Rand der Rokitnosümpfe, abgereist, nachdem er den Januar und Februar bei Petersburg verbracht hatte.

[11. März 1917] Von der Front drahtet er kurz: „Ich befehle, den Unruhen in der Hauptstadt, die unzulässig sind, morgen ein Ende zu bereiten. Nikolai.“

[12. März 1917] Verzweifelt am nächsten Tag, dem roten Siegestag der Revolution in Petersburg, der Dumavorsitzende Rodzjanko telegraphisch an den Zaren: „Sofort Maßnahmen ergreifen. Morgen zu spät. Letzte Entscheidung für Land und Dynastie geschlagen!“

„Dieser dicke Kerl, der Rodzjanko“, sagt in Mohilew Nikolaus II. zu seinem Hausminister, dem Grafen Fredericksz, „schreibt mir schon wieder verschiedenen Unsinn, den ich gar nicht beantworten werde.“

Inzwischen dreht sich sein stolzestes Garderegiment in Petersburg, Preobraschenski, auf den Befehl „Feuer!“ vom Volk ab und erschießt [12. März 1917] seine eigenen Offiziere. Die anderen Regimenter, Litowski, Wolinski, Pawlowski, verweigern den Gehorsam. Selbst die getreuen Kosaken erklären sich für neutral. Im Generalstreik strömen zu vielen Zehntausenden von der Wiborger Seite und den Vorstädten und Vorstadtinseln die Arbeiter in die Innenstadt, aus den riesigen Putilow- und Obuchow-Werken, der Staatlichen Maschinenfabrik, den Ericsonschen, Leßnerschen, Landrinschen Betrieben.

[12. März 1917] „Um die Mittagsstunde“, heißt es in der Schilderung eines Augenzeugen, „glich Petersburg einer belagerten Stadt. Überall hörte man Gewehrfeuer und das Knattern von Maschinengewehren, das Geschrei floß zu einem einzigen Brausen zusammen, und die Rauchsäulen des brennenden Bezirksgerichts und der Polizeireviere hoben sich hoch gegen den Himmel.“

[12. März 1917 3.30 nachm.] Nachmittags tritt in diesem allgemeinen Sturm die *Reichsduma* zusammen und gründet einen *Vorläufigen Vollzugsausschuß zur Übernahme der Regierung*. Die bisherigen Minister bitten den Zaren abends telegraphisch um ihre Entlassung. Seine Rückdrahtung lautet: „Halte Veränderung in

der Zusammensetzung des Kabinetts unter gegebenen Umständen für unzulässig. Nikolai.“ [12. März 1917 6 Uhr abends]

[13. März 1917 5 Uhr morgens] Immerhin beordert er am nächsten Tage einige Regimenter gegen seine Hauptstadt und reist selbst dorthin ab. Er kann unterwegs nicht weiter. Arbeiter haben die Schienen aufgerissen. 2 Tage hört man in Petersburg und in dem nahen Zarskoje Sselo, wo seine Familie weilt, nichts von ihm. Sein grüner Hofzug ist nach Pleskau (Pskow), an der Südspitze des Peipussees, in das Hauptquartier des Generals Rußki, des Oberbefehlshabers der Nordfront, gerollt.

[Nacht vom 15./16. März 1917] Dort treten in später Stunde an seinen Salonwagen auf dem Bahnhof von Pleskau 2 Abgeordnete der Reichsduma, der Oktobrist *Alexander Gutschkow* [geb. 1862] und der Panslawist Schulgin. Sie überbringen Nikolaus II. die Aufforderung, zugunsten seines einzigen Sohnes, des immer kranken Thronfolgers Alexej, [geb. 12. August 1904, von den Bolschewiken ermordet 17. Juli 1918] abzudanken.

Noch schwankt der Zar. General Rußki packt ihn, nach dem Bericht des Grafen Fredericksz, „brutal“ am Arm und schreit: „Unterzeichnen Sie! Wenn Sie nicht abdanken, stehe ich nicht für Ihr Leben ein!“

[15./16. März 1917, 3 Uhr 5 Minuten morgens] *Daraufhin unterzeichnet Nikolaus II. das Manifest, in dem er dem Thron des Russischen Reiches entsagt* und die Erbfolge nicht an seinen Sohn, von dem er sich nicht trennen will, sondern an seinen jüngeren Bruder, den Großfürsten Michael, überträgt.

[geb. 1878, von den Bolschewiken ermordet 17. Juli 1918] Großfürst Michael verzichtet sofort auf die Dornenkrone Rußlands. *Das Zarenreich wird Republik.* Es bildet sich aus den Oktobristen, Kadetten, Nationalisten der Duma heraus eine endgültige, linksbürgerliche, kriegsentschlossene Regierung. [16. März 1917] Ihr Haupt wird *Fürst Lwow*. [16. März 1917] Wichtige Mitglieder: *Miljukow*, *Gutschkow* und, weit nach links, als Außenseiter *Kerenski*.

Nikolaus II. ist inzwischen wieder nach Mohilew zurückgekehrt. Dort wird er jetzt „Oberst Romanow“ genannt. Diesen Rang führte er vor seiner Thronbesteigung. Nach einer Woche erscheint er von dort, als Gefangener der neuen Regierung, in seinem Schloß Zarskoje Sselo, 20 Kilometer südlich von Petersburg. Hier bleibt er mit seiner ganzen Familie in einer vorläufig noch schonenden Schutzhaft.

„Sein Unglück“, schreibt sein britischer böser Geist, Buchanan, „war es, als Aristokrat geboren zu sein, obgleich er von Natur aus für diese Rolle ganz ungeeignet war.“

Von seinem Herrn und Meister Lloyd George aber erzählt die Fürstin Olga Paley, morganatische Gemahlin des Großfürsten Paul, [geb. 1860, von den Bolschewiken ermordet 30. Januar 1919] „daß sich Lloyd George, als er den Sturz des [verbündeten!] Zarentums in Rußland erfuhr, die Hände gerieben und gesagt habe: „Eines der englischen Kriegsziele ist erreicht!“

51
Die Siegfriedstellung

Düster klingt aus Urzeit der Name des Nachtzwerges Alberich. Und ein Grauen der Kriegsnotwendigkeit schattet über der „Alberichbewegung“ — der ersten großen Kriegshandlung Hindenburgs und Ludendorffs im Westen, mit der sie die in der Richtung gegen Amiens weit nach Westen ausgebuchtete deutsche Front durch einen Rückzug in die beinahe unüberwindlich ausgebaute Siegfriedstellung zwischen Arras und Soissons, mit St. Quentin als Mittelpunkt, verkürzen.

16.—20. März 1917

Hinter diesem Bollwerk von Beton, Stacheldraht, Stollen, Minengängen ist eine zweite Kampflinie — die Wotan-, die Hermann-, Hunding-, Brunhildstellung noch im Ausbau. Ebenso südlich von Metz die Michelstellung, als Sehne des weit mit dem Fort Saint-Mihiel vorgewölbten Bogens.

Aber es ist nicht nötig, die Zuflucht zu Wotan zu nehmen! Siegfried hält! Er wird auch noch das kommende Kriegsjahr, bis zum bitteren Ende, halten! Denn diese Stellung ist stärker als andere. Nicht nur an sich, sondern vor ihr breitet sich noch eine vor dem Rückzug künstlich geschaffene Wüste, die dem Feind die Annäherung und namentlich den Nachschub fast unmöglich macht.

Diese Fläche Ödland vor der neuen deutschen Front ist 100 Kilometer lang und 15 Kilometer breit. Die Einwohner sind sorgfältig geschont und entfernt worden. Aber ganze taktisch wichtige Dörfer sind dem Erdboden gleichgemacht, hochgelegene Kirchen, Schlösser und Rittertürme aus Kreuzfahrerzeit gesprengt, die Kreuzwege unterminiert, die Brücken in die Luft geschickt, die Bäume abgehauen, die Brunnen verschüttet, aber nicht, wie es in einem Wutschrei durch die Welt hieß, vergiftet.

Nach berühmten Mustern: schon in den Napoleonischen Kriegen hielt in Portugal Wellington durch ähnliche Zerstörungen und Verschanzungen in den Linien von Torres Vedras nahe Lissabon den Vormarsch der Franzosen auf.

1810/11

Es gelang, sich in den dunklen, stürmischen Frühlingsnächten der Tagundnachtgleiche fast unbehelligt von dem mißtrauisch eine Kriegslist witternden Feind loszulösen und zu Siegfried in Quartier zu ziehen.

„In weitem Umkreis“, heißt es in dem Bericht des Darmstädter Leibgarderegiments, „loderten die Flammen der brennenden Dörfer gegen den Himmel. Züngelnd fuhr der Feuerschein aus den brennenden Barackenlagern. Gewaltige Minensprengungen wichtiger Bauten und Keller erschütterten die Luft. Kirchturm und Dorf trieben turmhohe Flammensäulen in die lodernde Nacht hinein.“

Daß wir es hier einmal ausnahmsweise beim Rückzug einigermaßen den Russen gleichtun mußten, „war“, wie Ludendorff selbst sagt, „tiefbedauerlich, aber nicht zu vermeiden“. Denn der Zweck wurde erreicht. Der Feind wagte es nicht, die furchtbare Siegfriedstellung bei den Hörnern zu packen.

Umklammern und umgehen wollte er sie. Im Norden und im Süden zugleich. In einem doppelten — nein, in einem dreifachen Angriff.

Auf dem rechten Flügel der Siegfriedstellung stürmen die Briten zur Schlacht bei Arras. Fast scheint es am ersten Tag, als sollte es ihnen glücken. Die bei den deutschen Truppen im Winter geübte neue, individuell bewegliche, tief gegliederte Abwehr ist noch ungewohnt. Eine gewaltige Beule von 3 Gehstunden Breite und 1½ Stunden Tiefe buchtet sich in die deutsche Front. Eine Menge Menschen und Geschütz geht verloren.

9. April bis Mitte Mai 1917

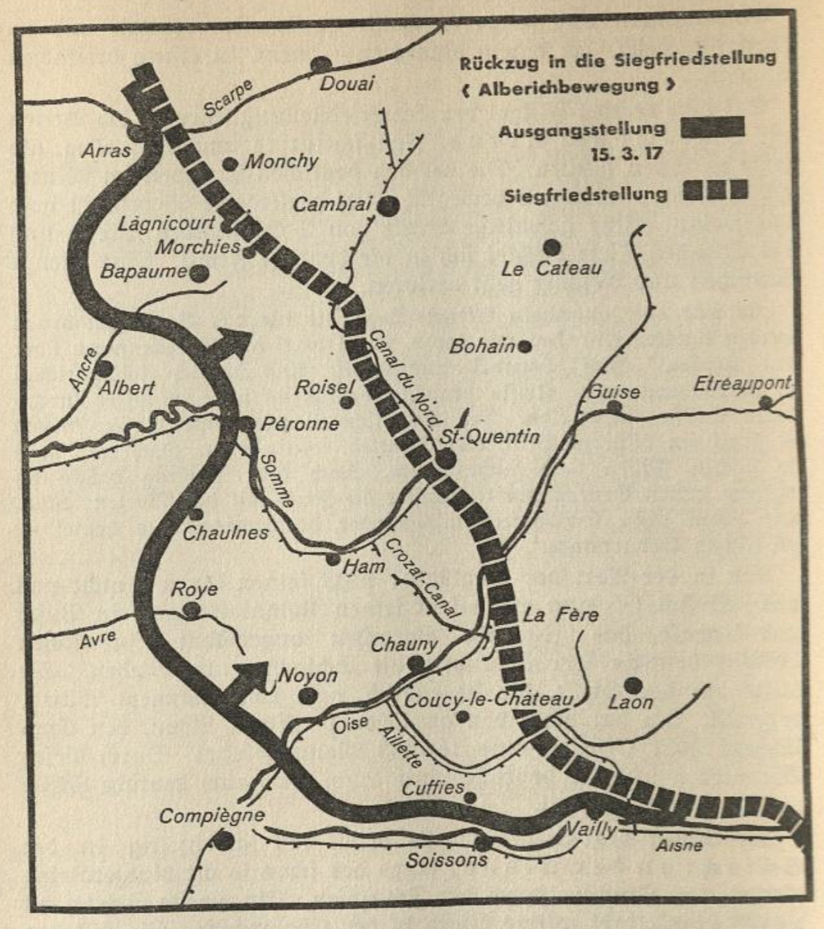
„Es war eine ungemein kritische Lage, die für das Ganze gefahrvoll werden konnte. Ein Tag wie der 9. April warf alle Berechnungen über den Haufen!“ sagt General Ludendorff. Und ähnlich Feldmarschall v. Hindenburg: „Die Krisis brauchte wenigstens nicht in dieser furchtbaren Größe einzutreten. Der abendliche Vortrag entwirft an diesem 9. April ein düsteres Bild, viel Schatten, wenig Licht. Doch man muß in solchen Fällen nach Licht suchen. Nach dem Vortrag drücke ich meinem Ersten Generalquartiermeister die Hand mit den Worten: ‚Nun, wir haben schon Schwereres miteinander durchgemacht als heute‘ — an seinem Geburtstage.“

Und in der Tat: der Engländer nutzt seinen Vorteil nicht voll aus. Er hat sich nun einmal in seinen Kolonialkriegen, in Busch und Urwald, das zögernde Vorgehen angewöhnt. Inzwischen bringen deutsche Verstärkungen die Schlacht zum Stehen. Sie bleibt auf der Stelle, bis sie endlich, nach wochenlangem Wüten, vergrollt. Sie hat, nach den amtlichen britischen Listen, den Engländern 9657 Offiziere und 186 453 Mann gekostet. Durch dieses Blutmeer wurde die deutsche Linie kaum etwa eine deutsche Meile weit zurückgeschwemmt.

Am Südeck des Siegfriedwalls brüllt fast gleichzeitig in der Schlacht an der Aisne, längs des schon so oft blutgeröteten Flusses, das Trommelfeuer der Franzosen. Ein zweite Schlacht bei Reims tobt weiter östlich in der Champagne. Sie soll den Krieg entscheiden. Hier hat General Nivelle, der Nachfolger Joffres, seine „armée de rupture“, das „Durchbruchsheer“, angesetzt, mit dem er den tödlichen Stoß in Richtung Mézières, in den Rücken der deutschen Gesamtfront, führen möchte.

16. April bis Ende Mai 1917
16. April bis Ende Mai 1917

„Die Stunde ist gekommen! Mut! Zuversicht! Es lebe Frankreich!“ schreit sein kurzer Kampfbefehl. Wie ein Wahnsinniger schleudert er Woche um Woche seine weißen und farbigen Streithaufen in das Feuer. Die alten, furchtbaren Kampfstätten — der Damenweg, der Winterberg, die Höhe des Brimont — schwimmen in neuem Blut. Da und dort gehen den Deutschen schmale Geländestreifen von ein paar Kilometer Tiefe verloren. Dann erlahmt der Franzose.



Nein — er empört sich! Zum erstenmal! „Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Schlächterei!" brüllt es aus den Resten der Regimenter. „Blutsäufer!" heulen dem General Nivelle seine Soldaten entgegen. Dabei hat er, wie der britische Hauptmann Wright vom Obersten Kriegsrat der Alliierten entrüstet vermerkt, „nur" 107 000 Mann geopfert.

geb. 1856

Nivelle wird abgesetzt. Generalissimus jetzt **Philippe Pétain**, der sich im Vorjahr bei Verdun bewährt hat.

Frühjahr und Sommer 1916

Deutschland behauptet, nach furchtbaren Kämpfen, wiederum in Frankreich das Feld. Die Franzosen haben vorläufig genug. Die Briten noch nicht. Sie rüsten sich schon, demnächst die Hölle in Flandern zu öffnen. Sie fühlen, wie Sturmwind im Rücken, von drüben, von ihren Inseln her, den unbändigen Kriegswillen eines

kleinen Mannes schon zu Mitte der 50, der nie gedient hat und doch die Seele des Krieges ist.

„Lloyd George", schreibt liebenswürdig von ihm sein Landsmann, der in vieles eingeweihte Hauptmann Wright, „kannte nur einen Gedanken: den Krieg zu gewinnen. Trotz der krummen, unterirdischen Wege, die er beschritt, trotz seiner unausrottbaren Vorliebe für niedrige und skrupellose Männer, trotz des Mißtrauens, das ihm selbst von den Freunden entgegengebracht wurde, und der ruhelosen und ungeordneten Oberflächlichkeit seines Denkens wurde er dank der Entschlossenheit seines Charakters ohne jedes Zutun seinerseits der Führer der Allianz — der kleine Waliser Laienprediger und Advokat, der selbst auf der schwindelnden Höhe seiner Macht niemals die tief eingeprägten Berufsmerkmale seines Vorlebens verleugnete."

Das deutsche Heer hat gesiegt, indem es stritt und blutete. Die deutsche Heimat half siegen, indem sie litt und schaffte. So wäre jetzt noch, während Kriegsherr und Kriegsheer im Feindesland standen, das Vaterland opferbegeistert jedem wahren Volksführer durch Tod und Teufel gefolgt. Sie hatte keinen so wie die Briten Lloyd George. Nur die Lähmung, die der Reichskanzler v. Bethmann immer mehr um sich verbreitete, die Mattigkeit des Auswärtigen Amts, die spießbürgerliche Kurzsichtigkeit des Reichstags, die wachsenden Parteiansprüche des Marxismus.

So zeigten sich jetzt die ersten gefährlichen Sprünge im Mauerwerk der belagerten Feste der Mittelmächte.

Frühjahr 1917

52

Die Unverantwortlichen

Wir hatten in der Schlacht am Skagerrak „die Güte unserer Waffen bewiesen", schreibt der damalige Korvettenkapitän und Führer einer Torpedobootsflottille **Hermann Ehrhardt**, „aber jene Diplomaten, die die Verstimmung Englands fürchteten, und jene Marineleute, die die Flotte als Machtinstrument in den Frieden hinüberretten wollten, legten die großen machtvollen Einheiten wieder an die Kette. Und so verrosteten nicht die Riesenmaschinen, aber die Mannschaften auf ihnen wurden von dem roten Rost der Revolution angefressen."

geb. 1881

Und unter den Wissenden in Deutschland um die Mitte des Jahres ein besorgtes Raunen:

Juli 1917

Es ist bei der Marine nicht mehr alles in Ordnung! Die Schiffe, die sich noch Husarenstückchen draußen in See und Wind leisten können — die Torpedojäger, die Leichten Kreuzer, die Minenleger —, da ist der Geist noch gut, in den U-Booten ist er herrlich. Aber die richtigen gepanzerten Meerdrachen — die Linienschiffe und die Schlachtkreuzer, die, nun seit Jahr und Tag im Hafen vor Anker, von einer neuen Seeschlacht träumen —, auf denen gehen am hellen Tag die roten Ge-

spenster um. Es wird nicht nur an Bord gefastet — das müssen jetzt am Land auch alle! —, aber das Knurren des Magens wird zum Murren des Mundes.

Im „Banter Schlüssel“, in einer schon zu Oldenburg gehörigen Arbeitervorstadt Wilhelmshavens, haben sich ein paar Dutzend Matrosen zu einer geheimen Versammlung zusammengefunden. Zu ihnen Agitatoren der Unabhängigen Sozialistischen Partei, die sich schon vor einem Vierteljahr auf der Tagung von Gotha von der alten Sozialdemokratischen Partei getrennt hat. In Rußland heißen die aufständischen Seeleute der Kronsschiffe schwungvoll „der Stolz und die Schönheit der Revolution“. Warum soll nicht, nach dem Vorbild von Kronstadt, auch Kiel „stolz“ sein und Wilhelmshaven „schön“?

9.—11. April 1917

Durch Untätigkeit zur Aufhetzung reif, verweigern bei einer Landdienstübung einige hundert Mann des 1912 erbauten Linienschiffs „Prinzregent Luitpold“ der Kaiserklasse den Gehorsam. Auf dem Schwesterschiff „König Albert“ offene Aufsässigkeit, weil ein Heizer dafür, daß er Abonnenten für den „Vorwärts“ gesammelt hat, bestraft werden soll. Auf dem Führerschiff in der Schlacht am Skagerrak „Friedrich der Große“ Sanktelmsflämmchen der Meuterei. Unaufgeklärter Tod des Kommandanten eines Panzers. Das Feldstandgericht in der Königstraße in Wilhelmhaven verurteilt 5 Rädelsführer zur Todesstrafe, die an 2 Mann auch vollstreckt wird, und eine Reihe anderer zu Zuchthaus.

Juli 1917

Allmählich wieder Ruhe. Auf dem Meer der U-Boot-Krieg. Aber der U-Krieg im Hafen — der unterirdische Zersetzungskrieg der U-Sozialisten, der Cohn, Bernstein, Eisner, geht weiter . . .

„Der Kaiser Karl . . . .“

Bei seiner Thronbesteigung hatte der Kaiser von Österreich, König von Ungarn, zwei Männer weit über Mittelmaß als treue Diener Habsburgs in schwerer Zeit vorgefunden: den Österreicher Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf — dem nimmt er die Leitung des Krieges —, und den madjarischen Ministerpräsidenten Graf Tisza — den entläßt er bald darauf.

März 1917

Ende Mai 1917

„Durch viele Jahre“, schildert ihn der nunmehrige Wiener Außenminister Graf Czernin, „hieß Ungarn Stefan Tisza. Tisza war ein Mann, dessen kühner, männlicher Charakter, dessen harter, entschlossener Sinn, dessen Furchtlosigkeit und Lauterkeit ihn hoch über den Alltag erhoben. Ein ganzer Mann, mit glänzenden Eigenschaften und großen Fehlern, starr und unbeugsam. Durch Jahre ist er in der Bresche gestanden und hat Ungarn geschützt, das er so heiß geliebt“, bis zum Tag, „als eine ewig verfluchte Mörderhand ihr feiges Werk vollbrachte“.

Der das schrieb, war immerhin auch ein Mann über dem Durchschnitt des k. u. k. „Fortwurstelns“.

„Czernin hatte viele persönliche Feinde“, berichtet sein vertrauter Untergebener, der österreichische Sektionsrat im Außenministerium August Demblin. „Er war oft schroff und heftig im Umgang, und seine



v. Scheffer-Boyadel



Graf von der Goltz



Gröner



Hoffmann



v. Seeckt



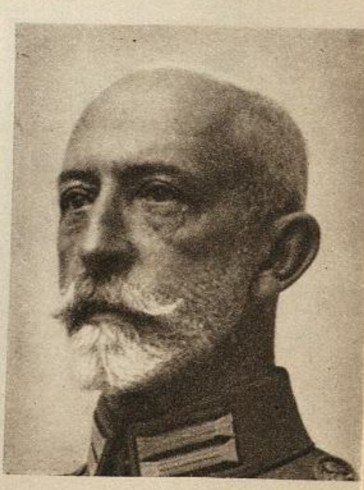
v. Eichhorn



v. Gallwitz



v. Mudra



Graf Bothmer



v. Auffenberg



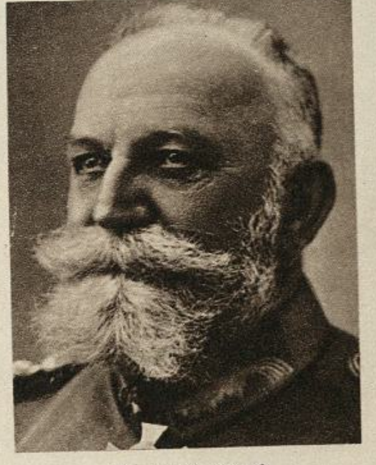
v. François



v. Epp



v. Kuhl



Graf Kirchbach



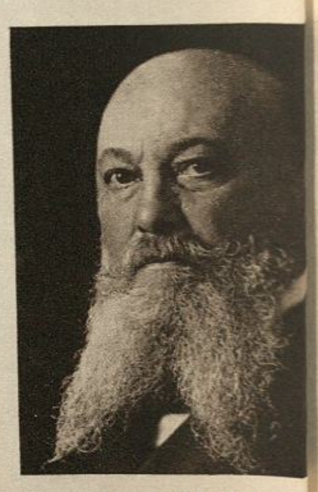
von der Goltz Pascha



Enver Pascha



Liman v. Sanders



v. Tirpitz

Ansicht sagte er nicht immer in konziliianter Form. Er war kein bequemer Vorgesetzter. Selbst von früh bis abends rastlos tätig — sogar seine Mahlzeiten nahm er oft am Schreibtisch ein —, stellte er auch an das Arbeitstempo seiner Beamten ungewohnt hohe Anforderungen, die ihm sein kurz angebundenes Wesen verübelten."

Das Gegenteil des gemütlichen Österreichers alter Schule, dieser böhmische Edelmann — und doch schwarzgelb bis auf die Knochen. Sein Hauptziel: das morsche Schiff der Donaumonarchie aus dem Taifun des Weltkriegs halbwegs heil in den Hafen zu lotsen! Darum späht er von Wien über die Wogen gen Westen nach der Friedenstaube.

Von dort, aus Belgien, wo er durch das Rote Kreuz in Genf dessen Abteilung im belgischen Heer zugewiesen ist, kommt, aus der 18köpfigen Geschwisterschar der Kaiserin Zita von Österreich, ihr 6 Jahre älterer Bruder **Prinz Sixtus von Parma** nach der Schweiz. An deren Ostgrenze, in Feldkirch, wird er vom einem Hofautomobil abgeholt und in aller Stille nach Wien gebracht.

geb. 1886

März 1917

Hier hat er zwei Unterredungen mit dem Grafen Czernin. Er soll sogar wiederholt in Österreich gewesen sein. Jedenfalls traf er dann immer mit seinem kaiserlichen Schwager Karl zusammen. Beide flüsterten miteinander unter vier Augen. Von dem, wovon halb Österreich raunte. Es lag eine kampfmüde Friedensstimmung in der Luft, über dem alten, halbverhungerten, halbverbluteten, halbzerfallenen Kaiserstaat. Es wehten beunruhigende Gerüchte nach Berlin — selbst von einer Sonderfriedensstimmung . . .

„Als Graf Czernin dem jungen, unerfahrenen, von seinem Beruf als Friedensbringer träumenden Monarchen seine Pflicht vorhielt, seinen Friedenswillen zu beweisen", schreibt der k. u. k. General Krauß, „pflanzte er in diesen nicht allzu starken Geist die fixe Idee des Friedens um jeden Preis."

Frühjahr 1917

Um jeden Preis — selbst um den der Preisgabe des deutschen Bundesgenossen und hinter dem Rücken des verantwortlichen, aber nicht mit in das Vertrauen gezogenen Ministers Grafen Czernin! Die Hände hoher Damen halfen offenbar mit. Aber den „**Sixtus-Brief**", den Kaiser Karl seinem Schwager auf die Rückreise nach Frankreich mitgibt, den schreibt er mit eigener Hand. Der Prinz von Parma überreicht ihn in Paris dem Präsidenten Poincaré zur Einsicht.

24. März 1917

31. März 1917

„Mein lieber Sixtus!" heißt es darin, „Frankreich hat eine Widerstandskraft und einen prachtvollen Elan gezeigt. Wir alle bewundern ohne Vorbehalt die herrliche Tapferkeit seiner Armee und die Opferwilligkeit des ganzen französischen Volkes. Es ist mir besonders angenehm zu sehen, daß kein Widerspruch in den Auffassungen mein Reich von Frankreich trennt! Zu diesem Zwecke bitte ich Dich, dem Präsidenten der Französischen Republik geheim zur Kenntnis zu bringen, daß ich mit allen Mitteln bei meinen Verbündeten die gerechten Rück-

forderungsansprüche Frankreichs mit Bezug auf Elsaß-Lothringen unterstützen werde!"

Allerdings plänkelt Österreich auch um diese Zeit mit der Absonderung Galiziens an das neue polnische Reich — nur mit einem harmlosen Vorbehalt: König von Polen sollte ein Habsburger, der Erzherzog Karl Stephan, werden!

geb. 1860

Die Franzosen nahmen sich, mit Erlaubnis des Prinzen Sixtus, eine Abschrift des interessanten Briefes und legten ihn in ihrem Ministerium des Äußeren vorläufig in die Schublade. In Berlin wußte man noch von nichts. Erst übers Jahr explodierte die Stinkbombe.

Graf Czernin sah die flammende Welt durch eine schwarze Brille.

„In Österreich", äußerte er sich, „laufen jetzt Krieg, Revolution und Hunger miteinander um die Wette." Tatsächlich nahte sich nun, gegen die Mitte des Jahrs, viel mehr eine Weltwende der Seelen als der Materie. „Es war", schreibt Helfferich, „im Frühjahr noch kein Grund zu der von dem Grafen Czernin propagierten Panikstimmung vorhanden. Es kam jetzt in der Tat alles darauf an, daß Regierende und Regierte die Nerven behalten."

1917

1917

12. April 1917

Ottokar Czernin aber überreicht seinem Kaiser und Herrn einen langen G e h e i m b e r i c h t, laut dem eigentlich Österreich-Ungarn auf Gnade und Ungnade die Waffen strecken und Deutschland mit sich auf die Knie reißen muß.

„Es ist vollständig klar", heißt es in der Denkschrift, „daß unsere militärische Kraft ihrem Ende entgegengeht — daß eine weitere Winterkampagne vollständig ausgeschlossen ist, mit andern Worten, daß im Spätsommer oder Herbst um jeden Preis Schluß gemacht werden muß. Ich habe die feste Überzeugung, daß auch Deutschland am Ende seiner Kraft angelangt ist, wie dies ja die verantwortlichen politischen Faktoren Berlins [Bethmann!] auch gar nicht leugnen."

14. April 1917

Dies Schriftstück ließ Kaiser Karl 2 Tage darauf durch einen Flügeladjutanten in Berlin dem Deutschen Kaiser überreichen.

Dies geheimste aller Dokumente gibt wenige Tage später, auf Veranlassung Theobalds v. Bethmann, das Auswärtige Amt dem Reichstagsabgeordneten M a t t h i a s E r z b e r g e r zu lesen!

20. April 1917

Dieser Totengräber Deutschlands, geschäftig huschend wie eine Ratte im Kellerloch, in allen dunklen Kanälen Europas zu Hause — dabei doch immer in der Politik der typische „kleine Mann", der sich aus Unkenntnis der Großen Welt ständig in der Wahl seiner Mittelchen vergreift —, dieser fürchterliche Mensch fährt eilends nach Wien, zu seinen dortigen hohen und frommen Freundinnen. Es scheint, daß er dort, durch eine ganz große Dame, deren Name in Berliner eingeweihten Kreisen von Mund zu Mund ging, die Abschrift des Czerninschen Geheimberichts erhalten hat, den der schwäbische Dorfschulmeister dann, unbekümmert um den daraus drohenden Verlust des Kriegs, beinahe öffentlich vor zahlreichen Menschen, auf einer Tagung

22. April 1917

des Reichsausschusses der Zentrumspartei in Frankfurt am Main, mit weithin schallender Stimme verlas.

4 Wochen später Schrecken bei den Mittelmächten: der Czerninsche Bericht ist, über die Schweiz, in London und bei der ganzen Entente bekanntgeworden!

Ende Juli 1917

Ende August 1917

„Meine Beziehungen zum Wiener Hof sind durch dieses Vorkommnis weder abgebrochen noch überhaupt getrübt worden!" schreibt selbstgefällig Matthias Erzberger. Auch seine Stellung in der Wilhelmstraße in Berlin und im Reichstag hat sich durch diese ruchlose Tölpelei eher noch gefestigt.

Die Feinde wissen durch die deutschen Pazifisten in der Schweiz von den Meutereien in der deutschen Marine. Sie besitzen den Sixtus-Brief. Sie kennen den Czerninschen Bericht. Aber, wo bleibt, wenn es um Bärendienste für Deutschland geht, der Deutsche Reichstag?

Gemach! Der Reichstag ist, zur Bewilligung neuer Kriegskredite, schon da! Erzberger, der Entsetzliche, ist schon auf dem Posten. Es leidet den beweglichen, dickbäuchigen Vierziger mit dem kleinen Schnurrbart und den pfiffigen Augen hinter dem Zwicker in dem satten runden Gesicht nicht in seinem Hauptquartier im Hinterzimmer des Luxusrestaurants Hiller Unter den Linden. Er muß wieder in hoher Politik machen. Er ist dafür, daß „eine riesige Majorität" erklären würde: „Wir stehen auf dem Standpunkt des Verständigungsfriedens!" Um das Geschrei der Alldeutschen, ermuntert er seine Mannen, dürfe man sich nicht kümmern! Selbst wenn 25 000 derselben in Kaltwasserheilanstalten gebracht werden müßten, sei es billiger als den Krieg fortzusetzen!

3. Juli 1917

6. Juli 1917

So kommt es zu der F r i e d e n s z i e l r e s o l u t i o n d e s D e u t s c h e n R e i c h s t a g s, einem Gewirr wehleidiger und wirklichkeitsfremder Worte, die im Ausland hohnbelächelt verpuffen: „Friede der Verständigung" — „dauernde Versöhnung der Völker" — „Wirtschaftsfriede" — „freundschaftliches Zusammenleben der Völker" — „Schaffung internationaler Rechtsorganisationen".

Dieses wahnsinnige Eingeständnis einer Schwäche, die wohl bei der Mehrheit des Reichstags, aber nicht beim deutschen Volk zu finden ist, wird stolz von über 100 Sozialdemokraten, beinahe 100 Zentrumsmännern, einem halben 100 Demokraten zum Beschluß erhoben.

19. Juli 1917

Das nationale Deutschland schäumt auf! Die Oberste Heeresleitung macht Front gegen die tödliche Lähmung der Kriegskraft durch unverantwortliche Zwischenträger, unverletzliche Abgeordnete, politisierende Damen in Berlin und Wien.

„Eine entschlossene politische Leitung würde eine opferbereite Nation hinter sich haben", schreibt schon im Vorjahr Generallandschaftsdirektor W o l f g a n g K a p p, der später gegen den Marxismus den „Kapp-Putsch" wagte. „Wer sich zu der augenblicklichen politischen Lage bekennt,

1916

1858—1922

13. März 1920

tut es aus der natürlichen Abneigung des Schwachen gegen große Entschlüsse. Eine kräftige Leitung würde in den heute bedrückten Herzen der Besten des Vaterlands einen gewaltigen Widerhall, in dem sich nach Führung sehnenden Volk eine siegessichere Kampfgemeinschaft finden."

September 1917

Einen solchen Ruf: „Das Ganze sammeln!" lassen jetzt, unter dem Eindruck der Friedensresolution, Kapp und Tirpitz erschallen. Es entsteht die „*Deutsche Vaterlandspartei*". Front gegen die Reichstagsmehrheit und ihr nebelhaftes Weltbürgertum, mit dem sie nicht den Frieden herbeiruft, sondern den Krieg verlängert.

5. Mai 1917

Die Wirkung der „Friedensresolution" auf unsre Feinde? Sie blieben in der geistigen Verfassung, als deren Ausdruck der Minister Helfferich im Reichstag dem Abgeordneten Cohn aus einem Artikel des französischen Senators Humbert die Worte vorliest: „Zu Sklaven müssen wir diese Rasse von Sklaven machen, die von Weltherrschaft träumen." Im neutralen Ausland witzelt man: die Entente habe zum Dank Erzberger zum Ehrenmitglied ernannt!

Den Reichstag stört das nicht. Er kocht weiter vor dem Brandenburger Tor an dem Weltbrand seine Parteisüppchen. Markerschütternd, in den Strömen von Blut, dem Donner von hundert Schlachten, die neue Forderung Erzbergers, wenn er die Regierung weiter im Kampf auf Tod und Leben fast gegen die ganze Erde mit seinen Parlamentsspießern unterstützen soll: „Erlaß des Arbeitskammergesetzes und Beseitigung des § 152 Absatz 2 der Gewerbeordnung" — der sogenannte Boykottparagraph über das Streikrecht der Arbeitnehmer.

53

„Das Unzulängliche — hier wird's Ereignis"

3.—19. Juli 1917

Er war anfangs noch da in den Tagen der Friedensresolution, der *Reichskanzler v. Bethmann Hollweg*. Tatenlos saß er da und sah den Kämpfen zu: hie der Wille zur Ohnmacht beim Reichstag, dort der Wille zu Reich, Kraft und Herrlichkeit beim Reichsheer. Es geht eine Lähmung von ihm aus. Um ihn ist eine Leere. Er verspielt es auf allen Seiten.

9. Juli 1918

12. Juli 1917

Plötzlich wird er in dem geschäftigen Ameisengekribbel der Wallot-Wandelhalle als das erkannt, was er eigentlich ist und seit Kriegsbeginn war. Die auf der Rechten dort sagen und wissen es schon längst. Aber nun sieht plötzlich auch sein treues Zentrum Bethmanns Verbleiben im Amt als „eine Erschwerung des Friedens" an. Die Nationalliberalen, die schwankenden Gestalten der Mitte, halten seinen „Rücktritt für geboten". „In Berlin fand ich, insbesondere in Reichstagskreisen, Verwirrung, Ratlosigkeit und Direktionslosigkeit. Einigkeit

schien nur in dem einen Gedanken vorhanden: Bethmann muß weg! Wer nachkommt, ist einerlei!" (Brief des übernächsten Reichskanzlers Grafen Georg Hertling an seinen Sohn.)

1843—1917

18. Juli 1917

1854—1927

12. Juli 1917

Die Hilflosigkeit Bethmanns jetzt auch auf der andern Seite den Generalen zuviel! Der preußische Kriegsminister Hermann v. Stein reicht seine Entlassung ein, mit ihm 4 weitere Minister, „weil ihnen der derzeitige Reichskanzler ungeeignet erscheint".

12. Juli 1917 abends

Der Hauptdonnerschlag dieses Tages aber ist eine Depesche von der Front.

„Ich konnte den Kanzler nicht mehr für den geeigneten Mann halten", schrieb hierüber später Ludendorff. „Es fehlte der politischen Leitung jede Gestaltungsgabe, jede starke Idee. Der Reichskanzler hatte das Volk nicht mit einer kriegerischen Entschlossenheit erfüllt, es nicht aufgerufen zum Kampf für sein Leben und seine Ehre, die Herzen nicht mit starkem, männlichem Haß erfüllt, den heiligen Zorn des Volkes nicht gegen einen unmenschlichen Feind gerichtet. Es fehlte der Regierung der Wille zum Sieg. Es fehlte der Glaube an deutsche Kraft. Ich glaubte nicht mehr, daß unter dem jetzigen Reichskanzler ein Wandel einträte. Ich schrieb deshalb mein Abschiedsgesuch. Der Generalfeldmarschall schloß sich mir an und reichte gleichzeitig sein Abschiedsgesuch ein."

13. Juli 1917 nachmittags

Umgehend werden Hindenburg und Ludendorff von ihrem Kriegsherrn nach Berlin beordert. Als sie in der Frühe des nächsten Tages dort eintreffen, hat der Reichskanzler v. Bethmann bereits von dem Kaiser seinen Rücktritt erbeten und erhalten. Es ist der 13. des Monats und ein Freitag, an dem der Unglücksmann geht . . .

10. Juli 1917 nachmittags

11. Juli 1917 vormittags

Er hatte schon 3 Tage zuvor abgehen wollen. Es war ihm tags darauf nicht bewilligt worden. Aus einem seltsamen, aber für den ganzen Krieg und Kriegsverlauf bezeichnenden Grund: Man wußte keinen Nachfolger! Tüchtige Generale, daß man die ganze Welt hätte damit versorgen können. Aber unter 70 Millionen keinen politischen Führer.

1849—1929

13. Juli 1917

geb. 1857

Fürst Bernhard Bülows Name taucht auf. Taucht unter auf einen Wink aus Wien. Was soll jetzt noch der geölte Aal? Tirpitz wird von hoher Seite als starker Mann genannt. Nein! Aber wer? Rätselraten! „Am Nachmittag", schreibt Graf Hertling, „wurde dann *Michaelis* entdeckt", nämlich der bisher der Öffentlichkeit völlig unbekannte, streng kirchlich gesinnte Staatssekretär und Reichskommissar für Volksernährung Georg Michaelis.

„Großes Vertrauen brachte niemand dem neuen Mann entgegen", meldet Matthias Erzberger. „Volle Klarheit darüber, wer Herrn Michaelis beim Kaiser in Vorschlag gebracht hat, habe ich nie gewinnen können!" schreibt Helfferich. Und Ludendorff: „Ich war überrascht, daß Deutschland in dieser bedeutungsvollen Frage von der Hand in den Mund leben mußte."

13. Juli 1917

Der neue Reichskanzler und preußische Ministerpräsident selbst eröffnet schon am gleichen Nachmittag im Garten des Reichsamts des Innern den verblüfften Männern der Mehrheit, er sei „bei Annahme des Amts von einem ganz falschen Standpunkt ausgegangen“ und überhaupt „bisher als unbeteiligter Zeitgenosse neben dem Wagen der Politik einhergelaufen“. „Es mag erstaunlich erscheinen, daß ein Mann, der über seine mangelnde Erfahrung in politischen Dingen sich selbst durchaus im klaren war“, bemerkt dazu Minister Helfferich, „den Mut aufbringen konnte, das Reichskanzleramt in jener schwierigen Zeit zu übernehmen!“

Zunächst hält der Reichskanzler Michaelis die Friedensresolution des Reichstags über das Taufbecken. Er beschwichtigt den ungebärdigen Täufling mit dem improvisierten Regierungszusatz zu der Resolution „wie ich sie auffasse“ und bringt sie dadurch, zum Zorn ihrer spatzenköpfigen Väter, um den Rest ihrer erhofften Wirkung.

1. August 1917 — 18./19. Sept. bis 26. September 1917 — 28. September 1917 — 30. August 1917 — Ende August 1917

Das merkt Papst Benedikt XV., als er nun seinerseits einen neuen Friedensruf in die Welt ergehen läßt! Das Echo Ablehnung in Parlament und Presse durch Frankreich, durch England, durch Rußland. Formell ausweichende Antwort nur durch die Vereinigten Staaten. Ein schwacher, kaum ernst zu nehmender Friedensfühler Großbritanniens mit Zustimmung Frankreichs in Rom.

22. August 1917 — 10. September 1917 — 13. September 1917 — 22. September 1917

Inzwischen schwatzt in Berlin ein neu für die Außenpolitik gegründeter Ausschuß des Reichstags, in seiner einzigen Sitzung, über die deutsche Antwort. Endlich geht sie ab, soll aber erst später veröffentlicht werden. 2 Tage nachher nähert sich der Reichskanzler — der Mann Wittenbergs — brieflich, nach fast einem Monat, dem mit bloßem Auge kaum sichtbaren Friedensschatten in Rom. Wenn überhaupt etwas dabei hätte herauskommen können — namentlich über die Freigabe Belgiens, während unsere Gegner schon nach Elsaß-Lothringen schauten —, dann war die Zeit vertan. Die ganze Sache verlief im Sand.

Der Neuling Michaelis ist kein Held der Schwäche, wie Bethmann. Er versucht, auch den Parteien gegenüber, seinen Mann zu stehen. Er kann nichts dafür, daß er kein Kanzler für diesen Raubtierkäfig ist, in dem es immer wieder faucht und nach Futter — innerpolitischen Zugeständnissen — brüllt.

6. Oktober 1917 — geb. 1869 — 9. Oktober 1917 — Juli 1917

Ein wildes Geschrei im Sitzungssaal gegen den Vaterländischen Aufklärungsdienst der Obersten Heeresleitung und die vaterländischen Verbände daheim. „Das Schwert“, ruft der Sozialdemokrat Otto Landsberg, „dürfe nicht verderben, was die Feder gut gemacht habe [!].“ Dem Kriegsminister v. Stein, der mit Bravour draußen im Westen an vielen Kampftagen sein Armeekorps geführt hat, johlen diese Heimkrieger ins Gesicht: „Er kneift! Er kneift!“ Es wird den Führern der U-Sozialisten nachgewiesen, daß der Haupträdelsführer des Marineaufstandes dieses Sommers hier in ihrem Fraktionszimmer seine hochverräterischen Absichten ausgekramt und Ermunterung erfahren hat!

Rasender Tumult im Reichstag! Nicht etwa gegen die Landesverräter, sondern gegen die Regierung, in deren Namen der Reichskanzler Michaelis die selbstverständliche Tatsache festgestellt hat, daß die internationalen U-Sozialisten „staatsgefährdende Ziele verfolgen“.

1860—1919 — 1871—1925

Solche Anwürfe gegen eine Partei seien „bedenklich und nicht angängig“, predigt der Zentrumsmann. „Nun“, ruft der Pfarrer Friedrich Naumann, der Demokrat, „sind wir alle genötigt worden, für diese Partei [der kriegskreditverweigernden U-Sozialisten] und ihre Existenz recht einzutreten!“ Es sei unerhört, donnert Friedrich Ebert, der spätere Reichspräsident, die Heeresleitung dürfe sich nicht beschweren, wenn Parteigruppen im Heer [revolutionäre] Propaganda trieben!

Die selbstmörderische Dummheit und Feigheit siegt: die bürgerlichen Mehrheitsparteien — auch die Nationalliberalen — teilen Herrn Michaelis schonend mit, daß er in den nächsten Wochen nicht mehr Kanzler sein wird.

„Die Führer der Unabhängigen Sozialdemokraten“, schreibt Helfferich, „standen am Schluß jener verhängnisvollen Reichstagssitzung als die Triumphatoren da.“

9. Oktober 1917 — 1. November 1917

3 Wochen darauf ist Georg Michaelis nicht mehr Reichskanzler. Gerade 111 Tage dauerte seine Herrlichkeit.

Sein Nachfolger ist, als Materialisierung der Reichstagsmehrheit, Graf Georg v. Hertling.

Ein alter, erfahrener und gemäßigter Zentrumsmann, Geheimrat und Gelehrter, ehemaliger bayerischer Ministerpräsident, streng katholisch wie sein Vorgänger evangelisch, häufiger Vertrauter und Mittelsmann zwischen dem Vatikan und drüben München und Berlin, klug, menschenkundig, abgeklärt. Vielleicht schon zu abgeklärt. Denn er zählt schon 74 Jahre. Aus diesem und einem andern Grunde hat er schon im Sommer die Annahme des Kanzleramts abgelehnt, für das ihn Bethmann beim Scheiden vorgeschlagen. Jetzt folgte er dem erneuten Ruf des Kaisers.

13. Juli 1917

Damit war die Kanzlerkrisis für ein Jahr abgetan. Ruhe im Reichstag. Aber in diesem doppelten Kanzlersturz innerhalb weniger Monate hatte der Reichstag Blut geleckt. Er kannte nun seine Macht — nicht gegen das Heer, aber in der Heimat, gestützt auf Gewerkschaften, Zentrum und ein hoffnungslos kurzsichtiges und banges Bürgertum.

In diesen Wochen wendet sich für Deutschland im Innern die Welt. Es beginnt, in Form der Reichstagsrattenkönige von Parteiklüngeln, die Herrschaft des Parlamentarismus.

Der Kanzler ist noch von der Krone berufen. Aber wenn er den Volksvertretern nicht mehr gefällt, wird er von ihnen weggeschickt. Damit ist die Macht der Krone geschmälert. Die Macht der Mehrheit im Reichstag verbreitert. Es ist eine Macht der Mittelmäßigkeit, später zum Teil der Minderwertigkeit. Es ist eine Macht, die nie begriffen hat, was Macht ist.

Macht — das sind für sie „große“ Reden im Reichstag, das sind Elferausschüsse. Das sind Mauerplakate. Das sind Reisen ins neutrale Ausland. Das sind Protestkundgebungen. Das sind Streiks.

Und draußen donnern die Geschütze .....

Der deutsche Mensch daheim, zum Teil, hört sie wie aus einer weiten Ferne. Immer näher, zu Hause, die Stimme der Straße. Er hat sich an den Krieg gewöhnt. Die Kriegspolitik und daß er da jetzt mitreden darf, ist ihm etwas Neues. Er liest den Kriegsbericht, aber eifriger noch die Reichstagsdebatten. Die begreift er besser als diese furchtbare Welt da draußen. Sie beschäftigen sich mit Dingen, die innerhalb seines Gesichtskreises liegen. Fast unbewußt versteht er allmählich unter Kampfziel nicht Verdun, sondern das Dreiklassenwahlrecht. Unter Sieg nicht Tannenberg, sondern den Sturz des Kanzlers. Unter Freiheit die Erlaubnis des Streikpostenstehens.

13. Juli bis 31. Oktober 1917

Aus dieser Seelenumschichtung wächst in diesen Wochen langsam, leise jener Giftbaum eines seelenlosen Systems, das nach dem Krieg durch anderthalb Jahrzehnte der Fluch Deutschlands werden soll. Sein Keim war an dem Tag gelegt worden, an dem der Reichskanzler Michaelis „grundsätzlich“ einen aus Vertretern der Parteien bestehenden „Beirat“ für seine Politik — den Siebenerausschuß — berief. Damals gab die Regierung zum erstenmal einen Teil ihrer verfassungsmäßigen Macht aus den Händen.

Und der Feind? Immer gewaltiger ragen, im Gegenteil, bei ihm die Männer aus den Massen. Lloyd George in England. In Rußland wartet schon der fürchterliche Gewaltmensch Lenin auf seine Stunde. Die Tschechen scharen sich um Masaryk.

1841—1929

17. November 1917

Frankreich aber ruft, als Erwiderung auf alle Friedensangebote, seinen stärksten Mann, Georges Clemenceau, den von seinen eigenen Landsleuten Gefürchteten, zum Ministerpräsidenten und Kriegsminister aus! Das ist die Diktatur des „Tigers“. Das ist der Krieg bis aufs Messer. Deutschland hat, vielleicht nicht immer richtig, aber immer nach bestem Willen, seit dem Vorjahr durch Friedensangebot, Friedensresolutionen, päpstliche, spanische Vermittlung, seine Friedensliebe bewiesen. Es trägt auch weiterhin keine Schuld an der Welt voll Blut und Wunden.

54

Sturm im Westen

Durch Amerika schmettern die Kampffanfaren. Eine Kriegspropaganda von Mammutmaßen.

Auf einem der Massenbilder, die die Vereinigten Staaten überschwemmen, bläst Yankee Doodle, hoch auf seinem Pony, hager mit Spitzbart

und Schlapphut, Alarm. Er steht mit dem Zylinder auf dem Kopf, in dem typischen Frack mit den gestreiften Hosen, vor einem dicken französischen General, der ihn mahnt: „Nun schickt Männer!“ Nicht nur, wie bisher, Granaten! Er reicht selbst grimmig die Granate an Marianne mit der Aufschrift „Frankreich“ auf ihrer phrygischen Mütze, während über ihr John Bull die Haubitze richtet und vorn ein hauptsächlich mit einem Bersaglierehut bekleideter Kanonier die stählernen Zuckerhüte stapelt. Die Freiheitsstatue selbst steigt von ihrem Sockel in der See vor New York und stürmt, eine ragende Riesin, den Reihen der Regimenter und Sturmbanner voraus: Nach Frankreich!

In Deutschland leiten die zuständigen Geheimräte „aus betriebstechnischen Erwägungen“ die endlosen Züge voll Kriegsgefangener weit um die großen Städte herum, damit unser Volk nur ja nicht die lebendigen Zeugen deutschen Ruhms und deutscher Siege sieht! In Frankreich werden seelenkundig die ersten ausgeschifften Amerikaner vom Hafen in Automobilen im Triumph quer durch das ganze Land gefahren, und in allen Dörfern steht alt und jung am Wege, jubelt, winkt, faßt bei dem Anblick der lachenden Mannskerle neuen Mut. Ebensolcher Jubel auf dem mit Ehrenpforten geschmückten, von Hunderttausenden überwogten Trafalgarplatz in London.

Aber in ganzen Heeresmassen werden die Amerikaner erst im nächsten Frühjahr angesegelt kommen — den deutschen U-Booten und den deutschen Minensperren entgegen.

Alle Gewässer zwischen Deutschland und Großbritannien sind mit Minen „verseucht“. Diese Sprengkörper werden ständig vom Feind aufgefischt und nachts wieder neu gelegt. Die Auftriebsminen ankern, in 50 oder 100 Meter Abstand, mit einer Art 4beinigem Gestell im Schlick des Meeresgrundes. An einem um eine Rolle laufenden Kabel schwankt von da aus die eigentliche Höllenmaschine in der See, so tief unter dem Wasserspiegel, daß der Kiel eines Großschiffs sie berühren und entzünden muß. Es ist die lebensgefährliche Aufgabe der Minensucher, mit unter Wasser geschleppten Stahltrossen die Minenkabel zu durchschneiden. Dann steigt das schwarze, tonnenartig gewölbte Scheusal, seines Halts beraubt, an die Oberfläche und wird wie ein Hase abgeschossen.

Aber morgen ist ein neues da! Die verwünschten minenlegenden oder -streuenden deutschen U-Boote rasten nicht. Und am wenigsten gerade an dem Lebensnerv des Wasser- und Weltkriegs, vor dem Eingang des Kanals, an der flandrischen Küste! Dieser Schlupfwinkel der Tauchboote, dies gefürchtete und gehaßte Zeebrugge, heißt im britischen Sprachschatz kurzweg „die Pest“. Um dies Wespennest dreht sich jetzt der halbe Weltkrieg.

England, das eben bei Arras ein paar 100 000 Mann gelassen hat, rüstet sich zu einem Angriff — größer, länger dauernd, wütender als alles, was bisher die blutgetränkte Wüste Flanderns sah. Es ist, als wollte Albion noch vor der Ankunft der Amerikaner, die es an sich am liebsten von dem Völkerringen ferngehalten hätte, aus eigener Kraft den Weltkrieg ent-

scheiden und sich seine bisherige Kontrolle über die Erdfeste und ihre Wasser ohne einen siegreichen Nebenbuhler sichern.

7. Juni 1917

Donnernd fliegen plötzlich, gerade gegenüber dem unerreichbaren Kemmelberg, auf dem Höhenbogen von Wytschaete, deutsche, von feindlichen Sprengstollen untergrabene Stellungen in die Luft. Ungeheure Minentrichter öffnen sich. Khakimassen quellen nach. Die Briten notieren sich bis zu einer Stunde Landgewinn in die Tiefe. Das will für Flandern immerhin schon etwas heißen.

31. Juli bis 25. August 1917

Erst 7 Wochen später beginnt wieder im großen der Tod von Ypern. „Tage", nach Ludendorff, „einer Hochspannung von ungeheurer Stärke." Das gewohnte Ergebnis zweier Hauptangriffe nacheinander: Zehntausende von toten Feinden auf ein paar Quadratkilometer gewonnener Trichterfelder, Wasserspiegel, Dorfreste.

20. September 1917

2.—12. Oktober 1917

Ein 3. Massenstoß von drüben. Ein 4. Dann geht es erst eigentlich los!

22. Oktober bis Mitte November 1917

„Mit dem 22. Oktober begann der fünfte Akt des ergreifenden Dramas", schildert Ludendorff. „Ungeheure Munitionsmengen, wie sie Menschenverstand vor dem Kriege nie erdacht hatte, wurden gegen Menschenleiber geschleudert, die, in tief verschlammten Geschoßtrichtern zerstreut, ihr Leben notdürftig fristeten. Der Schrecken des Trichterfeldes vor Verdun wurde noch übertroffen. Das war kein Leben mehr. Das war unsägliches Leiden. Und aus der Schlammwelt wälzte sich der Angreifer heran, langsam, aber doch stetig und in dichten Massen. Was der deutsche Soldat in der Flandernschlacht geleistet, erlebt und erlitten, wird für ihn zu allen Zeiten ein ehernes Denkmal sein, das er sich selbst auf feindlichem Boden errichtet hat. Der Feind drängte wie ein wilder Stier gegen die Eisenwand, die ihn von unserer U-Boot-Basis fernhielt. Es schien, als ob er die Wand niederrennen würde, aber sie hielt, wenn auch durch ihr Fundament ein leises Zittern ging. Der Feind war außerordentlich stark und hatte, was gleich wichtig war, einen außerordentlichen Willen. Lloyd George wollte den Sieg. Er hatte England in der Hand."

7. Juni bis 15. November 1917

Aber den Sieg nicht! Siegreich in der ungeheuren Abwehrschlacht in Flandern blieb Deutschland. Und die U-Boote blieben in Zeebrugge.

Während der Brite seine letzten Kräfte in Flandern anspannt, hilft ihm, kaum wieder zu Kräften gekommen, in Frankreich, durch Zwischenstöße, sein Verbündeter.

20.—26. August 1917

Der Franzose bricht bei Verdun los und drängt die deutschen Stellungen noch ein paar Kilometer weiter zurück. Er gewinnt, unter dem Heulen der Gasgranaten, im Süden der Siegfriedstellung Gelände ... Der furchtbare Todesweg, der Damenweg, wird von den Deutschen geräumt.

Nacht vom vom 1. zum 2. November 1917

Es scheint, als müsse sich endlich die Ruhe des nahenden Winters über die Schlachtfelder des Westens senken — da blitzt und donnert

es im Norden der Siegfriedstellung auf. Siegfried hat einst mit dem Drachen gekämpft. Eine ganze Brut kleiner feuerspeiender Drachen kriecht jetzt durch die künstliche Wüste gegen die deutschen Schützengräben. Die Tankschlacht von Cambrai beginnt — der erste große feindliche Einsatz von Kampfraupenschleppern im Weltkrieg.

20. November bis 5. Dezember 1917

Schon zu dessen Beginn hat sich der bewegliche Kopf des damaligen Marineministers Churchill in einem Erlaß mit einem „Schützengrabenroller" beschäftigt, der, 4 Meter breit, aus 2 Fahrzeugen durch starke Stahlbänder zusammengelascht, den deutschen Schützengraben umgehen und dann so an ihm entlangfahren soll, daß er dessen Böschungen mit der Wucht seiner Masse zu Brei zusammenquetscht.

28. Januar 1915

Beim deutschen Einmarsch in Belgien hatte sich ferner ein mit Blech verkleideter und mit einem Maschinengewehr ausgerüsteter gewöhnlicher Personenkraftwagen den preußischen Ulanen entgegengeworfen. Daraufhin improvisierten die Briten eine Reihe solcher Wagen, um ihren Hauptflugplatz in Dünkirchen gegen Handstreiche der deutschen Reiterei zu schützen.

Ende August/Anfang September 1914

Nun beschlagnahmt Winston Churchill in England alle erreichbaren Rolls-Royce-Automobile — die teuersten der Welt — und läßt sie schleunigst panzern. Mit diesen 7 bis 8 Geschwadern von „Streitwagen" will er im Rücken des Feindes erscheinen.

Aber inzwischen sind die deutschen Linien im Stellungskrieg erstarrt. Sie reichen von den Alpen bis zur Nordsee. Sie können weder der Länge nach kurz und klein gefahren werden, wie von den abenteuerlichen „Trenchrollern", noch umgangen, wie von den Rolls-Royces.

Der Schützengraben muß also direkt von vorn bezwungen werden, ohne daß der Wagen auf seiner Sohle steckenbleibt wie der Bär in der Falle. Ein britischer Admiral findet das Ei des Kolumbus: der Panzerwagen führt einfach eine Holzbrücke mit sich, die er über den Graben legt und nachher wieder aufladet. Seltsam nur, daß sich die Deutschen mit diesem Brückenschlag keineswegs einverstanden zeigen.

September 1914

Derselbe Seemann, dessen Phantasie offenbar immer auf das Land abschweift, erfindet nun ein ungeheures Geschütz, daß sich selbsttätig mit 8 gewaltigen Raupenschleppern — das heißt auf je 2, durch eine endlose, immer wieder rollende breite Plattenkette verbundenen Vorder- und Hinterrädern — bewegen soll.

Das bringt den Marineminister auf eine neue Idee! Die „Dicke Berta" läßt er fallen. Aber das Fahrzeug selber, mit Motor- und Raupenantrieb, so wie Typen des modernen Lastkraftwagens — das bleibt. Es muß nur kugelsicher sein und kippen und klettern können.

5. Januar 1915

So entsteht, in einem Bericht Churchills an den Ministerpräsidenten, auf dem Papier, „der Landkreuzer". Die befragten „Sachverständigen" sind natürlich dagegen. Trotzdem wird dem Chefkonstrukteur der Flotte der Bau von „Landschlachtschiffen" aufgetragen. Anfang des nächsten Jahres steht in Hatfield Park des Marquis von Salisbury das fertige Modell — der „Muttertank" aller britischen Kampfwagen des Krieges, die vereinzelt schon in der Schlacht an der Somme auftauchen. Ihre Feuertaufe aber heißt Cambrai.

20. Februar 1915

Januar 1916

Im Morgengrauen kriechen die Tanks aus Nebel und Wald heran. Hinter ihnen trappelt es von vieltausend Hufen britischer Reitergeschwader. Wie Schlachtelefanten knicken die Raupentiere, was ihnen an Bäumen im Weg steht, rennen dünne Backsteinmauern ein, schwingen sich merkwürdig ruckweise elastisch durch die Geländeeinschnitte, speien Glut, Blei und Stahl aus ihren Schießscharten links und rechts.

„Die Stahlkolosse wirkten", nach Hindenburgs Worten, „weniger physisch vernichtend durch das Feuer von Maschinengewehren und leichten Geschützen, das aus ihnen sprühte, als moralisch aufreibend durch ihre verhältnismäßige Unverwundbarkeit. Der Infanterist fühlte sich den Panzerwänden gegenüber ziemlich machtlos. Durchbrachen die Maschinen die Grabenlinien, dann glaubte sich der Verteidiger im Rücken bedroht und verließ seine Stellung. Ich bezweifelte dennoch nicht, daß unsere Soldaten sich auch mit dieser neuen gegnerischen Vernichtungswaffe abfinden würden."

Mit gemischten Gefühlen beobachten die dünnen Linien der deutschen Siegfriedwächter — abgekämpfte Frontregimenter, Landwehr — das unerbittliche Herangehaspel der scheinbar unverwundbaren Kriegsmaschinen. Aber bald siegt der deutsche Richtkanonier am Feldgeschütz: ein Volltreffer läßt die riesige Todesraupe drüben in Rauch und Flammen aufprasseln. Der deutsche Musketier merkt: der Tollkühne, der den unheimlichen Mechanismus mit gutgezielten Handgranatenbündeln bewirft, hört gleich darauf einen Krach und sieht die Besatzung pulvergeschwärzt, halbversengt, mit erhobenen Händen ins Freie stürzen.

So halten die Nerven der neuen Probe stand! Es kommt zu keiner Tankpanik! Verstärkungen rollen in unwahrscheinlicher Schnelligkeit aus allen Richtungen heran! Das klassische Meisterstück eines Gegenstoßes in die feindlichen Flanken! Sieg! — Die Truppe merkt, daß jetzt Hindenburg auch im Westen führt! — Ein voller Endsieg als Abschluß des blutigen Jahres!

29. November 1917

5. Dezember 1917

Der Engländer gibt das Ringen für dieses Jahr auf.

Juni bis Dezember 1917

Seine Verluste während 7 Monaten in Flandern und bei Cambrai nach den Angaben aus seinem eigenen Obersten Kriegsrat: 26 459 Offiziere und 428 004 Mann.

55

Sieg im Süden

14.—19. Mai 1917

Ende August bis Anfang September 1917

30. Juni bis 5. Juli 1915

Die 10. Isonzoschlacht .... Jetzt die 11. .... Die erste war vor mehr als 2 Jahren. Seit 800 Tagen blitzt und blutet es am Isonzo. Und doch: diese endlose Schlacht steht nicht. Sie wandelt langsam gen Osten. Sie hat den Unterlauf des Bergflusses längst im Rücken. Sie ist jetzt, nach dem 11. Waffengang, an der Meeresküste, nur noch einen schwachen Tagesmarsch von Triest entfernt.

Und es ist zweifelhaft, ob nicht schon eine nächste Schlacht, die das Dutzend voll macht, Triest erreicht! Die Heeresgruppe des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog Eugen von Österreich, eines guten und volkstümlichen Führers, ist am Ende ihrer Kräfte. Sie fühlt hinter sich nicht den Kriegswillen ihres Kriegsherrn Karl und seines außenpolitischen Beraters Czernin.

geb. 1863

Triest muß gehalten werden! Sein Verlust wäre der Verlust des einzigen k. u. k. Kriegshafens Pola, der Adria, der dalmatinischen Küste, des westlichen Balkan!

Deutschland muß helfen, um, nach Ludendorff, „den Zusammenbruch Österreich-Ungarns zu verhindern"!

Man muß die Donaupsyche kennen, um zu begreifen, daß sie sich instinktiv gegen deutsche Waffenbrüderschaft gerade in der Lombardei sträubte! Galizien — das ist eben etwas anderes! Es ist die Rumpelkammer Österreichs. Dieses Stück Südpolen jenseits der Karpathen hat niemals so recht zum Kaiserstaat gehört. „Wer den Krieg verliert, muß Galizien behalten", ist, laut Hindenburg, ein geflügeltes Wort im k. u. k. Lager.

Aber das vor ein paar Menschenaltern noch österreichische Land Italien mit seinen zahllosen Schlachtfeldern und Kriegserinnerungen — das ist Wiener Privat- und Ehrensache. Wie gleichzeitig in Deutschland, merken auch hier die verantwortlichen Männer an der Front, daß in der Heimat unsachliche, kriegsfremde Einflüsse durch Fürstenschlösser, Ministerien, Parlamente, Redaktionen, Boudoirs wehen. Ein Huschen von Höflingen. Ein Fegen von Damenschleppen. Ein Tuscheln in Klubecken. Ein Köpfezusammenstecken in den Banken.

Erste Hälfte September 1917

Eben ist zwischen den beiden Heeresleitungen alles zu gemeinsamem Handeln vereinbart — da erscheint im deutschen Großen Hauptquartier in Kreuznach ein Wiener Kabinettssekretär. Er bringt ein vertrauliches Handschreiben Kaiser Karls: Kaiser Wilhelm möge doch der von Kaiser Karls eigenem Generalstabschef erbetenen und ihm zugesagten deutschen Waffenhilfe in Italien seine Zustimmung versagen!

„Die Umrisse hoher Damen schatteten hinter diesem Brief Kaiser Karls. Seine Mutter", schreibt der deutsche General v. Cramon, der sich im Gefolge des Habsburger Herrschers befand, „hatte, als sie von dem Plane hörte, entrüstet gemeint, ihr Sohn würde es hoffentlich nicht zugeben, daß sich die Preußen auch um die italienischen Dinge kümmerten!"

Kaum ist dieser Zwischenfall mit Müh und Not beigelegt, da zeigt es sich, daß der österreichische Außenminister Graf Czernin unter „Äußerem" auch die innere deutsche Politik versteht, die er zu einem Verzichtfrieden verleiten will.

„Den Hebel bei den deutschen Militärs anzusetzen, schien aussichtslos", schreibt er selbst. „Ich versuchte daher, mich direkt mit dem Deutschen Reichstag in Verbindung zu setzen. Einer meiner politischen

Freunde setzte sich mit verschiedenen Führern in Berlin in Verbindung. Eine vorsichtige Haltung war geboten, weil Indiskretionen unabsehbare Folgen haben konnten.“

Graf Czernin, der Diplomat, wußte nicht, daß man ebensogut kleinen Kindern Geheimnisse anvertrauen konnte als den graubärtigen Plaudertaschen des Reichstags. Der Demokrat Konrad Haußmann hatte brühwarm, was er von verschwiegenen Verhandlungen mit Erzberger, mit dem Sozialdemokraten Albert Südekum und andern gehört hatte, einerseits an den Sozialdemokraten Philipp Scheidemann weitergegeben, zugleich aber auch einem Berliner Generalstabsoffizier Meldung erstattet.

1857—1922
geb. 1871
geb. 1863

Erneute Spannung. Vertagung des Angriffs auf Italien. Kaiser Karl will schriftliche Garantie für künftiges Wohlverhalten leisten. Leider wird darauf verzichtet.

Die Truppen sammeln sich. Ausgewähltes, im Gebirgskrieg erprobtes Kernvolk. Die k. u. k. „Edelweißdivision“. Deutscherseits, unter General Otto v. Below, das Alpenkorps, dessen Bayern schon alle Schlachtfelder Europas kennen, Jäger, Schwaben. Der natürliche strategische Gedanke, auf der Südtiroler Front des Feldmarschalls v. Conrad dem drüben befehligenden General Grafen Luigi Cadorna in den Rücken zu fallen, verbietet sich aus Mangel an Truppen. Man wird statt dessen die italienische Isonzofront an ihrem schwachen Nordflügel durchstoßen aufrollen in die Lombardei hinein und gegen das Meer einkesseln.

1850—1928

Dort, im Talbecken hinter der Wildbachklamm der Flitscher Klause, um den Marktflecken Tolmein, sammeln sich die Deutschen. Dazwischen liegt das Städtchen, das dem Durchbruch den Namen der Schlacht von Karfreit gibt. Weiter südlich stehen, bis zum Golf von Triest, die beiden österreichischen Isonzoarmeen. Aus ihren Reihen erscheinen die üblichen tschechischen Überläufer beim Feind, so, wie sonst im Osten bei den Russen, jetzt hier. Zwei slawische Reserveoffiziere verraten, wann der Angriff beginnen soll. Aber schlechtes Wetter verzögert ihn, und die Wachsamkeit der Welschen schläft bis zum entscheidenden übernächsten Morgen wieder ein.

22. Oktober 1917

24. Oktober 1917 2 Uhr nachts

„Es schneite leicht“, heißt es in einem Schlachtbericht. „Die italienischen Scheinwerfer warfen ihre gespenstigen Lichtkegel durch den leichten Nebel. Fieberhaft fuhren sie umher. Gegen Morgen wurde das Wetter immer schlechter, zuletzt regnete es bei heftigem Wind in Strömen. Auf den Bergen tobte ein starker Schneesturm.“

Durch diese nächtige Hochgebirgswildnis heulen plötzlich in Schwärmen aus schweren Minenmörsern die deutschen Gasgranaten. Die Italiener reiben sich nicht nur wegen des Tränengases die Augen. Der Feind ist für sie seit Menschengedenken der Österreicher. An den sind sie gewöhnt. Auf den sind sie ein-

gestellt. Der Österreicher ist gewiß tapfer. Aber dies hier ist etwas ganz Neues: diese Wucht eines beseelten, mit tausend Rädchen ineinanderspielenden Kriegsmechanismus, dieser Stoß einer denkenden militärischen Präzisionsmaschine, die in den ersten Stunden schon die Cadornafront erschüttert.

Von dem 1941 Meter hohen Berg Matajur wird sie beherrscht. Der Orden pour le mérite ist dem Feldgrauen versprochen, der innerhalb von 24 Stunden auf der Spitze steht. Schon vor Ablauf der Zeit hat ihn Leutnant Schnieber mit einer Kompanie des 63. Preußischen Infanterieregiments „Kaiser Karl von Österreich“ in der Hand!

Der Tapfere fällt als eines der letzten Kriegsopfer im nächsten Jahre bei Cambrai.

8. September 1918

Wie eine von einem Rammstoß getroffene Mauer stürzt auf mehr als 100 Kilometer Breite die italienische Kampflinie zusammen. Die Straßen in der Lombardei bedecken sich mit dem Gewimmel rückwärtsflutender feldgraugrüner Massen und wirren Kolonnen. In den Städten flüchten die Bürger entsetzt vom Mittagstisch. Nicht nur das italienische Oberkommando, sondern auch der König von Italien selber ist einen Tag lang in Gefahr, gefangen zu werden.

Hinter den Tagliamentofluß! Aber schon ist dessen Eisenbahnbrücke von kriegerischen Bosniaken gestürmt. Die Flucht wälzt sich weiter. Sie endet erst auf dem westlichen Ufer des Piaveflusses. Hier ordnen sich rasch die Heere Savoyens. Sie stemmen sich rechts wider den Strand der Adria — 2 Tagesmärsche in ihrem Rücken liegt schon Venedig —, sie klammern sich links an den letzten Ausläufer der Alpen in die Ebene, das Gebirge von Grappa. Schon erscheint, in Hast herangefahren, auf den Hängen dieses Eckpfeilers hilfreich das britische Khaki, die Tellermützen französischer Alpenjäger. Die deutsch-österreichische Verfolgung kommt vor dem Piave zum Stehen. Der italienische Feldzug — einer der schnellsten und erfolgreichsten des Weltkriegs — ist zu Ende.

24. Oktober bis Anfang Dezember 1917

Er wollte von Anfang an nicht mehr erreichen, als er mit den eingesetzten Mitteln erreichen konnte und erreichte: einen hochbedeutsamen Teilerfolg, der Österreich ausgiebig Luft machte und den Italienern bis auf weiteres jede Hoffnung auf Triest nahm. Sie haben, nach den Feststellungen der deutschen Heeresleitung, allein über eine Viertelmillion an Gefangenen und 2300 Geschütze verloren.

„Ich wurde Zeuge“, schreibt der deutsche Vertreter beim k. u. k. Armeeoberkommando, „wie nachhaltig die Erfolge auf die Stimmung des Kaisers Karl einwirkten und wie sehr sich auch Graf Czernin darin beeinflussen ließ. Alle früheren Bedenken wichen, und man war zur Abwechslung fest entschlossen, mit Deutschland zu siegen.“

56

Wolken über der Türkei

Wie ein Lauffeuer, zu Beginn des 4. Kriegsjahres, durch den Islam der Erde die Kunde: Die Briten haben, von Kut el Amara den Tigris aufwärts ziehend und schiffend, B a g d a d, die heilige Kalifenstadt, erobert!

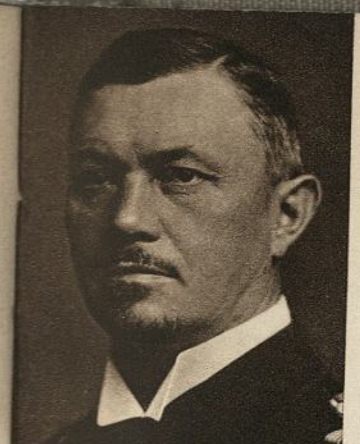
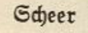
1917

11. März 1917

Notschrei von Stambul nach Kreuznach: Deutscher Waffenbruder — schick Hilfstruppen auf der Bagdadbahn, auf deren anatolischer Strecke die schwierigen Tunnels durch den Taurus teils jetzt eben im Gebirgsstock des Amanus fertiggemacht sind, teils es noch in diesem Jahr sein werden. Deutschland bleibt keine Wahl. Es rüstet sich, ein, an Zahl freilich schwaches, deutsches Asienkorps zu entsenden. Den Oberbefehl erbittet sich General v. Falkenhayn.

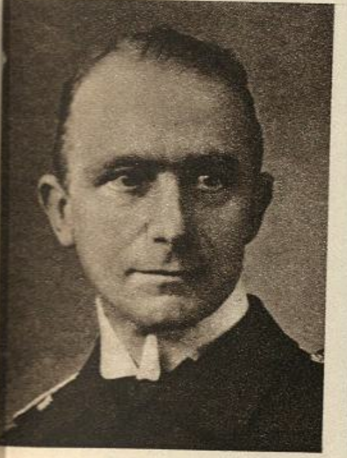
Januar 1917 Herbst 1917

Inzwischen marschieren die Briten immer weiter von Bagdad gen Norden. Zwei Drittel der mesopotamischen Wüstensteppe und Palmenoasen liegt schon erobert hinter ihnen. Erst hart vor den ersehnten Petroleumquellen von Mossul stockt und steht die englische Front, schon nahe dem armenischen Hochland.



Scheer


Graf Spee


Hipper


v. Müller-Emden


Weddigen


Gouverneur Schnee

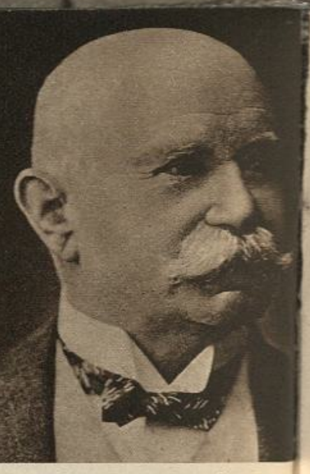

v. Lettow-Vorbeck


Boelcke


Immelmann


Manfred v. Richthofen

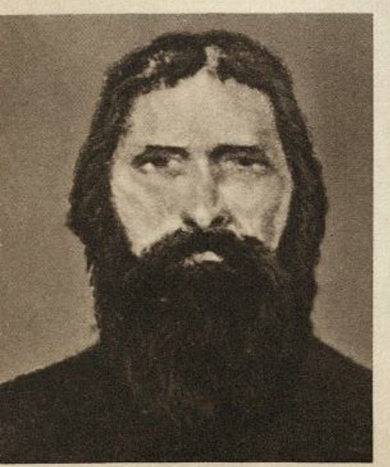

Göring


Graf Zeppelin


Strasser


Fürst Lichnowsky


Elsa Brandström


Rasputin


Liebknecht


Northcliffe

In diesen wilden, von den Osmanen ausgemordeten Gebirgsklüften Armeniens hat sich im Lauf des Jahres der wiedererstarkte Russe von Trapezunt am Schwarzen Meer über Stadt und Feste Erzerum bis zur Semiramisstadt Wan am einsamen Salzmeer nahe der persischen Grenze eingenistet. Von dort begrüßen sich gen Süden schon seine Turkmenen und transkaspischen Kosaken mit den indischen Lanzenreitern am rechten Flügel der britischen Stellung. — 1917

Aus Nordafrika nichts Neues! Im Innern der tripolitanischen Sahara scharen sich noch die fanatischen Jünger des heiligen Si-Ali-ben-Snussi-el-Khetabbi, die Senussen, in der Hauptpalmeninsel ihres Glaubensstaates Dscher-Bub, wider die italienischen Kamelreiter um die grüne Fahne des Propheten. — 1791—1851

Im europäischen Wetterwinkel des Osmanenreichs, im südlichen Mazedonien, branden von Monastir bis zum Doiransee das ganze Jahr hindurch Zuaven, Afrikaner, Serben, Krieger aller Völker. Gleich anfangs holen sich die Italiener blutige Köpfe von den Bulgaren, die im Bund mit Deutschen, Österreichern, Ungarn und Türken vom Černabogen, dem Höhenrand zu beiden Seiten des „Schwarzen Flusses", nicht wanken und nicht weichen. Ein neuer vergeblicher Anlauf der Entente im Frühjahr. Im Spätsommer noch einmal fruchtloses Feuergeflacker auf der ganzen Linie. — 1917 — 12. Februar bis März 1917 — Mai 1917 — 30. August bis 8. September 1917

Aber das Entscheidende der diesjährigen Kämpfe wider die Türken ist der Kreuzzug der Entente in das Heilige Land. — 1917

Die britische Eisenbahn von der Nilbrücke durch den Sinaisand bis Südpalästina ist fertig. Die Wasserleitung — einmal durch einen Fliegerangriff beschädigt — auch. Die Flotte segelt schirmend neben dem Schienenstrang längs der Küste. Siegessicher, in gewaltiger Überzahl, in kunstlosen, langen Frontlinien, wie zur Parade, marschieren die Engländer gegen die Türkenstellung bei Gaza und können sich bald auf eiligem Rückzug noch glücklich schätzen, daß sie mit knapper Not der Vernichtung durch die deutsche Strategie entgangen sind, weil eine zum Gegenstoß in ihre Mitte eingesetzte türkische Kolonne versagte. — März 1917

Dann kommt der Sommer mit seiner sengenden Glut, mit Strapazen, Seuchen, Entbehrungen für die Handvoll mitkämpfender Deutschen, wie sie die Heimat kaum ermessen kann.

„Die Hitze ist ja manchmal sehr arg, wenn es so 60 bis 65 Grad hat", schreibt schon ein Jahr zuvor die „Wüstenschwester" Mi Scherer, Tochter des berühmten Berliner Germanisten, „dazu die brennenden Sandstürme. Nicht ein trockener Faden — es tropft und tropft der Schweiß, die Fliegen sitzen zu Hunderten auf einem, die Flöhe fressen einen auf, und dazu der Durst! Aber es ist herrlich! Und ich weiß unsere Männer da draußen, gar nicht weit, voll Gottvertrauen und Zuversicht dem Tod entgegen in härtester Pflicht. Das mörderische Klima, das sie nicht gewöhnt sind, und doch noch Begeisterung, noch — geb. 1884, gest. in der Kampflinie von Berseba an der Cholera 9. September 1916

Freude und Zuversicht. Ich kenne es jetzt auch, dies Leben, eisern und einsam, von dem niemand spricht."

Ende August 1917

Erst als der ärgste Sonnenbrand sich mählich mindert, traben britische Reiterschwärme wieder ins Gelobte Land, um als wahre Christen Jerusalem das Wasser abzuschneiden. Anfangs ohne Glück. Neue Anritte. Neues „Kehrt schwenkt!" Aber britische Panzer donnern vor Gaza. Die erschütterte Türkenfront weicht gegen das Tote Meer.

17. November 1917

2. und 18. Oktober 1917

Doch schon glückt dem Briten die Landung auf der klippenreichen Reede von Jaffa. Damit ist Jerusalem überflügelt. Es wird ein Waffenbann in einem Umkreis um die Heilige Stadt vereinbart. Um nicht bei Hebron abgeschnitten zu werden, zieht sich die Osmanenarmee nach Nordpalästina zurück. Dort stützen sie jetzt von Syrien her die ersten Hilfstruppen des deutschen Asienkorps, das nun, statt gegen Bagdad, in die bedrohte Bresche am Mittelmeer geworfen werden muß.

9. Dezember 1917

Ohne Kampf, mit abgenommenen Helmen, wie die Kreuzfahrer, reitet die australische Kavallerie im Schritt unter dem Läuten der Christenglocken in Jerusalem ein.

Unverzagt halten Enver Pascha und die Seinen den Mittelmächten weiter die Nibelungentreue. Aber der ihm versippte Schattensultan von Stambul sieht Ende dieses Jahres nur noch über eine Trümmerstätte seines über 3 Erdteile gebreiteten Reichs . . .

In Afrika ist die Provinz Tripolis durch des Meeres und des Krieges Wellen auf immer vom Osmanenreich getrennt, das letzte Flämmchen einer Scheinherrschaft des Kalifen über den Khedive von Ägypten verflackert.

In Europa stehen die feindlichen Krieger aller Völker und Farben schon tief in Mazedonien.

Aber vor allem Türkisch-Asien: Ganz Arabien ist abgefallen! Fast ganz Mesopotamien, fast ganz Armenien, fast ganz Palästina verloren. Es bleibt eigentlich nur noch das schon bedrohte Syrien und das alte Kraftzentrum des Osmanenreichs, die anatolische Hochebene, auf der nach dem Weltkrieg der neue türkische Nationalstaat entstehen soll.

57

Licht im Osten

Und noch einmal, zum letztenmal, der Russe . . . .

14. März 1917

Schon 2 Tage vor der Abdankung des Zaren mahnt als erstes und dringendstes Gebot der neuen Freiheit ein Rundbefehl der Petersburger

Soldatenräte den Muschik in Waffen: „Das Frontmachen und die obligatorische Ehrenbezeugung vor Vorgesetzten außerhalb des Dienstes ist aufgehoben." Die Anrede der Offiziere mit „Euer Exzellenz", „Euer Wohlgeboren" usw. ist abgeschafft.

16. März 1917

Eine weitere Weisung der selbstherrlichen Soldatenräte: „Es muß Geduld geübt und unbedeutende Verstöße gegen die Demokratie solcher Offiziere vergessen werden, die sich dem entscheidenden Kampf angeschlossen haben."

Am selben Tag, im Sturmlauf gegen die Disziplin, ein Erlaß der Provisorischen Regierung: „Sofortige Vollamnestie für alle Militäraufstände."

15. März 1917

Zugleich der „Befehl Nr. 1": „Waffen sind den Offizieren unter keinen Umständen auszuliefern!"

18. März 1917

20. März 1917

Dieser Befehl Nr. 1 wird durch einen Befehl Nr. 2 berichtigt, beide Befehle durch einen Befehl Nr. 3 wieder aufgehoben. Die Verwirrung steigt! Der Abgeordnete Januschkewitsch erkundet im Auftrag der Duma die Stimmung der Front und meldet wörtlich:

26. März 1917

„Die Militärmusik spielte, große Menschenmassen waren zusammengekommen. Man begrüßte uns. Wir hielten Reden. Es gab auch einige Zwischenfälle. Dabei wurde der Kommandant des Sumskiregiments getötet. Unter anderem hatten wir den Befehl Gutschkows über die höflichen Umgangsformen im Heer in Händen. Man empfing uns überall außerordentlich feierlich. Allgemeine Schlußfolgerung: die Disziplin hält sich!"

Tatsächlich werden in diesen Tagen bereits eine Menge Offiziere von ihren Untergebenen, zum Teil in greuelvoller Weise, ermordet, so in der Petersburger Gardekavallerie und bei den meuternden Matrosen, die den Flottenkommandanten von Kronstadt und den befehligenden Admiral in Helsingfors erschlagen. Viele andere Vorgesetzte werden in allen russischen Garnisonen unter Mißhandlungen von der Front ihrer Truppenteile verjagt oder verhaftet.

13. Mai 1917

Der Kriegsminister Gutschkow überläßt die Bürde seiner Würde dem bisherigen Justizminister Kerenski. Dieser redegeübte Rechtsanwalt versteht zwar von der Armee soviel wie von der Marine, deren Ministerium er gleichzeitig auch übernimmt, nämlich nichts. Aber sein roter Stern im Kabinett der schwächlichen Mittelmänner ist in raschem Steigen. Er ist volkstümlich. Er ist sehr von sich überzeugt. Er gefällt sich öffentlich in den Lieblingsstellungen Bonapartes, mit gekreuzten Armen und Schlachtenblick, und wird „der kleine Napoleon" genannt, wie der zur Zeit mächtigste Mann Petersburgs, der britische Botschafter, „Zar Buchanan I." heißt.

Der wirkliche Napoleonersatz des neuen Kriegsministers ist der bisherige Oberkommandant des Petersburger Wehrkreises, der aus österreichischer Gefangenschaft entwichene General Leo Kornilow. Er soll die neue russische republikanische Dampfwalze wider den Westen ins Rollen bringen!

geb. 1870, gef. im Kaukasus im Kampf gegen die Bolschewiken 1918

20*

Mai 1917

Auf dem großen Kongreß der Ausschüsse der Feldarmee im Taurischen Palast in Petersburg haben zwar die Frontsoldaten schon den Sonderfrieden verlangt.

geb. 1885. Seit 22. November 1917

„Diese ihrem Wesen, ihrer Zusammensetzung und ihrer Ideologie nach bäuerliche Armee kann als eine bewaffnete und organisierte Bauernmasse betrachtet werden, die sich selbst überlassen ist", berichtet von der Front an seine bolschewistischen Gesinnungsgenossen der damalige Fähnrich Nikolai Krylenko, der spätere Oberbefehlshaber der Sowjettruppen. „Das erste Ergebnis der Revolution war eine stillschweigende, aber doch die ganze Kette der tausend Werst langen Front durchlaufende Einmütigkeit der Soldaten, ‚unter keinen Umständen eine Offensive mitzumachen'!"

Aber die neuen Machthaber des „Koalitionskabinetts" der Mitte in Petersburg — noch ist dies westeuropäische Petrograd, nicht Moskau, das Hirn und Herz Rußlands — diese Politiker, deren Waffe das Wort ist, wiegen sich in dem Wahn, daß Heere ohne Manneszucht etwas anderes als bewaffnete Horden sind.

Sie sind Liberale. Sie sind Intellektuelle. Sie haben, durch die Absetzung des bis zuletzt kriegsbereiten Zaren, gegenüber den Westmächten, zu denen von jeher ihr Herz sie trieb, die moralische Verpflichtung übernommen, ihnen über Deutschland hinweg die Hand zu reichen und Rußland aus Halbasien heraus von ihnen in den lateinischen und angelsächsischen Kulturkreis führen zu lassen.

Juni 1917

Sie treffen sich im Kriegswillen wider Deutschland mit ihren eigenen Landsleuten der Rechten, den leidenschaftlich nationalgesinnten Panslawisten und „Wahrhaften Russen", die sich um keinen Preis von Deutschland geschlagen geben wollen! So ist, in gewissem Sinne, das neue republikanische Rußland bei Sommeranfang in sich kriegseiniger noch als zur Zarenzeit. Das immer stärkere unterirdische Grollen des Bolschewismus wird der Kanonendonner übertönen!

Denn der Fähnrich Krylenko irrt, wenn er die ganze Armee kriegsmüde nennt! Viele Schützengrabenoffiziere der Front sind es nicht, sondern stürzen sich ihren Leuten voran ins Feuer.

Und selbst durch diese bewaffneten Muschiks geht noch einmal ein Kriegsrauschen, wenn auch nur in der Hoffnung, dann nach Hause zu kommen!

Kerenski, der zungengewaltige Advokat und Kriegsminister, feuert persönlich die feldgrauen Massen an. Er „redete an der Front, küßte den Boden vor den Soldaten, schrie, weinte und beschwor." Todesbataillone marschieren mit schwarzen Fahnen. Ein Amazonenregiment mit Handgranaten zum Nahkampf, Frau gegen Mann ausgerüstet, dürstet nach deutschem Blut. Mönchpriester segnen mit dem Chor ihrer Kellerbässe „Herr — erbarme dich!" die Maschinengewehre.

270 000 Mann mit 1300 Geschützen werfen sich in Ostgalizien aus dem Raum zwischen Tarnopol und Kolomea zu beiden

1. Juli 1917

Seiten des Dnjestr in einem Stoß in der Richtung auf Lemberg gegen die Gräben der Mittelmächte und der Türken. Schwärme von Überläufern kündigen den Angriff an. Aber noch viel größer ist die Zahl der Slawen in den k. u. k. Regimentern, die ihrerseits zu den Russen übergehen.

6. und 7. Juli 1917

Voreiliger Jubel in deren Reihen: die Österreicher wanken im Norden der Schlachtfront. Sie weichen weithin südlich des Dnjestr. Der rechte Flügel der Verbündeten hängt ein paar Tage gefährlich, fast als Beute für den Russen, in der Luft.

19. Juli 1917

Kornilow-Offensive 1. Juli bis 3. August 1917

Aber „der Russe war nicht mehr der alte", wie Ludendorff schreibt. Als die herangerollten deutschen Hilfsdivisionen in wuchtigem Gegenstoß hoch im Norden des Schlachtfeldes seine Flanke erschüttern, stürzt sein ganzes Heeresgerüst wie ein Kartenhaus zusammen.

An diesem Tage wurde im Reichstag gerade über die Friedensresolution geredet. Auf die Nachricht von dem deutschen Sieg antworteten aus der Mitte der deutschen Reichstagsmehrheit die Rufe: „Stimmungsmache!"

Die russischen Armeen rieselten in tausend braunen Bächen, in kampfmüder Unordnung zurück. Matt am Krieg. Müde des Todes. Am letzten Ende ihrer Kräfte. Sie hatten, wie ihr Großes Hauptquartier selbst zugab, ihre „besten Elemente", allein weit über 1000 Offiziere, verloren. Ihre riesigen Heereskörper wurden von keinem gemeinsamen Willen, keinem einheitlichen Gedanken, keinem allgemeinen Gehorsam mehr zusammengehalten. Über diese Millionen primitiver Menschen hatte nur noch ein Massensehnen Macht: Fort vom Krieg! Nach Hause!

Ein Hauptgrund das allgemein an der Front verbreitete Gerücht, daß daheim mit der Aufteilung der Kronsdomänen, des Kirchenlandes, der Adelsgüter unter die Bauern begonnen werde und jeder sich eilen müsse, um nicht zu spät zu kommen.

Ende August 1917

Deutscherseits schien es richtig, den sterbenden Feind nicht noch einmal zu reizen. In Galizien, in der rumänischen Walachei, die ganze Ostfront hinauf schlief der Kampf ein. Rußland hatte im Weltkrieg ausgeblutet . . .

„Man hat im großen Schuldbuch des Krieges die Seite aufgeschlagen, auf der die russischen Verluste verzeichnet sind", schreibt Feldmarschall v. Hindenburg. „Die Zahl ist aber nicht erkennbar. Fünf oder acht Millionen. Auch wir haben keine Ahnung von ihrer Größe, wir wissen nur, daß wir ab und zu in den Russenschlachten die Hügel der feindlichen Leichen vor unsern Gräben entfernen mußten, um das Schlachtfeld gegen neu anstürmende Gewalthaufen freizubekommen."

1. September 1917

Nur ganz im Norden ein schon lange militärisch nötiger, politisch wichtiger deutscher Vorstoß in uraltes deutsches Kulturland: der riesenbreite, nasse Festungsgraben der Düna wird oberhalb Riga,

[3. September 1917] bei Uxküll, überschritten, Riga selbst, die stolze Baltenhochburg, besetzt. Deutsche Damen begrüßen auf dem Theaterplatz mit Blumen die einmarschierenden Grenadiere. In den Palästen und Ministerien Petersburgs packt man schon die Koffer zur Flucht. Durch ganz Rußland leuchtet als Menetekel der Fall des mächtigen Ostseehafens.

Aber dieser Hafen mündet in die tief eingeschnittene Rigaer Bucht. Und dieser Bucht sind als Ostseesperre ein halbes Dutzend größere und kleinere Inseln vorgelagert. Ohne ihren Besitz ist die Eroberung Rigas nur ein Ruhm ohne Nutzen. Diese weltverlorenen Eilande müssen den darauf verschanzten Russen aus den Zähnen gerissen werden.

Im ganzen Weltkrieg die einzige gemeinsame Kampfhandlung von Heer und Flotte: die Landung auf den Inseln Ösel, Dagö und Moon, meist von Esten, auch von Schweden bewohnt, mit deutschem Grundadel. Ösel, das größte Eiland, zu dem damaligen Gouvernement Livland, Dagö zu Estland gehörig.

Eine flandrische Infanteriedivision und eine Radfahrerbrigade schifft sich im Kriegshafen von Libau zu dem großen Handstreich ein. [9./10. Oktober 1917] 19 Transportdampfer gehen mit 23 000 Mann, 5000 Pferden und allem Geschütz und Gerät in See. [11. Oktober 1917] Den Zug geleiten und schirmen 11 mächtige Schlachtpanzer der Hochseeflotte, 8 Kleine Kreuzer, gegen 40 Torpedoboote, 6 U-Boote. Ein halbes Dutzend Minensuch- und Minenräumflottillen fahren voraus. 72 zum Ausbooten bestimmte Fischdampfer bilden den Troß.

Durch die glücklicherweise vorhandene Lücke einer unbemerkt gebliebenen Minensperre läuft die Armada bei Morgengrauen in die Taggabucht der Insel Ösel ein, donnert die russischen Batterien nieder, landet vormittags die deutschen Truppen. [12. Oktober 1917] In wenigen Tagen ist das ganze Eiland besetzt, das russische Linienschiff „Slawa" auf den Meeresgrund geschickt, der nächtliche Übergang auf die kleine Insel Moon erzwungen. [12.—18. Oktober 1917]

In diesen Kämpfen findet der kriegsfreiwillige Dichter und Leutnant d. R. Walter Flex bei einem Sturmangriff an der Spitze seiner Kompanie den Heldentod, in Wahrheit, wie seine „Kriegserzählung" heißt, ein „Wanderer zwischen beiden Welten". [15. Oktober 1917]

Da man schon dabei war, wurde auch noch — entgegen dem ursprünglichen Kriegsplan — die Insel Dagö besetzt. Dann wird es plötzlich seltsam still im Osten, nach jahrelangem Donner zwischen Schwarzem Meer und Ostsee.

Der russische Soldat geht nach Hause. Irgendwie wird er da in der Ferne, in dem weiten heiligen Rußland, in dem endlosen Sibirien das weltverlorene Dorf, aus dem man ihn, den bis zu Vierzigjährigen, herausholte, einen Tages erreichen. Oder er wird, in seinem asiatischen Wandertrieb, im Reich umherfahren, soweit die Schienenstränge unab-

sehbar laufen, wird regimenterweise an den Etappenstationen, wo es noch Proviantmagazine aufzufuttern gibt, den Lokomotivführer zum Halten zwingen, wird in dem Eisenbahnwagen essen, kochen, schlafen, seine Notdurft verrichten, unbekümmert die Gleise sperren.

Aus den Zügen hängen wie Traubenbündel die Klumpen der Fahnenflüchtigen, sie liegen auf den Dächern der Wagen, sie stehen dicht gedrängt in Schnee und Sturm wie Eismänner auf den Trittbrettern. Nur da draußen an der Front werden sie seltener und seltener. Verlassen liegen die Schützengräben. Wer durch sie, ein frei gewordener deutscher Kriegsgefangener, herüber in die deutschen Linien kommt, der erzählt von dem seltsamen Bild, wie die Raben reihenweise auf den vereisten Rohren der einsam dastehenden Mammutgeschütze hocken und stundenweit auf den Straßen, ohne eine Menschenseele, die leeren Kolonnenwagen im Schneegestöber stehen.

58

Waffenruhe im Osten

Der „Oberst Nikolai Romanow" befindet sich dieses ganze Frühjahr bis zum Hochsommer in seinem seit Jahren gewohnten Landsitz, dem Alexanderpalais von Zarskoje Sselo, nur [22. März bis 24. August 1917]

3 deutsche Meilen von Petersburg entfernt. Er geht unter Bewachung seiner ehemaligen Garderegimenter im Park spazieren. Er drückt den Offizieren die Hand, bis einer ihm die Rechte verweigert. Er übt seine Lieblingsbeschäftigung aus der Zarenzeit: das Bäumefällen. Um ihn und die Seinen ist immer noch ein stattlicher Hofstaat geblieben.

Kerenski kommt aus Petersburg und erkundigt sich nach seinem Wohlergehen. Er ist ein höflicher Kerkermeister. Er läßt sich der Kaiserin vorstellen. Er hinterläßt einen guten Eindruck bei den Staatsgefangenen, die nichts von seinen Sorgen ahnen.

„Hinrichtung Nikolai's II.", schreibt Kerenski, „das waren die oft wütend vorgebrachten Forderungen, die im besondern mir, der ich für die Zarenfamilie verantwortlich war, gestellt wurden."

Immer gefährlicher im Lauf der Zeit die Nähe Petersburgs, je mehr dort, gegen den Sommer hin, die Gassen gären.

Aber wohin mit dem ehemaligen Kaiser aller Reußen? Die Umgangssprache im Hause Romanow war englisch. Die Kaiserin betrachtete sich vorwiegend als von englischer Herkunft. Die Provisorische Regierung möchte Nikolai mit Frau und Kindern je eher je lieber nach England, zu seinem gekrönten Vetter, verschiffen. In den ersten Tagen nach dem Zarensturz scheint man an der Themse dem Plan nicht abgeneigt. Dann läßt man dort sacht die Sache versanden. Man will nicht, indem man den gestürzten Selbstherrscher in den schützenden Mantel des Union Jack wickelt, die Liebe im Maien zwischen Old England und der taufrischen Republik an der Newa gefährden. Dieser halb westlich-liberale, halb asiatische Wechselbalg ist ja des Auswärtigen Amts in Downing Street in London liebstes Kriegskind. Sein eigentlicher Vater, der Vater aller Hindernisse bei der Rettung des Zaren, der britische Botschafter Buchanan in Petersburg. Er erzählt selbst, daß er ein ihm zur Übermittlung anvertrautes, ein Asyl in England anbietendes Telegramm des Königs Georg von England an Nikolai II. statt diesem dem republikanischen Außenminister Miljukow einhändigte, der es seinerseits niemals an den Zaren weitergab. Er glaubte, in Rußland britischen Weizen zu säen, und sah das Giftkraut des Bolschewismus sprießen. Mit den Nerven niedergebrochen, verließ er nach dem Sieg der Schreckensherrschaft die russische Hauptstadt. *(März 1917)*

Nach dem Zusammenbruch der Front im Sommer wird die Volksstimmung immer bedrohlicher. Wenn Nikolai II. schon im Lande bleiben muß, dann, zu seinem eigenen Heil, möglichst weit vom Schuß! Aber wohin mit ihm? Die Romanows hoffen auf die Riviera der Krim. Statt dessen geht es nach Sibirien! In die Verbannung, in die die Zaren so Unzählige ihrer Untertanen geschickt haben! Der Gedanke wird die Menge beruhigen! *(Juli 1917)*

Kerenski selber leitet mit baltischen Dragonern die Abreise. Hunderte von Soldaten, alles Ritter des Georgskreuzes, füllen zum Schutz den langen Luxuszug mit der Aufschrift „Japanisches Rotes Kreuz", in dem außer der Zarenfamilie und dem Hofgefolge noch ein Dienstpersonal von 35 Personen mitfährt. Auf Flußdampfern treffen die Verbannten ohne Zwischenfall in ihrem vorläufigen Aufenthalt Tobolsk ein, auf der Landungsbrücke von ehrfurchtsvoll frontmachenden zarentreuen Offizieren, weinend niederknienden Pilgern und Nonnen, tief sich verbeugenden Bauern begrüßt. *(26. August 1917)*

Kerenski ist dieser Sorge ledig. Er ist in dieser Zeit bereits an Stelle des Fürsten Lwow Ministerpräsident und auf dem Gipfel seiner Macht. Die Reichsduma hat nichts mehr zu sagen, das gemischt-gemäßigte Regierungskabinett, das sich noch nicht ganz darüber klar ist, ob Rußland jetzt Republik ist oder nicht, hat durch den Zusammenbruch der Korniloffoffensive vor dem Volk sein Gesicht verloren. Es kann die vollkommene Sinnlosigkeit dieses Krieges nicht mehr decken, in dem das neue Rußland immer noch verblendet sein Heer dem europäischen Westen zum Opfer bringt. *(31. August 1917; 3. August 1917)*

Und wer trägt die Schuld, daß der russische Krieger, der geduldigste, der gehorsamste, der seit 4 Jahren todesergebene, plötzlich zu einem Menschen mit Nerven und eigenem Willen wurde? Das ist die hunderttausendfache Wühlarbeit der Bolschewiken und ihrer Soldatenräte, die offen in ihrer Petersburger Allrussischen Konferenz, dem Allrussischen Arbeiter- und Soldatenkongreß, der Tagung der Bolschewistischen Partei, den Aufstand gegen die „Burschui", das Bürgertum, vorbereiten! Durch sie ging die letzte Kriegshoffnung verloren! Das ist das Stichwort, das jetzt von der Regierung ausgegeben wird! Den Bolschewiken verkünden Kerenski und die Seinen den Krieg bis aufs Messer, schon um die zornige Enttäuschung des neuen Rußland von sich selber auf andere abzulenken — die Bolschewiken, und vor allem ihren Herrn und Meister Lenin! „Es ist Krieg!", heißt es zornig in Petersburg. „Die Deutschen schicken uns nicht nur Giftgase, sondern Lenin!" *(7.—12. Mai 1917; 28. Juni bis 19. Juli 1917; 28. Juli bis 15. August 1917)*

Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt Lenin, aus kleinbürgerlichem Beamtenadel, sein Bruder Alexander als Nihilist gehenkt, er selbst in Sibirien Häftling russischer Kerker, dann Flüchtling in der Schweiz. *(1870—1924; 20. März 1887)*

Brutal, halb asiatisch, seine spitzbärtigen Züge. „Eine untersetzte Gestalt", wird er geschildert, „mit großem, auf stämmigem Hals sitzendem Kopf, ziemlich kahl, mit kleinen, beweglichen Augen und kräftigem Kinn."

Er ist das geistige Haupt der Bolschewiken, der Todfeinde der anglorussischen, halbbürgerlichen Republik in Petersburg, die ihrerseits die Todfeindin Deutschlands ist! Mochte sie durch den Umsturzmann stürzen! Lenin und seine Leute erhalten von der Berliner Regierung freies Geleit durch das Deutsche Reich nach Rußland.

„Militärisch war die Reise gerechtfertigt", schreibt Ludendorff. „Rußland mußte fallen!"

Mit 30 Genossen verläßt Lenin Bern. Er fährt in geschlossenem Wagen mit seinem Volk bis Saßnitz, weiter durch Schweden und Finnland. Er besorgt, bei der Ankunft in Petersburg von Kerenski verhaftet zu werden. Statt dessen empfangen ihn schon jauchzende rote *(8. April 1917)*

16. April 1917

Massen von Soldaten und Arbeitern und umjubeln das einstige Palais der geflüchteten Tänzerin Mathilde Kschessinska, der Großfürstengeliebten und „sympathischen Generals für Bestechung", wo der Schreckensmann sein Hauptquartier aufschlägt.

Es kommen die Tage, in der Bolschewistensprache, „in denen eine unbekannte Gottheit die Werke aller Uhren vorwärtsjagt", das heißt: die russische Armee durch kommunistische Propaganda bis auf die Knochen zersetzt, ihrem endgültigen Zusammenbruch im Weltkrieg entgegentreibt. „Lenin", schreibt Valeriu Marcu, „galt als der Schuldige der Niederlage. Er wurde plötzlich zum Dämon, der imstande sei, Niederlagen, Plünderungen, Katastrophen zu gebären."

Kerenski verhaftet, was ihm an Bolschewisten erreichbar ist. Nur Lenin selber kann er nicht fassen. Der hält sich in Verkleidung verborgen, flieht nach Finnland, kommt heimlich nach Petersburg, organisiert den Gegenaufruhr.

5./7. November 1917

Jäh, wie zur Zarenzeit die Dynamitminen der Nihilisten, sprengt jetzt der Aufstand der Bolschewisten die Regierung der Zarenstürzer in die Luft.

Um das riesige Winterpalais, zu dessen Schutz englische Panzerwagen mit englischen Artilleristen aufgefahren sind, wird wütend gekämpft. Bewaffnete Proletarier und Weiber laufen zum Sturm über die große freie Fläche an. Innen verteidigen sich verzweifelt hinter Barrikaden die zarentreuen Fähnriche der Kriegsschule. Auch auf ihrer Seite fechten fanatische Frauen mit. Von der nahen Newa donnert mit Scheinwerfern durch die Nacht der revolutionäre Kriegskreuzer „Morgenröte der Freiheit". Um 2 Uhr früh wird das Winterpalais genommen. Ungefähr zur gleichen Zeit auch in Moskau der von Offiziersaspiranten verteidigte Nikolaipalast im Kreml. Österreichische Kriegsgefangene stürmen da Schulter an Schulter mit den Bolschewiken den steilen Waldhang zu dessen rückwärtigen Backsteinmauern.

7. November 1917
8. November 1917

Kerenski wird in dem Zarenschloß Gatschina, eine halbe Eisenbahnstunde von Petersburg, mit den Seinen von Matrosen und Kosaken umzingelt. Alle andern gefangengenommen. Nur der „kleine Napoleon", der Rechtsanwalt Kerenski, spaziert in einer Verkleidung, die er selbst „absurd" nennt, nämlich als ältliche Herrschaftsköchin, auf offener Straße an den ahnungslosen Roten Garden vorbei und entkommt in das Ausland.

Lenin ist Sieger. Von diesem Tage ab wütet in Rußland der Bolschewismus bis auf unsere Tage.

Die Zahl seiner Blutopfer dort bis auf die Gegenwart ist mit einer Million wahrscheinlich zu niedrig bemessen. Ein Taucher im Hafen von Odessa wurde irrsinnig, als er unten in dem Schlammgrund die Leichen der vielen hundert ertränkten Marineoffiziere in Reihen aufrecht stehen sah. Nirgends blühten, zum Ergötzen der Schreckensmänner, in dem rauhen Klima Moskaus die Blumen üppiger als in einem Gärtchen auf dem Kreml, wo die regelmäßigen Massenhinrichtungen den Erdboden mit Menschenblut gesättigt hatten.

8. November 1917

Lenins erste Worte vor dem neu als Regierung eingesetzten „Rat der Volkskommissare" im Saal des ehemaligen Adeligen Smolny-Mädcheninstituts in Petersburg: „Worauf es ankommt, ist: wir wünschen den Krieg zu beenden!"

Der bisherige russische Oberkommandierende, General Duchonin, erhebt am Fernsprecher schwache Einwände. Er wird sofort abgesetzt und bald nachher von Matrosen durch Bajonettstiche erledigt.

8. November 1917

Sein Vorgänger Kornilow ist nach einem mißglückten Putschmarsch auf Petersburg schon längst zu den Weißgardisten in den Kaukasus geflüchtet, wo auch er den Tod finden soll. Sein Nachfolger im Heeresbefehl, den vor kurzem noch als dritter Oberkommandierender der dem Tod geweihte Kaiser aller Reußen führte, wird der Fähnrich Nikolai Krylenko, immerhin schon ein Mann zu Anfang der Dreißig.

8. September 1918

Die Volkskommissare Krylenko und Adolf Joffe begeben sich an die „Front", wenn man in Rußland noch von einer Kampflinie reden kann. Aus dem Raum östlich Dünaburg fragt ein Funkspruch bei dem deutschen Oberkommando Ost in Brest-Litowsk wegen eines Waffenstillstandes an. Eine bejahende Antwort.

geb. 1883, geendet durch Selbstmord 1927

26. November 1917

Eine Woche später durchschreiten Joffe und 8 weitere bolschewistische Unterhändler das schon still gewordene Grabengewirr und Stacheldrahtdickicht der Ostfront.

2. Dezember 1917

Mitte des Monats unterzeichnen in Brest-Litowsk im Namen Rußlands Joffe, auf deutscher Seite General Max Hoffmann einen vorläufigen 4wöchigen Waffenstillstand zwischen Deutschland und der Sowjetrepublik.

15. Dezember 1917

1869—1927

1918

59

Friede im Osten

16. Dezember 1917

„Die Armee ist jetzt der kranke Teil des Staatsorganismus", ruft, nach Abschluß des Waffenstillstandes, Lenin seinen Genossen zu. „Die Soldaten können nur hinter dem Pflug, in den Fabriken, in den Kontoren genesen!"

Wenn es da Arbeit für Stirne und Faust gibt! Aber nicht nur das sterbende Heer — die neugeborene Räterepublik selber ist krank!

Juli 1917 · 1917/1918

Rußland muß Frieden schließen! Und darf ihn doch nicht Hals über Kopf schließen! Das würde wie eine Unterwerfung des Bolschewismus unter das monarchische Deutschland aussehen! So wie die militärische Niederlage im vergangenen Sommer der bürgerlichen Regierung das Genick brach, so wären nach einer diplomatischen Niederlage dieses Winters die schuldigen Räterepublikaner bei den von dem inneren Sieg berauschten Proletariermassen als Verräter für den Galgen reif! Es muß also der Friede hinausgezögert werden, um Moskaus „Gesicht zu wahren".

Deutschland dagegen muß so schnell wie möglich Frieden schließen! Jede Stunde, die es im Osten verliert, ist im Westen unersetzbar. Jeden Mann, der noch schießen kann, braucht es jetzt im Westen! Dort steigt nun die Kriegsentscheidung riesengroß aus den Wellen des Atlantik. Über ihn kommen die Amerikaner gefahren — bald zu Hunderttausenden, einmal zu Millionen. Aber bis ihre Heere in Frankreich vollzählig, bis sie gedrillt, bis sie fertig zum Kampf sind, vergehen noch viele Monate. Märchenhaft leuchtet das geschichtliche „Licht von Osten", das schon zweimal, im Siebenjährigen Krieg und vor den Freiheitskriegen, Preußen rettete, über Deutschland auf — die Möglichkeit, die ganze, immer noch kaum auf Erden je erlebte Titanenkraft des deutschen Volkes im Westen zu einem Weltgewitter von Männern, Feuerschlünden, Luftkämpfern, Raupenwagen, Gaswellen, zusammenzuballen und vor dem Eingreifen der Wilsonkrieger den Weltkrieg zu entscheiden.

22. Dezember 1917

Mit diesem gegenseitigen Widerspruch: Eilfriede — Friedensverzögerung — im Busen setzen sich die beiden Parteien an den Verhandlungstisch von Brest-Litowsk. Auf deutscher Seite führt jetzt ein Diplomat: der Staatssekretär des Auswärtigen Amts

geb. 1873

Richard v. Kühlmann. Soldatisch kräftig schlägt neben ihm der Generalstabschef-Ost General Hoffmann, wenn es die Russen zu bunt treiben, mit der Faust auf den Tisch. Österreich-Ungarn: der Wiener Außenminister Graf Czernin. Joffe wieder an der Spitze der Bolschewisten. Zum erstenmal erscheinen sie hier vor Mitteleuropa in ihrer geistigen Reinkultur.

geb. 1879 · geb. 1883 · geb. 1885 · geb. 1880

Nichts irriger, als in ihren Führern, wie das damals in Deutschland meist geschah, nur Söhne des Volks, oder vielmehr des russischen Proletariats, zu erblicken! Es sind auch solche darunter — schon in der Waffenstillstandsabordnung befanden sich je ein Arbeiter, Bauer, Soldat und Matrose. Aber die Wortführer entstammen auch, wie Lenin selber, dem massenhaften Beamtenkleinadel. Es sind „Fremdstämmige", wie der Kaukasier Josef Dschugaschwili, der sich Stalin nennt. Und vor allem: es sind, nach der russischen Ausdrucksweise für diese unter dem Zarenreich streng von den andern Volkskreisen geschiedene Kaste, „Ebräer", zum Teil an ihren Namen, wie Joffe (Jaffé) kenntlich, zum Teil national getarnt, wie Sinowjew, eigentlich Apfelbaum, Radek, eigentlich Sobelsohn, Leo David Trotzki, eigentlich Bronstein.

Man hat es also nicht eigentlich mit Russen zu tun, sondern, wie sie selbst das ja für sich beansprucht, mit einer internationalen giftig-geistigen Macht, die sich ja auch im Moskauer Kreml hinter lettischen Regimentern, chinesischen Leibgarden verschanzt. Diese Männer kennen Rußland und die seltsam barbarisch-empfindsame, unbestimmte und unwissende russische Seele. Aber sie haben ihr Leben, aus russischen Gefängnissen befreit, meist im Ausland, in der Schweiz, in München, in London, in den Vereinigten Staaten zugebracht. Sie sprechen Reihen von Sprachen. Sie haben die ganze Kultur des Abendlandes in sich aufgenommen, aber nur, um wider Mittel- und Westeuropa im Namen Asiens den Hunnensturm des Bolschewismus zu entfachen.

Denn sie wissen: Europa — das ist der einzelne, sich seines Ich als eines Stücks verantwortlichen Kulturzentrums bewußte Mensch. Der Träger des kategorischen Imperativs, der wohl in seinem Handeln der Allgemeinheit als Vorbild dienen will, aber eben darum nicht in der Allgemeinheit aufgeht.

Rußland ist nicht mehr nur Europa. Es breitet sich mit seinen Landflächen über das halbe Asien. Und Asien, mit seinen vielhundertmillionenfachen Menschenbecken in China, in Indien, ist das Land der Massen, in denen der Mensch verschwindet. Aus diesem Begriff des „Kollektivs" — des Bienenstocks, des Ameisenhaufens — erwächst der Bolschewismus, der bald in Deutschland den Spartakismus und Kommunismus gebären soll. Niemandem auf der Welt ist die Lehre von der gleichförmigen Masse gefährlicher als gerade dem typischsten Einzelmenschen der Erde — dem Deutschen, der dieses neue Heil am allerwenigsten von allen Völkern braucht. Denn er hat sich ja, in der Erkenntnis, daß auch der Einzelmensch nur im freiwilligen Zusammenschluß aller seine vollen Kräfte entwickelt, schon seit Jahrhunderten von Preußen aus die selbst vom Feind bewunderte deutsche Disziplin geschaffen.

„Lernt von dem Deutschen seine Disziplin", ruft, eben in diesen Tagen, im Taurischen Palais in Petersburg, Lenin seinen Jüngern zu. „Sonst sind wir ein verlorenes Volk!"

So streitet jetzt, in den geschwärzten Trümmern der Festung **Brest-Litowsk**, in höherem Sinne Asien gegen Mitteleuropa, die Masse gegen den Menschen. Es beginnt der bis heute währende Kampf gegen den Fluch der Menschheit, den Marxismus.

Wir haben gewiegte Diplomaten in Brest. Aber sie sehen anderen Gegnern ins Auge als vor dem Krieg den geölten Aalen der Petersburger Salons mit dem liebenswürdigen Lächeln und dem verräterischen Blick. Diese neuen Wortführer Rußlands kämpfen nicht nur mit der asiatischen Kunst des Hinhaltens und Ausweichens, sondern mit allen Winkelzügen des Ghettos, mit allen Listen einer Talmudrabulistik.

Sie haben einen großen Vorteil vor den Mittelmächten. Sie sind sich, eben im Sinn des „Kollektivs", in sich völlig einig darüber, was sie wollen, wenn sie es auch nicht sagen. Die Mittelmächte sind nicht mit einem einheitlichen, vorher vereinbarten Programm erschienen. Türken und Bulgaren haben verschiedene Ziele. Deutsche und österreichische Interessen kreuzen sich. Es gibt Unstimmigkeiten zwischen den diplomatischen und den militärischen Vertretern Deutschlands, die sich in Berlin in Meinungsverschiedenheiten zwischen der Obersten Heeresleitung und der Regierung auswirken. Das bleibt nicht verborgen. Und ist Wasser auf die rote Mühle.

„Die Bolschewisten", schreibt General Ludendorff, „strebten danach, die Verhandlungen in Brest zu einem großen Propagandafeldzug ihrer Ideen auszugestalten. Dies war für unsere inneren Verhältnisse um so gefährlicher, als der zerstörende Einfluß des Bolschewismus nur von wenigen durchschaut wurde. Verkannt und unterschätzt wurde er vor allem von den Mehrheitsparteien des Reichstags. Sie sahen in dem, was von den bolschewistischen Vertretern Rußlands vorgetragen wurde, nur eine Bestätigung ihrer eigenen idealen pazifistischen Ansichten und den Beginn der Weltverbrüderung."

16. Dezember 1917

Sehr wenig günstig wirkte an der deutschen Front die Festsetzung des Waffenstillstandsvertrags, kraft derer zwischen den Demarkationslinien „neutrale" Stellen geschaffen wurden, an denen sich zu bestimmten Stunden bis zu je 25 deutsche und russische Soldaten gemeinsam aufhalten durften. Man kann sich vorstellen, was unsere Feldgrauen da in fließendem Deutsch zu hören bekamen! Wer, wie der Verfasser, damals kriegsamtlich an der geistigen Abwehr dieser Propaganda mitzuwirken hatte, mußte erkennen, daß es sehr schwer war, der Eindringlichkeit dieser Stacheldrahtdialektik unmittelbar von Mund zu Ohr nachträglich und aus der Entfernung entgegenzuarbeiten.

22. Dezember 1917

Die Verhandlungen beginnen. Äußerlich geht es zu wie in einer großen Familie. Alles speist hundertköpfig an einer langen Tafel.

„Das Bild, welches dieses Diner bietet", schreibt Graf Czernin, „ist wohl eines der merkwürdigsten. Prinz [Leopold] von Bayern präsidiert. Neben dem Prinzen saß der Führer der russischen Delegation, ein erst vor kurzem aus Sibirien entlassener Jude namens Joffe. Abgesehen von Joffe ist die markanteste Persönlichkeit [Leo] Kamenew. Der dritte Delegierte ist die Madame Bisenko. Vor zwölf Jahren ermordete sie den General Sacharow. Sie schoß ihm vier Kugeln in den Leib und tötete ihn auf der Stelle. Alles, was um sie her vorgeht, scheint ihr gleichgültig. Nur wenn die Rede auf die Revolution kommt, dann wacht sie plötzlich auf, ihr ganzer Ausdruck verändert sich und sie erinnert an ein Raubtier, das plötzlich die Beute vor sich sieht!"

geb. 1883

25. Dezember 1917

Erster Verschleppungsversuch Joffes: die Ententemächte sollen zur Teilnahme an den Verhandlungen eingeladen werden! Er weiß genau, daß sie nicht kommen. Aber er erreicht eine 10tägige Unterbrechung der Beratung.

„Das heutige Gespräch mit Joffe", notiert sich schon vorher der österreichische Außenminister, „hat mir bewiesen, daß die Leute an Falschheit alles übertreffen, was man der zünftigen Diplomatie vorwirft."

Mitte Januar 1918

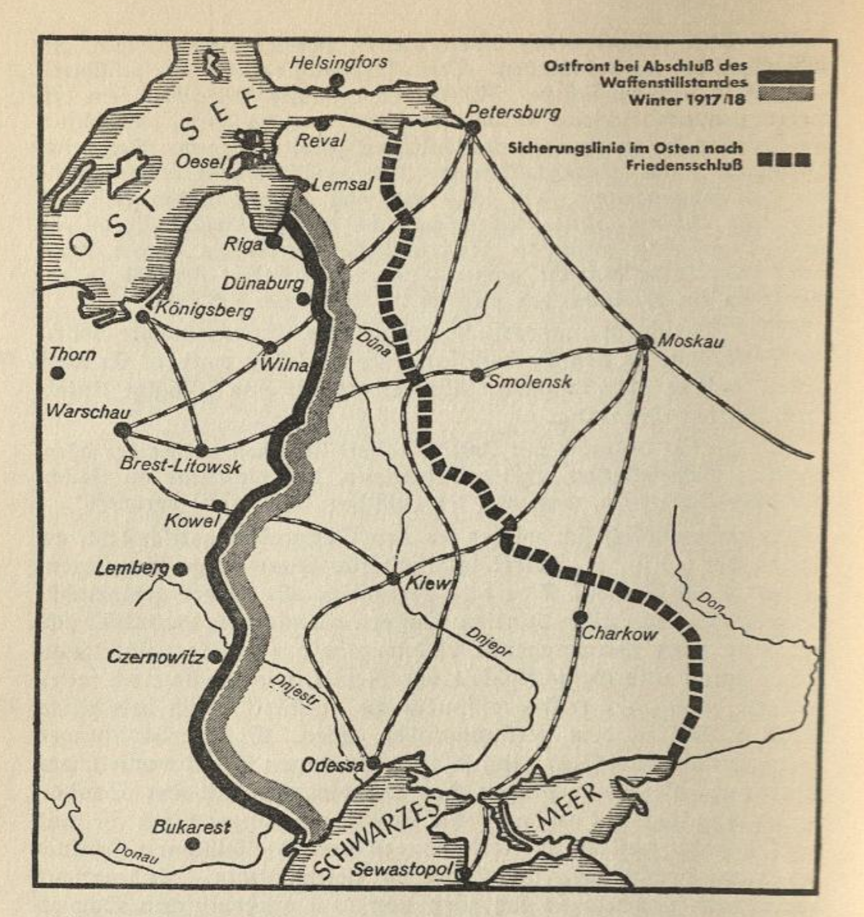
12. Januar 1918

10. Dezember 1917

Als man endlich sich wieder an den Verhandlungstisch setzt, erscheint der russische „Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten" **Leo David Trotzki** persönlich. Er ist der gefährlichste Gegner. Ein mit allen dunklen Wassern gewaschener Rabulist. „Er hat eine ganz hervorragende Rednergabe", sagt Czernin, „eine Schnelligkeit und Geschicklichkeit der Replik, wie ich sie noch selten gesehen habe." Er tritt großspurig auf, gestärkt durch bedenkliche Brotunruhen in dem verhungernden Wien. Die Verhandlungen kommen nicht vom Fleck. Um so schneller, gegen Trotzkis erbitterten Einspruch, die Abmachungen der Mittelmächte mit der Sonderabordnung der **Ukraine**, die inzwischen eingetroffen ist und stark dasteht, weil sie Getreidemengen von 20 Millionen Zentner bis zum Hochsommer an Österreich liefern kann. Andererseits braucht sie, nachdem sie sich eben von dem großrussischen Sowjetstaat losgesagt und zur selbständigen Volksrepublik erklärt hat, den deutschen und k. u. k. Waffenschutz gegen die roten Horden Moskaus.

Auch wenn man, wie der Verfasser, sich vor dem Krieg häufig in der Ukraine aufgehalten hat, wird man sie nach Art und Umfang nicht genau umschreiben können. Es ist so, als wenn man in Deutschland von dem „Land der Franken" spräche. Im allgemeinen ist die Ukraine (das „Grenzland") die fruchtbare, leichtgewellte Ebene zu beiden Seiten des mittleren Dnjepr. Das heilige, kirchenreiche Kiew ihre Hauptstadt. Ihre kleinrussischen Bewohner deutlich durch schlankeren Wuchs, längliche Gesichtsform, eigene Schrift und Mundart von dem eigentlichen Moskowiter, dem Großrussen, verschieden.

Die reiche Ukraine hat im Frieden fast die Hälfte der ganzen russischen Ausfuhr an Getreide, $^4/_5$ an Zucker, aufgebracht und



²/₃ der russischen Kohlen und Eisenerze geliefert. Sie kommt nicht mit leeren Händen.

9./10. Februar 1918, 2 Uhr morgens

Der „B r o t f r i e d e“ zwischen den Mittelmächten und der Ukraine wird unterzeichnet. Es ist der erste Friedensschluß im Weltkrieg.

27. Januar bis 4. Februar 1918

Die Bolschewisten toben. Sie haben in Brest eine Niederlage erlitten. Sie finden Hilfe in Berlin. Um in diesen Entscheidungstagen nur ja die deutsche Heeresführung und Reichsleitung im Rücken zu lähmen, ist eben jetzt die Reichshauptstadt in einen verantwortungslosen Massenstreik eingetreten, der erst nach der Verkündung des Belagerungszustandes versumpft.

10. Februar 1918

16. Februar 1918

Trotzig erklärt Trotzki, er fahre unverrichteterdinge mit seinen Leuten nach Petersburg zurück. Antwort aus dem Großen Hauptquartier in Homburg: Dann finge eben, nach Ablauf der vereinbarten, jeweilig 1wöchigen Waffenstillstandsfrist morgen der Krieg wieder an!

17. Februar 1918

Pünktlich am 8. Tag beginnen die deutschen und k. u. k. Heere ihren Vormarsch in den baltischen Landen und der Ukraine. Sie treffen nur noch da und dort auf einen ganz matten, einen allerletzten Widerstand.

20. Februar 1918

22. Januar 1918

24. Februar 1918

Daraufhin funkt Lenin aus Petersburg Unterwerfung. Mit dem Gebrüll „Verräter!“ empfangen ihn im Sitzungssaal seine Genossen, die jetzt eben die Reichsduma in Petersburg auseinandergejagt und damit den letzten Rest bürgerlicher Gesetzlichkeit in Rußland zertrampelt haben. Aber dann nehmen die Sowjets doch zähneknirschend mit 126 gegen 85 Stimmen das deutsche Ultimatum an. Der Stimme haben sich 26 Terroristen enthalten. Die weltgeschichtliche Entscheidung hängt also vom Willen eines starken Dutzend Muschiks und Matrosen ab.

2. März 1918

3. März 1918

Die Verhandlungen beginnen wieder. Schon tags darauf wird der F r i e d e v o n B r e s t - L i t o w s k unterzeichnet.

Sein Inhalt: Keine Kriegsentschädigung. Rußland schließt sofort Frieden mit der Ukraine. Es zieht seine Truppen aus der Ukraine und aus Finnland zurück. Es räumt Livland und Estland, die vorläufig von deutschen Truppen besetzt bleiben.

5. November 1916

10. Dezember 1917

11. Dezember 1917

19. Juni 1917

7. März 1918

8. März 1918

13. Mai 1918

Aus dem Verband des russischen Reiches scheiden endgültig aus: P o l e n, das ja schon lange von den Mittelmächten für selbständig erklärt ist. Die U k r a i n e, die das gleiche für sich getan hat. L i t a u e n, das sich zum Freistaat erklärt hat. F i n n l a n d, das schon im Vorjahr seine Unabhängigkeit ausgerufen hat und jetzt Frieden mit den Mittelmächten schließt. K u r l a n d, dessen Landesrat bereits die Angliederung in Hohenzollernscher Personalunion beschlossen hat. Ungeklärt bleibt noch der dauernde Verbleib E s t - l a n d s und L i v l a n d s, die sich dann in Berlin unter dem Einspruch Petersburgs von dem Sowjetbund lossagen und zum Deutschen Reich streben.

Februar 1918

Ende Januar 1918

Die Friedenstaube fliegt im Osten, wenn auch mit etwas angeknickten Flügeln, weiter. Es beginnen, noch ehe die Tinte der Unterschriften von Brest-Litowsk trocknet, in Bukarest die Friedensverhandlungen mit R u m ä n i e n, das bereits mit Sowjetrußland gebrochen hat und ganz vereinsamt, dank der Königin Maria und ihrem Anhang aber noch immer kampflustig, dasteht.

Nicht ohne Grund: „Ich hatte“, schreibt Graf Czernin selber, „dem Kaiser [Karl von Österreich] geraten, auf einem geheimen Weg [d. h. ohne Vorwissen der deutschen Heeresleitung!] dem König Ferdinand [der Rumänen] sagen zu lassen, daß er auf einen ehrenhaften Frieden rechnen könne.“ Daß dieser Fürst ein Hohenzoller war, daß Deutschland ihm also mit ganz andern, gemischten Gefühlen gegenüberstand als die Donaumonarchie — diese Imponde-

rabilien wurden bei der verschwiegenen Entsendung des früheren k. u. k. Militärattachés in Bukarest an den Rumänenkönig gar nicht erst beachtet . . . . . .

Ende Januar 1918

Generalfeldmarschall v. **Mackensen** leitet, als Oberbefehlshaber des besetzten Gebietes, die Verhandlungen mit Rumänien ein. Nach dem Schwert die Feder der aus Brest-Litowsk gekommenen Diplomaten Czernin und v. Kühlmann.

Auf diesem heißen Boden des Balkans ist Österreich seit Jahrhunderten so recht zu Hause. Es übernimmt immer mehr die Führung in dem Ränkegewirr der orientalischen Fragen: dem Streit zwischen Bulgarien und der Türkei über die von Rumänien abzutretende Dobrudscha, von der Bulgarien schließlich zu seiner Enttäuschung und Verärgerung vorläufig nur die Hälfte erhält. Über den Freihafen von Constanza. Über die rumänischen Petroleumlager, an denen der Donaumonarchie wenig liegt, weil sie genug eigene Erdölquellen in Galizien besitzt, während für Deutschland die Petroleumröhrenleitungen von der Donau nach dem Schwarzen Meer einen Lebensnerv des Weltkriegs bedeuten.

7. Mai 1918

Endlich wird der **Friede von Bukarest**, der dritte im Weltkrieg, unterzeichnet. Aber als eine endgültige Lösung erscheint er niemandem. Alles im Osten ist noch behelfsmäßig, ist noch im Werden, ist ein Übergang in das noch Unbekannte, das im Westen graut.

60

Krieg dem Bolschewismus!

Februar 1917

Die **russischen Ostseeprovinzen** zerfielen damals in 3 Gouvernements Kurland, Livland, Estland. Davon waren Kurland und der letzte Südwestzipfel Livlands mit der Landeshauptstadt Riga in deutscher Hand. In dem übrigen Livland und in Estland wüten die Bolschewisten gegen den baltischen Grundadel, die lutherischen Pastorate in den Kirchspielen des flachen Landes, gegen die deutsche und undeutsche Bürgerschaft in den Städten.

Nirgends hausen ihre Horden tierischer als hier in dem uralten deutschen Kulturland. Verzweifelte Hilferufe schallen herüber in die deutsche Brückenstellung, die dicht vor Riga sich in einem Bogen von der Düna bis zur Ostsee spannt, hinüber nach der noch von den deutschen Truppen besetzten Insel Moon, die nur ein schmaler Sund von wenig mehr als 1 deutsche Meile Breite von dem estnischen Festland trennt.

Die „weißen Indianer" der neuen bolschewistischen Roten Garde plündern und morden im ganzen Land. „Saatgut wurde vernichtet, ungedroschenes Korn als Streu benutzt, Zuchttiere geschlachtet, landwirtschaftliche Maschinen zerstört", schreibt der Generalstab des deutschen Feldheeres. „Die Pastoren wurden verjagt, die Gotteshäuser als Vergnügungslokale benutzt, der Religionsunterricht untersagt. In einigen Orten beschlossen die Komitees die Abschaffung Gottes."

10. Februar 1917

Der Augenblick, in dem Trotzki in Brest-Litowsk die Friedensverhandlungen abbricht, gibt endlich Deutschland freie Hand!

Aus dem Raum vor Riga brechen mitten im nordischen Winter, durch tiefe Schneewehen watend, die Feldgrauen gegen die russische „Wendenstellung" vor.

19. Februar 1917

Ist das überhaupt noch eine Stellung? Sind das drüben noch Truppen? „Die alten Berufsoffiziere", schildert als baltischer Mitkämpfer der deutsche Generalstabsmajor Hugo Kaupisch die russische Soldateska, „waren fast sämtlich entfernt. An ihre Stelle traten gewählte Offiziere, die um die Gunst ihrer ‚Soldaten Kameraden' buhlen mußten. Der Kommandeur eines kaukasischen Regiments war früher Droschkenkutscher in Moskau gewesen. Er übte täglich stundenlang für seine Unterschrift an einem Schnörkel, den er bei dem früheren Regimentskommandeur gesehen hatte. Ein Infanteriebataillonskommandeur war im Zivilberuf Koch. Die Artillerie verkaufte ihre Pferde an die Landbevölkerung. Preise von 5 Rubel [etwa 11 Goldmark] waren nichts Ungewöhnliches."

Also mehr ein **deutscher Sturmmarsch durch das Baltenland** nordostwärts, dem riesigen, still versumpften Peipussee zu, als ein Feldzug hinter den zerbröckelten Resten der russischen Regimenter her! Rote Mordbrenner, unterwegs in Eile aufgegriffen, baumeln an den Bäumen. In mondheller Winternacht, durch weißen Schnee, eilt alles, Husaren auf Schlitten, Radfahrer, Sturmkompanien, kurländische Kriegsfreiwillige, von berittenen Dorpater Studenten geleitet, der alten baltischen Universitätsstadt zu und in fliegenden Abteilungen, in, wie der Generalstab selbst sagt, „rasender Eile", die vielen Verhafteten das Leben rettet, weiter in das südliche Estland hinein.

In dessen Norden reiten inzwischen schon die Totenkopfhusaren von den Inseln Dagö, Ösel, Moon über die Eisdecke der Ostsee, Scharfschützen, Landsturm, ein ganzer Heerbann, hinterher. Sie haben Befehl von dem Obersten Kriegsherrn persönlich, so rasch wie möglich Reval zu retten. „Unter dem Jubel der Bevölkerung, die das Lied ‚Es braust ein Ruf wie Donnerhall' sang", schreibt Major Kaupisch, „zog der Führer des Nordkorps in die Stadt ein."

25. Februar 1917

Der Dank des durch die Deutschen geretteten Lettland und Estland besteht seitdem im Raub der deutschen Dome, Wegnahme der deutschen Theater, Unterdrückung des Deutschtums in jeder Art.

2. März 1917

3. März 1917

Bis zur Ostgrenze Estlands, an die Narowa, geht der Vorstoß. Von da werfen deutsche Flieger schon Bomben in das nur noch 130 Kilometer entfernte Petersburg. Am nächsten Tag kommt die Nachricht vom Friedensschluß in Brest-Litowsk. Gerade zurecht. Denn der Zweck des Einmarsches ist erfüllt. Das ganze Baltikum befreit. Der rote Spuk verflogen. 1172 Offiziere, 16 000 Mann

russische Gefangene, 500 schwere und 1000 leichte Geschütze, 20 000 Fahrzeuge als Beute bei einem deutschen Gesamtverlust von 20 Toten und 89 Verwundeten!

In dem eben abgeschlossenen Frieden hat Sowjetrußland sich verpflichtet, seine roten Horden aus *Finnland* zurückzuziehen. Es tut es nicht. Wieder der alte Notschrei des Ostens: „Deutschland, hilf!"

Deutschland mußte helfen — so wie es seine Schlüsselstellung vor Petersburg beziehen mußte — schon zum Schutz gegen verdächtige britische Truppenverschiebungen im Nördlichen Eismeer nach der Murmanskischen Küste, mit der offenbaren Absicht, aus der finsteren Winternacht dieser nordischen Breiten auf der neuerbauten Bahn gegen den Finnischen Meerbusen und nach Petersburg sich zu entwickeln.

geb. 1865

Anfang April 1918

geb. 1867

Ein kleines Landungskorps — Jäger, Kavallerieschützen, Batterien — unter General *Graf Rüdiger von der Goltz* schaukelt durch den kalten Winternebel und die treibenden Eisschollen der Ostsee nach dem Leuchtturm von Hangö im äußersten Süden des finnischen Schärengewirrs. Von da geht es ins Innere zur Front der jungen finnischen Weißen Garde des finnischen Generals *Karl Gustav v. Mannerheim*.

13. April 1918

Ende April 1918

In diesem „Land der tausend Seen", der Granithügel, der endlosen Wälder werden die roten Rotten von den Deutschen und Finnen an dem mächtigen Wasserfall der Stadt *Tammerfors*, bei den Holzsägewerken von *Tavastehus*, zurückgetrieben, durch eine an der Südküste gelandete deutsche Abteilung am Rückzug gehindert, bei *Lahti* umzingelt und gefangen. Die Hauptstadt *Helsingfors* ist inzwischen von deutschen Matrosen besetzt. Deutsche Radfahrer stürmen den Observatoriumshügel. Finnland ist frei und hat in aufrichtiger Freundschaft Deutschlands Hilfe nie vergessen.

18. Februar 1918

1. März 1918

Nach dem großen Bluff von Brest-Litowsk, der theatralischen Abreise der Bolschewistenhäuptlinge, haben die Mittelmächte wieder, wie im Baltikum so auch in der *Ukraine*, den militärischen Vormarsch begonnen. Die Russen markieren nur noch Widerstand. Panzerzüge feuern im Abdampfen auf den beiden endlosen Schienensträngen, die sich zwischen Dnjestr und Dnjepr nach Kiew und Odessa zweigen. Auf hohem Hügelrand jenseits des breiten Stroms erscheint den deutschen Feldgrauen mit seinen hundert goldenen Kuppeln das heilige *Kiew* und wird besetzt. Die Österreicher durcheilen von Rumänien her in Kraftwagenkolonnen die bessarabischen Steppen *bis Odessa*.

13. März 1918

Der dortige bolschewistische Blutdiktator, ein Zarenoberst a. D., hatte bereits den Befehl gegeben, alle Studenten, Angehörigen der besitzenden Stände und Vertreter der Intelligenz „ohne Ausnahme schonungslos

26. Februar 1918

auszurotten". Er wurde auf der Flucht von einer weiblichen „Teufelin", der Führerin einer raubenden Amazonenbande, ermordet.

Mit den k. u. k. Truppen rücken auch Feldgraue ein. In den deutschen Siedlerdörfern um Odessa begrüßen sich Württemberger freudig auf gut schwäbisch mit den vor mehr als einem Jahrhundert aus dem Schwarzwald hier eingewanderten „Kolonisten", die sich ihre Mundart noch bewahrt haben. Die schwergeprüften Weltkriegsstreiter atmen auf in diesem vom Krieg noch unversehrten reichen Land der „Schwarzen Erde". „Ein Liebespakettaumel", berichtet als Beobachter Oskar v. Riesemann, „hatte die Truppenteile erfaßt. Hier gab es noch Schweinespeck, Getreide, Mehl, Butter, ja Würste und Schinken in Hülle und Fülle. Ein jeder wollte den Seinen, die zu Hause darbten, etwas davon zukommen lassen. So gingen denn ganze Waggonladungen, ja Eisenbahnzüge aus dem fernen Odessa nach Deutschland ab."

Mai 1918

Von Kiew und Odessa baucht sich der Vorstoß noch tief in das südöstliche Rußland hinein. Charkow wird besetzt. Das kriegswichtige mächtige *Steinkohlenbecken des Donez* mit Jekaterinoslaw. Erst weit im Gebiet der Donkosaken, da, wo Europa schon längst aufgehört hat und Asien noch nicht anfängt, im bunten Völkergemisch der Tataren, Armenier, Schwaben, Russen, Georgier, in Rostow am Asowschen Meer, bäumt sich die mächtige feldgraue Woge und kommt zum Stehen. Einzelne Wellen schlagen noch in Gestalt deutscher Reiter und feldgrauen Fußvolks bis nach Tiflis in den *Kaukasus* hinein, wo die neugegründete *Georgische Republik* um den Schutz des Deutschen Reiches bittet.

Weiter südlich in Vorderasien erhält durch den Zusammenbruch Rußlands die Türkei Luft. Während der Engländer kaum merklich in Nordmesopotamien und Nordpersien vorwärtskommt, holen sich die osmanischen Truppen das ganze verlorengegangene *Armenien* zurück, besetzen das ihnen im Frieden von Brest-Litowsk überlassene Kars und entwickeln sich über Batum gegen den Kaukasus.

Ende Februar bis Ende April 1918

Um diese Zeit haben Deutschland und seine Verbündeten den größten Geländegewinn im Weltkrieg erreicht, der an sich ja leider nicht Kriegsgewinn, sondern höchstens Gewinn an Kriegsmitteln ist. Im Westen ist ganz Belgien, bis auf den Flandernzipfel, Luxemburg, Nordostfrankreich besetzt. Im Süden ein Teil der Lombardei. Im Osten sind Serbien, Montenegro, die Dobrudscha, ein gewaltiges Stück Westrußland in der Hand der Mittelmächte. Der Feind im eigenen Land nur in dem Winkel des Südelsaß, an der Burgundischen Pforte, und in Makedonien. Schwer aber die asiatischen Gebietsverluste der Türkei.

Die letzte Granate hat im Osten ihren graubraunen Rauchbaum in die Luft gespritzt. Schwer waren oft die Entschlüsse im Krieg. Schwer sind jetzt die Fragen des Friedens.

61

Was nun im Osten?

Seit 2 Jahrhunderten hat Rußland ringsum in Asien und Europa alle irgendwie erreichbaren Nachbarvölker unterjocht und es dann den Tataren, Turkmenen, Tscherkessen, den Finnen, Balten, Esten, Polen sehr übelgenommen, daß sie keine „echten Russen“ waren und auch nicht werden wollten und konnten. Denn die Kultur dieser „Fremdstämmigen“ in Europa war dem Halbasiatentum Moskaus weit überlegen.

Es blieb also nur die mechanische Gewalt. Mit Eidbruch in Finnland, mit Deutschtumsverfolgung in den Ostseeprovinzen, mit Unterdrückung der Polen hielt der Absolutismus des Zaren, der Panslawismus russischer Generale, Professoren, Archimandriten, Journalisten das Riesenreich zusammen.

Der Weltkrieg sprengte diesen eisernen Reifen. Die Dauben des Fasses stürzten haltlos auseinander und den Siegern in die Hände. Aus dem Zarenreich wurde ein Balkan. Ein Gewimmel plötzlich frei gewordener Staaten, für deren erste Gehversuche ihre Erlöser Deutschland und Österreich-Ungarn verantwortlich waren.

Am leichtesten machte es noch den Mittelmächten die Ukraine. Denn sie erklärte sich selbständig. Sie rief einen bisherigen Zarengeneral, Paul Skoropadski, zum Hetman aus. Ein Erbrecht auf diese Würde, die schon vor grauen Jahren einmal einer seiner Vorfahren bekleidet hatte, besaß er nicht. Er kam nach Berlin und ließ sich von der deutschen Regierung bestätigen. Deutsche und k. u. k. Waffen hielten ihn, solange das Land von den Mittelmächten besetzt blieb, bis Ende des Jahres in der scheinbaren Macht.

Frühjahr 1918
geb. 1873
Frühjahr 1918
Dezember 1918

In Polen blieb die Thronfolge seit seiner Ausrufung zum Königreich immer noch offen und, im Gewirr der „austropolnischen“ Lösung, der Berliner Auffassung, der Taktik der Polen in der Zwickmühle zwischen der Entente und den Mittelmächten: „sich zum Schluß den Siegern anschließen“, ein ewiges Kreuz des Krieges.

5. November 1916

Nun aber beschloß der Kurländische Landesrat, „der Deutsche Kaiser, König von Preußen, möchte für sich und seine Nachfolger die Herzogskrone Kurlands annehmen.“

8. März 1918

Und bald darauf bekundet der Vereinigte Landesrat von Livland und Estland den Wunsch des Anschlusses an das Deutsche Reich, den eine Abordnung im Großen Hauptquartier in Spa zum Ausdruck bringt.

21. April 1918

Der Zar war „Großfürst“ von Finnland gewesen. Warum nicht jetzt ein neuer Großfürst aus deutschem Herrscherhaus? Namen werden genannt. Ebenso ein deutscher Kronenträger für Litauen, das durchaus nicht zu Polen will.

Deutschland kann diesen Staaten seine starke Hand nicht versagen, am wenigsten den von deutscher Kultur und deutscher Oberschicht beherrschten 3 Ostseeprovinzen des Baltikums. Dessen Angliederung an das Reich bereitet die deutsche Politik von jetzt ab vor.

Und damit wieder die Frage der Kriegsziele im Osten . . .

Frühjahr 1918

Der Kampf wider den „Blutzaren“, der schon am „Roten Sonntag“ 9 Jahre früher vor seinem Petersburger Palast auf sein Volk hatte feuern lassen — das ging bei Ausbruch des Weltkriegs gerade dem Mann der Arbeit in Deutschland ein. Auch die Abwehr gegen den zweiten Ansturm von Osten — gegen die von westlichen Kapitalmächten aufgepeitschte kriegstolle liberale russische Bourgeoisie der Miljukow und Genossen — ist für den Munitionsarbeiter und Bergmann, die Gewerkschaften, die schon stark rötlich angelaufene Etappe Überzeugungssache.

22. Januar 1905

Aber nun ist doch in Rußland eine „Arbeiterregierung“! Dafür hält man in Deutschland, aus Unkenntnis der Verhältnisse, die Schreckensherrschaft einer Handvoll Bluthunde. Nun ist doch, nach der Schwächlichkeit liberalen Berliner Denkens, mit Rußland „Friede“. Das war doch das Ziel des ungeheuren Ringens, nicht das Gezimmer neuer Throne aus den Bordschwellen des Schützengrabens!

Es hätte einer ganz andern eisernen Hand im Samthandschuh bedurft, als sie den matten drei Kriegskanzlern zu Gebote stand, einer ganz anderen Schneidigkeit zivilen Denkens im Krieg statt der ewigen Vogelstraußpolitik in der Frage der Kriegsziele, wenn man dem deutschen Volk die eherne Notwendigkeit hätte klarmachen wollen, diese neuen kleinen Randstaaten in ihrem eigenen wie im deutschen Interesse nicht schutzlos der furchtbaren Nachbarschaft Rußlands zu überlassen.

Denn eigentlich ist Rußland jetzt, nach der Explosion seiner Unterwelt, ein gefährlicherer Nachbar denn je! Rußland lebt, trotz Brest-Litowsk, gar nicht im Frieden mit seinen neuen bürgerlichen Grenzländern, über die es in den nächsten Jahren schon wieder mit roten Bannern gegen Kiew und Warschau fluten wird. Es wird am Krieg nach außen nur durch den Krieg im Innern gehindert.

1919/1920

Lenin und seinen „Volkskommissaren“ beben in schreckensvoller Überraschung die blutbespritzten Marmorböden des Kreml unter den Füßen: überall lebt plötzlich wieder, kampfbereit wider den Bolschewismus, das alte heilige Rußland! Vom Kaukasus her marschiert General Anton Denikin mit seinen Weißen Garden nach der Krim. Admiral Koltschak sammelt ein Heer in Sibirien. Dicht bei Petersburg dröhnen bereits die Geschütze des Generals Nikolai Judenitsch. Bei Zarizyn ruft der Schrift-

geb. 1872
August 1918
geb. 1874, v. d. Bolschew. erschossen 1920
geb. 1862

geb 1869

steller und Hetman Peter *Krasnow* die Donkosaken zu den Waffen. Ebenso der frühere Generalstabschef des Zaren *Alexejew*. Dieser ein Freund der Entente. Jener angeblich deutsch gesinnt.

Und noch ein neuer, ein ganz unerwarteter slawischer Widersacher im eigenen Land!

Schon im Vorjahr ist der *Tschechenführer Thomas Masaryk*, der spätere Präsident der Tschechoslowakei, bald nach dem Sturz des Zaren in Petersburg erschienen. Er hat den kühnen und erfolgreich durchgeführten Plan, aus den massenhaften tschechischen Kriegsgefangenen in Rußland, meist Überläufern, ein Nationalheer zu bilden, das, um die Erdkugel herum, durch das Europäische Rußland, Sibirien, China, Japan, den Stillen Ozean, die Vereinigten Staaten, den Atlantik, auf die Kampffelder Frankreichs ziehen soll, um auf dem kommenden Friedenskongreß bei der Verteilung der Welt als realer Machtfaktor für die Ansprüche der Tschechoslowakei als eines künftig unabhängigen Staats einzutreten.

vom 9. Dezember 1919 ab

Allerdings schifften sich diese Legionäre erst Ende des nächsten Jahres in Wladiwostok ein. Nach Frankreich gelangte die sibirische Kriegsfahrt nicht mehr. Trotzdem war der Eindruck dieses Zugs der Zehntausende um die Welt in die Heimat bei den Amerikanern und der Entente groß.

Sommer 1917
8. November 1917
Anfang 1918
29. Mai 1918

Diese Tschechenarmee bildete sich, 50 000 bis 100 000 Mann stark, in und um Kiew. In der „Wiederbelebung des hussitischen Geistes", wie Masaryk schreibt, heißen ihre Regimenter „Hus" und „Ziska". Sie führten Kelch und Löwen als Erinnerung an die Glaubenskriege im Wappen. Weißgardistisch gesinnt, seit dem Sieg der Sowjets in ständigen Mißhelligkeiten mit den bolschewistischen Machthabern, begannen sie, unter erbitterten Kämpfen mit den roten Horden, ihre abenteuerliche bewaffnete Wanderung über das eroberte Pensa zur Wolga, stromaufwärts nach der Einnahme von Samara und Kasan gegen den Ural und längs der sibirischen Bahn weiter — für Deutschland ein schwerer Nachteil, da dieser Schienenstrang dadurch unter die Kontrolle der Entente geriet und trotz des Friedens von Brest-Litowsk von den deutschen, in Sibirien bisher internierten Kriegsgefangenen nicht zur Heimfahrt benutzt werden konnte.

Juli 1918
30. April 1918

Im Sommer näherten sie sich der für sibirische Verhältnisse stattlichen Fabrikstadt *Jekaterinburg* am Ostrand des Ural. Dort, in einem dem Kaufmann Ipatiew gehörigen Eckhaus des Woßnessenski-Prospekts, der dann, zum Gedächtnis der hier verübten Schandtat, in Karl-Liebknecht-Straße umbenannt wurde, hatten seit dem Frühjahr die Bolschewisten den bis dahin in dem weiter östlich gelegenen Tobolsk gefangengehaltenen Zaren mit Familie und Hofstaat unter Aufsicht des jüdischen Sowjetkommissars Jankel

Jurowski untergebracht. Sie befürchteten, daß die anmarschierenden Tschechen oder auch die Weißen Garden des Admirals Koltschak ihn befreien könnten.

„In einer Sowjetsitzung", schreibt der Bolschewist P. M. Bykow, „wurde einstimmig beschlossen, Nikolai Romanow zu erschießen, ohne ein Gerichtsverfahren abzuwarten. Diese Erschießung war eine durchaus notwendige und zweckmäßige Handlung."

Nacht vom 16./17. Juli 1918

In einem Kellerraum des Hauses wurden um Mitternacht Zar *Nikolaus II. von Rußland, die Zarin, der Großfürst-Thronfolger, seine vier jungen Schwestern* mit fünf Getreuen des Gefolges — dem Generaladjutanten Tatischtschew, vor dem Krieg der russischen Botschaft in Berlin als Generalmajor zugeteilt, dem Leibarzt Dr. Bodkin, der Hofdame Fürstin Demidowa, dem Koch Charitonow und dem Kammerdiener Trupp — durch Revolversalven ermordet und die Leichen eine Stunde von der Stadt entfernt im Wald „Vier Brüder" in die wassergefüllten Schachte eines verlassenen Erzbergwerks geworfen. Man hat die — möglicherweise auch von den Mordbuben verbrannten — Überreste nie gefunden.

„Die Hinrichtung Nikolais des Blutigen", schreibt Bykow, „wurde am 22. Juli bekanntgegeben. Die Arbeiterschaft [d. h. die Bolschewisten] empfing im Stadttheater diese Nachricht mit stürmischer Begeisterung."

geb. 1878, Nacht vom 12./13. Juli 1918

Aus seinem Gasthof in der Sibirischen Straße in Perm, noch im europäischen Rußland, westlich des nahen Ural, holten die Bolschewisten um die gleiche Zeit den jüngeren Bruder des Zaren, den *Großfürsten Michael*, und ermordeten ihn.

geb. 1864
geb. 1869

In der Napolnaja-Schule in Alapajewsk, einer revolutionären Fabrikstadt im Ural, dicht bei Jekaterinburg, hatten die Bolschewisten zahlreiche weitere Mitglieder des Zarenhauses untergebracht: die verwitwete Schwester der Zarin, Großfürstin Elisabeth, den Großfürsten Sergius, die großfürstlichen Brüder Iwan, Konstantin und Igor und den morganatischen Romanow, Fürsten Wladimir Paley.

Nacht vom 17./18. Juli 1918

„Die Führer beschlossen", schreibt der Bolschewist Bykow, „den Forderungen der Massen Rechnung zu tragen und die Romanows zu erschießen. Dieser Beschluß gelangte zur Durchführung. Die Leichen der Hingerichteten wurden in einen tiefen Schacht elf Kilometer von Alapajewsk geworfen."

25. Juli 1918

Eine Woche später rückten die Tschechoslowaken in Jekaterinburg ein. Weiße Garden mit ihnen.

„Die Weißgardisten rächten sich grausam an den Arbeitern und Bauern des Urals", heißt es empfindsam in der Sowjetdarstellung. „Tausende starben unter den Kugeln. Sie alle bezahlten die Erschießung der Romanows mit ihrem Leben. Es genügt zu sagen, daß eine der Stellen in

der Nähe von Alapajewsk zehn Meter hoch mit Leichen der erschossenen Bauern gefüllt war."

Nacht vom 30./31. Januar 1919

Als Entgelt ermordeten die Bolschewisten später in Petersburg die letzten 4 in ihrer Gewalt befindlichen Großfürsten Paul, Nikolai Michailowitsch, Georg Michailowitsch und Dimitri.

geb. 1860 / geb. 1859 / geb. 1863 / geb. 1860

Im ganzen wurden von den Bolschewisten 18 Mitglieder der Kaiserlich Russischen Familie, weit über ein Drittel des Hauses Romanow, niedergemetzelt. Außerdem fiel der Großfürst Demetrius bei Archangelsk an der Front.

1891—1918

Dieser rasende russische Blutrausch entladet sich auch in dem Europäischen Rußland als Rache an dem verhaßten Deutschland für Brest-Litowsk.

5. Juli 1918

Auf dem Allrussischen Rätekongreß in Moskau hat eine Kommunistin wütend zur Ermordung des deutschen Gesandten Grafen Wilhelm v. Mirbach-Harff aufgefordert, der seines gefährlichen Amtes erst seit kurzem waltet. In seinem Empfangsraum in der Villa Berg wird er von zwei jungen Männern erschossen. Die Liste von 100 angeblich „hingerichteten" Schuldigen, die die Sowjetregierung dem deutschen Vertreter überreicht, ist ein Wisch. Das Verbrechen bleibt ungesühnt. Das Zentralkomitee der Sozialrevolutionäre billigt 14 Tage später öffentlich die Mordtat und mahnt zur Nachahmung.

geb. 1871, von den Bolschiwiken ermordet 6. Juli 1918

29. Juli 1918

Den Befehl über die deutschen Truppen in der von dem unterirdischen Bolschewismus in ihren Tiefen zerklüfteten Ukraine führt der Generaloberst v. Eichhorn. Er wird am hellen Tag auf offener Straße von ein paar jungen Leuten durch Bombenwürfe ermordet. Mit ihm sein Adjutant, Hauptmann v. Dreßler. Natürlich ist das Moskaus Geschoß.

geb. 1848, von den Bolschewisten ermordet 30. Juli 1918

„Von Berlin", schreibt der neue Vertreter Deutschlands in Moskau, Helfferich, „erhielt ich trotz meiner Berichte keinerlei Auftrag, wegen der Bluttat irgendwelche Schritte zu unternehmen!" Der russische Außenminister „hatte nur ein Achselzucken: Rußland sei ein revolutionärer Staat"!

Im Gegenteil: der rote General Murawjew erklärt in der Nähe von Moskau bereits den Wiederbeginn des Krieges gegen Deutschland, bis er von seinen eigenen Soldaten über den Haufen geschossen wird.

8. Juli 1918

Lenin selbst erhält in Moskau von einer kriegsfanatischen jungen Jüdin, während er deren Bittschrift liest, eine Kugel in den Leib. Er hat die Folgen des Attentats nie ganz überwunden. Das Petersburger Sowjethaupt Uritzky wird ermordet.

Ende August 1918

Die Briten sind die Murmanskische Küste entlang schon durch das Weiße Meer bis Archangelsk gekommen und lassen dort die Bolschewikenführer reihenweise erschießen. Kein Mensch weiß recht, ob die Petroleumquellen von Baku in den Händen der Armenier,

der Perser, der Türken, der Engländer sind. Selbst die blutrünstigen, morderprobten Moskauer Lettenregimenter meutern.

Es liegt ein roter Nebel, ein heißer Blutdunst über Rußland. Eine gespenstige Ungewißheit. Die giftige Hydra auf dem Kreml kämpft einen Verzweiflungskampf. Stirbt sie, dann kann die Welt aufatmen. Behauptet sie sich, dann wird die Welt erst erkennen, was der Bolschewismus ist.

Die deutsche Reichsregierung ahnt es nicht, aus der ihr selbstverständlichen bürgerlichen Weltordnung heraus. Sie hält sich an den „Frieden" mit Rußland, entgegen den Warnungen aller Rußlandkenner. Sie duldet es, daß der russische Sowjetvertreter Joffe in Berlin, der „edle Jude", wie ihn nach dem jüngeren Graf Hertling das Auswärtige Amt nennt, aus dem Botschaftspalast Unter den Linden eine bolschewistische Hochburg für Hochverrat macht und an deutschen Festtagen zwischen dem Schwarzweißrot der Nachbarhäuser von seinem Dach die blutrote Fahne des Weltaufruhrs flattern läßt!

Denn man hat jetzt keine Zeit in Berlin für den Osten. Man überläßt vorläufig die Dinge im Osten sich selbst. Der Westen sieht, wie nie auf Erden, eine Welt in Waffen! Im Westen rollen die Würfel des Weltkrieges der ungeheuren Entscheidung zu.

62

Vor der Kriegsentscheidung

Frühjahr 1918

Rein äußerlich hat es an diesen schicksalsschweren Iden des März den Anschein, als stehe Deutschland mit seinen Verbündeten im Begriff, endgültig den Weltkrieg zu gewinnen. Im Osten ist er schon restlos gewonnen. Aus dem Osten rollt in endlosen Zügen eine Million Feldgrauer gen Westen. Hat dort die deutsche Front bisher gestanden, so wird sie jetzt, zum erstenmal im Krieg den Feind etwas an Zahl, wenn auch nicht an Material, überlegen — so wird diese Welt in Waffen jetzt wandeln und vor ihr her die Siegesgöttin schreiten!

Aber über diesem lichten Kriegsbild schatteten schwarze Wolken.

Deutschland war zu dem Holmgang auf Tod und Leben bereit. Denn seine kriegsstarken Führer wußten, daß es um Tod und Leben ging.

16. Oktober 1917

„Mit Clemenceaus Amtsantritt", gesteht der österreichische Außenminister Graf Czernin, „bekam das Kriegsziel, Deutschland definitiv zu vernichten, die Oberhand. Die Erklärung lag darin, daß es eben keine andere Möglichkeit gibt, ein starkes, selbstbewußtes Volk völlig zu entwaffnen, als es zu erschlagen."

Aber ganz Mitteleuropa und halb Südosteuropa bis nach Vorderasien hinein konnte man nicht erschlagen. So lag in dem Vernichtungswillen der Entente gegenüber Deutschland eine Art Schonungswille gegenüber den Verbündeten Deutschlands, wenn diese sich in letzter Stunde von dem für vogelfrei erklärten Deutschen Reich lossagten. Und dadurch webte bereits in der Luft von Wien, Budapest und Sofia ein allgemeiner, unbestimmter, aber schattenhaft wachsender Friedenswille.

Am deutlichsten in **Bulgarien**, das sein Kriegsziel, wenn auch zu seinem Mißvergnügen nur halbwegs, mit dem Besitz der Südhälfte der Dobrudscha, erreicht hatte, und nun nicht wieder, wie in den vorhergegangenen Balkankriegen, bei Friedensschluß seine Beutefelle davonschwimmen sehen wollte. (8. Oktober 1912 bis 10. August 1913)

In der **Donaumonarchie** aber platzt jetzt, wo es auf die geeinigte Kraft der Mittelmächte ankommt, in einer trüben Staubwolke der Bovist des **Sixtusbriefes**.

(März 1917) Schon im Vorjahr hatte Kaiser Karl von Österreich durch Vermittlung seines Schwagers, des Prinzen Sixtus von Parma, in einem geheimen Handschreiben den Präsidenten von Frankreich, Poincaré, wissen lassen, daß er „mit allen Mitteln die gerechten Rückforderungsansprüche Frankreichs mit Bezug auf Elsaß-Lothringen unterstützen werde". (31. März 1917) Die französische Regierung legte dies Dokument zunächst stillschweigend in ihre Schublade.

Der österreichische Außenminister Graf Czernin kann von diesem Brief seines Kaisers und Herrn keine Kenntnis gehabt haben. Sonst hätte nicht jetzt der vorsichtige Diplomat in einer Rede vor einer Abordnung des Wiener Gemeinderats erklärt, „daß ich gegenüber Frankreich kein Friedenshindernis erblicken könne als den Wunsch Frankreichs nach Elsaß-Lothringen". (2. April 1918)

Prompte Antwort „An alle" des Ministerpräsidenten Clemenceau durch den offiziellen Draht am nächsten Tag: „Graf Czernin hat gelogen!" (3. April 1918)

Graf Czernin, eben zu den rumänischen Friedensverhandlungen in Bukarest eingetroffen, führt dort ein Ferngespräch mit Kaiser Karl in Baden bei Wien. (9. April 1918)

Wortlaut des Hughes-Stenogramms:

„Der Kaiser: ‚Selbstverständlich ist alles, was man über mich vorbringen könnte, Lug und Trug. Ich wiederhole nochmals, daß ich als Souverän zu hoch stehen würde, um mich in weitere Diskussionen mit einem Kerl wie Clemenceau einzulassen.'

Czernin: ‚Ich habe die Furcht, daß Eure Majestät auf einen Brief, den Sie doch geschrieben haben, vergessen haben.'

Der Kaiser: ‚In einem Brief an Prinzen von Parma ist niemals etwas Politisches gestanden. Danke. Schluß!'"

(Nacht vom 10./11. April 1918) Graf Czernin trifft trotz dieser Auskunft wieder in Wien ein und fährt nach dem Kaiserlichen Hauptquartier in Baden bei Wien.

„Dort", schildert der den Außenminister begleitende ungarische Ernährungsminister Prinz Ludwig Windisch-Graetz, „bewohnte der Monarch am Hauptplatz eine Wohnung, die aus drei Zimmern bestand. Das erste war ein Vorraum, der meist mit Ministern, Generalen, Beamten, Politikern, Funktionären, Ordonnanzen, Lakaien angefüllt war. Das mittlere war das Arbeitszimmer, im dritten, im Schlafzimmer, lag die Kaiserin im Wochenbett. So wohnte die Kaiserliche Familie sechs Monate lang. Oft standen im Vorzimmer hohe Offiziere und Würdenträger, und die Amme ging durch, mit den Utensilien ihres Amtes in Händen."

In dieser Umwelt gibt Kaiser Karl seinem Minister zu, daß er doch einmal über Friedensmöglichkeiten nach Paris geschrieben habe, aber gerade im entgegengesetzten Sinn! (11. April 1918 morgens)

Im Konzept seines Briefes, das er an Czernin nach Wien schickt, steht, wie der Überbringer des Schreibens, der in alles eingeweihte Sektionsrat A. Demblin, mitteilt: „Ich [Kaiser Karl] hätte meinen ganzen persönlichen Einfluß zugunsten der französischen Rückforderungsansprüche bezüglich Elsaß-Lothringens eingesetzt, wenn diese Ansprüche gerecht wären, sie sind es jedoch nicht." (12. April 1918 vormittags)

Für die Echtheit dieser Fassung gibt Kaiser Karl dem Grafen Czernin auf dessen Wunsch sein Ehrenwort.

Ein österreichisch-ungarisches Kommuniqué erklärt nun die Behauptung Clemenceaus, Kaiser Karl habe „mit eigener Hand" seine Zustimmung zu den elsaß-lothringischen Ansprüchen bestätigt, „als von Anfang bis zum Ende erlogen". (10. April 1918)

Jetzt fletscht der „Tiger" die Zähne. Er veröffentlicht den Wortlaut des abschriftlich in seinen Händen befindlichen Originalbriefs und läßt später noch die Handschrift Kaiser Karls in der „Illustration" reproduzieren. (12. April 1918; 3. Januar 1920) Der europäische Skandal ist da. Es ist kein Zweifel mehr, daß Kaiser Karl seinen Verbündeten Kaiser Wilhelm verraten und seinem eigenen Minister ein falsches Ehrenwort gegeben hat.

Graf Czernins Stellung ist ohnedies bereits in diesen Tagen erschüttert. Die nächsten Verwandten des Monarchen aus dem Hause Parma haben eine Schiffsladung Kakao zur Weitergabe zum Einkaufspreis und unentgeltlicher Kinderspeisung aus Spanien nach Triest unter neutraler Flagge verfrachtet. Hohe ungarische Kreise wollen von einem „Bombengeschäft" von 20 Millionen Kronen Gewinst wissen. Graf Czernin verlangte schroff die staatliche Beschlagnahme der Sendung. (11. April 1918) Kaiser Karl blieb für ihn unsichtbar. Nur die Kaiserin Zita empfing ihn . . . . . (12. April 1918)

Tags darauf war Graf Czernin von und zu Chudenitz auf Winař gestürzt — nach, nicht neben, dem schon entlassenen Grafen Tisza und dem kaltgestellten Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf der letzte „Kopf" der Habsburgermonarchie. Kaiser Karl war mit seinen Verwandten und Beratern unter sich. (14. April 1918)

Zunächst freilich der saure Bitt- und Bußgang in das deutsche Hauptquartier nach Spa. Dort war man, in der Umgebung Kaiser Wilhelms II., natürlich entsetzt. (11. Mai 1918)

„Kaiser Karl", schreibt General v. Cramon, „war, als er den Zug verließ, sehr bleich. Es erfolgte der übliche Monarchenkuß, und nach kurzer, etwas förmlicher Begrüßung ging die Fahrt nach den Quartieren."

Jetzt hätte sich der deutschen Politik die nie wiederkehrende Gelegenheit geboten, Kaiser Karls „tätige Reue" zu einer für Deutschland annehmbaren Lösung der austropolnischen Frage, zu einer erneuten Festigung des Bündnisses der beiden Kaisermächte, zur Klärung der gemeinsamen Kriegsziele auszuwerten. Trotz des Drängens der deutschen Heerführer erreichte die deutsche Staatskunst, wie gewöhnlich, nichts. Denn der neue im Schloß Heid de Poufon abgeschlossene Bündnisvertrag „betonte", wie der Sohn des Reichskanzlers, Rittmeister Graf Hertling, schreibt, „daß keiner der beiden Kontrahenten von einer Möglichkeit, unabhängig vom andern Teil Frieden zu schließen, Gebrauch machen werde, solange er nicht durch vollständige Erschöpfung oder andere Gründe unbedingt dazu gezwungen sei". Durch diese Schlußwendung standen Österreich alle Türen zum beliebigen Austritt aus dem Vertrag offen.

12. Mai 1918

„Es wurde in großer Feierlichkeit irgendein Schriftstück aufgesetzt", schreibt Ludendorff, „die Abmachung hatte keinerlei Bedingung für Österreich-Ungarn und war vollständig wertlos. Unsere Diplomatie hatte versagt, die Doppelmonarchie hatte gesiegt."

Zu dem Sixtusbrief als zweite schwere Sorge in Spa die ewige Seeschlange des Weltkriegs: die U-Boot-Frage.

Gegen die Mitte des Vorjahrs hat der Tauchbootkrieg mit der Versenkung von 1 Million Tonnen Schiffsraum im Monat seinen Höhepunkt erreicht. Von da ab zittert der Zeiger jetzt bis ins Frühjahr hinein auf 600 000 bis 700 000 Tonnen im Monat. Er wird von da ab bis zur Einstellung des U-Boot-Krieges auf unter ½ Million sinken.

Juni 1917

Mai 1918

Oktober 1918

Die öffentliche Meinung in Deutschland: Nun natürlich! Das ist ja eben der Erfolg des U-Boot-Krieges! Die Meere sind leer geworden. Sie gleichen einem ausgeschossenen, wildarmen Jagdrevier!

Die öffentliche Meinung weiß es nicht und braucht es weiß Gott nicht zu erfahren, daß die Feindmächte rastlos den laufenden Schiffsverlust durch laufende Neubauten ersetzen! England baut in der ersten Hälfte des 5. Kriegsjahres ¾ Millionen Tonnen, die Vereinigten Staaten in den ersten 8 Monaten dieses Jahres weit über 1½ Millionen und bis Ende des Jahres 3 Millionen. Großbritannien erreicht bis zu diesem Zeitpunkt mehr als 1¼ Millionen. Im ganzen liefern alle Werften der Welt in diesem Jahr die Zahl von 1866 neuen Schiffen mit einem Raumgehalt von 5 557 000 Tonnen. Versenkt werden nach den amtlichen deutschen Angaben in

1. Januar bis 30. Juni 1918

1. Januar bis 1. September 1918

1918

diesem Zeitraum im ganzen 5 160 000 Tonnen. Der Feindbund verfügt also über etwas mehr Schiffsmaterial als zuvor und dabei nagelneues.

1918

Da gibt es nur eine Hilfe: die Zahl der U-Boote vermehren! Die Zahl der im 5. Kriegsjahr neu fertiggestellten Tauchboote steigt von 3 Stück im Januar und 6 im Februar auf je 8 in den beiden folgenden Monaten, auf 10 im Mai und 12 im Juni, und sinkt dann wieder im Juli, August, September auf 9, 8, 10. Im ganzen 74 Neubauten.

„Mit diesen Zahlen", schreibt Admiral Scheer, „wurde zwar der Abgang gedeckt, aber kein erheblicher Zuwachs an Bestand erzielt."

Denn die eigenen Verluste im U-Boot-Krieg waren zu groß. Viele der kleinen Heldenschiffe, in denen die Mannschaft sang: „Gen England wollen wir fahren!" kehrten von der Fahrt gen England nicht zurück. Und mit ihnen blieb das edelste, auf die Dauer kaum mehr zu ersetzende Mannestum der Marine für immer in der See.

Gewiß war trotzdem das U-Boot ein Dorn im Auge des Feindes. Und ganz besonders das flandrische Wespennest — der U-Boot-Hafen von Zeebrugge.

In immer neuen Massenstürmen zu Land, unter Strömen von Blut, hatten die Briten vergeblich versucht, sich dem „Pestherd" zu nähern. Wie sie unter der Nachbarschaft der kleinen Ungeheuer litten, das zeigte nun ihr tollkühner, verzweifelter, siegreich abgeschlagener Handstreich zur See auf Zeebrugge.

Unter künstlichem Nebel nähern sich 2 feindliche Kreuzer der Mündung des Brügge-Kanals und versenken sich selbst vor dessen Schleusentoren, ohne jedoch den verhaßten U-Booten die Ausfahrt zu verblocken.

22.—23. April 1918

Mitten in diesem Kampfgetöse landet plötzlich der britische Kreuzer „Vindictive" an der Mole von Zeebrugge. Mit Sturmleitern versuchen vom Deck aus 400 ausgewählte Seesoldaten die Hafenmauer zu erklimmen. Nur 40 kommen hinauf und fallen bis auf einen Hauptmann und ein Dutzend Mann im Handgemenge.

Ein englisches verwegenes U-Boot sprengt gleichzeitig die Gitterbrücke über den Schleusenkanal der Mole. Es ist einer der Augenblicke, an denen ein Stück Weltgeschichte hängt. Aber der Engländer muß weichen, und die U-Boote schlüpfen in der nächsten Zeit um die im Fahrwasser liegenden Sperrwracks herum. Der Tauchkrieg geht weiter!

Und doch mußte man der harten Wirklichkeit ins Auge sehen: die Zuversicht der Seekriegsleitung, durch den Tod aus der Tiefe Albion in wenigen Monaten auf die Knie zu zwingen, war ein schöner Traum geblieben.

Der U-Boot-Krieg zehrte am Feind — vielleicht mehr noch an den Nerven als am Magen —, er band starke Kräfte des Gegners, er war ein vortreffliches Kampfmittel so gut wie das Bombenflugzeug oder die „Dicke Berta". Eine kriegsentscheidende Wirkung brachte er nicht.

Und am wenigsten da, wo die Entscheidung des Weltkriegs aufstieg. Ohne Menschenverluste, ungestört durch die U-Boote, durchmaßen die amerikanischen Hilfstruppen den „Großen Teich". In künstlich verqualmten, durch Schlachtpanzer geschirmten, von Torpedojägern umschwärmten Transportflotten nahte Amerika. Seine Rekruten waren anfangs an Bord so eng verfrachtet wie Heringe in der Tonne. Ausrüstung und Kriegsgerät erhielten sie erst auf den Ausbildungsplätzen in Frankreich. Frisch und heil quoll eine Menschenstaffel nach der andern aus den Schiffsbäuchen auf die Kais der französischen Häfen.

Januar 1918 — Mitte April 1918

Zu Beginn des letzten Kriegsjahrs waren bereits etwa 60 000 Amerikaner gelandet. Kampffähig war von ihnen nur 1 Division, die sich im Frühjahr an der Maas, in der Gegend von Saint-Mihiel, und an der Mosel, im Raum von Metz, bemerkbar machte. Die Neulinge schlugen sich persönlich gut. Ihre mangelnde Kriegserfahrung brachte ihnen große Verluste. Gefährliche Gegner waren sie noch nicht.

geb. 1860 — Juni 1918 — 1. November 1918 — Januar 1918 — Herbst 1919

Aber 5 Monate später hatte General John Joseph Pershing, der Oberbefehlshaber der amerikanischen Streitmacht, bereits Aussicht, über mehr als 200 000 Mann, darunter ein Drittel schon fertig ausgebildete Feldgrüne, zu verfügen. Ende des Jahres war es schon ½ Million. Der Tag der Entscheidung aber — so hatte Clemenceau bereits früher den versammelten Staatsmännern und Generalen des Weltbundes erklärt — müsse auf das Ende des nächsten Jahres gelegt werden! Dann erst ständen die eigentlichen Millionenheere der Vereinigten Staaten in erdrückender Übermacht auf dem Boden Frankreichs.

Frühjahr 1918 — März/April 1918

Dieses Zukunftsbild allein widerlegt die damals in Deutschland vielfach, auch von hohen Militärs, vertretene Anschauung, man möge doch lieber den Feind im Westen sich weiter den Kopf an der Siegfriedstellung einrennen lassen und dafür im Osten den bedrohlichen Brandherd von Saloniki, wie seinerzeit den noch größeren von Gallipoli, löschen und den schneckenlangsamen, aber für die Türkei lebensgefährlichen britischen Vormarsch in Palästina abriegeln, wo sich die Engländer allerdings jetzt eben von dem an die Stelle Falkenhayns getretenen General Liman v. Sanders am Toten Meer und am Jordan ein paar tüchtige Schlappen geholt hatten.

Eine einfache Zahlenvergleichung ergibt, daß Deutschland im Westen jetzt noch der Entente an Kräften etwas überlegen, mindestens gleichwertig war und dieses Verhältnis sich jeden Tag zugunsten des Widerparts veränderte, bis dieser endlich so stark wurde, daß er selbst das Gesetz des Handelns, den Entscheidungsangriff, an sich riß. Es mußte also vorher und so bald wie möglich von Deutschland angegriffen werden. Dieser Ansturm gegen eine

ungefähr gleich starke, kriegserfahrene, bis an die Zähne verschanzte, an Stückwerk überlegene Reihe feindlicher Heere war und blieb ein ungeheures Wagnis, das gewagt werden mußte, weil es keinen andern Weg gab.

13. Februar 1918

„Der Kampf im Westen", führte Ludendorff in Homburg in einem Vortrag vor dem Kriegsherrn und dem Reichskanzler aus, „ist die gewaltigste militärische Aufgabe, die je einem Heere gestellt wurde, und an der sich Frankreich und England zwei Jahre vergeblich versucht haben!" Und er spricht weiter von dem inneren Willen zum Sieg. „Diese seelischen Momente sind das Fundament zu der größten aller Taten!"

März 1918

Und diese Zuversicht auf des Reiches Kraft und Herrlichkeit war in diesen Tagen vor dem ahnungsgrauenden großen Morgen in Deutschland aus Not und Hunger und Zwietracht noch einmal, ganz aus dem Volk heraus, ohne Zutun der matten Regierung, zu einer wundersamen Gläubigkeit erwacht. Menschen, die nichts vom Kriege verstanden, konnten sich doch jetzt mit Recht sagen: „Wenn wir jahrelang mit unsern bisherigen Kräften dem Feind im Westen getrotzt haben, so müssen wir ihn jetzt doch, mit einer Million Streiter mehr, besiegen!"

Es gibt Vorfrühlingstage in den deutschen Bergen, in denen die Luft seltsam schwül, in geheimnisvollem, schwerem Schweigen zittert, bis plötzlich das Brüllen des Föhns die Klüfte erschüttert. So, vor dem Sturm, war die Stimmung in Deutschland. Sie war tief gläubig und freudig. Sie hoffte auf das Wunderbare.

So meldete die Oberste Heeresleitung dem Kriegsherrn, daß das Heer versammelt sei und wohlvorbereitet „an die größte Aufgabe seiner Geschichte" herantrete.

63

Die Große Schlacht in Frankreich

„Ich wußte", schreibt Feldmarschall v. Hindenburg, „daß aus dem deutschen ‚Kaninchen', das der Spott eines unserer erbittertsten Gegner als ‚aus dem freien Feld in die Erdlöcher vertrieben' der englischen Lächerlichkeit preisgeben zu dürfen glaubte, der deutsche Mann im Sturmhut werden würde, der mit seinem ganzen mächtigen Zorne dem Schützengraben entsteigt, um die jahrelange Kampfqual der Verteidigung zu beenden."

„. . . wenn es auch nicht die Truppen von 1914 waren", ergänzt Ludendorff, „sondern nur eine Art Miliz mit großer Kriegserfahrung". Ein feldgraues Volk in Waffen. Ein finsterer Kriegswille, der mit zusammengebissenen Zähnen auf das erlösende „Kartoffelsupp! Kartoffelsupp!" — das Hornsignal „Geht langsam vor!" — wartete.

Ein tückischer Kriegsteilnehmer tritt gerade jetzt, beim Vormarsch zur Entscheidung, mit in Reih und Glied! Die Grippe grassiert in der

ganzen Front, lichtet unnötig noch mehr die Reihen, macht auf Wochen den Mann matt, den sie anblies.

Unsichtbar wie sie der Gifthauch der seelischen Grippe des Ostens: des Bolschewismus. Aus den vertraglich seinerzeit im dortigen Waffenstillstand zum „Gedankenaustausch" zwischen Feldbraun und Feldgrau freigegebenen Stacheldrahtlücken wandert die Moskauer Seuche mit den Truppenzügen gen Westen.

16. Dezember 1917

Unvorteilhaft zum Teil vom bisherigen Heeresersatz unterschied sich der neu eingestellte Rekrutenjahrgang: verwahrloste 18jährige, ohne die Zucht des im Feld stehenden Vaters in den Munitionsfabriken hochgewachsen, viel zuviel leichtverdientes Geld in der Tasche, die Schlagworte des U-Sozialismus im Ohr — ohne ein inneres Verhältnis zum Weltkrieg, der für sie eine Art streikreifen Großbetriebs bedeutet.

Und das Ganze doch immer noch dies herrliche, dies unüberwundene deutsche Heer, mit seinem heiligen Wahlspruch: „Nur das lebt, wofür man stirbt!"

Aus ihm ballt sich ein Sturmgewitter von 60 Divisionen — ein Drittel der ganzen Westfront —, das größte des ganzen Kriegs. Eine halbe Million gebräunter, sieghoffender Gesichter unter dem Stahlhelm.

„Großes Hauptquartier [Spa], 10. 3. 18.

Seine Majestät befehlen:

Der Michaelangriff findet am 21. 3. statt. Einbruch in die erste feindliche Stellung 9.40 vormittags."

2 Armeen der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern auf dem Nordflügel der 70 Kilometer langen Angriffsfront, 1 Armee der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz auf der Südhälfte. Auf jeden Meter Breite wohl ein halbes Dutzend Krieger hintereinandergestaffelt. 5000 Geschütze — auf je 30 Schritt — längs etwa der doppelten Strecke Berlin—Potsdam — vor Munitionsstapeln feuerbereit.

Die Befehlsstelle der Obersten Heeresleitung wird von Spa nach Avesnes, einem Städtchen nahe der belgischen Grenze, in der Mitte hinter der Siegfriedstellung, vorverlegt. Aus der Siegfriedstellung — nördlich von Cambrai bis südlich Saint-Quentin — wird der kriegsentscheidende Blitzstrahl in der Richtung gegen Amiens, die nur 60 Kilometer von der Meeresmündung der Somme entfernte Schlüsselstellung zum Kanal zucken.

„Die Stadt", schreibt Hindenburg, „ist von größtem strategischen Wert. Fällt sie in unsere Hand, so ist das gegnerische Operationsfeld in zwei Teile gesprengt, England auf der einen, Frankreich auf der anderen Seite. Vielleicht lassen sich die verschiedenen politischen und strategischen Interessen beider Länder durch solch einen Erfolg trennen! Bezeichnen wir diese beiden Namen ‚Calais' und ‚Paris'. Darum vorwärts gegen Amiens!"

Und es geht vorwärts in der „Großen Schlacht in Frankreich" — auf dem deutschen linken Flügel sogar mit Riesenschritten, trotz Sturm und Regen, trotz Nebel, in dem das Fußvolk sich schwer zurechtfindet, trotz widrigen Windes, der das Gas der Granaten vom Ziel abtreibt.

21. März bis 5. April 1918

„In der Nacht zum Mittwoch", schreibt Captain Wright vom Obersten Kriegsrat der Alliierten, „klangen die innerhalb der feindlichen Linien liegenden Dörfer der Pikardie von den herrlichen, triumphierenden Schlachtgesängen der Deutschen wider. Trotz strengen Gegenbefehls sangen die deutschen Truppen aus voller Kehle, als sie in tiefster Dunkelheit zur letzten großen Kaiserschlacht vorrückten. Frühmorgens, am Donnerstag, rollte das wogende Meer des ungeheuren Ludendorffschen Operationsheeres heran. Es hätte keine Truppe der Welt sich auf die

Dauer ohne Verstärkungen gegen die lawinenhafte Übermacht halten können."

„Rettet Amiens!" Die Hilferufe der allein fechtenden Briten funken hinüber zu den Franzosen. Deren Oberführer Pétain zögert. Er besorgt immer noch eine deutsche Kriegslist und in Wirklichkeit den Hauptstoß auf Reims.

In dem Donner von vielen Tausenden von Geschützen, unter denen der Boden der Pikardie erzittert, verhallen weit südlich, in der Ferne, die Schläge eines einzelnen Feuerschlundes. Und doch geschieht hier etwas Einzigartiges: eine neu hergestellte Kruppkanone sendet ihre Zuckerhüte während der fernen Riesenschlacht 120 Kilometer weit — die Entfernung Magdeburg—Berlin — auf die Dächer von Paris!

23. März 1918

Immer weiter wälzt sich die deutsche Welle. Sie wandert wie eine Naturgewalt ihres Wegs! Hunderte von britischen Geschützen stehen erbeutet schon meilenweit hinter den vorwogenden feldgrauen Feuerketten. Lange Züge von gefangenen Tommies — mehr als 90 000 im Verlauf der Schlacht — marschieren durch die Straßentrichter gen Osten. Die vor Amiens kämpfende englische Armee löst sich in ihre Bestandteile auf.

„So drangen die Deutschen", heißt es in einem Bericht des feindlichen Obersten Kriegsrates der Alliierten, „im Lauf der Kampfwoche immer weiter nach Amiens vor, die Fetzen der Goughschen Armee vor sich hertreibend. Gelang es ihnen, Amiens zu erreichen, so waren die französischen und britischen Heere getrennt. Der Verlust Amiens' konnte auch den Verlust des Krieges nach sich ziehen. Alles hing davon ab, ob diese Stadt zu halten war. Noch einmal winkte der Sieg den Deutschen in unmittelbarer Nähe."

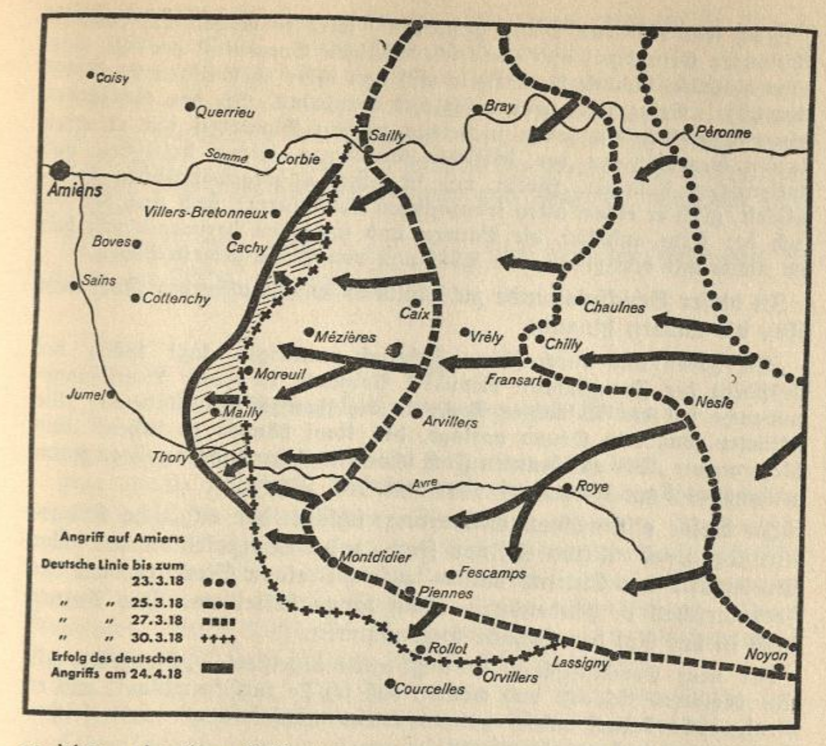
Zwar Clemenceau schreit in Paris den dort versammelten, verstörten Staatsmännern ins Gesicht: „Ich schlage mich vor Paris — ich schlage mich hinter Paris — ich schlage mich in den Pyrenäen!" Aber es ist schon die Rede davon, daß die Regierung wieder nach Bordeaux flüchtet. Die französische Deputiertenkammer beschließt, in einer Eilsitzung, mit 490 gegen 7 Stimmen, die sofortige Einberufung des nächsten Rekrutenjahrgangs. Aus London drahtet Lloyd George, daß er bei dem ungünstigen Stand der Schlacht, die er in einer Depesche nach Amerika als „die größte und wichtigste der Weltgeschichte" bezeichnet, den letzten britischen Soldaten, der sich noch drüben auf dem Inselreich befindet, nach Frankreich schicken werde! Bald darauf verlängert das englische Parlament die allgemeine Wehrpflicht auf das 50. bis 55. Lebensjahr und ruft selbst die widerstrebenden Iren zu den Waffen.

29. März 1918

April 1918

Die Große Schlacht in Frankreich geht ihren Donnergang gen Westen weiter! Die Engländer verlieren im letzten Märzdrittel 8840 Offiziere und 164 881 Mann, dazu 1300 Geschütze. „Niemals zuvor, selbst in der Sommekatastrophe", meldet ein Augenzeuge auf ihrer Seite, „sind die englischen Soldaten in solchen Scharen niedergemäht worden!"

„Gen Amiens!" schreibt Feldmarschall v. Hindenburg. „Man möchte



es jedem einzelnen Soldaten zurufen: Dringe vorwärts auf Amiens! Gib den letzten Rest deines Willens her! Vielleicht bedeutet Amiens den entscheidenden Sieg!"

Die Entente hat jetzt begriffen, daß es bei Amiens auf Tod und Leben geht! Sie schleudert, was sie an Reserven in rasender Eile heranraffen kann, in den Wetterwinkel der Schlacht. Französische Reiterregimenter jagen voraus. „Die französischen Generale stürmten fast allein auf das Schlachtfeld" — einer nur von seinem Fahnenträger begleitet! Aber ihre Divisionen rollen in Massen auf Lastkraftwagen hinterher. Verhängnisvoll mischt sich schon, für die deutschen Augen, das Graublau Frankreichs drüben in das Khakigelb der Briten.

In Doullens, 30 Kilometer nördlich von Amiens, treffen sich mitten im Toben der Schlacht die militärischen und bürgerlichen Machthaber der Entente zum Kriegsrat. Unter ihnen General Ferdinand Foch, schon in Friedenszeiten in der französischen Armee der kommende Mann, an der Marne und namentlich an der Yser ausgezeichnet, eine Zeitlang dann im Hintergrund des Krieges, seit dem Vorjahr Chef des französischen Generalstabs.

25. März 1918 mittags

September 1914

Mai 1917

„Foch war ein alter Mann geworden", wird er geschildert; „von erschütterter Gesundheit und einer übermäßigen Sorgenlast geplagt, hatte seine elegante, schlanke Reiterfigur viel von ihrer ehemaligen Elastizität eingebüßt. Seine Rede war rasch und sprudelnd. In der Schlichtheit seiner Gewohnheiten sowie in seinen rauhen Manieren bot er einen starken Gegensatz zu der höfischen Grandezza seiner britischen und italienischen Kollegen. Hierin, wie in seiner außergewöhnlichen Frömmigkeit, glich er einem alten französischen Landpfarrer, dem noch der Geruch der Erde anhaftet, die Bauern und Soldaten hervorgebracht hat, die nichts mit dem glänzenden Abschaum von Paris gemein haben."

In dieser Schicksalsstunde zu Doullens wächst offenbar Foch weit über die andern hinaus!

„Sie haben uns durch Ihren Zuspruch ermutigt", sagt später der Präsident der Französischen Republik Poincaré in seiner Begrüßungsansprache bei der Aufnahme Fochs in die Französische Akademie. „Sie erklärten, daß kein Grund vorläge, den Kopf hängen zu lassen!" Und Clemenceau: „Wir alle kannten Foch schon seit Jahren, aber erst an jenem furchtbaren Tage lernten wir ihn wahrhaft kennen!"

1854—1925

In dieser allgemeinen Stimmung schlägt der englische Kriegsminister Lord Alfred Milner Foch zum Oberbefehlshaber aller Streitkräfte der Entente vor — also zu einer Stellung, wie sie Feldmarschall v. Hindenburg schon lange bekleidete. Der Antrag wird in der Not der Stunde angenommen.

Der neue Generalissimus ist nicht etwa begeistert. „Sie geben mir eine verlorene Schlacht und wollen, daß ich sie zurückgewinne!" ruft er zornig. „Es bedarf meiner ganzen Uneigennützigkeit, um unter solchen Bedingungen noch zu akzeptieren!"

Es war gegen 5 Uhr, als Foch zum Fernsprecher griff und die ersten Befehle hinaustelephonierte: „Löcher in die Front und alles, was dadurch an Truppen frei wird, nach Amiens!"

Um diese Zeit war, noch ohne sein Zutun, die Schlacht bereits halb zum Stehen gekommen. Die Strapazen waren für den Angreifer zu groß. Die Munition in dem Trichtergelände kaum rechtzeitig heranzuschaffen. Der Proviant. Die Truppen hungerten.

Und ließen sich leider — menschlich begreiflich, aber militärisch verhängnisvoll — durch vorgefundene Lebensmittelvorräte des Feindes zeitweise in der Verfolgung aufhalten. Kostbare Zeit ging dadurch verloren.

Das ganze Schwergewicht der Schlacht hatte sich allmählich, da der deutsche Nordflügel nicht schnell genug vorwärtskam, gegen die feindliche Mitte, den Brennpunkt Amiens, verlagert. Aber immer langsamer werden die Tritte der Feldgrauen durch das Trichtergelände. Sie werfen sich nieder. Sie feuern im Liegen. Sie bleiben liegen. Sie gewinnen keinen Boden mehr. Aus ihm wächst jetzt vieltausendköpfig der Feind. Springt schon in schütteren Ketten zum Gegenstoß vor. 20 Kilometer vor Amiens verflackern in stehen-

25. März bis 5. April 1918

dem Kampf die feurigen Zungen! Die Große Schlacht in Frankreich geht zu Ende. Amiens ist nicht erreicht . . . .

Trotzdem ein Sieg! Der größte Sieg des ganzen Weltkrieges an der Westfront! Sein sichtbares Zeichen für Feldmarschall v. Hindenburg das Großkreuz des Eisernen Kreuzes mit dem Blücherstern, das bis dahin nur ein einziges Mal in der preußischen Armee, dem Marschall Vorwärts nach der Schlacht von Waterloo, verliehen worden war.

Ein Sieg! Aber nicht *der* Sieg, von dem die Stimmen im Sturm des März gesungen hatten . . . .

64

Vom Kemmel, Damenweg und Reims

Ein großer Sieg! Es leben die folgenden Siege!

Dies ist die Zuversicht der Obersten Heeresleitung, die sich, im Gegensatz zu der enttäuschten öffentlichen Meinung in Deutschland, nie unbedingt den Sieg auf Anhieb zugesprochen hat! Wie war es denn im Osten? Nur Stück um Stück stürzte dort die riesige Front zusammen: Erst Serbien. Dann Montenegro. Dann Rumänien. Dann Rußland! So bedarf es auch im Westen eines Rammstoßes nach dem andern, bis die Mauer birst!

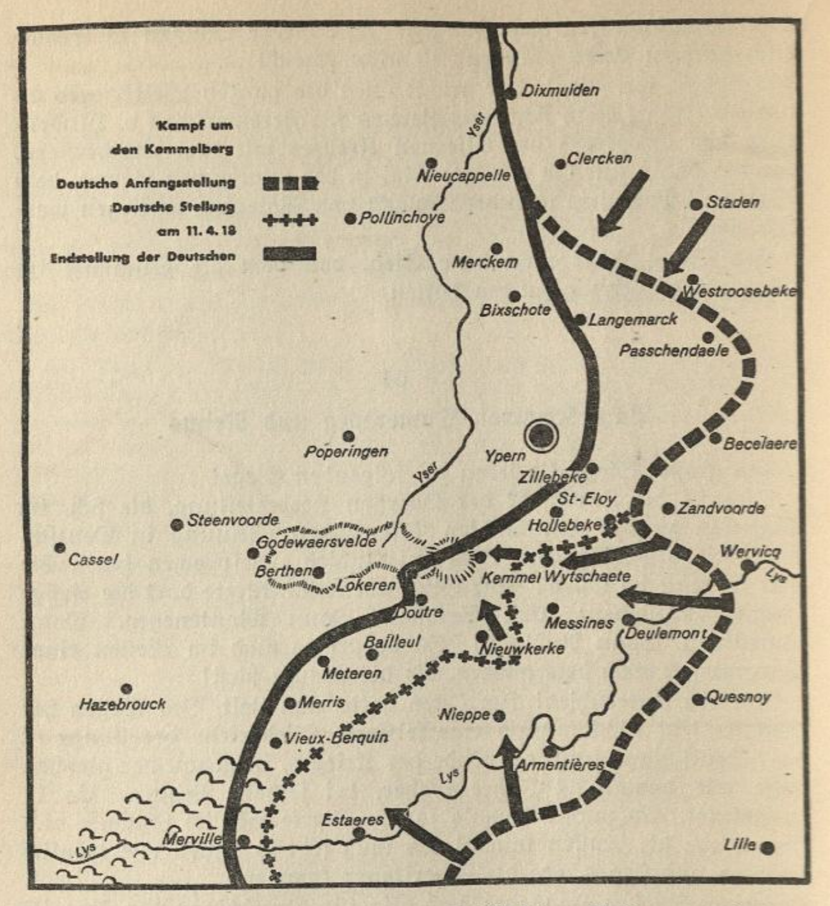
Nur ein Unterschied! Im Osten hatte man Zeit. Im Westen hat man sie jetzt nicht. Durch eine seltsame Wiederkehr der Dinge ist dort Deutschland nun, am Ende des Krieges, in genau der gleichen Lage wie damals, 4 Jahre früher, bei seinem Beginn. Es ist in Zeitnot. Es mußte damals so schnell wie möglich schlagen und siegen, ehe die Russen kamen! Es muß jetzt so schnell wie möglich schlagen und siegen, ehe die Amerikaner kommen!

Das Gesetz des Handelns hieß also für Deutschland der Angriff und wieder der Angriff! Jetzt gleich noch, im Anschluß an die Große Schlacht, ein Vorstoß in Flandern, von der französischen Nordgrenze bei Armentières um Ypern herum bis nahe an die Nordsee.

Düster schattet seit 4 Jahren über den ungeheuren, versumpften und zerschossenen Kirchhof, der Westflandern heißt, der Schicksalsberg — der Kemmel. Sah man aus der Weite mit dem Fernrohr die ewig umgrollte und umzuckte, unheimliche Bodenkuppe etwa 2 deutsche Meilen südwestlich von Ypern, so entrang sich jeder Brust ein Stoßgebet: „Wenn wir nur erst den Kemmel hätten!"

9. April bis 1. Mai 1918
25. April 1918

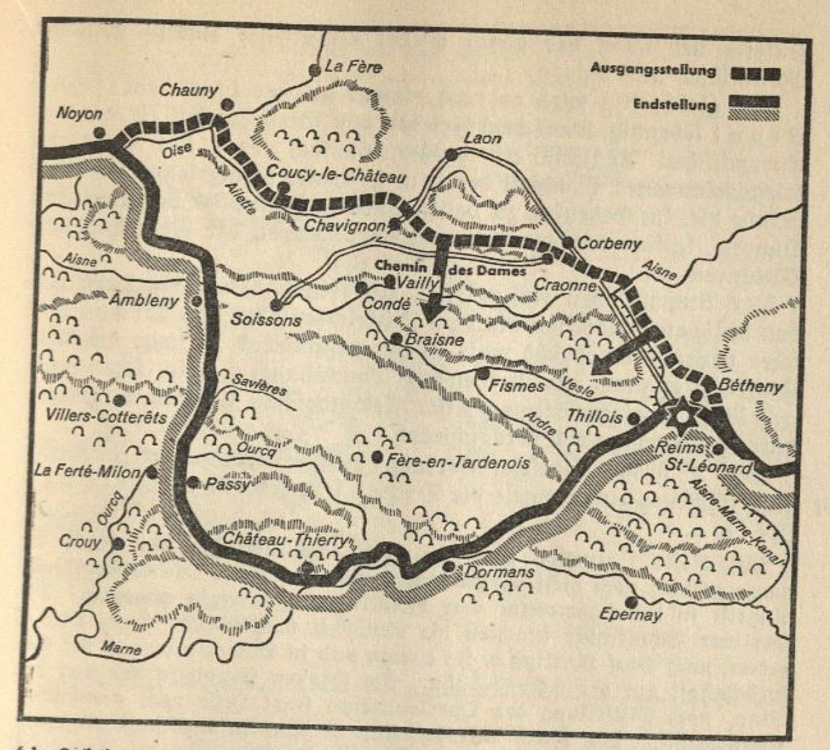
Nun wird, in der *Schlacht um den Kemmel*, der unüberwindliche Bergklotz von den Bayern und Preußen Schulter an Schulter gestürmt. Die von den Engländern zum Kriegsdienst



gepreßten Portugiesen laufen beim Anblick der Feldgrauen davon. Die Briten selber können es nicht hindern, daß die Höhenstellung von Ypern von Süden her umgangen ist.

„Wie vor einem Monat im Gedanken an Amiens", schreibt Hindenburg, „so erweitern sich auch diesmal die Hoffnungen und eilen bis an die Küste des Kanals. Ich glaube zu fühlen, wie ganz England mit verhaltenem Atem dem Fortgang der flandrischen Schlacht folgt. Nachdem das Riesenbollwerk, der Kemmel, gefallen ist, haben wir keinen Grund, vor den Schwierigkeiten der weiteren Angriffe zurückzuweichen. Also weiter vor, wenigstens bis Cassel. Trifft keine französische Hilfe ein, so ist England in Flandern vielleicht verloren."

Aber die Franzosen kommen! Sie besetzen das schon auf ihrem eigenen Boden gelegene Städtchen Cassel, das sich wie eine Höhenfestung 150 bis 170 Meter über das ganz nahe Meer erhebt und



die 3 lebenswichtigen Verkehrshäfen zwischen Frankreich und England — Dünkirchen, Calais und Boulogne — vor dem deutschen Fernfeuer schützt.

Auch das furchtbare Ypern, oder was davon noch übrig ist, trotzt nach wie vor! Der Vorstoß in Flandern — eigentlich noch ein Nachstoß zu der Großen Schlacht bei Amiens — stockt.

27. Mai bis 8. Juni 1918

Der 2. Großangriff — diesmal in der Richtung auf Paris — 4 Wochen später! In der Schlacht bei Soissons erobert die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz die seit Jahren umkämpfte, im vergangenen Herbst aufgegebene Höhenstellung des Damenwegs längs des Nordufers der Aisne zurück. 60 bis 70 Kilometer tief baucht sich die siegreich neugewonnene deutsche Front gegen das nun nur noch ebenso weit entfernte Paris. Sie erreicht bei Château-Thierry und stromaufwärts ein eilig durch freundliches und fruchtbares Höhengelände dahinflutendes, 200 Fuß breites, tiefes, von Kanalböschungen gesäumtes Gewässer. Dieser Flußspiegel ist weltgeschichtlich. Es ist die Marne.

Nacht vom 1. zum 2. November 1917

Hier kommt, zwischen Marne und Aisne, der zweite Prall des Rammblocks zur Ruhe. Sein kurzer Nachhall mehr nördlich,

jenseits der Oise, der gleich wieder eingestellte Kampf zwischen Montdidier und Noyon.

9. bis 11. Juni 1918

Fast gleichzeitig wird es noch einmal an der italienischen Front lebendig. Dank dem Frieden von Brest-Litowsk ist aus dem Europäischen Rußland ein großer, vielfach schon seit 4 Jahren kriegsgefangener Bruchteil der k. u. k. Armee heimgekehrt, darunter gerade die, im Gegensatz zu den unzuverlässigen oder verräterischen Slawen, kaiser- und königstreuen Kerntruppen der Deutschen und Madjaren.

Der Angriff, den Kaiser Karl mit seinen neuen Beratern von den östlichen Dolomiten bis zum Mittelmeer über den Piave hinüber veranstaltet, bricht matt in sich zusammen. Es war die letzte Kraftanstrengung des sterbenden Donaustaats. Sein schon kaltgestellter einziger Stratege, der Feldmarschall Conrad v. Hötzendorf, wird endgültig verabschiedet.

Juli 1918

15. bis 21. Juli 1918

Der 3. große deutsche Versuch, die Feindesmauern stückweise zum Einsturz zu bringen: die Offensive beiderseits von Reims.

Mit dieser Operation hatte es eine eigentümliche, bis dahin im ganzen Krieg noch nicht vorgekommene Bewandtnis: Der bevorstehende Angriff in der Champagne war öffentliches Geheimnis geworden! Die Berliner Schulkinder brachten die Neuigkeit nach Hause. Ganz Brüssel redete, nach Graf Hertling d. J., davon, und in München war es der Gesprächsstoff auf der Straßenbahn. Im Großen Hauptquartier war der Plan, nach Mitteilung des Oberleutnants Kurt Hesse vom preußischen Kriegsministerium, durch Büroschreiber bereits Anfang Juli allgemein bekannt.

„Nach dem Ziele des nächsten Stoßes befragt", notiert der beurlaubte Kieler Kriegsmatrose Richard Stumpf in sein Tagebuch, „gaben alle mit verblüffender Sicherheit den Raum südlich und östlich von Reims an und als Datum gar den 16. Juli."

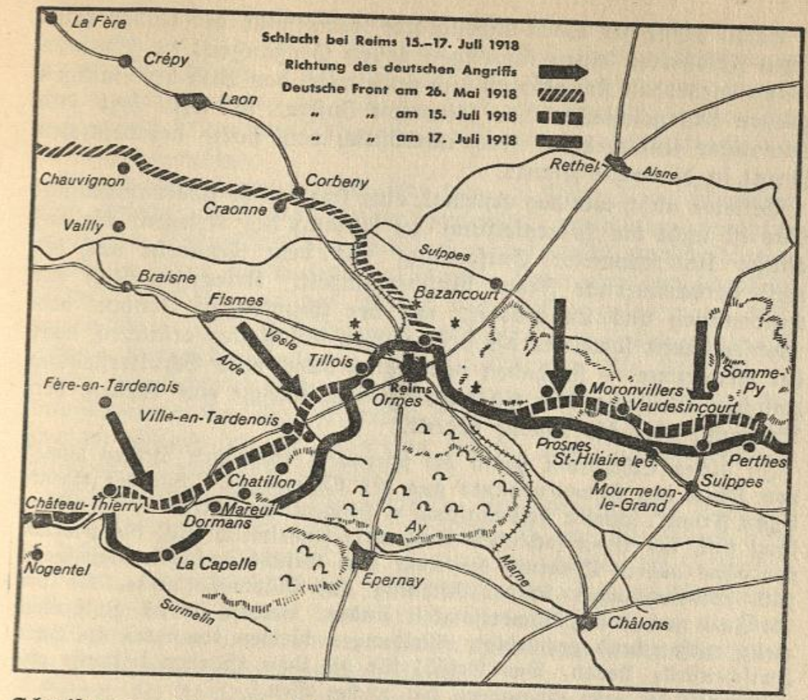
„Tatsache ist", schreibt General Ludendorff, „daß leider in ganz Deutschland in unverantwortlicher Weise von einem Angriff bei Reims gesprochen wurde. Ich bekam zu meinem Bedauern erst nachher darüber viele Briefe aus der Heimat. Auch die Funksprüche des Feindes nach der Schlacht geben offen zu, daß unser Plan rechtzeitig zu seiner Kenntnis gekommen war."

Nacht vom 14. zum 15. Juli 1918

Zur festgesetzten Zeit wird dennoch angegriffen.

„Eine so dunkle Nacht", schildert als Mitkämpfer Oberleutnant Hesse, „habe ich kaum je erlebt. Man sah im Wald nicht die Hand vor Augen, rannte gegen die Bäume. Der Boden war glatt und schlüpfrig, die Luft mit Gas gefüllt, ab und zu heulte es — einige schwere Granaten sandte der Feind herüber.

Es dauerte Stunden um Stunden. Geht es noch nicht los? Man duselte vor sich hin. Endlich: Ein wahnsinniges Artilleriefeuer setzt ein. Ein Uhr morgens! Der Feind hatte begonnen. ‚Die Gasmasken auf! Antreten! Hat jeder ein Gewehr?' Nun geht es auf den schmalen



Schneisen vorwärts zum Fluß. Zwei Pontons sind zur Stelle. Überlastet geht der erste hinüber. Ein Maschinengewehr schießt von drüben zu hoch. Alles duckt sich. Das Ufer ist steil. An den Weiden ziehen sich die Infanteristen hinauf, bleiben hängen . . . ein Drahthindernis! Dahinter ein Graben? Die Leute tasten sich vor. Es ist ja noch völlig dunkel. Einer tritt auf etwas Weiches, das plötzlich nachgibt, und schon ist der Nahkampf da."

Aber diese Handgemenge bleiben vereinzelt. Die Franzosen, rechtzeitig gewarnt, haben ihre erste Stellung längs des Marneufers schon geräumt, so daß die deutschen Geschütze umsonst auf ihr herumtrommeln. Erst 5 Kilometer landeinwärts empfangen die Franzosen, die ersten wenig kampffrohen Amerikaner und die Italiener die anrückenden Deutschen in ihrer 2. starken, von der Beschießung unberührten Hauptstellung. Die Kanonade erneuern? Die Batterien kommen in dem Trichtergelände nicht genügend heran, obwohl sich die Mannschaften selbst vor die Geschütze spannen, und können sich vereinzelt gegen den planmäßig vorbereiteten Blitz und Donner von drüben nicht behaupten.

Es ist kein Zweifel mehr: der große Angriff westlich von Reims ist zu einem Luftstoß geworden! Die deutschen Regimenter ziehen sich in fester Ordnung wieder auf das Nordufer der Marne zurück.

Nacht vom 20. zum 21. Juli 1918

Schon plant der ehern-unbeugsame Kampfwille der beiden deutschen Feldherren einen sofortigen neuen Großangriff in Flandern — da wiederholt sich plötzlich und unheimlich das Bild der einstigen großen Marneschlacht. Wie seinerzeit Joffre, so fällt jetzt sein damaliger Untergebener Foch nordöstlich von Paris der deutschen Front in die rechte Flanke.

September 1914

Beileibe nicht, wie das erstemal, eine strategische Überrumpelung! Das ist nicht die Heeresleitung zu Anfang des Krieges, die auf einige 100 Kilometer Entfernung mit dem Fernrohr nach der weit verdämmernde Front hinüberblinzelt. Kriegsgewaltige wie Hindenburg und Ludendorff, mit der kämpfenden Truppe verwachsen, stets, soweit es die strategischen Rücksichten erlauben, nahe der Feuerzone — sie haben vorsorglich durch eine Schulterstellung zwischen Soissons und Château-Thierry, Gesicht gen Westen, den Übergang über die Marne gedeckt.

In dieser Schutzfront hören die feiernden feldgrauen Reihen dumpf von Osten den Kanonendonner aus der Champagne. „Vor der eigentlichen Front", schreibt Feldmarschall v. Hindenburg, „bleibt es drei Tage lang still, für einen sachlichen Beobachter unheimlich still, für jemand, der ohne nähere Kenntnis der Lage dem Gefühl nachgibt, beruhigend still. Beobachtungen in der Richtung auf Villers-Cotterêts, die am 15. Juli noch volle Aufmerksamkeit finden, werden am 17. Juli nicht mehr entsprechend gewürdigt. Meldungen bleiben irgendwo an einer Zwischenstelle stecken. Das Gefühl für die Lage ist eben teilweise abgestumpft, die erste Spannung hat nachgelassen."

18. Juli bis 4. August 1918

20.—29. November 1917

Und nun jäh, in dem Tankritt bei Villers-Cotterets, in dicken Schwaden der Nebeltöpfe, aus den weiten Wäldern heraus, durch hohe Kornfelder, in nie noch gesehenen dahinrollenden Reihen, zum zweitenmal seit den Tagen von Cambrai, die neue Kriegswaffe, die Deutschland hauptsächlich nur aus wieder in Gang gebrachten Beutestücken von damals kennt.

Nicht nur die wuchtigen, langsamen Riesenraupen des vorigen Herbstes. Jetzt auch kleine, niedere, unheimlich behend das Gelände durcheilende Streitwagen, mit beweglichem Räderfreilauf statt der Walzen großer Panzertanks, die sich gar nicht um die Deutschen kümmern, durch deren Reihen hindurch kriechen, Schützentrupps und Kugelspritzen zum Eilbau von Maschinengewehrnestern hinter der deutschen Front ausladen und leer umkehren, um neuen Nachschub in den Rücken der Deutschen zu schaffen.

Hinter den schwarzen Raupen schwarze Menschenwellen. Die Marokkaner und Senegalneger werfen sich berauscht, heulend, die deutschen Verwundeten niedermetzelnd, wie Hindenburg schreibt, „zu Tausenden auf die Schlachtbank". Nie würde ein weißer Amerikaner drüben mit einem Nigger sich auf gleichen Fuß stellen! Hier stürzt er sich atemlos Schulter an Schulter mit dem Halbtier

wider die „deutschen Barbaren". Die Briten hinterdrein, die Italiener, die Franzosen. Marschall Foch hat die Menschheit dreier Erdteile aufgeboten. Noch nie geschaute Geschwader von Kampffliegern durchknattern über ihr die Luft. Die französische Artillerie speit auf 45 Kilometer Schlachtfront verheerendes Schnellfeuer, was die Rohre hergeben.

Eine härteste Nervenprobe für die an Kopfzahl so schwachen, durch Grippe und karge Schützengrabenkost ermatteten deutschen Bataillone. Südwestlich von Soissons wird sie nicht ganz bestanden. Gerade an einer Achillesferse der Front. Denn eben hier droht die Abschnürung des zwischen Marne und Aisne gespannten feldgrauen Bogens. Sein Widerstand verstärkt sich nach der ersten taktischen Überraschung durch den Tankschreck. Die Straßen im Rücken der Schlacht hüllen sich in Staubwirbel der langen, mit Infanteriereserven heranjagenden Kraftwagenkolonnen. Nur noch langsam schiebt sich die feindliche Tank- und Völkerwanderung weiter und kommt zum Stehen.

22. Juli 1918

Fochs Handstreich ist nicht geglückt. Aber die deutsche Stellung im „Marnebogen", nördlich des Flusses, ist auf die Dauer nicht zu halten. Zum erstenmal seit Beginn der großen Westoffensive wird ein, wenn auch kurzer, Rückmarsch angetreten. Wiederum, genau wie vor 4 Jahren, trennen sich die deutschen Heere von dem Unglücksfluß, der Marne, und beziehen nordwärts hinter der Aisne und Vesle eine Verteidigungsstellung.

21. März 1918

Nacht vom 26. zum 27. Juli 1918

Nacht vom 1. zum 2. August 1918

Schwer die Einbußen durch den Tankritt von Villers-Cotterêts. Die Reste von 10 deutschen Divisionen müssen auf andere Truppenkörper verteilt werden — auch die Amerikaner müssen nach ihrer Feuertaufe 1 Division auflösen, um die Lücken in den 5 anderen auszufüllen! Aber ernster für Deutschland sind die strategischen und die geistigen Folgen dieser 14 Tage.

Keine Möglichkeit mehr zu einer neuen Offensive in Flandern oder sonstwo! Das Gesetz des Handelns hat jetzt der Feind. Deutschland muß sich wieder, wie seit Jahr und Tag, in Feindesland verteidigen. Dem Feind strömen von jetzt ab die Amerikaner zu. Der Sieg kann nicht mehr vor ihrem Eintreffen — er kann nach menschlichem Ermessen überhaupt nicht mehr erzwungen werden . . . .

Das fühlt jetzt — das weiß jetzt, nach der Kriegserfahrung so vieler Jahre, das Heer. Seine Manneszucht ist da und dort schon merklich erschüttert, die Autorität der Vorgesetzten nicht mehr überall selbstverständlich. Aber die Hoffnung auf Sieg hat bisher noch einmal alles zusammengehalten — die Veteranen und die jungen Fabrikarbeiter, die mit Ordensreihen bedeckten einfachen Helden aus dem Volk wie die vom Marxismus verwirrten Ostkämpfer und die Drückeberger.

Jetzt zerspringt dies eherne Band der Hoffnung. An ihre Stelle tritt nur noch das Gefühl der Pflichterfüllung bis zum Äußersten. In feierlicher Größe lebt dieser kategorische Imperativ — lebt in den Resten des Offizierkorps, in den Unteroffizieren, fast in jedem einzelnen Mann der bis zur letzten Sekunde des Weltkrieges unbesiegten deutschen Front!

Aber hinter der Front, in dem vielhunderttausendfachen Gewimmel der Etappe, der Ausbildungsplätze, der Lazarette, der Garnisondienstverwendungsfähigen, der Reklamierten, der Urlauber, der zur Untätigkeit verurteilten Marine, der aus Rußland gekommenen Kriegsgefangenen — überall, wo nicht der Todesmut der Schlacht die Herzen heiligt, öffnet Kleinmut einem zweifachen Todeshauch des Kriegswillens die Seelen: der Entnervung durch die Heimat und der feindlichen Propaganda.

65

Aber die Heimat . . .

Und das Reden — das redete jeglichen Tag . . .

Der Deutsche Reichstag redete. Das ist sein Selbstzweck.

In den großen Offensivstößen des Westens hatten die deutschen Heere in wenigen Monaten allein 200 000 Feinde zu Gefangenen gemacht und 2800 Geschütze erbeutet. Der Reichstag hat inzwischen eigentlich nur Auge und Ohr für die Reform des preußischen Wahlrechts, über die er in viele Monate währenden Debatten jetzt eben zum viertenmal vergeblich abstimmt.

11. Juni 1918

„Manche Heldentat wird vollbracht“, schreibt aus diesen Kämpfen Feldmarschall v. Hindenburg; „in wiedergenommenen Stellungen finden unsere Eingreiftruppen deutsche Maschinengewehrnester, in denen die Bedienung bis zum letzten Mann verblutet liegt, umgeben von ganzen Reihen gefallener Gegner.“ Der Hauptausschuß des Reichstages verbeißt sich unterdessen leidenschaftlich in die Frage, ob nicht, entgegen Artikel 9 der Reichsverfassung, ein Abgeordneter zugleich Mitglied des Bundesrats sein könne.

24. September 1918

„Wehe, wenn Wellen aus afrikanischen Menschenleibern in unsere Linien einbrachen und die Wehrlosen mordeten, oder, was schlimmer war, marterten“, fährt Hindenburg fort. „Nicht gegen die Schwarzen, die solche Scheußlichkeiten begingen, richtet sich menschliche Empörung, sondern gegen die, die solche Horden auf europäischen Boden heranholten.“ Im interfraktionellen Reichstagsausschuß fordert zugleich Matthias Erzberger, da die deutsche Politik „durch und durch unehrlich sei“, den Ausbau der internationalen Rechtsgarantien, und der marxistische Abgeordnete Oskar Cohn erklärt: „Der Hauptfeind der deutschen Bevölkerung steht im Land und nicht außerhalb des Landes.“

12. September 1918

18. September 1918

25. September 1918

Und noch vorher hat sein Gesinnungsgenosse Philipp Scheidemann von der Tribüne des Reichstages dem feindlichen Ausland verkündet: „Der Verfassungszustand des Deutschen Reiches ist der militärische Absolutismus, gemildert durch die Furcht [!] vor dem parlamentarischen Skandal!“

3. Juli 1918

Aus diesem letzteren arterienverkalkten Parlamentsdünkel heraus betrachteten die Regierungsparteien des Reichstags — Zentrum, Demokraten und gemäßigte Sozialisten — mehr und mehr den Weltkrieg draußen als Ausgleichsgegenstand für innere Zugeständnisse, die man im Kuhhandel der Wandelhalle mit Köpfezusammenstecken und Getuschel dem Reichskabinett abnötigt.

Das ist das Menschenmaterial, mit dem der Reichskanzler Graf Hertling arbeiten muß.

Seit 1. November 1917

„Der Mann der Wissenschaft“, schildert ihn sein Sohn, „der stille Gelehrte, der feinsinnige Kunstkenner, der Führer der Katholiken Deutschlands, der Präsident der von ihm ins Leben gerufenen Görres-Gesellschaft, der Mitbegründer und Präsident der Gesellschaft für christliche Kunst, der Sozialpolitiker, der Verständnis für die Not der arbeitenden Bevölkerung hatte.“

Aber man halte neben dieses gewiß sympathische Bild des greisen bayerischen Grafen den Tigerkopf Clemenceaus, die Fuchszüge des „kleinen David“, des Ministerpräsidenten Lloyd George, und man erkennt, wieviel an bürgerlichem Kriegswillen im leeren deutschen Binnenraum die deutschen Feldherren draußen, außer ihren Kriegssorgen, für und für mit ihrer gewaltigen Persönlichkeit ersetzen mußten.

Graf Hertling sagte selbst, daß er keine „Kampfnatur“ sei. Er schrieb in ein Stammbuch: „Mich hat die Politik gelehrt, mit Menschen sich vertragen!“ Er war nur ungern aus der Ruhe seines Landsitzes in Ruhpolding im Chiemgau dem Ruf als Reichskanzler gefolgt. Undankbar die Aufgabe des klugen, auch im Vatikan gern gesehenen Diplomaten: der Ausgleich des Mißklangs zwischen dem eisenharten „Vorwärts!“ der Heeresleitung und den immer lauteren Waffenruhe-Rufen daheim.

Nach den Prophezeiungen dieser deutschen Versöhnungsapostel brauchte man sich, wie Matthias Erzberger sagte, nur auf eine Stunde in der Schweiz an den Verhandlungstisch zu setzen, und schon war der deutsche Schlaraffenfrieden unter der segnenden Hand unserer bisherigen Todfeinde da . . .

Nicht durch Siegfrieds Schwert! Das bekundet ausdrücklich der deutsche Außenminister (Staatssekretär des Auswärtigen Amts) v. Kühlmann im Reichstag, im Namen der Reichsregierung. Es „wird bei der ungeheuren Größe dieses Koalitionskriegs durch rein militärische Entscheidungen allein, ohne alle diplomatischen Verhandlungen, ein absolutes Ende kaum erwartet werden können“.

24. Juni 1918

„Ein Bekenntnis von vollständiger Trostlosigkeit und Resignation“ nennt es Helfferich. Nun bäumt sich doch die öffentliche Meinung auf. Die Oberste Heeresleitung erklärt der Berliner Presse, daß sie „auf das peinlichste überrascht“ sei.

Staatssekretär v. Kühlmann muß zurücktreten. Sein Nachfolger in der Außenpolitik wird der Konteradmiral a. D. Paul v. Hintze, ein vielseitiger Offizier und Weltmann, der Obersten Heeresleitung anfangs als „starke Natur“ willkommen.

8. Juli 1918

geb. 1864

Aber das Grundübel des Heimatkriegs wird nach wie vor nicht gebessert, weil es nach wie vor von den zuständigen Stellen nicht erkannt wird. Der Deutsche wird nach wie vor zwangsbeschuht, zwangsbekleidet, zwangsernährt, zwangsbeheizt, an allen Ecken und Enden zwangsbewirtschaftet. Er wird organisiert, reglementiert, rationiert. Er hat hundert Karten, Bezugsscheine, Strafbefehle in der Tasche. Er steht Schlange. Er hungert. Er friert. Er leidet immer noch tapfer und geduldig, ein Held der Heimat — vor allem die Frauen. Aber er möchte endlich wissen, wofür und wie lange noch. Er möchte endlich die Kriegsziele wissen, und ob und wie sie zu erreichen sind. Er erfährt nichts.

Irgendwo aber muß sich die Hoffnung anklammern, die allein in schweren Tagen den Sterblichen aufrechterhält — da steigen vor den sehnenden Augen erst aus der Schweiz, dann aus dem Inland, die Teufelsschlösser einer defaitistischen Luftspiegelung empor.

4. April 1915

Die schon zu Kriegsbeginn in Lausanne erschienene, gegen Deutschland gerichtete Schandschrift Richard Grellings „J'accuse", die im Ausland in 10 Sprachen, darunter dem Chinesischen, und in ungezählten Auflagen verbreitet ist, vergiftet seitdem, Jahr um Jahr, auch in Deutschland die Geister.

Die von Grelling, einem jüdischen Berliner Rechtsanwalt, gegründete „Deutsche Friedensgesellschaft" schmuggelt den gedruckten Landesverrat nach den Feststellungen des Mitgliedes des Reichsarchivs Hans Thimme unter dem Decktitel „Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz" ein. Die „Deutsche Liga für Menschenrechte" hilft. In einem neuen dreibändigen Verleumdungserguß, „Das Verbrechen", fordert Grelling die Hinrichtung des Deutschen Kaisers! Jetzt erst wird gegen die Schmierfinken, endlich nach 3 Jahren, ein Landesverratsverfahren eingeleitet.

Januar 1918

Noch unbegreiflicher ist die Duldsamkeit der höchsten deutschen Gerichte gegenüber der Denkschrift des ehemaligen deutschen Botschafters in London, Fürsten Felix Lichnowsky, „Meine Londoner Mission 1912—1914", in der er sich politisch ganz auf die Seite Englands stellt und Deutschland die „Kriegsschuld" zuschreibt.

Sommer 1916

Das Werk war nur für einen vertrauten Kreis bestimmt. Aber der aus einem Berliner Garderegiment hervorgegangene religiös-pazifistisch gewandelte Hauptmann v. Beerfelde sorgte für die millionenfache Verbreitung im In- und Ausland.

Juli 1917

Juli 1918

„Ich wandte mich jetzt nochmals an den Reichskanzler", schreibt Ludendorff, „und erklärte ihm, daß das [gerichtliche] Verfahren gegen den Fürsten mit Rücksicht auf die Truppe, die für unsere gute Sache weiter zu kämpfen und zu sterben bereit sein müsse, eine militärische Notwendigkeit sei. Es geschah nichts."

Nur der Hauptmann v. Beerfelde wurde vor Gericht gestellt und, ebenso wie eine beteiligte Sekretärin, freigesprochen.

Vogelstraußpolitik gegenüber dem gefährlichsten Haus, daß es in Deutschland und für Deutschland gab. Blutrot wehte die Sowjet-

fahne auf der russischen Botschaft in Berlin, und bei Joffe, dem Vertreter Moskaus, ging da Unter den Linden geschäftig alles ein und aus, was an deutschen U-Sozialisten und angehenden Spartakisten fachmännische Anleitung und rollende Rubel zur Revolution brauchte.

Er führte ein Haus in großem Stil, wie jeder andere hohe Diplomat. Er ließ Kaviar in Zentnern aus Astrachan kommen. Er sah die Spitzen der zuständigen Reichsbehörden, Vertreter der Berliner Gesellschaft in den Botschaftsräumen zu Gast. „Herr Joffe", schreibt Helfferich, „wurde durch Frühstücke und Diners gefeiert."

Es gibt in Berlin weltbekannte Vertreter der Hochfinanz, der bildenden Kunst, der Wissenschaft, des Adels, die sich ostentativ, sozusagen Arm im Arm, mit Joffe und seinem Volk der Öffentlichkeit zeigen! Rückständig, nach gewissen Berliner Begriffen, wer daran Anstoß nimmt!

Das Treiben mancher Pazifisten, wie des Professors Ludwig Quidde, unterscheidet sich vom Verrat an der deutschen Sache wie ein faules Ei vom andern. Er steht unter Briefsperre, die sich natürlich mit Leichtigkeit durch Mittelsleute umgehen läßt, bleibt aber trotz der dumm-schädlichen von ihm verschickten Rundschreiben auf freiem Fuß. Ähnlich Professor Friedrich Wilhelm Foerster, ein zielbewußter, offener Hochverräter am Deutschen Reich und Volk.

geb. 1858

geb. 1869

Schon seit der Mitte des Krieges hetzt von der Schweiz aus der Berliner Journalist Dr. Hermann Rösemeier in der wüstesten Weise wider Deutschland.

6. Mai 1916

„Volk von Frankreich!" ruft er in der Pariser „Revue Hebdomadaire", „du hassest nicht genug! Du machst dir noch immer Illusionen über das deutsche Volk! Du hast es mit einer Nation zu tun, die dem Teufel verfallen ist! Mit einer Nation, die im Gefolge der satanischsten, infamsten, grausamsten und scheußlichsten Verbrecherbande einhertrottet, die die Welt je gesehen hat! Höre auf, in den Deutschen Menschen zu sehen!"

24. August 1918

Nun endlich, nachdem man jahrelang das Treiben dieses Rösemeier angesehen, beginnt in aller Bedächtigkeit das Reichsgericht „Material zu einem Landesverratsprozeß" gegen den Halunken „zu sammeln".

Durch diese lähmende Duldung muß in dem zu Tod ermatteten deutschen Volk der Argwohn erzeugt werden, daß die Pazifisten am Ende gar nicht so unrecht haben und man das nur „oben" nicht wahrhaben will . . .

Und von da ist nur noch ein Schritt zu dem von dem ganzen Marxismus genährten Irrwahn, daß Deutschland vom Feind jederzeit den Frieden haben kann und nur eine Gruppe Thronanwärter, Feldherren, Alldeutsche und sonstige Kriegsinteressenten und Kriegsverlängerer den Anbruch des Goldenen Zeitalters auf Erden verzögert!

Zwar, daß die Entente zu allen deutschen Friedensbemühungen hohngelacht hat — das können selbst die deutschen Pazifisten nicht ableugnen. Aber um so blendender geht diesen rosa bebrillten Augen die Sonne diesmal im Westen statt im Osten auf: Aus der

Neuen Welt wird das neue Heil kommen! Weite Kreise in Deutschland beginnen an die amerikanische Taube zu glauben, die mit dem Ölzweig über die Wasser fliegt.

66

Geistiges Giftgas wider das Heer

1917
1918

Auf dem Tisch der zuständigen Heeresstelle in Berlin liegt ein regenverwittertes Paket Flugschriften. Die rote Erde Flanderns klebt noch daran. Es ist frisch von der Front gekommen. Es fiel auf sie aus der Luft. Feldgraue haben es aufgehoben und abgeliefert. Es ist das Zersetzungsmaterial, das die feindliche Zermürbungspropaganda seit dem Vorjahr in Massen, nun, in dem Jahr der Entscheidung, in kaum mehr faßbaren Heuschreckenschwärmen über die deutschen Linien ausschüttet.

Nach Ententestatistiken warf während des Kriegs, vorwiegend in der letzten Zeit, Frankreich 43,3 Millionen Flugschriften ab, England 19,295, Amerika 3 Millionen — im ganzen 65,595 Millionen Stück. Die Höchststärke des deutschen Westheeres war 3,7 Millionen Mann. Es kamen also auf den Kopf etwa 18 Exemplare. In Wirklichkeit ging natürlich ein großer Teil, irgendwohin windverweht, verloren.

bis Anfang Januar 1918
Januar 1918
August 1918

Der Abwurf geschah durch Flieger. Frankreich hielt daran bis Kriegsende fest, obwohl die deutsche Regierung in diesen Eingriffen in die Seelenverfassung des Gegners einen Bruch des Völkerrechts sah und 2 gefangene britische Offiziere zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilte. Die Strafe wurde dann gemildert, die Straffälligkeit überhaupt später grundsätzlich verneint.

Januar 1915
Januar 1915

Schon viel früher hatten, nach den Feststellungen des Mitgliedes des Reichsarchivs Dr. Thimme, die Russen 2 deutsche Fliegeroffiziere, die sie in den Karpathen gefangengenommen, aus gleichem Grunde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit nach Sibirien verbannt. Das Auswärtige Amt in Berlin stellte sich völlig auf den Standpunkt der Russen! „Die deutschen Flieger seien mit Recht zur Verantwortung gezogen worden!" Sie befanden sich bis 1917 in Sibirien!

Zum Schutz ihrer Piloten ging die Entente zu unbemannten kleinen Gasballons über, in denen auch Deutschland die französisch geschriebene deutsche Propagandazeitung „Gazette des Ardennes" im letzten Kriegsjahr in 2¼ Millionen Exemplaren über Frankreich wehen ließ. Wie im Gaskrieg, war auch im Gasballonkrieg die meist westöstliche Windrichtung der Westfront der Entente von Nutzen. Ihre Kinderballons trieben bis tief nach Deutschland hinein. Sie hielten sich bis zu 1½ Tagen in der Luft. Eine glimmende Zündschnur ließ die einzeln gehefteten Flugschriftenpakete im Gesamtgewicht von etwa 4 Pfund in regelmäßigen Abständen zur Erde fallen.

Anfang 1918

Dann beginnen die Franzosen, ihr Hetzmaterial in Blechkapseln aus Infanteriegewehren von ihren Schützengräben aus in die deutschen Stellungen hinüberzuschießen — einmal an der Front in einer Viertelstunde 2 Millionen Stück! Diesem Propagandageschoß folgte die Flugblattgranate, die aus dem Rohr der Feldgeschütze schon eine halbe Meile weit flog.

März 1918

Die deutschen Krieger sammeln das Zeug eifrig auf. Denn auf die Ablieferung an die Geheime Feldpolizei stand eine hohe Belohnung. Sie schwankte bei den einzelnen Armeeabteilungen und je nach der größeren oder geringeren Propagandatätigkeit des Feindes.

Für jede erste, noch unbekannte, Flugschrift wurden dem feldgrauen Finder 2 bis 3, selbst 6 Mark gezahlt. Sonst staffelten sich die Sätze, je nach der Menge der gleichzeitig eingebrachten Exemplare, von 50 bis auf 5 Pfennig für das Stück. Ein Fernsprechgefreiter verdiente, laut Dr. Thimme, an einem Tag 599,40 Mark.

September 1918

Und doch wurden bei weitem nicht alle Zersetzungsblätter abgeliefert. Im Höchstmonat des Propagandaschießens wurden von der Entente beinahe 18 Millionen Stück an die 14. deutsche Armee der Westfront hinübergeschickt, von dieser aber wenig über 1 Million, also noch nicht 1/17, an die Befehlsstellen weitergegeben.

Ein Rest blieb also sicher jedesmal bei der Truppe zurück. Die Lichnowskybroschüre hatte in der Etappe den Tauschwert eines halben Kommißbrots und wurde gegen Lesegebühr verliehen . . . .

Der Inhalt dieser nervenlähmenden Literatur der Lüfte? Man schauderte manchmal, wenn man die diabolisch auf Wirkung berechnete Geschicklichkeit — namentlich mancher Illustrationen — sah . . . . .

Frühjahr 1918

Keine Anklagen oder Drohungen gegen Deutschland! Im Gegenteil: Der Deutsche stürmt — ein Siegfried im Stahlhelm — mit gefälltem Bajonett der lachend ihm voranschwebenden Siegesgöttin nach. Ein näherer Blick: Mein Gott — sein Fuß tritt ja achtlos nur noch auf einen dünnen Wolkenstreif! Er stürzt beim nächsten Schritt in den schwindelnden Abgrund . . .

Das stilistische Meisterwerk eines britischen Abwurfblatts: „An den Soldaten, der gegen Westen marschiert! Der Westen ist voll schwerer Geschütze. Noch etwas anderes aber befindet sich im Westen. Kein Mensch kann das Wo angeben. Aber im Westen ist es sicherlich. Dein Grab liegt im Westen! Wenn Du nach dem Westen ziehst, mußt Du es wohl oder übel finden! Möglicherweise liegt es weit hinaus, hinter den Bergen. Möglicherweise liegt es aber ganz in Deiner Nähe. Marschierst Du gen Westen, Soldat, dann sagen wir Dir Lebewohl! Alle, die wir Leben haben, sagen Dir Lebewohl!"

Naturaufnahmen aus der Hölle der Zuckerfabrik von Souchez mit aufrechtstehenden, halbierten Leichen. Sitzenden Kriegern, die ihren grinsenden Kopf im Arm halten. „Rekrut — willst Du das erleben?"

Schmeichelnde Texte: „Laufe über! Im Gefangenenlager bist Du weit vom Schuß und Deine Mutter wird Gott danken! Du brauchst nicht zu arbeiten, deutscher Kamerad! Wir haben noch Bohnenkaffee und Speck!"

Das Rüstzeug des Marxismus: „Euch Söhnen des Volkes will keiner von uns etwas zu Leide tun! Es geht nur gegen die Junker und Kriegsgewinner!"

Der Idealismus: „Deutscher — Du liebst doch Dein Vaterland! Du willst doch mithelfen, daß es im Frieden wieder aufblüht. Man braucht Dich im Frieden! Du darfst nicht vorher fallen!"

Mit allen verfügbaren Kräften — aber wo wurden nicht überall Kräfte gebraucht? — wurde deutscherseits in den Armeezeitungen, in den Frontvorträgen des Vaterländischen Unterrichts, durch Gegenflugblätter und Plakate dem geistigen Generalangriff der Entente entgegengearbeitet. Feldmarschall v. Hindenburg selber forderte öffentlich zu seiner Bekämpfung auf.

Es ist nicht mehr möglich. Giftkeime aus der Höhe und aus der Heimat mischen sich hinter der auch durch die Propaganda vergasten, aber in der Hand der Führer mannhaft weiterkämpfenden Front. Dahinter breitet sich, von der vordersten Etappe bis in die letzte Garnison der Heimat, reißend die seelische Verwüstung aus. Ob Liebknecht oder Northcliffe, ob Grelling oder der üble Landsturmdeserteur „Siegfried Balder" (der Münchner Rechtsanwalt Dr. Wilhelm Eckstein), ob in ihrer, nicht bewußt widerdeutschen, Weise Erzberger und Lichnowsky — sie alle legen einen geistigen Nebel über Deutschland — halb rosa von amerikanischen Zukunftshoffnungen, halb blutrot von Moskaus Gnaden. Das Furchtbarste daran die Weltfremdheit gegenüber der Entente. Die lawinenartig wachsende Überzeugung der Massen, daß man nur die bisherigen Führer abzuschütteln brauche, um mit einem Federzug sich mit dem großmütigen Feind zu vergleichen und zu Friede, Freiheit und Brot zu kommen!

12. Oktober 1916

Es ist noch nicht so weit wie in Österreich, wo die 5000 Lokomotiven, die von 14 000 noch leistungsfähig sind, Zehntausende von streunenden „Urlaubern" und Fahnenflüchtigen zwecklos im Land herumfahren. Slowenische Truppen ermorden dort in der südlichen Steiermark ihre Offiziere. Serben der Donaumonarchie stürmen mit Maschinengewehrfeuer den ungarischen Bahnhof Fünfkirchen. Tschechen desertieren bewaffnet nach Sachsen. Bis nach Mostar in der Herzegowina meutern die Mannschaften. Nahebei ist die lebenswichtige Bucht von Cattaro tagelang unter der Herrschaft rotbewimpelter k. u. k. Torpedoboote. Offener Arbeiteraufstand auf den Werften des Hauptkriegshafens Pola.

Frühjahr 1918

1. Februar 1918

In Deutschland die ersten Rekrutentumulte junger Munitionsarbeiter in Bayern. Bald Garnisonunruhen da und dort. Die aus Rußland zurückgekommenen deutschen Kriegsgefangenen wollen nicht wieder an die Westfront. Darob schwerer Aufruhr in Graudenz. In dem großen Truppenlager von Beverloo in Belgien wird aus Übermut täglich scharf geschossen. Elsässer versuchen da zu Hunderten nach Holland zu flüchten. An die Front gebrachter Nachschub begrüßt in dieser geistigen Verfassung die dort kämpfenden Veteranen mit dem Ruf: „Streikbrecher!"

„Disziplin untergraben", schildert Oberleutnant Berghaus einen Rekrutentransport aus dem westfälischen Sennelager an die Westfront. „Die Leute zogen mit ihren neu empfangenen Sachen bei den Bauern umher,

um Schuhe gegen Butter einzutauschen. Ständig fehlten bei dem Appell Leute, die nicht mehr gesehen wurden. Die andern riefen: ‚Musik! Marmelade!' Viele waren darunter, die lange in Rußland gewesen oder bisher in Fabriken in Deutschland gearbeitet hatten und nun ihren gefahrlosen Posten, auf dem sie noch dazu ein gutes Stück Geld verdient hatten, mit dem Schützengraben im Westen vertauschen sollten. Nun ging's zum Bahnhof Sennelager. Selbstverständlich stürmten die Leute zuerst das das für den Transportführer mit drei weiteren Offizieren bestimmte Abteil zweiter Klasse. Bei der Fahrt durch das Industriegebiet am Sonntagnachmittag desertierten immer wieder einzelne Leute, meist im Augenblick des Anfahrens. Zivilisten mischten sich während der Aufenthalte unter die Mannschaften, um die Soldaten zur Fahnenflucht zu verleiten. Es war mir die bitterste Stunde meiner vier Kriegsjahre, als ich meinem Divisionskommandeur melden mußte, daß unterwegs vierunddreißig Leute desertiert und zwei zu Tode gekommen seien. Aber der Generalstabsoffizier tröstete mich und wunderte sich, daß nur so wenig fehlten!"

Der Unabhängige Sozialist Vater in Magdeburg rühmt sich: „Wir haben den Umsturz systematisch vorbereitet. Wir haben unsere Leute zur Fahnenflucht veranlaßt. Die Fahnenflüchtigen haben wir organisiert, mit falschen Papieren an die Front geschickt, damit sie die Front zermürben sollten."

Alle Bahnhöfe in Deutschland wimmeln wie aufgestörte Ameisenhaufen von Feldgrauen. Sie haben irgendwelche Ausweise für die Sperre, aber man weiß bei vielen doch nicht recht, woher sie kommen, wohin sie wollen — Urlauber, die ihren Urlaub eigenmächtig verlängern, zahllose geheilte Verwundete, die statt an die Front, auf den Eisenbahnstrecken im Rund fahren, glatt Fahnenflüchtige, Drückeberger, die vergeblich ihre Truppenteile seit Monaten „suchen".

Viele feldgraue Nomaden, bei den Kommandanturen unangemeldet, in den großen Städten. Sie hausieren straßenlang mit belgischer Seife und russischem Tee. Manch einer, der noch von früher her Zivil besitzt, hat es angezogen und arbeitet unter fremdem Namen in einem gut zahlenden Kriegsbetrieb. Massenhaft ist der Grenzübertritt nach Holland. Man rechnet, daß die Zahl derer, die unentschuldigt bei ihrem Truppenteil fehlen, im Lauf des Sommers von ½ Million bis auf 1 Million steigt.

Frühjahr 1918

Millionen noch bei der Truppe in Deutschland und in den Etappen. Aber ihr Geist? Passiver Widerstand. Kriegsunlust. Faule Witze. Unordnung in Reih und Glied. Die spärlichen Landwehr- und Landsturmoffiziere dürfen kaum mehr wagen, ihre Autorität geltend zu machen. Rädelsführer werden gewaltsam aus dem Arrestlokal befreit. Gehorsamsverweigerungen können oft nur noch durch Verhandlungen beigelegt werden.

Und ein furchtbares Menetekel: Die Mannschaft daheim beginnt die Offiziere nicht mehr zu grüßen. Es gibt kein Mittel mehr, Disziplin zu erzwingen. Oft hilft noch gütliches Zureden. Aber schon legen die Frontoffiziere auf Heimaturlaub lieber ihr ordenreiches Ehrenkleid ab und tragen Bürgergewand, um keine Honneursverweigerung und Aufsässigkeit frisch eingekleideter verwahrloster Jugendlicher zu erleben.

Die marxistische Presse wird durch die Militärzensur noch einigermaßen in Reih und Glied gehalten. Aber die Agenten des Marxismus sitzen in jedem Urlauberzug, in jedem Lokal, in dem Feldgraue verkehren. In Berlin vergrößern die Führer des U-Sozialismus eifrig ihr seit Kriegsbeginn heimlich aufgesammeltes Lager von Tausenden von Gewehren, und ihre Parteiräume im Reichstag dienen auf Reichskosten zur Beratung meuterwilliger Matrosen und aufruhrreifer Heeresflüchtiger.

Aus diesem ungeheuren Kriegskörper hinter der Front ist die Seele geschwunden. Er beginnt sich aufzulösen. Die Hungerpsychose, die über ganz Deutschland lastet, ist eine Hauptursache der wachsenden Aufruhrstimmung. Die Etappe rüstet sich, in offenen Gegensatz zu der Front da draußen zu treten. Und es ist die Lebensfrage Deutschlands: Wenn nur die Front hält . . . . .

67

Der Unglückstag

Kaum einen halben Tagesmarsch von Amiens lagern sich seit dem gestockten Sturmstoß des Frühjahrs die deutschen Linien in einem mächtigen, weit aus der Westfront hinausgeschwungenen Kampfbogen.

21. März bis 4. April 1918

Das ist nun 4 volle Monate her — diese Tage der Hoffnung von damals! In Flandern ist inzwischen gekämpft und gesiegt worden. In der Ile-de-France. In der Champagne war es schon ein Mißerfolg. Aus dem Wald von Villers-Cotterêts kroch auf Hunderten von Raupenrädern der erste welsche Erfolg.

In schweigender Pflichterfüllung nach wie vor die deutsche Kampffront. Aber in einer tiefen Enttäuschung. In einem allgemeinen Gefühl: Wenn wir bisher nicht ein Tannenberg oder Gorlice des Westens erzwungen haben, dann schaffen wir es überhaupt nicht mehr! Die Zeit kämpft gegen uns. Der Ozean, der allmonatlich neue amerikanische Menschenwellen an die Küsten Frankreichs wirft.

Diese Stimmung zehrt an dem letzten Nervenvorrat des Schützengrabens und des Minentrichters, des Stollens und der „Ruhestellung". Sie erzeugt, unbewußt, bei aller körperlichen Tapferkeit, eine seelische Müde, eine gewisse Gleichgültigkeit. Die Heimat ahnt ja nicht, was die da draußen leiden!

Aus dem Tagebuch des Leutnants und Sturmtruppführers Lyding von einem elsässischen Infanterieregiment: „Überall ist starker Leichengeruch. Die Kampfstärke ist auf fünfundzwanzig bis dreißig Gewehre in der Kompanie geschmolzen. Jeder einzelne der Überlebenden wird jedoch seine Pflicht bis zum Äußersten tun. Von früh zwei bis fünf vergaste der Engländer das ganze Gelände. Unser Trichter ist völlig

mit Gas angefüllt. Vorläufig schützen unsere Masken noch. Einige Tage der Ruhe. Häufig werfen auch hier Flieger Bomben auf uns ab. Wir sind aber doch aus dem grausigen Leichenfeld heraus, können mal schlafen, essen und uns mal waschen — heute nacht wieder in die Hölle. Unterwegs schwere Verluste durch feindliches Schrapnellfeuer. Dicke Gasschwaden wälzen sich ständig auf uns zu. Zwei Schwerverwundete kamen an unserem Trichter vorbei. Als ich sie meine Feldflasche austrinken ließ und sie fragte, ob sie große Schmerzen hätten, sagten sie nur sehr traurig: ‚Unser Leutnant ist tot.' — Fast die ganze Nacht hält der Feuerzauber an, in ungeschwächter Stärke. Wir sind fast keine Menschen mehr. Vielleicht nur noch menschenähnliche Wesen, die stumm und verbissen in ihrer Pflichterfüllung sind, den sicheren Tod erwarten, den ein reiner Zufall nur aufgeschoben hat und der nur eine Erlösung von diesem Elendleben sein kann. Unerbittlich brennt die Sonne auf uns herab. Geduldig kauern wir in unseren Granattrichtern. Dabei liegt immer mehr oder weniger starker Verwesungsgeruch in der Luft. Unser Kaffeeträger wollte unsere Feldflaschen in unser Loch hineinreichen, als ihn ein Geschoß in den Hals traf. Er stürzte zu uns herein, sein Blut und unser Kaffee flossen zusammen."

Das ist seit Monaten die Umwelt derer von Amiens.

„Die Stimmung war bei allen gedrückt", schreibt als Mitkämpfer Hauptmann d. R. Meißner. „Wir wußten, daß wir auf verlorenem Posten standen. Die Truppe war abgekämpft. Die Linie war so schwach besetzt, daß eine ernstliche Verteidigung unmöglich schien. Offiziere und Leute sahen räubermäßig aus. Der Feind war uns in allem zehnfach überlegen. Der Gegner warf uns auch allerlei Lektüre zu, die unsere Leute aufhetzen sollte, so auch die Aufforderung: Laßt euch ablösen, sonst lösen wir euch ab!"

„Ruhe hatte die Truppe niemals", bestätigt Major Würtz, seit Kriegsbeginn fast ununterbrochen in vorderster Front. „Ohne Murren wurde jeder Befehl ausgeführt. Aber oft habe ich bei Beobachtung der Leute vor mich hingesagt: Sie sehen aus wie Gespenster. Farblos, verhungert, in zerrissenen Uniformen, verlaust, schleichend, manche fast Menschen nicht mehr ähnlich."

In dumpfer Ergebung, von der „Grabenkrankheit", der Grippe, geschüttelt, hören die vorne in ihrem Kraterfeld verdächtige nächtliche Geräusche, von Kettenklirren und Rasseln vieler Tanks, das der Feind durch das Brummen von Flugzeugmotoren zu übertäuben versucht. Meldungen, auch von einem deutschen Flieger, gehen nach hinten. Es scheint, als ob dort rückwärtige Stäbe die Sache allzusehr auf die leichte Achsel nehmen.

„Hin und wieder fällt ein verlorener Gewehrschuß", heißt es in dem Einzelbericht des Reichsarchivs. „Schon um Mitternacht brauen sich in den Flußtälern, in den Schluchten und Mulden Nebelschwaden zusammen, aus denen wir die Baumkronen gespenstig herausragen sehen. Dunst schwebt über den Höhen. Alles ist noch überstrahlt von hellem Mondlicht. Als sich im Osten die ersten Schimmer des neuen Tages zeigen, sind Nebel und Dunst dichter geworden. Da setzt mit einem Schlag auf

der zweiunddreißig Kilometer breiten Front gewaltiges feindliches Trommelfeuer ein. Tausende von Geschützen hämmern. Des schicksalsschweren Dramas erster Akt hat begonnen."

Dies Drama, das im Westen den Krieg entscheidet, heißt die

8.—15. August 1918

Tankschlacht von Villers-Bretonneux.

„Der immer dichter gewordene Nebel, der jetzt auch die höchsten Höhen überdeckt", schildert das Reichsarchivwerk weiter, „wird schnell durch Staub und Qualm, stellenweise auch durch Nebelgeschosse zur schwarzgrauen Wand, die auch dem schärfsten Auge unerbittlich alles verhüllt, was weiter als fünf, höchstens zwanzig Schritte entfernt ist."

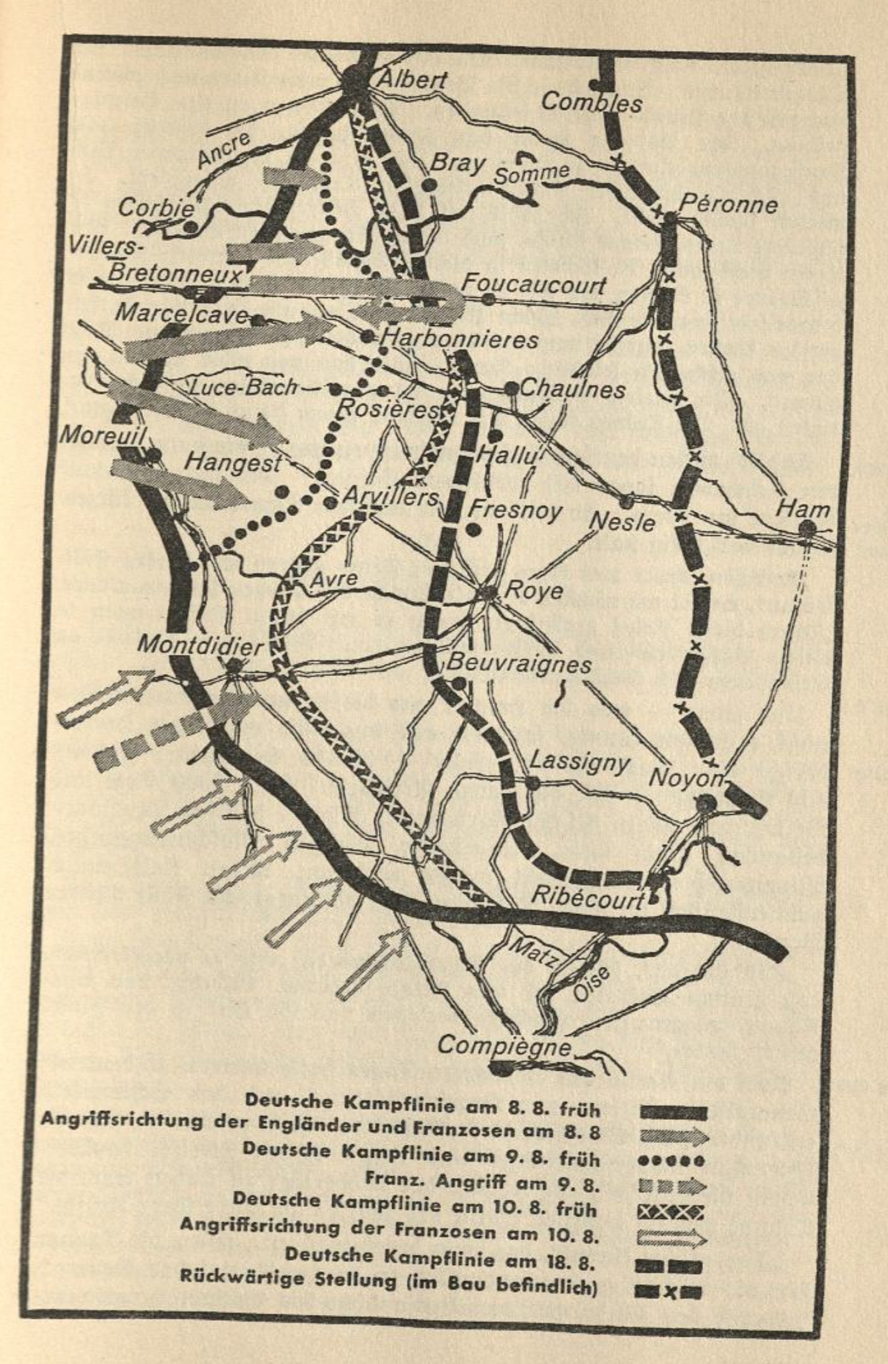
In diese Nacht hinein brüllt der Donner von 2684 britischen und französischen Geschützen. Aus dieser Nacht rollen feuerspeiend 634 Tanks und 16 Panzerwagen. In dieser Nacht knattern 1008 Flugzeuge dicht über den deutschen Linien. Wo diese Nacht sich lichtet, schimmern Infanteriemassen. Hinter ihnen am Horizont lange Reitergeschwader und endlose Lastautokolonnen.

Zwischen Albert und Moreuil, aus dem Strumpfwirkerstädtchen Villers-Bretonneux, dessen Name heute weltgeschichtlich wird, fluten die Kampfwellen der Kanadier, Australier, Franzosen. Ihre Raupenreihen durchrollen die dünnen Linien der Bayern, Sachsen, Preußen, Schwaben. Ihre Reiter wagen sich jetzt schon mitten in das Kampfgetümmel, ihre Flieger stoßen von oben auf die vereinzelt, zusammenhanglos fechtenden feldgrauen Kraftgruppen. Es ist allgemeiner Wirrwarr. Hohe deutsche Stäbe hören plötzlich vor ihren Quartieren das Maschinengewehr feindlicher Tanks. In erbittertem Einzelkampf, in verzweifeltem Handgemenge mit Spaten und Fäusten, durchbrochen, umgangen, rieseln die Reste der deutschen Regimenter rückwärts.

Ein Infanteriebataillon war am Abend noch 3 Offiziere und 20 Mann stark. Bei einer Gruppe von 4 Batterien blieben nur 1 Offizier und 2 Unteroffiziere übrig. Der letzte Offizier und 5 Mann eines Grenadierregiments kämpften an einem Maschinengewehr weiter.

Immer noch drängt der Feind, zum Glück pedantisch, nach einem genau räumlich und zeitlich vorher festgelegten Plan, der eigentlich durch seinen unerwarteten Erfolg überholt ist.

„Oben hält mich dichtes Artilleriefeuer, welches die Totenschlucht wie Gewitterregen bedeckt, im Stollen zurück", schildert als Mitkämpfer Leutnant d. R. Frenzemeyer die gespenstische Nebelschlacht. „Die Schlucht liegt voller Nebel. Der Feind schießt mit Gasgranaten. Da ist ja schon der Engländer! Die Pistole entsichert, stürze ich heraus. Da steht breitspurig ein Kanadier. Die Pistole auf ihn abgedrückt und vorbei geradeaus in die Schlucht. So bin ich in meinem Leben noch nicht gelaufen. Im Nebel sehe ich die Verfolger nur noch als Schatten. Ich komme in die Feuerwalze. Lieber da hindurch als in Gefangenschaft. Ich höre hinter mir nur noch lautes Rufen. Ich eile durch die Feuerwalze. Der Nebel liegt noch überall dicht auf den Feldern. Jetzt geht es von Trichter



zu Trichter. Einzelne Infanteristen mit und ohne Waffen ziehen sich führerlos zurück. Ich sammle die Bewaffneten, muß leider auch manchmal mit der Pistole einzelne festhalten. Wir kommen an eine Geschützstellung. Die Batterie macht sich gerade daran, die Geschütze mit Handgranatenpackungen zu sprengen. Und nun ein erschütterndes Bild und doch ein herrlicher Anblick: Englische Kavallerie galoppiert. Es werden immer mehr. Ich zähle fast 1500 Reiter, hinterher folgen in schnellem Tempo leichte Tanks, auch die wollen gar nicht aufhören. Wir liegen nicht lange, da kommen in dichten Schwärmen feindliche Fliegergeschwader in Massen, wie wir sie noch nicht gesehen haben. Die Flieger bearbeiten uns wie toll. Dicht fliegen sie über uns, daß wir sie fast greifen können, werfen immer wieder gebündelte Handgranaten. Nahe vor uns erscheinen feindliche Tanks. Wir sind von allen Seiten umgangen. Die vielen Verwundeten und munitionslosen Infanteristen rücken ab. Die Tränen treten mir bei solch einem Elend in die Augen."

9. August 1918

Endlich rücken deutsche Aufnahmetruppen heran, die immer wackeren Schwaben sogar mit fröhlichem Gesang. Der Feindesanlauf verliert an Atem. Er tritt in den nächsten Tagen immer kürzer. Macht vorläufig halt.

10. und 11. August 1918

Mitte August 1918

„Zwischen Ancre und Avre griff der Feind gestern mit starken Kräften an", meldet am nächsten Tag der Bericht des Großen Hauptquartiers. „Durch dichte Nebel begünstigt, drang er mit seinen Panzerwagen in unsere Infanterie- und Artillerielinien ein. Wir haben Einbuße an Gefangenen und Geschützen erlitten."

Und zwar — was die Heimat aus diesen unbestimmten Sätzen nicht erkennen konnte, sondern erst aus dem englischen Heeresbericht eine Woche später erfuhr — 30 344 Gefangene. Ferner 400 Geschütze — fast die ganze Artillerie. Dazu 9000 Tote und Verwundete allein bei der Nordarmee. 6 bis 7 deutsche Divisionen bestanden kaum mehr. Ungeheure Mengen Maschinengewehre, Minenwerfer, Kriegsgerät waren verloren. Neben Heldentaten zum erstenmal im Krieg Auflösung von Manneszucht. Fälle blinder Panik.

14. August 1918

„Fast überall", schreibt das Reichsarchivwerk, „war es vorgekommen, daß deutsche Soldaten sich dem Feinde ergaben, Gewehre und Ausrüstung weggeworfen, Geschütze verlassen und ihr Heil in der Flucht gesucht hatten."

8. August 1918

Noch am Abend des Schwarzen Tages hatte General Ludendorff Generalstabsoffiziere zur Berichterstattung auf das Schlachtfeld entsandt. „Die Eindrücke dieser Offiziere", heißt es amtlich, „waren schlechthin niederschmetternd und ließen keinen Zweifel darüber, worin die entscheidende Ursache der Niederlage zu suchen war: die Truppe war im wahrsten Sinne des Wortes am Ende ihrer Kräfte."

„Das größte Unrecht, das man begehen könnte, wäre, die Truppe für die Niederlage verantwortlich zu machen!" rief der Generalstabschef der Nordarmee den Entsandten des Großen Hauptquartiers zu. Und aus dessen Reihen urteilt General v. Kuhl: „Man kann das Nachlassen der Kampfkraft nicht einfach mit dem Vorwurf des Versagens abtun." „Daß es unberechtigt wäre, die Truppe allein für die Niederlage verantwortlich zu machen", betont ausdrücklich die Reichsarchivschrift. „Das Unheil war hereingebrochen, weil die physischen und seelischen Kräfte der Masse der Streiter einem Großangriff nicht mehr gewachsen waren."

Und so die Erkenntnis General Ludendorffs in seinem Schlußwort zu dem Unglückstag:

„Unser Kampfinstrument war nicht mehr vollwertig, auch wenn sich die bei weitem größere Mehrzahl unserer Divisionen heldenhaft schlug. Der 8. August stellte den Niedergang unserer Kampfkraft fest. Das Kriegführen nahm damit den Charakter eines unverantwortlichen Hasardspiels an. Das Schicksal des deutschen Volkes war mir für ein Glücksspiel zu hoch. Der Krieg war zu beendigen."

68

Rückzug in Frankreich

„Zwischen 10 und 11 Uhr abends", schreibt Major v. Bose, „verhallten die letzten Schüsse des ‚Schwarzen Tages des deutschen Weltheeres'" . . . .

8. August 1918

Genau zur gleichen Stunde wie dort der Nibelunge nôt sich erfüllt, ergötzen sich in Berlin die Theaterbesucher an Stücken mit Titeln wie „Der fesche Rudi", „Das süße Mädel", „Die Dame ohne Herz", „Flimmerklärchen", „Die Tänzerin", „Aristid und sein Fehler". Von 23 Berliner Privatbühnen spielten an diesem furchtbaren Abend 21 Schwänke und Operetten!

Eine Kleinigkeit? Nein! Ein Gleichnis dafür, daß die Heimat dem Heer seelisch nicht nahe genug stand!

Ohne böse Absicht. Ohne Wissen. Ohne Schuld eines einzelnen. Jeder einzelne hatte einen Lieben im Felde. Jeder hing an unserem Heer. Aber man war dieses Heeres so sicher. Das hielt da draußen die Wacht. Das stand seit vielen Jahren fern in Feindesland. Der Krieg lag scheinbar weltenweit von Deutschlands Grenzen.

8. bis 15. August 1918

Nur so in diesen 8 Schicksalstagen von Villers-Bretonneux Begegnungsgespräche in Berlin möglich wie: „Na — auch zum Deutschen Turnertag in Braunschweig?" „Nein! Zum Breslauer Turnertag! Und meine Tochter zum Studentinnentag in Marburg!" „Na — ich für mein Teil fahre zum Verbandstag der deutschen Hausbesitzer in Dresden!" — „Was sagen Sie zu der ‚Großen Modewoche' in ganz Berlin?" „Ich interessiere mich mehr für die jetzige Vorbereitung der Jubiläumsausstellung ‚100 Jahre Münchner Hoftheater'!" — „Da bin ich nicht

fern! Wir gründen eben eine Kunsthistorische Gesellschaft in Nürnberg!" — „Haben Sie schon von der Neugründung des Holzforschungsinstituts gehört?" — „Nein: nur den Notschrei zur Einführung eines Generalkatalogs für alle öffentlichen Bibliotheken!" . . .

Tiefster Friede! Lämmer weiden auf grüner Wiese. Und draußen brüllt, langsam nähertappend, der Riese, der Krieg, und Menschen, die kaum mehr Menschen sind, leisten Übermenschliches und schirmen mit einem Millionenwall zu Tode erschöpfter, ausgemergelter Leiber das Vaterland!

Sie brauchen dieses Vaterland hinter sich! Der Nervenverschleiß an der Front ist so ungeheuer! Ständiger Zuschuß an Nervennahrung aus der Heimat tut not, statt des Nervengiftes des Bolschewismus und Defaitismus!

Gegen dieses Gespensterpaar hätte längst der heilige Krieg der Heimat erklärt werden müssen, wie das unerbittlich, selbst mit Todesurteilen, beim Feinde geschah.

Die Oberste Heeresleitung tut, was sie kann. Ihr Kriegspresseamt arbeitet mit äußerster Kraft, in den täglichen Berliner Pressekonferenzen, in der regelmäßig an alle Zeitungen gehenden „Deutschen Kriegswochenschau", in ständigen Mahnungen und Eingaben an die Regierung.

Der Regierung liegt es ob, die Seelen der Bürger, der Frauen, der Jugendlichen mobil zu machen und mobil zu halten — Alarm jetzt zu trommeln, im Augenblick der Gefahr. Es geschieht nichts. Es geschah früher nichts. Es wird auch weiterhin nichts geschehen, unter den 4 Kriegskanzlern des deutschen Kaiserreichs, bis zu dieses Reiches letztem Tag. An Stelle des Weltkriegs der Berliner Froschmäusekrieg, während der Kanonendonner näher und näher grollt.

In den Berichten des Hauptquartiers kommen diese dumpfen Warnungsrufe des Krieges naturgemäß nur vorsichtig zum Ausdruck. Aber die Heeresleitung gibt der deutschen Presse ohne weiteres die täglichen Veröffentlichungen der feindlichen Generalstäbe frei. Aus diesen meist sehr trockenen und sachlichen Zahlen und Ortsnamen ergibt sich ein genaues Tagesbild, wie es draußen steht.

Die große deutsche Öffentlichkeit beachtet diese Hiobsposten kaum. Wer nicht gedient hat — wer keine Spezialkarten zur Hand hat — wird aus dem fremdländischen Militärstil nicht klug. Am wenigsten die Frauen. So erregt der nun beginnende deutsche Rückzug aus Frankreich bei weitem nicht die Beunruhigung in Deutschland, die ihm zukommt. Wie ein zermalmender Donnerschlag in das ahnungslose Gefühl des Geborgenseins hinein wirkt dann wenige Wochen später unser jähes Waffenstillstandsangebot als Zeichen des verlorenen Kriegs. Dieser plötzliche Sturz aus allen Himmeln — dieser verwirrende Schrecken ist eine der Hauptursachen des 9. November. Er hatte das an sich schon matte Bürgertum völlig gelähmt.

Im Westen wird gekämpft. Im Westen wird ja immer gekämpft — das weiß die Heimat seit 4 Jahren. Daß diese Kämpfe jetzt ein anderes Gesicht, das erbitterter, unfreiwilliger Rückzugsschlachten, tragen — das macht sie sich nicht in vollem Umfang klar.

Heldenhaft weichender Widerstand gegen eine täglich wachsende Übermacht. In diesem Monat allein landen 335 000 amerikanische Soldaten in Frankreich!

August 1918

Gleich nach Beendigung der Tankoffensive aus Amiens versuchen rechts und links davon die Verbündeten mit feurigen Armen die deutsche Stellung zu umklammern. Aus den Wäldern zwischen Aisne und Oise laufen aus Leibeskräften die Franzosen an und drücken, trotz der Tapferkeit deutscher Jäger, die feldgraue Front einen halben Tagesmarsch weit zurück.

8. bis 15. August 1918

20. August 1918

„Die Schlacht war wiederum unglücklich verlaufen", schreibt Ludendorff. „Die Nerven des Heeres hatten gelitten. Die Truppe ertrug nicht mehr überall das gewaltige Artilleriefeuer und den Tanksturm. Auch der 20. August war ein schwarzer Tag! Er trieb den Feind förmlich dazu, seine Offensive fortzusetzen."

22. August 1918

Diese Offensive hat der Brite auf dem Nordflügel südlich von Arras begonnen. Noch einmal fluten nördlich der Somme seine Australier geschlagen zurück. Aber sie kommen wieder. Die Panzerraupen. Der künstliche Nebel. Die deutsche Kampflinie ist nicht zu halten. Selbst die Wotanstellung nicht mehr, die sich im Norden, dicht westlich Lille, von der belgischen Grenze her an die Siegfriedstellung anschließt. Die Tankgeschwader rollen von drüben durch die Gräben und Verhaue. Das britische Schlachtvolk läuft und stapft hinterher in den Wotanswall hinein.

21. August 1918

25. August 1918

Nun muß auch das Stück Flandernbogen geräumt werden. Von dem heißerkämpften Kemmel steigen seine Erstürmer wieder in das Todesland so vieler Jahre hernieder.

2. September 1918 2 Uhr mittags

In fester Zucht und Kampfbereitschaft trotz des ständig drängenden Feuers rückt das deutsche Heer wieder in die Siegfriedstellung ein, aus der es ein halbes Jahr zuvor in stürmischem Siegesdrang vorgebrochen war. Jetzt heißt es nur standhalten gegen die feindlichen Angriffe, die sofort wieder wütend englischerseits gegen die deutsche, gefährlich von Norden überflügelte, Schulter jenseits von Cambrai branden, während der Franzose den Südpfeiler der Siegfriedstellung vom Damenweg aus zu umgehen sucht.

31. August 1918

21. März 1918

Zugleich schnüren in der Woëvreebene zwischen Metz und Verdun die Amerikaner und Franzosen durch einen doppelten Flankenstoß von 1000 Tanks das spitz gegen das Fort Saint-Mihiel vorspringende deutsche Stellungsdreieck ab.

12. September 1918

So hart war das deutsche Feldheer mitgenommen, daß von nun ab die Bataillone nur zu 3 statt 4 Kompanien formiert wurden und für deren schwache Kopfzahl 2 Feldküchen, die Hälfte der bisherigen, ausreichten.

Aber wenn auch schwankend im Sturm, wenn auch in seinen Grundfesten erschüttert, stand doch immer noch aufrecht das un-

geheure feldgraue Gerüst des besten Heeres, das die Welt je gesehen. An einer andern Stelle leider, da, wo so gut wie keine Deutsche mehr mitfochten — da brach die Front des Vierbundes zusammen.

69

Ruhm in Ostafrika

Fern überm Meer — in dieser düster grauen Zeit — ein strahlendes deutsches Waffenbild: unter den Palmen Ostafrikas flattert immer noch siegreich die schwarzweißrote Fahne!

Ende November 1916 bis Ende November 1917

Im äußersten südöstlichen Küstenstreifen der deutschen Kolonie, in der Gegend von Lindi, dicht an der Grenze von Portugiesisch-Mozambique. Ein volles Jahr hält sich hier noch auf deutschem Boden General v. Lettow mit seinen paar 100 Europäern und seinen paar 1000 Askaris gegen die an Zahl erdrückende, übermächtige, in allen Farben schattierte bewaffnete feindliche Menschheit, die wie die Malariamücken um ihn schwärmt — die schwarze Nigeriabrigade und das Goldküstenregiment, die braunen indischen Panthans, die weißen südafrikanischen Europäerregimenter, die dunkeln ostafrikanischen Schützen, das bräunliche Kapkorps südafrikanischer Mischlinge, die berittene südafrikanische Infanterie, die Feldgeschütze Hinterindiens.

Krieg im Busch! Marschstiefel aus Antilopenfellen. Salz aus verdunstetem Meerwasser. Speckschwarten erlegter Elefanten. Wilder Honig statt des Zuckers. Verbandstoffe aus Baumrinde. Der „Lettowschnaps", bittere ausgekochte Chinarinde gegen das Fieber.

Krieg im Busch! Die erste Frage: Wie und wo ernähre ich meine Leute? Die fruchtbaren Gegenden, in denen sich Verpflegung aufhäufen läßt, sind das Ziel der Züge kreuz und quer. Endlos, hinter den Kriegern, der Gänsemarsch des Trosses.

„Die Askaris marschierten flott vorwärts, kerzengrade aufgerichtet", schildert v. Lettow. „Nach den reichen Beuten der feindlichen Lager dampften überall die Zigaretten. Wacker marschierten die kleinen Signalschüler, halbwüchsige Jungens in Askariuniform, mit. Den Kompanien folgten die Träger. Den Trägern die Frauen, die ‚Bibi'. Viele Askaris hatten ihre Frauen und Kinder mit im Felde, manche Kinder brachte der Storch während der Märsche. Alle liebten das Bunte, und nach einer großen Beute von bunten Tüchern sah der ganze, viele Kilometer lange Zug manchmal wie ein Karneval aus. Manche gingen mit ihren Söhnchen auf der Schulter ins Gefecht."

Jede einzelne Stelle des Kriegstheaters kann nur soviel Streiter und ihren Anhang beherbergen, als es dort Lebensmittel gibt. Dem Feind geht es nicht anders. So müssen sich die Truppen rings im Lande verteilen. Der Feldzug zersplittert sich in unzählige Sondergefechte, Scharmützel, Überfälle in Wald und Steppe. Die

3.–5. November 1914

14.–18. Oktober 1917

ruhmvollste Waffentat — nächst der Schlacht bei Tanga der größte Sieg des Feldzugs — der 4tägige Kampf bei Mahiwa, der den Briten Tausende an Toten und Verwundeten kostet.

November 1917

Gegen Ende des Jahres ist für die unerschrockene Schar keines Bleibens mehr auf deutschafrikanischer Erde. Die Verpflegungsvorräte gehen zu Ende. Die Artilleriemunition ist verschossen. Der Bestand an Chinin reicht nur noch für einen Monat.

Ein gewaltiger Entschluß: die Truppe wird umgestellt! Die überflüssig gewordenen Geschütze werden gesprengt. Alle entbehrlichen Weißen — mehrere 100 — und 600 Askaris entlassen. Mit einem Kernvolk von 300 Europäern und 1700 Farbigen durchwatet

General v. Lettow frühmorgens den Grenzfluß Rowuma, streckt von 1000 Portugiesen 700 nieder, findet Pferde, Waffen, Maschinengewehre und vor allem Patronen im Überfluß, und trägt den Krieg in Feindesland.

Von Norden nach Süden, durch ganz Mozambique, geht der abenteuerliche Marsch. Immer der Magen, mitten in ewigen Kämpfen! Pferde und Maultiere wandern in den Kochtopf. Hauptfleischlieferanten sind die von Nilpferden wimmelnden Flüsse. In einem Lager werden höchst angeheiterte Engländer gefangengenommen. Sie haben beim Nahen der Deutschen noch schnell die Alkoholvorräte in ihre Kehlen gerettet.

Immer weiter — immer auf der Suche nach Munition — gen Süden! Tief da unten, schon nahe dem Sambesi und dem Meer, liegt an einer in das Innere führenden Küstenbahn die befestigte Station und Zuckerfabrik Kokosani. In 3tägigem Kampf werden die Wellblechgebäude gestürmt.

25. November 1917

Hunderte von Briten und Portugiesen fallen oder ertrinken auf der Flucht in dem nahen Fluß. Ein ahnungslos landender Dampfer bringt den Deutschen noch Massen von Munition zu der sonstigen überreichen Beute. „Tatsächlich war der ganze Lagerplatz mit Zucker besät", schreibt v. Lettow. „Jeder der Schwarzen wurde so reichlich mit Verpflegung und Kleidung versehen, daß die Leute wie auf Kommando aufhörten zu stehlen, und das will immerhin bei den Schwarzen etwas besagen."

Hier schlägt die deutsche Siegerschar einen Haken. Frisch ausgerüstet beginnt sie den Rückmarsch, wieder quer durch ganz Mozambique, in kriegerischem Zickzack wieder 1000 Kilometer durch Afrika, in Sonnenbrand und strömendem Regen, mit Lungenseuche, die Weiße und Farbige dahinrafft, unter erbitterten Gefechten, in denen eine portugiesische Station nach der andern genommen wird.

1.—3. Juli 1918

„Zweckmäßig erschien mir der Weitermarsch nach Norden", bekundet General v. Lettow. „Es war wahrscheinlich, daß der Feind durch unsere Rückkehr nach Deutsch-Ostafrika sehr überrascht sein würde."

Und dies fast Unmögliche erfüllt sich: noch einmal, nach mehr als 4 Kriegsjahren, marschiert unbesiegt die deutsche Schutztruppe wieder in der deutschen Kolonie ein!

28. September 1918

Der Grenzfluß Rowuma wird überschritten. Östlich des Njassasees zieht sich General v. Lettow, immer vom Feind umschwärmt, nordwärts, täuscht ihn, als sei der ferne Hauptplatz Tabora sein Ziel, schwenkt jäh gen Westen und bricht, als in ein drittes Kampfgebiet, bei den Engländern selbst, in Nordrhodesien, ein!

1. November 1918

In fortgesetztem Gewehrgeflacker geht es landeinwärts in das britische Weltreich!

„Auf mindestens ein Jahr", schreibt v. Lettow, „sahen wir allen Möglichkeiten mit Ruhe entgegen, die Truppe war gut bewaffnet, ausgerüstet und verpflegt. Wir waren noch 155 Europäer, darunter 30 Offiziere, 1168 Askaris und rund 3000 andere Farbige stark. Einer meiner Ordonnanzen (Eingeborener) versicherte mir: ‚Ich werde bei euch bleiben und weiter fechten, bis ich falle!'"

In dieser Stimmung wie gehacktes Eisen erhält an der Fähre über den Tschambesi-(nicht Sambesi!)Fluß zuerst durch einen gefangengenommenen Radfahrer die Truppe die Nachricht: „Waffenstillstand!"

13. November 1918

2 Tage vorher war er abgeschlossen. Die Entente hatte ihre ursprüngliche Forderung „Bedingungslose Übergabe der Ostafrikaner innerhalb eines Monats" ermäßigt in: „Abzug aller deutschen in Ostafrika kämpfenden Truppen innerhalb einer von den Alliierten festgesetzten Frist."

„Ich will Ihnen und Ihren Offizieren und den übrigen Europäern gestatten, ihre Waffen zu behalten", drahtet der feindliche Höchstkommandierende, General van Deventer, an Oberst v. Lettow, „in Anbetracht der Tapferkeit, mit der Sie fochten!"

70

Kehraus auf dem Balkan

Als die Vereinigten Staaten durch ihre Kriegserklärung an Deutschland und Österreich-Ungarn auf Menschenalter hinaus die vielhundertjährige Lagerung der Dinge in der alten Erdhälfte verständnislos umschichteten, da ließen sie wohlweislich Bulgarien aus dem Kriegsspiel! Der Weltteil überm Meer und das Balkanländchen blieben Freunde.

5. April 1917 und 5. Dezember 1917

Es entwickelte sich der groteske Zustand, den eben nur eine Diplomatie wie die der Berliner Wilhelmstraße lammsgeduldig mitansehen konnte, daß die Deutschen im Westen auf Tod und Leben mit den Amerikanern fochten, während zugleich der Geschäftsträger Amerikas in der Hauptstadt des mit Deutschland verbündeten Bulgarien sein Haus zur Hexenküche alles Balkanstanks wider Deutschland machen durfte.

Andererseits schickte nach dem Frieden von Brest-Litowsk Moskau seine roten Maulwürfe in Rußlands stattliches Haus an der Ecke der Schiptschenska zurück. Bolschewistische Wühlarbeit von hier wider Krone und Thron unter den bulgarischen Kleinbauern auf dem Feld und im Felde.

3. März 1918

In diesem Heer von Hirten und Pflügern, das in Mazedonien in einer Front vom Ochridasee bis zum Ägäischen Meer auf wilden Gebirgskämmen und in fieberversumpften Flußtälern der bewaffneten Völkerschau der Entente gegenüberlag — in diesem seit 6 Jahren fast ununterbrochen kämpfenden Kriegs- und Landvolk webte schon im Frühjahr ein kommender Winter des Mißvergnügens im Geiste durch die Reihen, während aus ihnen gerade

1918

die meisten deutschen Truppen zur Verstärkung der großen Westoffensive herausgelöst wurden.

Die große Offensive hat versagt. Das weiß der Osten. Und nun naht dieser Winter — der Winter des Balkans mit seinen Regengüssen und Schneestürmen auf kahlen Kuppen, seinen Hochwassern, seinen Frostnächten. Die Äcker daheim müssen gepflügt werden! Bleierne Kriegsmüdigkeit lastet über dem sträflich, beinahe wie absichtlich, vernachlässigten Bulgarenheer.

„Erwartung ernster Kämpfe", schreibt 5 Tage vor der Katastrophe von der mazedonischen Front der deutsche General Freiherr Hermann v. Ziegesar dem Verfasser. „Landes- oder vielmehr armeeüblich sind kleine Meutereien wegen der unglaublich schlechten Ernährung und Bekleidung der Truppen — ein Viertel bis ein Drittel geht barfuß — und wegen der Not in der Heimat."

In Sofia bereitet sich allerhand vor, wovon der deutsche Waffenbruder nichts erfährt. Der bulgarische Generalissimus bekommt wenige Tage vor Kampfbeginn ein Ohrenleiden und entfernt sich in eine Klinik in Wien. Aus einem leider 3mal 24 Stunden zu spät aufgefangenen Geheimbericht des französischen Generalstabs wird es deutscherseits klar, daß an einem bestimmten Tag mit dem Krieg Schluß gemacht werden soll. Die Hauptstadt spricht davon wie der Schützengraben. Es ist ein öffentliches Geheimnis. Selbst die Stelle des „Angriffs" wird in den Kaffeehäusern erörtert.

Anfang September 1918

15. September 1918

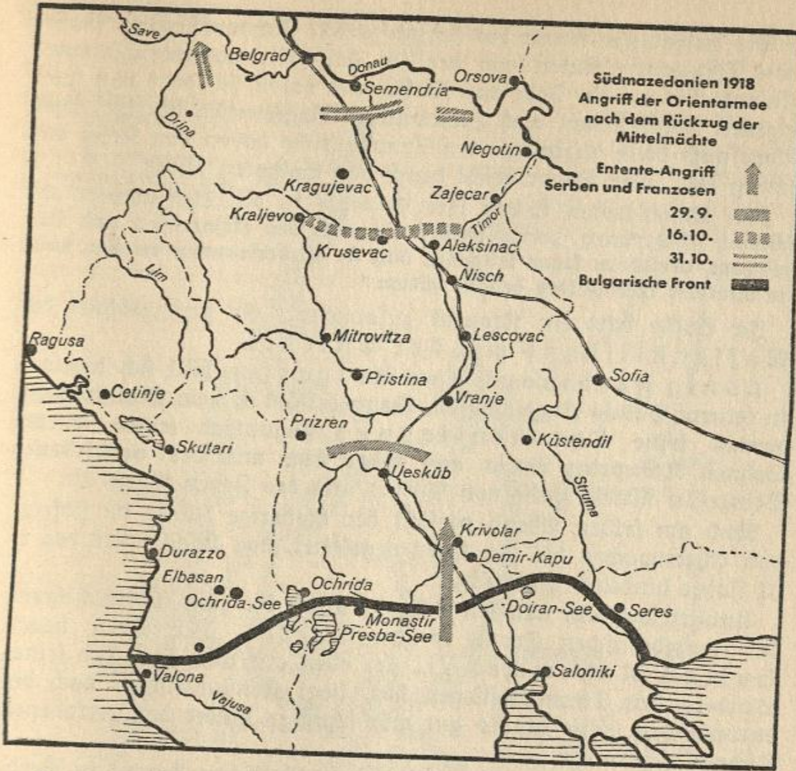
Bei der Entente drüben zeigen sich die ersten Wetterzeichen. Fliegerschwärme kreisen über dem Geklüft der Berge. Auf der eingleisigen Bahn von Saloniki her keuchen die Züge. Maultier- und Automobilkolonnen beleben die elenden Karrenpfade. Der französische General Franchet d'Esperey baut seine Völkerwanderung auf — der Reihe nach von links nach rechts Italiener, Venizelos-Griechen, Franzosen (die Stoßtruppe), Engländer, Serben, königstreue Griechen.

geb. 1856

Das Stärkeverhältnis ist für den Verteidiger gar nicht so ungünstig. Er zählt 171 000 Gewehre und 1500 Geschütze gegen 221 000 Mann und 1824 Kanonen beim Feind. Aber an Kriegsgerät, Kriegsausrüstung und Kriegswillen ist die Entente 10fach überlegen.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde beginnt die Vorstellung. Anstandshalber ein kurzes Trommelfeuer gerade auf einen der stärksten Punkte der ganzen Bulgarenfront, das wilde Gebirgsdreieck in der Gabelung der Cerna und des Wardar. Gegen diese fast uneinnehmbare Höhenstellung klettern, schleichen, springen die Franzosen heran. Was sollen in diesen schwarzen Tagen das eine sächsische Jägerbataillon, die paar deutschen Regimenter machen? Die Bulgaren bleiben stumpf in ihren Deckungen sitzen und lassen sich kampflos gefangennehmen oder sie gehen einfach nach Hause. Umsonst, daß deutsche und bulgarische Offiziere mit dem Gewehr in der Hand ihnen voraus in das Feuer eilen!

15. September 1918 6 Uhr 30 morgens



„Den gegen den Feind marschierenden deutschen Bataillonen", schreibt Feldmarschall v. Hindenburg, „strömen ganze bulgarische Regimenter entgegen, die den Kampf offen verweigern. Sie ziehen in die Heimat zu Weib und Kind, wollen wieder einmal Haus und Hof sehen und ihre Felder bestellen. Der Bulgare springt bereitwilligst zu, wenn im Gedränge ein Deutscher, der gegen den Feind marschiert, in Bedrängnis kommt, er hilft den deutschen Geschützen beim Marsch über das Gefechtsfeld über schlechte Wegstrecken fort. Den Kampf indessen überläßt er den Deutschen. Mazedonien wird auf diese Weise freilich für Bulgarien verlorengehen. Aber der bulgarische Bauer sagt sich, daß er in der Heimat Land genug habe. Also zieht er in die Heimat und überläßt die bisherigen Großmachtpläne anderen Menschen."

Immer tiefer schiebt sich in dieser Unglückswoche der französische Keil in die bulgarische Mitte, deren Flügel noch tapfer kämpfen. Die Franzosen steigen in das Wardartal hernieder. Sie zersprengen die gegnerische Front. Die jetzt geschickten 6 bis 7 deutschen Divisionen — darunter das kriegsermattete tapfere Alpenkorps — kommen viel zu spät. Sie müssen schon bei Nisch abgedreht werden. Wie sollen sie ein Heer stählen, das nicht mehr besteht?

15.—22. September 1918

Die bulgarische Armee hat sich aufgelöst! Fahnenflüchtige Massen von Meuterern fluten vor der im Eilschritt nachmarschierenden Entente bis an die Tore von Sofia und holen sich dort von ihren eigenen Landsleuten noch zuchtwilliger Regimenter blutige Köpfe. Aber auch diese disziplinierten Truppenteile haben den Krieg vorläufig satt. Der Bauer bricht durch den Soldaten durch.

„Die Mannschaften liefern ihre Gewehre in die Waffendepots ab", schreibt Hindenburg, „verabschieden sich von den Kameraden und Vorgesetzten, versichern sogar teilweise, daß sie wiederkommen werden, wenn sie nur erst ihre Felder bestellt hätten."

29. September 1918 abends

In Sofia tritt ein Kronrat zusammen. Er unterzeichnet den Waffenstillstand mit der Entente.

König Ferdinand von Bulgarien hält sich tagelang in seinem Palais eingeschlossen. Dann erklärt er dem Ministerpräsidenten seine Thronentsagung zugunsten seines älteren Sohnes Kronprinz Boris, aus erster Ehe mit der verstorbenen Prinzessin Maria Luise von Parma, als des Zaren Boris III.

3. Oktober 1918 8 Uhr abends
geb. 18. Januar 1894
1870—1899
3. Oktober 1918

Noch am selben Abend verläßt der bisherige König im Hofzug, von Ehrenwachen bis zur Grenze geleitet, das Land, über das er 31 Jahre hindurch geherrscht.

Unmittelbar am nächsten bedroht durch die jähe Verflüchtigung der mazedonischen Front ist die Türkei. Für ihren neuen Sultan Muhammed VI., der eben erst nach dem Tod seines Bruders den Thron bestiegen hat, liegt Konstantinopel nach der europäischen Seite hin so gut wie schutzlos hinter den zerfallenen Tschataldschalinien.

geb. 2. Februar 1861
3. Juli 1918

Aber auch in Asien ist der Rest des türkischen Heeres in Nordmesopotamien — gegen 17 000 Mann — im letzten Kriegswinter verhungert und erfroren. Kismet — nach morgenländischer Ergebung in das Schicksal.

1917/1918

„Auch wer verhungert, stirbt den Heldentod", versicherte dem Feldmarschall v. Hindenburg ein kriegerischer Osmane.

Fast zugleich mit dem Entscheidungsstoß von Saloniki Großangriff der Engländer in Palästina.

19. September 1918 nachts

Längs der Mittelmeerküste traben Australier zu Pferde und indische Lanzenreiter durch die Ebene des Landes Kanaan. Die türkische Front zwischen Jaffa und dem Jordan wird auf ihrem rechten Flügel, an der See, aufgerollt und muß an Nazareth vorbei zum See Genezareth weichen.

Südlich von ihm durchreitet und durchwatet der Brite in flachen Furten die reißenden khakifarbenen Wellen des Jordan. Er drängt in Syrien dem sich auflösenden Türkenheer nach. Er zieht durch die weiten Palmengärten in Damaskus ein. Er wird bald durch die Besetzung des Eisenbahnknotenpunkts Aleppo den asia-

2. Oktober 1918
26. Oktober 1918

Feldzug in Palästina
Türkische Stellung Mitte Sept. 1918
Angriffsrichtung der Engländer vom 17. 9. 18 ab
Damaskus
Akka
Haifa
Tiberias
See Genezareth
Nazareth
Affuk
Derat
El-Ramte
Kaisarijeh
Besan
Jordan
Arsul
Kalkilze
Madsch-el-Jaba
Jaffa
Es-Salt
Ramleh
Tel-Asur
Amman
Jericho
Jerusalem
Askalon
Gaza
Hebron
Totes Meer
Karrane

tischen Lebensnerv der Türkei, den Schienenstrang in der Richtung nach Mesopotamien, durchschneiden.

Wie hatte einst General v. Falkenhayn gesagt? „Der Gedanke, auf dem Balkan die Kriegsentscheidung suchen zu können, war ungesund." Und doch bedingten sich der Balkan und die Westfront gegenseitig unlösbar. Jetzt wächst aus dem Balkan für den Feind

der Erfolg, der sich ihm 4 Jahre lang in dem Blutmeer des Westens versagte!

Österreich-Ungarn, von Bulgarien verlassen, ist außerstande, im Osten eine neue Front zu bilden! Deutschland, auf dem Rückzug durch Frankreich bis auf den letzten Mann mit dem Feind verkrallt, kann sie dem Donaustaat nicht aus dem Boden stampfen.

Nur 5 österreichische und 4 deutsche, zum Teil in Eile aus der Ukraine herangeschaffte, Divisionen lassen sich noch auf serbischem Gebiet gegen das buntscheckige Ententeheer in Schlachtordnung stellen und mit den k. u. k. Truppen vereinigen, die aus ihrer verlassenen Front in Albanien, von der Adria bis zum Ochridasee, durch die Bergwildnis heimwärts wandern.

Anfang Oktober bis Anfang November 1918

„Der Rückzug wurde ein Abenteuer", schreibt Nowak „160 000 Mann mit Artillerie und Train und Troß krochen über die Saumpfade nach Norden. Die Malariakranken, etwa 30 000 Mann, hatten sich nicht einschiffen lassen. Sie wollten lieber am Wege sterben als torpediert werden. Sie krochen am Straßenrand mit, wenn die Karren nicht reichten." In sein Tagebuch schreibt der Führer, der k. u. k. Generaloberst Freiherr Karl v. Pflanzer-Baltin: „Ich habe so das Gefühl, daß alles zusammenbricht!"

1855—1925

Und Österreichs — auch Österreichs Kraft brach wie die Bulgariens und der Türkei bereits zusammen.

Ende September 1918

„K. u. k. Truppen", berichtet der im Habsburgerlager befindliche deutsche General v. Cramon, „Polen, Madjaren und Slowaken weigerten sich bei der Ausladung, in den Kampf zu ziehen. Eine tschechische Division verließ, ohne einen Schuß abzugeben, ihre Stellung. Es blieb kein anderer Entschluß, als hinter die Donau zurückzugehen."

Aber auch nördlich der Donau ließ sich angesichts der Auflösung der Habsburger Hausmacht fast der Zeitpunkt berechnen, wann General Franchet d'Esperey, mit seinem Heerbann flußaufwärts ziehend, so gut wie ohne Widerstand Budapest und Wien erreichen, sich gegen die vollkommen offen daliegende deutsch-österreichische Grenze wenden konnte.

71

Waffenstillstandsangebot

„Wäre in dem Buch des Großen Kriegs das Kapitel über das Heldentum des deutschen Heeres nicht schon längst geschrieben gewesen", sagt Hindenburg, sein Führer, „so würde es in dem letzten furchtbaren Ringen mit dem Blute unserer Söhne in ewig unauslöschlicher Schrift geschehen sein! Welch ungeheure Anforderungen wurden in diesen Wochen an die Körper- und Seelenkräfte von Offizieren und Mannschaften gestellt! Die Truppen mußten auch jetzt wieder von einem Kampf in den andern geworfen, von einem Schlachtfeld auf das andere geführt werden. Offiziere

aller Dienstgrade bis zu den höheren Stäben hinauf wurden Mitkämpfer in den vordersten Linien, teilweise mit dem Gewehr in der Hand. Zu befehlen gab es vielfach nichts anderes mehr als ‚Aushalten bis zum Äußersten!'"

Sturmlauf gegen die Mitte der Siegfriedstellung nördlich Saint-Quentin und noch weiter gegen den deutschen rechten Flügel bei Cambrai. Britisch-belgischer Vorstoß östlich Ypern. Massenangriff der Franzosen und Amerikaner in der Champagne bis zum linken Maasufer. Eine starke, wenn auch hart mitgenommene amerikanische Armee steht bereits gefahrdrohend in den Argonnen.

18./19. September 1918
27. September 1918
28. September 1918
26.—28. September 1918

Die ganze Schlachtlinie in Frankreich loht. Die deutschen Reihen verzehren sich reißend, eben weil sie bis zum letzten Blutstropfen an ihren zerwühlten und zerschossenen Stellungen kleben. Keine Aussicht mehr, mit aller Tapferkeit das Kriegsglück zu wenden! Nur immer mehr Amerikaner, immer weniger Deutsche! Keine Hoffnung mehr, den Kampf noch länger als einige Monate links des Rheins hinzuhalten! Die tägliche Gefahr eines plötzlichen Durchbruchs, einer Katastrophe, durch Nachlassen der Nerven bei irgendeinem Truppenteil, an irgendeiner Stelle . . .

„Der Feind war um Frieden und Waffenstillstand anzugehen! Das erforderte die Kriegslage, deren Verschlechterung nur allzu wahrscheinlich war", schreibt General Ludendorff. „Am 28. September, sechs Uhr nachmittags, ging ich zum Generalfeldmarschall in dessen Zimmer, das eine Treppe tiefer lag. Ich legte ihm meine Gedanken vor. Der Generalfeldmarschall hörte mich bewegt an. Er antwortete, er habe mir am Abend das gleiche sagen wollen. Auch er hätte sich die Lage dauernd durch den Kopf gehen lassen und hielte den Schritt für notwendig. Der Generalfeldmarschall und ich trennten uns mit festem Händedruck, wie Männer, die Liebes zu Grabe getragen haben. Unsere Namen waren mit den größten Siegen des Weltkrieges verknüpft. Jetzt waren wir uns in der Auffassung einig, daß es unsere Pflicht sei, unsere Namen für diesen Schritt herzugeben, den zu vermeiden wir alles Erdenkliche getan hatten."

28. September 1918

Tags darauf meldeten die beiden Feldherren in Spa im Großen Hauptquartier ihre Auffassung dem Obersten Kriegsherrn. Der Staatssekretär des Äußeren v. Hintze rät, den Präsidenten der Vereinigten Staaten um Vermittlung zwischen den kämpfenden Mächten zu ersuchen. Der Schweizer Gesandte in Washington habe der deutschen Regierung von neuem von den „hohen Idealen Wilsons" gesprochen. Der Kaiser und seine Generale stimmten zu.

29. September 1918 vormittags

Die unselige innerdeutsche Kirchturmpolitik spukte auch in diese weltgeschichtliche Entscheidung hinein. Die gleichzeitige Einführung des „parlamentarischen Systems", das heißt der Regierung der Schwätzer und der Unverantwortlichen, gerade in diesen Schicksalsstunden, wird, zur Beruhigung Wilsons, verkündet. Der greise

29. September 1918

Reichskanzler **Graf Hertling** kann die Heranziehung des Marxismus zur Stützung des monarchisch-bürgerlichen Staats nicht verantworten. Er tritt in Spa zurück.

30. September 1918

Was nun? Die Demokratisierung des Staatsgedankens gibt der Reichstagsmehrheit von jetzt ab die Macht und die Verantwortung. Also muß vor allem der Deutsche Reichstag von der militärischen Schicksalswende unterrichtet werden. Noch am Abend der Besprechungen reist ein Major des Generalstabs im Auftrag der Heeresleitung nach Berlin.

29. September 1918

Und nun kommt dort, was kommen mußte, nachdem Jahr um Jahr die einander folgenden Regierungen immer wieder die deutschen Geister führerlos gelassen, ihnen weder die großen Ziele noch den furchtbaren Ernst des Krieges gezeigt, sondern den Blick des Volkes mehr und mehr statt auf die Schlachtfelder, auf die heimatlichen Kriegstänze der Parteien gelenkt hatten.

Den Fraktionsführern war bei diesem Treiben jahrelang wohl zumute. Sie konnten ungestört ihre Reden halten, Anträge einbringen, um Ministersessel feilschen, während draußen die Kanonen donnerten. Gerade wenn der Heeresleitung an der Front nicht alles glückte, gab die Reichsregierung daheim zur Beruhigung der Gemüter in dem Kuhhandel der Innenpolitik nach. Den Mehrheitsparteien des Reichstags war in ihrer Unschuld der Krieg allmählich zu einem Mittel für Zugeständnisse des Reichskabinetts in Verfassungs-, Zensur-, Gewerbeordnungsfragen geworden, weil sie sich über den Krieg selber keine schwarzen Gedanken machten. Der war ja fern und in guten Händen.

Der rauhen Männlichkeit der unerbittlich mit Tatsachen und Taten rechnenden Obersten Heeresleitung ist dies weichliche Wolkenkuckucksheim der Reichstagsmehrheit natürlich weltenweit und wesensfremd. So spricht ihr nach Berlin entsandter Generalstäbler vor versammelten Parteiführern im Reichstag wahrscheinlich so fest, klar und sachlich, wie er gewohnt ist im Felde zu reden, und schließt: „Wir können den Krieg noch auf absehbare Zeit weiterführen, gewinnen können wir ihn nicht!“

2. Oktober 1918 9 Uhr morgens

Er merkt sofort den Abgeordneten „die starke Nervenerschütterung“ an. Aus seinem Vortrag wächst bei den Hörern nicht der vaterländische Aufschwung in höchster Not, wie ihn sich das tapfere Heer als selbstverständlich gedacht hat, sondern das gerade Gegenteil.

„Der mit scharfem Verstand begabte, nüchtern und real denkende Offizier der Obersten Heeresleitung“, schreibt der dem Gefolge des Kaisers zugeteilt gewesene Oberstleutnant a. D. Alfred Niemann, „hat mir kurz nach der Besprechung den Erfolg seiner Worte geschildert. Die Abgeordneten seien zusammengesunken, als ob eine Bombe eingeschlagen wäre!“

„Diese Mitteilungen machten einen geradezu niederschmetternden Eindruck“, schreibt Matthias Erzberger. Und der kommende Reichskanzler Prinz Max von Baden: „Zeugen haben mir später den Eindruck geschildert. Die Abgeordneten waren ganz gebrochen, Ebert wurde totenblaß und konnte kein Wort herausbringen. Der Abgeordnete Stresemann sah aus, als ob ihm etwas zustoßen würde.“

1867—1929
1871—1925
1878—1929

Die Mitteilungen über die Kriegslage waren streng geheim gedacht. Unbegreiflicherweise hatte man dem Major des Großen Hauptquartiers nicht gesagt, daß unter den zuhörenden Reichsboten auch der Pole Seyda war, durch den es sofort der Bolschewikengesandte Joffe in Berlin erfuhr. Für das weitere Ausplaudern des furchtbaren Geheimnisses sorgten — selbstverständlich für jeden, der den damaligen Deutschen Reichstag kannte — die Abgeordneten selbst.

„Trotzdem die Parteiführer verpflichtet wurden, zunächst in den Fraktionen nichts mitzuteilen“, gesteht selbst Erzberger, „sickerten doch die schlimmsten Gerüchte durch!“

Nicht nur in die Parteizimmer des Reichstags, sondern in das ganze deutsche Volk, mit der gleichen Wirkung: dem Sturz der Ahnungslosigkeit aus allen Himmeln. Plötzlich stand vor den verstörten Augen der verlorene Krieg. Und riesengroß dahinter am schwarzen Himmel das Fragezeichen: Was nun?

Dieser Nervenprobe war die Heimat nicht gewachsen. Sie konnte nichts dafür, sie war nicht dazu erzogen. Sie hatte sich gläubig auf die Regierung verlassen. Sie sah sich jetzt verlassen. Sie versank in eine Art dumpfer Erstarrung, die fatalistisch die Dinge laufen ließ.

Tatenfreudig jetzt nur die, denen endlich das Wasser auf die rote Mühle lief — die, die seit Jahren in dem verlorenen Krieg die gewonnene Revolution sahen — die Männer des Marxismus.

Diese Willenslähmung des Bürgers im Kampf ums Dasein, diese Hypnose der Schwäche infolge eines Nervenschocks, eines panischen Schreckens, machen erst den Umsturz in wenigen Wochen erklärlich. Der 2. Oktober ist der Schlüssel zum 9. November.

2. Oktober 1918

Rafft sich der Reichstag nicht doch noch, nachträglich, nachdem der erste Schrecken überwunden war, zu einer rettenden Tat empor? Rufen sie — die 397 Vertrauensleute des Volks — nicht jetzt dem Volk den Notschrei der Stunde in die Ohren: Sei stark! Um Gottes willen sei stark!? Nein: die hauptsächlichste Sorge der mählich beruhigten Gemüter ist die Hereinnahme der Sozialdemokraten in die Regierung. Das ist Vorbedingung von seiten des „kommenden Mannes“, des **Prinzen Max von Baden**, eines entfernten Verwandten des Deutschen Kaisers.

„Ich sagte Herrn Ebert“, schreibt Prinz Max, „daß ich keine Regierung bilden würde, der die Sozialdemokraten fernblieben. Er war erleichtert, als ich den Gedanken eines Koalitionsministeriums verwarf und die Begründung gab, eine Regierung brauche die Opposition der [vaterländischen und kriegsstarken] Rechten.“

Prinz Maximilian von Baden, ein Vetter des regierenden Großherzogs, ist von Haus aus Soldat — viele Jahre bei den Berliner Gardekürassieren, und mit Menschen und Dingen der Reichshauptstadt vertraut, dann bis 3 Jahre vor Kriegsausbruch Kommandeur der Karlsruher Dragonerbrigade. Im Krieg selbst hat er sich nicht militärisch, sondern eifrig in der Gefangenenfürsorge betätigt.

1. Oktober 1918

1857—1928 Großherzog seit 1907

Der Prinz wird aus Dessau, wo er bei seiner Schwester, der Herzogin von Anhalt, zu Besuch weilte, eilends nach Berlin berufen.

Depesche des Kaisers an Großherzog Friedrich II. von Baden:

„In der schwersten Schicksalsstunde des Vaterlands bitte ich Dich, dem Prinzen Max die Genehmigung zu geben, den Posten des Reichskanzlers zu übernehmen."

Antwort des Großherzogs:

1. Oktober 1918

„Ich kann nicht verstehen, daß es gerade Max sein muß. Wenn dies aber unabwendbar ist, so ist es mir vaterländische Pflicht, nicht entgegen zu sein."

3. Oktober 1918

Prinz Max von Baden wird zum Reichskanzler ernannt. Auch die Sozialdemokraten haben nichts gegen ihn und seine hohe Abkunft, nachdem er sich zu dem Programm bekannt hat, das sie in dem Weltuntergang für wichtig halten: Eintritt in einen Völkerbund, freundschaftliches Zusammenleben der Völker im Sinn der einstigen Friedensresolution, unverzügliche Durchführung der Wahlreform in Preußen . . . .

geb. 1862

9. November 1918 2 Uhr nachmittags

Sein neues Kabinett: vor allem Matthias Erzberger, der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann, „der vor Jahren", wie Helfferich schreibt, „den Verrat als die Familientradition der Hohenzollern" bezeichnet hatte und der in wenigen Wochen eidbrüchig als Kaiserlicher Staatssekretär von der großen Freitreppe des Deutschen Reichstags herab durch Ausrufen der Republik die Hohenzollern verraten wird.

3. Oktober 1918

Am selben Tage erneuert in der ersten Ministersitzung in Berlin Feldmarschall v. Hindenburg mündlich und schriftlich „die Forderung der sofortigen Herausgabe eines Friedensangebots an unsere Feinde".

14. September 1918

1851—1922

Schon ein paar Wochen früher hatte, ganz auf eigene Faust, der österreichische Außenminister Graf Stefan Burian von Rajecz eine Friedensnote an alle kriegführenden Mächte — in ihrer Isolierung natürlich ohne jeden Erfolg — gerichtet.

18. Sept. 1918

1848—1930

17. Sept. 1918

17. Sept. 1918

„Es gibt keine Straffreiheit für die von den Mittelmächten begangenen Verbrechen!" erklärt Clemenceau im französischen Senat. Der britische Außenminister Lord Arthur Balfour in einer öffentlichen Rede in London, die Wiener Note bringe den Frieden um keinen Schritt näher! Präsident Wilson kurz und barsch, er habe schon wiederholt alles gesagt, was zu sagen sei.

Nacht vom 3. zum 4. Oktober 1918

Nun der große, der entscheidende Schritt von seiten Deutschlands.

Note des deutschen Reichskanzlers an die Schweizer Regierung zur Weitergabe nach Washington. „Die deutsche Regierung ersucht den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen. Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, ersucht die deutsche Regierung, den sofortigen Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes zu Lande, zu Wasser und in der Luft herbeizuführen."

72

Die Vierzehn Punkte

Seit 7. November 1916

Woodrow Wilson, zum zweitenmal kraft des Vertrauens seines Volkes Präsident der Vereinigten Staaten, hat das Äußere eines rechthaberischen Professors, der er ja als Hochschullehrer der Weltgeschichte ist. Sein Vortrag ist fast schulmeisterlich. Sein Gedankengut besteht aus grauer Theorie. Die öffentliche Meinung in Deutschland sieht in ihm den vertrauten Typ des weltfremden Stubengelehrten und zerbricht sich nicht weiter den Kopf darüber, warum die gerissenen demokratischen Drahtzieher einer amerikanischen Präsidentenwahl sich gerade jetzt, während die Erde flammt, einen Mann vom Monde als Treuhänder geholt haben sollten.

Dabei ist Wilson in Wirklichkeit nicht weltfremd, aber europafremd. Er kennt von Europa ungefähr die Flüsse, Berge, Staaten, Städte. Von den geschichtlich bedingten, unsichtbaren, aber unabänderlichen Daseinsnotwendigkeiten des uralten Erdteils hat er keine Ahnung. Das, was Bismarcks Genius die „Imponderabilien" — das „Unwägbare" — nennt, das ist für den Professor aus Washington ein einfaches Rechenexempel.

1775—1783

1861—1865

„Hundertprozentiger Angelsachse" — England auch durch Verwandtschaft nahe — geht er als Amerikaner von dem Begriff der Freiheit aus. Die Vereinigten Staaten haben seit ihrem Bestehen 3 nennenswerte Kriege geführt: Den einen gegen England zur Erringung ihrer eigenen Freiheit. Den zweiten unter sich zur Befreiung der Neger. Den dritten jetzt angeblich zur Befreiung Europas von dem „preußischen Militarismus", wie es die britische Propaganda allen geistig Unmündigen dieser Erde als Ammenschreck in die Köpfe gehämmert hat.

Der „Militarismus" — das sind die Hohenzollern und ihr Heer. Gegen das deutsche Heer hat Wilson gleich bei Kriegsbeginn in Europa die Friedensfeindseligkeiten in Amerika eröffnet, indem er die schrankenlose Waffenausfuhr zu unsern Gegnern gestattete, sein Land in ein einziges riesiges Kriegsindustriegebiet verwandelte, entgegen dem Wahlspruch der Freiheitskriege „Gold gab ich für Eisen" mit dem Dollarmotto „Gold bekam ich für Eisen"!

Nun steht Amerika selbst gegen das deutsche Heer im Feld. Nun kommt der zweite Teil des „Freiheits"programms: der Kampf gegen den „Kriegsherrn" des deutschen Heers — den „Seigneur de la guerre", den „Lord of the war", wie die Ententepropaganda unheimlich und wissentlich falsch das Wort übersetzt.

Es geht bei dem Freiheitsdemokraten Wilson bewußt von Anfang an um den Sturz des monarchischen Systems in Preußen und damit in Deutschland! Sein Ziel ist von der ersten Stunde ab, einen Keil zwischen das deutsche Volk und seinen Kaiser und König zu treiben und aus einer deutschen Revolution die deutsche Republik, in der Retorte der laienhaften Vorstellungen eines professoralen

Demagogen von Übersee, zu entwickeln! Man muß ständig diese Wilsonsche Mentalität festhalten, um aus seiner absichtlich nebelhaften und vieldeutigen Satzbildung Zug um Zug immer mehr den Leitgedanken „Sturz der Hohenzollern“ herauszulesen! Der Deutsche von damals kannte und wußte das nicht. Von seiner eigenen Regierung ohne Führung gelassen, griff er nach dem Rettungsring, den der gute Onkel aus Amerika in die Wellen des Atlantik warf. Und Wilson sprach . . . . .

5. Dezember 1917

Zu Ende des Vorjahres hat er beim Kongreß die verspätete Kriegserklärung an Österreich-Ungarn beantragt.

Es sei „eine unerträgliche Erscheinung, deren häßliches Gesicht die Gebieter Deutschlands aufweisen“, erklärt er dabei. Man sehe die deutsche „Macht“ jetzt deutlich ohne Gewissen und Ehrgefühl. Man müsse diese „Macht“ von dem friedlichen Verkehr der Völker ausschließen. Aber niemand, endet er scheinheilig, „wolle sich in Deutschlands innere Angelegenheiten einmischen“!

8. Januar 1918

Die „Vierzehn Punkte“ — seitdem der Keim alles Unheils auf Erden —, in denen Präsident Wilson in einer Botschaft an den amerikanischen Kongreß die Möglichkeit eines Weltfriedens zusammenfaßte:

Punkt 13, die Unabhängigkeit Polens, war schon zum größten Teil erfüllt. Die Räumung Rußlands, Rumäniens, Serbiens und Montenegros nur eine Frage der Zeit. Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken erwünscht.

Unter Punkt 8: „Das Unrecht in Sachen Elsaß-Lothringens müßte in Ordnung gebracht werden“, konnte man allenfalls eine Autonomie der Reichslande durch Volksabstimmung verstehen.

Voll professoraler Hinterlist Punkt 12: „Vollkommene Freiheit der Meere“ — soweit sie nicht „durch eine internationale Aktion zwecks Durchsetzung internationaler Verträge geschlossen werden sollten“. Auf gut deutsch, lieber Michel: Jederzeitige Fortsetzung der englischen Hungerblockade.

Punkt 4: „Es sollen die nationalen Rüstungen auf das niedrigste mit der inneren Sicherheit verträgliche Maß herabgesetzt werden.“ Das heißt: Deutschland wurde in Versailles entwaffnet und blieb es. Die Kriegsrüstung Frankreichs und seiner Vasallenstaaten ist heute so riesig und riesiger als je vor dem Weltkrieg.

Punkt 5: „Eine freie, offenherzige und unbedingt unparteiische Regelung aller kolonialen Ansprüche.“ (Das heißt in Versailles: Wegnahme aller deutschen Kolonien.)

So weit die Vierzehn Punkte. Nun zum erstenmal der Pferdefuß: „Wir vermessen uns nicht“, versichert die Kongreßbotschaft, „Deutschland irgendeine Änderung seiner Staatseinrichtungen vorzuschlagen. Aber es ist notwendig, daß wir wissen, für wen seine Wortführer sprechen: ob für die Reichstagsmehrheit oder die Militärpartei.“

11. Februar 1918

Bald darauf verkündet Wilson in einer Ansprache an den Kongreß tröstend:

„Kein Volk soll durch Abmachungen von einer Staatshoheit an die andere ausgeliefert werden [siehe die Deutschen im Memelland, in Danzig, in Eupen-Malmedy, in Oberschlesien]. Das Selbstbestimmungsrecht ist nicht eine bloße Redensart.“

Nach dem Zuckerbrot wieder die Peitsche:

„Die deutsche Macht“, heißt es in Wilsons, in allen Methodistenkirchen der Vereinigten Staaten verlesenem, Brief an den Methodistenbischof Henderson, „ohne Gewissen, Ehre und Verständnis für einen Verständigungsfrieden [von Versailles], muß zerschmettert werden!“

6. April 1918

Und aus einer Rede in Baltimore: „Wir können nur eine Antwort geben: Gewalt! Gewalt bis zum Äußersten, Gewalt ohne Maß und Grenzen, triumphierende Gewalt, die jede selbstsüchtige Oberherrschaft in den Staub schleudert.“

4. Juli 1918

Das Kriegsziel Amerikas, laut seiner nächsten Rede:

„Die Vernichtung jeder willkürlichen Macht, überall, die für sich und nach eigenem Belieben den Frieden der Welt stören kann.“

27. September 1918

Als Letztes Wilsons große Völkerbundrede:

„Die Mittelmächte“, heißt es darin, „haben uns überzeugt, daß sie ohne Ehre sind und nicht Gerechtigkeit wollen. Sie beobachten keine Verträge und erkennen keinen Grundsatz an als den der Gewalt.“

5. Oktober 1918

Ungehobelte Beschimpfungen Deutschlands in dieser Kundgebung vom 27. September. Der deutsche Reichskanzler Prinz Max von Baden nimmt, in seinem Vermittlungsgesuch an den Präsidenten Wilson das „in seinen [Wilsons] Kundgebungen aufgestellte Programm“ als Grundlage für die Friedensverhandlungen an! Wir erklären uns also noch vor Eintritt in die Verhandlungen selber ausdrücklich als ein Volk ohne Ehre, Gerechtigkeit und Vertragstreue . . . . . .

8. Oktober 1918

Des einstigen Rechtsanwalts Wilson erste Advokatenrückfrage auf diese diplomatische Leistung: „Spricht der Kanzler nur für diejenigen ‚Gewalten‘, die bisher den Krieg geführt hatten?“

12. Oktober 1918

Antwort des Prinzen: Er spreche im Namen der deutschen Regierung und des deutschen Volkes!

Von dem Deutschen Kaiser, der ganz klar in der Anfrage gemeint wird, keine Rede! Außerdem gesteht der Kanzler jetzt schon, vor Beginn eines Waffenstillstands, die vollständige Räumung aller von den Mittelmächten besetzten Gebiete zu!

Nun geht der Präsident aus sich heraus. Er bezieht sich in seiner nächsten Note darauf, daß er im Sommer dieses Jahres von einer Macht gesprochen habe, die nach eigenem Belieben den Frieden der Welt stören könne.

„Die Macht, die bisher die deutsche Nation beherrscht habe [also der Deutsche Kaiser]“, fährt er fort, sei von der hier beschriebenen Art. Die deutsche Nation habe die Wahl, dies zu ändern. Das sei natürlich eine Bedingung, die vor dem Frieden erfüllt sein müsse, wenn der Friede durch das Vorgehen des deutschen Volkes selbst kommen solle.

Zum erstenmal die offene Aufforderung zur Abschaffung oder Schattenhaftmachung der Monarchie! Außerdem zum sofortigen Aufhören des U-Boot-Kriegs.

20. Oktober 1918

Prinz Max und seine Mehrheit rufen alle Tauchboote in die Häfen zurück. Sie werden laut seiner Antwort da, wo auf dem deutschen Rückzug, nach Wilsons Behauptung, Ausschreitungen vorgekommen sein sollen, „die Schuldigen [die übermenschlich ringenden deutschen Truppen] bestrafen"! Außerdem versichern sie dem Präsidenten, daß die jetzige Parlamentsregierung „frei von jedem willkürlichen und unverantwortlichen Einfluß sei".

20. Oktober 1918

In diesen Worten des roten Prinzen, daß der Deutsche Kaiser in seinem eigenen Reich nichts mehr zu sagen habe, loht eigentlich schon die von Wilson angeblasene Revolution.

23. Oktober 1918

Der Präsident der Vereinigten Staaten hämmert den Keil in seiner Antwort tiefer und tiefer:

> Er müsse es offen aussprechen, daß die Völker der Welt kein Vertrauen in die Worte derjenigen setzten, die bisher die Herren der deutschen Politik gewesen seien und daß seine Vertreter einzig und allein mit echten Vertretern des deutschen Volkes würden verhandeln können!

27. Oktober 1918

Frühjahr 1918 und 27. September 1918

Im übrigen ist er jetzt bereit, einen Waffenstillstand anzubahnen, und die unbelehrbare deutsche Regierung erhofft in ihrer Erwiderung „einen Frieden der Gerechtigkeit, wie ihn der Präsident in seinen Kundgebungen [Deutschland ein Land ohne Gewissen und Ehre!] gekennzeichnet hat"!

5. November 1918

Eine Woche später kann Wilson mitteilen, daß die alliierten Regierungen ihre Bereitschaft zum Friedensschluß auf Grund der Vierzehn Punkte erklärt haben. Verhandlungsführer für den ganzen Feindbund sei der Marschall Foch.

Wer aber soll der „echte Vertreter des deutschen Volkes" sein, den Wilson verlangte?

> Man hat es bei Foch mit einem Kriegsmann von Eisen zu tun, den der Sieg trägt, hinter dem die Banner fast aller Heere der Welt wehen — einem schroffen Menschen der Tat. Wie könnte ein Sterblicher geeigneter sein, ihm linkisch lächelnd und treuherzig entgegenzutreten als der Parlamentspfiffikus, der Volksversammlungsschmeichler, der spätere Steuerhinterzieher, der rattenflinke „kleine Mann" in allen Intrigenwinkeln Mitteleuropas, Matthias Erzberger!

6. November 1918 12 Uhr mittags

Der Reichskanzler und sämtliche Staatssekretäre bestimmen Erzberger zum Delegierten Deutschlands. Die Wahl dieses Mannes war schon der Zusammenbruch.

> „Meine ganz plötzlich erfolgte Berufung traf mich unvorbereitet", schreibt Erzberger. „Da mir bis drei Uhr keine Vollmacht zugegangen war, erklärte ich der Reichskanzlei, daß ich ohne diese nicht abreisen würde. Ich wurde an das Auswärtige Amt verwiesen, wo man mir mitteilte, man wisse überhaupt von nichts, eine von mir gewünschte Urkunde sei bisher in der Weltgeschichte überhaupt noch nicht ausgestellt

> worden. Ich erhielt dann die Zusage, daß ich vor fünf Uhr die Urkunde in Händen haben würde. Sie wurde mir im letzten Augenblick vor der Abreise auf den Bahnhof gebracht."

So fährt der Reichstagsabgeordnete und frühere Schullehrer Matthias Erzberger in die Herbstnacht hinaus, um, als ein Mann, der niemals eine Kugel hat pfeifen hören, den größten Krieg aller Zeiten durch einen Waffenstillstand um jeden Preis im Namen Deutschlands zu beenden.

73

Habsburgs Ende

5. Oktober 1918

Die Donaumonarchie hatte, ebenso wie die Türkei, sich dem deutschen Friedensvermittlungsgesuch auf Grund der Vierzehn Punkte Wilsons angeschlossen und damit schon ihre bisherige Bestandsform, den deutsch-madjarischen, über Slawen und Welsche herrschenden Doppelstaat, preisgegeben. Denn Punkt 10 lautete: „Den Völkern Österreichs müßte die erste Gelegenheit einer autonomen Entwicklung gegeben werden."

17. Oktober 1918

Demgemäß unternimmt Kaiser Karl, wochenlang ohne Antwort aus Washington, einen verzweifelten Versuch, sein auseinanderstürzendes Reich neu aufzumauern. Er verkündet „seinen getreuen österreichischen Völkern" das Selbstbestimmungsrecht unter dem Zepter Habsburgs.

> „Österreich soll zu einem Bundesstaat werden, in dem jeder Volksstamm auf seinem Siedlungsgebiet sein eigenes staatliches Gemeinwesen bildet. An die Völker ergeht mein Ruf, an dem großen Werke durch Nationalräte mitzuwirken, gebildet aus den Reichsratsabgeordneten jeder Nation."

18. Oktober 1918

3. September 1918

14. Oktober 1918

In blinder Wilson-Hörigkeit, die nachgerade ganz Europa erfüllt, glaubt der Monarch, nach dem Willen des großen Mannes jenseits des großen Wassers zu handeln! Ein kalter Wasserstrahl von dort: Zugleich mit dem Kaiserlichen Manifest die Antwort des Präsidenten auf das Friedensvermittlungsgesuch, die er den drei Mächten einzeln erteilen will: Die Vereinigten Staaten können den Weiterbestand des bisherigen k. u. k. Reichs nicht gutheißen. Denn sie haben bereits die Nordslawen, die Tschechoslowaken, als kriegführende Macht anerkannt, und halten die Selbständigkeit der Südslawen, der Jugoslawen, für ein Gebot der Gerechtigkeit.

15. Oktober 1918

19. Oktober 1918

Wenige Tage vorher hat sich in Paris schon eine „Vorläufige Regierung des Tschechoslowakischen Freistaats" unter Professor Thomas Masaryk als Präsidenten und Dr. Benesch als Außenminister aufgetan und ist sofort von Frankreich, dann von den andern verbündeten Mächten bestätigt wor-

den. Jetzt verkündet in Prag der Tschechische Nationalrat, „daß es mit Wien für das tschechische Volk keine Verhandlungen über seine Zukunft gibt", sondern nur „die absolute staatliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit des tschechoslowakischen Vaterlandes".

28. Oktober 1918

„Der Nationalausschuß daheim proklamierte sich als Regierung am 28. Oktober", schreibt Masaryk, „und dieses Datum wird jetzt allgemein als der Tag angenommen, an dem unser Staat zu bestehen begann."

19. Oktober 1918

Der *Südslawische Nationalrat in Agram* „erklärt die im Kaiserlichen Manifest niedergelegten Grundsätze als nicht befriedigend und lehnt auch alle zukünftigen, von ungarischer Seite kommenden Vorschläge von vornherein ab".

Damit ist die Trennung Kroatiens und Slawoniens von der ungarischen Krone und ihr späterer Anschluß an das Königreich Serbien vollzogen.

Die galizischen *Polen* Österreichs und seine *Welschen* von Trient und Triest befassen sich nicht erst mit Selbständigkeitsgesten. Sie wissen ja, daß sie in nächster Zeit mit dem Freistaat Polen und dem Königreich Italien vereint sein werden.

1848—1921

Ungarn will seine Slawenvölker südlich der Donau noch nicht völlig freigeben. Es will den alten Kaiserstaat nicht ganz zum alten Eisen werfen. Der Ministerpräsident *Alexander Wekerle* spricht noch im Parlament von der Möglichkeit einer Personalunion, in der Habsburg über die beiden, sonst wirtschaftlich und militärisch völlig getrennten, Reiche diesseits und jenseits der Leitha herrschen könnte . . . . .

geb. 1875

Aber schon stürzt der Katilina Ungarns zum Rednerpult: *Graf Michael Károlyi von Nagy-Károlyi*, dem historischen Hochadel der Pußta entsprochen, alle Mächte des Bolschewismus, des meuternden Heers, der Massen und der Gassen im Rücken!

„Was immer er sprach", schildert Nowak, „undeutlich, mit künstlichem Gaumen, sprach er leichenblaß. Seine Augen flackerten. Rot umrändert. Wilsons Friedensbotschaft verkündete er mit dem Eis gewordenen Feuer des französischen Revolutionärs."

„Ich bin gekommen, Cäsar zu begraben, nicht ihn zu feiern!" schrie er. Und weiter: „Mit dem Gedanken der deutschen Freundschaft muß ein für allemal aufgeräumt werden."

„Bitte zur Kenntnis zu nehmen", brüllt aus dem Saal einer seiner Gesinnungsgenossen, „daß wir Ententefreunde sind!"

Nacht vom 29.—30. Oktober 1918

Reißend wächst Károlyis Macht. Der Budapester Stadtkommandant geht mit allen Truppen zu ihm über.

„Kein Schuß fiel", berichtet Prinz Windisch-Graetz. „In Budapest nannte man das die Rosenrevolution."

ermordet 31. Oktober 1918

Blutige Rosen . . . die ganze Stadt, das ganze Land am nächsten Tag in Aufruhr. Rote Schreckensherrschaft. *Graf Tiszas* Tod . . .

Auf Stefan Tisza, den überragenden Staatsmann Ungarns, hatte schon wenige Tage früher, vor dem Parlamentsportal, ein jüngerer Bursche die Pistole gerichtet, ohne zum Schuß zu kommen. „Sehen Sie, mein Lieber: jetzt haben Sie sich in Unannehmlichkeiten gebracht", sagt gleichmütig der tollkühn tapfere alte Madjar. Er bleibt auch jetzt schutzlos in seiner Villa. Dort wird er niedergemetzelt, auf Anstiften einer Verbrechergruppe, an ihrer Spitze ein verkommener katholischer Priester Hock, ein Vertrauensmann Lenins und des Bluthundes Béla Kun (Kohn), der noch im kommenden Winter in Budapest 800 Menschen eigenhändig ermorden wird.

30. Oktober 1918

Graf Károlyi telephoniert aus der ungarischen Hauptstadt an Kaiser Karl: „Eben ist die Revolution in Budapest ausgebrochen!" Kaiser Karl ernennt ihn daraufhin zum ungarischen Ministerpräsidenten.

„Er ist ehrlich", sagt der Monarch zu seiner Umgebung. „Er hat die Menschen für sich, wir müssen ihn mit allen Kräften stützen."

1. November 1918

Am nächsten Morgen ließ Károlyi aus Budapest sich fernmündlich seines Ministertreueides von Kaiser Karl entbinden und in Ungarn die Republik ausrufen.

21. Oktober 1918

In Wien verkündet die Nationalversammlung den „*Deutsch-österreichischen Staat*" im Umfang „sämtlicher Siedlungsgebiete der Deutschen Österreichs".

1860—1929

24. Oktober 1918

1853—1920

27. Oktober 1918

Kaiser Karl sitzt ratlos in Schönbrunn bei Wien. Er ernennt einen Madjaren, den Grafen *Julius Andrássy*, den Schwiegervater des Grafen Károlyi, zum neuen Minister des Äußeren, in der Hoffnung, dadurch Ungarn bei Habsburg zu halten. Er wählt sich, nach langem Hin und Her, den wirren, von der Entente ernst genommenen Friedensideologen Professor *Heinrich Lammasch* zum Ministerpräsidenten, der, als Vorbedingung, die „Absage an das Deutsche Reich" fordert.

Zugleich meldet der Generalstabschef: „Die Armee wird in wenigen Tagen bolschewisiert sein. Sie wird sich sengend und plündernd über das Land zurück ergießen."

24. Oktober bis 2. November 1918

Hauptangriff der Entente auf diese Armee, die kaum mehr eine ist! Eigentlich der Gnadenstoß. Englische Sturmhaufen durchbrechen, keine Verluste scheuend, bei *Vittoria* am Abfall der venezianischen Berge zur Piaveebene die österreichische Front. Die Italiener, die Franzosen laufen an. Laufen bald ins Leere. Denn es gibt keinen Gegner mehr. Habsburgs Heer löst sich auf . . . Die Geschütze und Troßkolonnen stehen herrenlos auf den Gebirgsstraßen, die von weggeschütteten Reisvorräten wie weiß beschneit schimmern. Deutscher und Ungar, Böhme und Welscher, Südslawe und Moslim — jeder will nur nach Hause, um beim Aufbau seines neuen Nationalstaats mit dabeizusein. Italiener übersteigen den Brenner und nähern sich Innsbruck. Und durch den Kanonen-

donner immer wieder die Zauberflöte des Rattenfängers von Washington.

(26. Oktober 1918) Kaiser Karl drahtet aus seinem Lustschloß Gödöllö bei Budapest an den Deutschen Kaiser:

Ich kündige Dir an, „daß ich den unabänderlichen Entschluß gefaßt habe, innerhalb vierundzwanzig Stunden um einen Separatfrieden und um einen sofortigen Waffenstillstand anzusuchen".

(Nacht vom 27. zum 28. Oktober 1918) Schon am nächsten Tage geht diese Note über Stockholm nach Washington ab.

„Die Menschen werden vor mir auf der Straße ausspucken. Ich kann mich in Berlin nicht mehr auf der Straße sehen lassen", sagt der k. u. k. Botschafter in Berlin, Prinz Hohenlohe, zu dem Reichskanzler. Es kommt noch viel schlimmer. Graf Julius Andrássy Vater (1823—1890) war einst, als ritterlicher Bundesgenosse Bismarcks, der Mitbegründer des jahrelangen Freundschaftsverhältnisses zwischen dem Deutschen Reich und der Donaumonarchie gewesen (7. Oktober 1879). Wegen der Ermordung des österreichischen Thronfolgers war Deutschland für das Haus Habsburg in den Weltkrieg gegangen. 4 Jahre hatte es die Nibelungentreue gewahrt. Jetzt ist es dem Grafen Julius Andrássy dem Jüngeren, dem Sohn, vorbehalten, den letzten „Dank vom Hause Habsburg" abzustatten!

(3. November 1918) Österreich-Ungarn gibt in dem Waffenstillstand den bisherigen Feinden das unbedingte Recht, alle Straßen, Wasserwege, Eisenbahnen zu einem Aufmarsch gegen Deutschland zu benutzen! In 14 Tagen werden alle dann noch auf österreichischem Grund und Boden vorhandenen deutschen Truppenteile — und so rasch können sie das Land gar nicht verlassen — an die Entente zur Internierung ausgeliefert.

Wird dieser letzte Verrat an der deutschen Sache den Kaiser Karl retten?

(30. Oktober 1918) „Es ziehen große Massen durch die Straßen der Stadt, lärmend und singend", schreibt ein Wiener Augenzeuge; „die Herrengasse, wo die Regierungsgebäude sich befinden, ist schwarz von Menschen, die Marseillaise ertönt. Aber von einigen Gruppen erklingt die Wacht am Rhein. Vor dem Ministerium des Äußeren sammeln sich Massen und stoßen Pfuirufe [gegen den Sonderfrieden] aus. Vor dem Parlament werden die großen schwarzgelben Fahnen verbrannt."

Der Acheron tut sich auf. Die Welt färbt sich rot. Die höfischen k. u. k. Ratten verlassen das sinkende Schiff Habsburgs.

(31. Oktober 1918) „Schönbrunn lag in Finsternis gehüllt, ganz ausgestorben", schreibt Prinz Windisch-Graetz. „Es gab keine Schloßwache mehr, keine Leibgarde mehr. Kein einziger Lakai war zu sehen. Es war elf Uhr nachts, doch nicht ein einziger Diener begegnete mir. Ich kam bis zum Vorzimmer. Hier saß im großen leeren Raum der Flügeladjutant und las in einem Buch. Schönbrunn lag tot, die Wachen zerstoben, die Diener pflichtvergessen, die weiten Prunksäle menschenleer . . ."

Und von den folgenden Tagen:

„Wir riefen die Statthalterei in Graz an. Der Statthalter war nicht anwesend. Wir riefen Innsbruck an. Die Beamtenschaft hatte sich schon zerstreut. Wir riefen Salzburg an. Dort funktionierte der Apparat nicht mehr. Wir riefen Linz an. Überall hörten wir dasselbe Lied: Die Gewalt der Landesregierung war in die Hände der Arbeiter- und Soldatenräte übergegangen. Es gab keinen Ort mehr, wo der [Kaiser und] König in seinem eigenen Reiche in Ruhe und Sicherheit hätte die Nacht verbringen können."

(11. Nov. 1918; 13. Nov. 1918) Kaiser Karl legt — vorläufig — die österreichische Kaiserkrone und die ungarische Stefanskrone nieder und flüchtet in die Schweiz.

(31. Oktober 1918) Schon früher hatte Sultan Mohammed VI. sich der Entente auf Gnade und Ungnade ergeben. Deutschland steht ganz allein.

74

Dem Ende zu

(28. Oktober 1918 vom 4. Oktober 1918) In seiner 3. Antwortnote auf das deutsche Friedensvermittlungsgesuch hat Wilson den verhängnisvollen Satz eingeflochten, daß es sich nur um einen Waffenstillstand handeln könne, der den Feindbund „in der Lage belieẞe, jede zu treffende Vereinbarung zu erzwingen und eine Erneuerung der Feindseligkeiten deutscherseits unmöglich zu machen".

Also auf deutsch: nicht Waffenstillstand, sondern Waffenstreckung vor dem Waffenstillstand!

(24. Oktober 1918 abends) In einem Rundtelegramm an alle Kommandierenden Generale lehnt darauf sofort Feldmarschall v. Hindenburg diese Zumutung ab: „Die Antwort Wilsons fordert die militärische Kapitulation. Sie ist deshalb für uns Soldaten unannehmbar. Sie kann daher nur die Aufforderung sein, den Widerstand mit äußersten Kräften fortzusetzen."

(24. Oktober 1918 abends) Aus der bereits bolschewistisch verseuchten Etappe Kowno erhält der herrschende Berliner Marxismus Nachricht von dem Erlaß. Riesenhallo im Reichstag! Zugleich reisen die beiden Feldherren aus dem Großen Hauptquartier nach Berlin ab!

(seit 21. Oktober 1918) Dort liegt der Reichskanzler Prinz Max von Baden schwer an Grippe erkrankt zu Bett.

„Für mich stand fest", schreibt er, „diese Reise durfte nur mit der Entlassung Ludendorffs enden! Ich entwarf ein Schreiben an den Kaiser, darin ich den Rücktritt des Generals Ludendorff forderte, aber darum bat, daß alles geschähe, um den Feldmarschall zum Bleiben zu bewegen."

(25. Oktober 1918 spät abends) Aus dem Krankenzimmer des Kanzlers geht dieser Brief an den Kriegsherrn.

Vor ihm stehen am nächsten Tage, im einsamen Schloß Bellevue

26. Oktober 1918

in Berlin, um das das bunte Herbstlaub des Tiergartens rauscht, die beiden Heeresgewaltigen.

„Ich sah den Feldmarschall und General einzeln das Schloß verlassen", berichtet der Generalstabsoffizier im Gefolge des Kaisers Alfred Niemann, „und fühlte instinktiv, daß die beiden Männer, die unlöslich verbunden schienen, voneinander getrennt waren.

Nach wenigen Augenblicken befand ich mich an der Seite des Kaisers im Park.

‚Ich habe dem General Ludendorff auf seinen Wunsch den Abschied bewilligt.' Der Kaiser sprach in tiefer Erregung. ‚Ich habe dem General meinen Willen kundgegeben, zwei bewährte Armeeführer nach Berlin zu bescheiden, um dem Kanzler und dem Kriegskabinett über den Zustand und die Stimmung der Truppe zu berichten. Der General sah in dieser Maßnahme mangelndes Vertrauen von meiner Seite und erbat seine Entlassung. Ich konnte nicht anders, als dieser Bitte Folge geben, habe dem General jede Verwendung, die ihm genehm sei, angeboten. Aber der General bat, von einer anderen Verwendung Abstand nehmen zu wollen, weil sein Gesundheitszustand Ausspannung erfordere!

Nunmehr kam auch der Feldmarschall mit der Bitte, ihn von seiner Stellung zu entbinden, er könne und wolle sich nicht von seinem treuen, unersetzlichen Mitarbeiter trennen. Ich habe dem Feldmarschall vorgestellt, daß er das Palladium des deutschen Volkes sei und in dieser Stunde äußerster Not sein Vaterland nicht verlassen dürfe. Das schlug durch. Der Feldmarschall stimmte nach schwerem inneren Ringen zu!'"

Ebenso beschreibt General Ludendorff selbst den geschichtlichen Augenblick:

„Ich sagte Seiner Majestät in ehrerbietiger Weise, ich hätte den schmerzlichen Eindruck bekommen, daß ich nicht mehr Sein Vertrauen besäße, und daher alleruntertänigst bäte, mich zu entlassen. Seine Majestät nahm das Gesuch an."

26. Oktober 1918 abends

Feldmarschall v. Hindenburg muß ohne seinen Mitkämpfer und Berater in den größten Kriegsentscheidungen aller Zeiten nach Spa zurückkehren.

27. Oktober 1918

„Am folgenden Tage", schreibt er, „betrat ich die bisher gemeinsamen Arbeitsräume wieder. Mir war zumute, wie wenn ich von der Beerdigung eines besonders teuren Toten in die verödete Wohnung zurückkehrte."

Ludendorffs Nachfolger wird, auf die Bitte des Feldmarschalls, General Wilhelm Groener.

28. Oktober 1918

Er ist der erste Eisenbahnfachmann unter den Generalen, schon im Frieden, dann in den ungeheuren Truppenverschiebungen der „inneren Linie", der Zweiseitenfront des Weltkriegs, bewährt. Als Chef des Kriegsamts für Heeresbedarf („Wumba") hat er Beziehungen zu dem Reichstag gewonnen. Im nächsten Jahr Truppenführer im Osten, zuletzt Generalstabschef in der Ukraine, reist der neue Generalquartiermeister ohne Zeitverlust in das Große Hauptquartier.

1912—1916 seit 1. November 1916 1917 1918 1. November 1918

Schon früher fährt — ein weltgeschichtlicher Entschluß — Kaiser Wilhelm II. von Potsdam an die Front.

30. Oktober 1918

Diese Front ist immer noch derselbe furchtbare Feuerwall vom Fels zum Meer wie seit 4 Jahren. Die russische Armee hat sich im Lauf des Weltkrieges in nichts aufgelöst, die österreichisch-ungarische, die bulgarische, die türkische. Dies unvergleichliche deutsche Heer behält seinen Halt. In seinen Reihen reiten auch jetzt noch im Geiste der Große Kurfürst, der Alte Fritz, Wilhelm der Siegreiche. Dies Heer streitet, wie die Nibelungen wider die Hunnen, bis zur letzten Stunde. Es weicht schrittweise zurück, aber immer noch das Gesicht — dies abgezehrte, hohläugige, leidend zum Äußersten entschlossene Schützengrabengesicht unter dem Stahlhelm — gegen die feindliche Welt.

„Die, die sich vorn schlugen, waren Helden" — noch einmal Ludendorffs Worte. „Sie waren für den weiten Raum nur zuwenig zahlreich Sie fühlten sich vereinsamt. Auf den Offizier richteten sich die Augen des Mannes. Er tat mit seinen Getreuen Wunder an Tapferkeit. Regiments-, Brigade- und auch Divisionskommandeure mit Offizieren und wenigen Soldaten, häufig mit ihren Schreibern und Burschen, stellten persönlich die Lage wieder her. Wir können stolz sein auf jene Männer, die Heldentaten vollbrachten."

In den ununterbrochenen Kämpfen in der Champagne und bis zur Maas muß der linke Flügel der feldgrauen Front in Frankreich vom Damenweg in die Hunding-Brunhild-Stellung beiderseits Rethel zurückrücken.

Nacht vom 10. zum 11. bis 13. Oktober 1918

Die Siegfriedstellung weiter nördlich ist nicht mehr zu halten. Die dortigen Armeen beziehen in fester Ordnung, in ständigem Blitz und Donner, die Hermannstellung, die von der belgischen Meeresküste nahe Gent durch Frankreich über Valenciennes bis in den Raum östlich Saint-Quentin reicht. Mit dieser Bewegung ist die Aufgabe von Lille und Ostende, ganz besonders von Brügge, und damit die Räumung des flandrischen U-Boot-Stützpunkts Zeebrugge verbunden . . .

Ab 17. Oktober 1918

19. Oktober 1918

Gerade am Tag der Entlassung Ludendorrfs stand die ganze Westfront in Flammen.

25. und 26. Oktober 1918

„Es war Kampf von der holländischen Grenze bis Verdun", schreibt er. „Das Heer erhielt nichts mehr aus der Heimat. Jeder Antrieb fehlte. Es war ein Wunder, daß es sich so heldenhaft schlug."

Endlich weichen die deutschen Armeen „in fester Haltung" in die nur halbwegs ausgebaute Antwerpen-Maas-Stellung zurück. Von der Nordseeküste westlich Antwerpen und Brüssel über Charleroi und Charleville bis zur Michelstellung zwischen Verdun und Metz steht das deutsche Feldheer während der letzten Woche des Weltkrieges bis zur letzten Stunde unbesiegt und kampfbereit in Feindesland.

4. November 1918

bis 11. November 1918

75

Der Dolchstoß von hinten

Zu Tode erschöpft, furchtbar gelichtet die deutschen Heere. Der Heldenmut kann den Krieg hinhalten, aber nicht mehr wenden. Aber außer diesen feldgrauen Wellen zu Lande wölben sich auf den Wassern noch die schwimmenden Wälle Deutschlands, seine riesigen Schlachtpanzer. Sie sind seit fast 2½ Jahren, seit den Donnern vom Skagerrak, bestückt, bemannt, kampfbereit, aber nicht zum Kampf verwendet! Sie sollen als künftiges Mittel zur Seegeltung den Krieg überdauern. Aber siegt jetzt der Feind zu Lande, so fällt ihm eine im Hafen ankernde Flotte vom Land aus sicher zur Beute.

Ehe Deutschland die Waffen streckt, muß es seine letzte Waffe, seine durch die Rückkehr der U-Boote aus Flandern bedeutend verstärkte Kriegsflotte, dem Wagnis des Schlachtenglücks anvertrauen.

Ein Sieg zur See entlastet im Augenblick die Kriegslage auf dem Land! Ohne sich viel um das Wilsongezitter der Berliner Regierung zu kümmern, gibt pflichtgemäß der Führer der Hochseeflotte in der Skagerrakschlacht, Admiral Scheer, jetzt Chef des Admiralstabs, dem Admiral v. Hipper, seinem Nachfolger, die Weisung: „Hochseestreitkräfte sollen zum Angriff und Schlagen angesetzt werden." Der Plan richtete sich gegen den Kanal.

seit 11. August 1918

Ende Oktober 1918

Auf der Reede von Wilhelmshaven sammeln sich die Geschwader.

26. Oktober 1918

Ein unheimliches erstes Blitzlicht durch kommende deutsche Nacht: auf dem Kreuzer „Straßburg" löschen die Heizer die Kesselfeuer, gehen an Land, versuchen sogar das Schiff zu versenken.

Die Flotte will nicht mehr kämpfen .....

29. Oktober 1918

Auf den mächtigen Panzerkreuzern „Seydlitz", „Derfflinger", „von der Tann" werden die Kesselfeuer absichtlich niedrig gehalten, um das Auslaufen unmöglich zu machen. Viele Matrosen rudern ohne Urlaub an Land. Offener Aufruhr auf den Linienschiffen „Thüringen" und „Helgoland".

Durchaus treu erproben sich kennzeichnenderweise diejenigen Schiffsgattungen, die ständig draußen mit dem Feind in Fühlung geblieben sind: die U-Boote und die Torpedobootjäger. Diese Zwerge legen sich drohend um die rebellischen Riesen. Aber auf dem Festland sind sie machtlos. Dort bewegen sich lärmende Züge von meuternden Matrosen, Werftarbeitern, Hafenvolk, Weibern durch die Straßen.

„Jedes Frauenzimmer wurde angepöbelt", schreibt der selbst revolutionäre Matrose Richard Stumpf, „auf den Fingern gepfiffen und ganz unglaubliche rote Tücher geschwenkt. Ein rotes Bettuch an einer langen Stange wurde als Fahne getragen. Es schien mir keine besondere Ehre, hinter diesem Schmutzlappen herzumarschieren."

Statt in See zu stechen, wird die deutsche Flotte in die Elbmündung, den Jadebusen, die Kieler Förde auseinandergezogen. Vor Kiel erscheint das Dritte Geschwader, die „König"-Klasse. Kiel, die Großstadt, ist noch heißerer Boden als das stille Wilhelmshaven. Gefährliche Luft weht aus dem nahen Dänemark. Über die Ostsee trägt der Wind den Pesthauch des Bolschewismus.

1. und 2. November 1918

3. November 1918

4. November 1918 nachmittags

Anfang August 1914

Kaum liegen die Dreadnoughts vor Anker, so beginnen an Land rotüberflatterte Versammlungen von Blaujacken. Tags darauf Feuersalve von Feldgrau auf Marineblau und damit Öl ins Feuer. Am nächsten Mittag 2000 Matrosen mit 4 Maschinengewehren vor dem Arresthaus in der Feldstraße. Verhandlungen mit dem neuernannten Gouverneur von Kiel, dem Admiral Souchon, der zu Kriegsbeginn die „Goeben" und die „Breslau" in kühner Fahrt aus dem Mittelmeer nach den Dardanellen gerettet hatte. Jetzt entgleitet ihm die Befehlsgewalt. 20 000 Matrosen und Heizer bewaffneten sich im Lauf des Tages und beherrschen Kiel, dessen Gift bald im Blut des ganzen Volkskörpers kreisen wird.

5. November 1918

Auf allen Schlachtpanzern steigt die rote Fahne am Mast empor. Nur das ältere Linienschiff „Schlesien" dampft vorher aus dem tobenden Hafen. Der Kommandant des Panzers „König" erschießt den Mann, der die deutsche Kriegsflagge vom Topp herunterholen will, und fällt mit einem zweiten treuen Offizier unter einer Salve seiner eigenen Leute. Spät nachts wird auch der Stadtkommandant von Kiel in seiner Wohnung von Meuterern ermordet.

geb. 1868

Chaos in Kiel. Die Berliner Regierung ratlos. Die Berliner Sozialdemokratie schickt schleunigst ihren Marinereferenten Gustav Noske als „Gouverneur" nach Kiel, um Ordnung zu schaffen.

„Auf dem Platz vor dem Bahnhof wimmelte es von bewaffneten Matrosen", berichtet er. „Aufrecht stehend schwang ein Mann eine rote Fahne und schrie immer wieder, mit schon heiserer Stimme: ‚Es lebe die Freiheit!' Der Wilhelmplatz war schlecht beleuchtet. Es herrschte ein riesiges Gewühl von Soldaten, Arbeitern, Mädchen. Auf dem Kandelaber in der Mitte hockte ein riesiger schwarzköpfiger Mann mit einer breiten roten Schärpe um den Leib, der einen erbeuteten Offizierssäbel schwang. In der Ferne spielte jemand mit einem Maschinengewehr. Das Knallen bewirkte, daß auch in anderen Stadtteilen aufgeregte Kerle schossen. Andere warfen Handgranaten. Schließlich wurden im Hafen Kanonenschüsse abgegeben. Es war ein Höllenspektakel."

Die „Freiheit" war da. Noske bringt einige Ruhe in das Tollhaus. Aber es von der Außenwelt abzuriegeln, gelingt dem gemäßigten und energischen Mann nicht. Auch in Wilhelmshaven flammt der Aufruhr wieder empor.

„Tausende und aber Tausende von Leuchtraketen steigen in die Luft", schreibt der Matrose Stumpf. „Sämtliche Sirenen heulen. Scheinwerfer leuchten zu Dutzenden. Die Schiffsglocken wüten, und drüben auf den Forts krachen die Salutpatronen. Niedrig fliegende Eindecker warfen Bündel von Flugblättern ab, unter donnerndem Hurra fiel die riesige

Kriegsflagge vom Mast der Kaserne, und das rote Tuch der Freiheit stieg auf."

Tausende von Matrosen schwärmen, offenbar nach einem festgelegten Plan, in den nächsten Tagen von Kiel und Wilhelmshaven in alle deutschen Städte. Andere Tausende von Menschen, die nie die See gesehen, stecken sich dort in das Marineblau. Insassen der vom Volk aufgesprengten Gefängnisse kleiden sich als Matrosen. Die Blaujacke wird das Staatskleid der Revolution.

Und diese Revolution läßt, wie bei einem Dorfbrand im Sturm, ihre Feuerfunken über alle Dächer Deutschlands wehen . . . .

5. November 1918 – 6. November 1918 – 6. November 1918 – 7. November 1918 – 8. November 1918 abends – 8. November 1918 abends

4 meuternde Kriegsschiffe erscheinen in der Bucht von Lübeck und besetzen die Hansestadt. Von dem bolschewistischem Cuxhaven flammt der Aufruhr nach Hamburg, wo die Menge sich der Bahnhöfe bemächtigt. Hannover wird überrumpelt. Köln kommt in die Gewalt eines völlig hilflosen Soldatenrats, gegen den Gardeinfanterie von der belgischen Grenze zur Wiedergewinnung der großen Rheinbrücke im Anmarsch ist.

Straßenkämpfe in Magdeburg. Halle und Leipzig rot. Gleich hinterher Düsseldorf, Stuttgart, Braunschweig, Frankfurt am Main, auf dessen Hauptbahnhof Gesindel in Matrosenuniform einen Feuerkampf „gegen Unbekannt" führt.

Im besetzten Gebiet wird der stinkende Sumpf der Etappe aufgerührt. Tausende von Deserteuren stürmen in Lüttich und Namur die Züge. Scheußliche Auftritte in Brüssel, wo betrunkene Heeresangehörige die riesigen Heeresvorräte an die belgische Bevölkerung versteigern!

„Die Dieberei setzte auch auf den Schiffen ein", berichtete aus Kiel in diesen Tagen Noske. „Manche Fahrzeuge wurden allmählich vollständig ausgeraubt. Handwaffen, Munition, Prismengläser wurden in Massen mitgenommen. Bei der Kontrolle der Kleidersäcke auf dem Bahnhof ist eine Menge Diebesgut zurückerlangt worden."

Das schreckhafteste Zeichen der Zeit aber ist München.

31. Oktober 1918

Schon vor einer Woche wurde dort auf einer demokratischen Versammlung nach dem Umsturz geschrien. Nun rotten sich viele Tausende — Soldaten, Arbeiter, Matrosen, stumpfsinnige Bürger — auf der Theresienwiese vor der Stadt zusammen. Unter den zurückflutenden Massen wird plötzlich aus der Revolution die Republik, die erste Deutschlands. König Ludwig III. von Bayern erfährt es unterwegs auf einem Spaziergang. Er verläßt noch am selben Abend mit der kranken Königin seine Residenz in der Richtung nach Salzburg.

7./8. Nov. – 1845—1921 seit 1912 Regent, seit 1913 König

7. November 1918 – 7./8. November 1918

Berlin ist in diesem Hexensabbat vorläufig noch unheimlich still. Die Regierung genießt ein Gnadengeschenk des Schicksals: Zeit! Was tut sie mit dem kostbaren und vergänglichen Gut?

Zunächst, was alle schwachen Regierungen tun: sie verbietet der Berliner Presse die Revolution! Kein Wort davon in die Zeitungen! Man muß schon in die Ministerien, auf die Redaktionen, in die „Gesellschaft von 1914" in der Wilhelmstraße gehen, um zu erfahren, daß und wo überall Deutschland brennt!

Aber der Brand rückt der Reichshauptstadt näher! Zwar werden die aus Kiel und Wilhelmshaven kommenden Matrosenhorden fast restlos abgeklappt. Aber wie stark ist die ganze Berliner Besatzung an Feldtruppen? 3 Jägerbataillone, 2 Dragonerschwadronen, etwas Artillerie — das ist alles!

Es war in diesen Tagen noch viel in amtlichen Berliner Kreisen von einer längst verpaßten „levée en masse", einem „letzten Aufgebot", die Rede gewesen. Aber wen hätte man denn noch aufbieten sollen? Von den Männern über 45 Jahren hatten sich die noch kriegsgeübten der höheren Stände — namentlich alle früheren Offiziere — längst freiwillig zur Verfügung gestellt. Die anderen waren nicht kampffähig, und meist gemäß dem Hilfsdienstgesetz, bis zum 60. Lebensjahr schon im öffentlichen Interesse tätig.

Aber es weilten in Berlin mehrere 1000 kommandierte, beurlaubte und genesende Offiziere. Aus ihnen hätten sich stoßkräftige Sturmkompanien ausgezeichneter Schützen bilden lassen. Und alle waren natürlich bereit, in Reih und Glied zu treten. Aber es geschah, nach längeren Verhandlungen in der Kommandantur, nichts.

8. November 1918

Man verließ sich auf die 3 Jägerbataillone, die im Schloß, in der Alexanderkaserne in der Berliner Altstadt, und längs der Spree zum Schutz der Brücken in Bürgerquartieren lagen. In diese Häuser schickten die Spartakisten ihre hübschesten Fabrikmädel, um den jungen Soldaten die Köpfe zu verdrehen.

8. November 1918

Der Abend vor dem Umsturz senkt sich über das Häusermeer Berlins. In diesen Stunden gibt die Regierungssozialdemokratie die Weisung an ihre Anhänger aus: „Morgen wird die Arbeit eingestellt und auf den Straßen demonstriert!"

8./9. November 1918

In der Nacht verkünden auch die U-Sozialisten ihren Genossen den Generalstreik für den nächsten Tag. Der Marxismus marschiert Schulter an Schulter.

9. November 1918 9 Uhr morgens

Endlose Züge von Arbeitern und Frauen aus dem Volk bewegen sich am folgenden Morgen aus den Fabrikvierteln in das Innere der Stadt. Sie tragen Tafeln: „Brüder, nicht schießen!" Sie werden vielfach geleitet von Moskauer Kostgängern in Pelz und steifem Hut.

4. November 1918

Diese ganze Zeit hindurch hat der Sowjetgesandte Joffe Unter den Linden ungestraft Landesverrat gegen Kaiser und Reich treiben dürfen. In Kisten, die wegen seiner Exterritorialität gegen Durchsuchung geschützt sind, kommt täglich aus dem Kreml das Material an Hetz- und Brandschriften an die Hohe Schule des Bolschewismus, die russische Botschaft heißt. Jetzt entgleitet „zufällig" auf dem Schlesischen Bahnhof in Berlin eine solche Kiste den Händen der Träger und zerschellt im Sturz ein Stockwerk tiefer. Der herausgefallene Inhalt ist blutigstes Moskau. Nun endlich soll Joffe mit seinem ganzen Personal ausgewiesen werden. Aber er hat ja schon getan, was er konnte: die Revolution in Berlin ist da!

9. November 1918 von 9 bis 11½ Uhr vormittags

Nichts trauriger und verhängnisvoller als das Verhalten der Regierung in diesen Stunden, in denen immer neue Arbeitermassen in die Innenstadt strömen. Sie sind unbewaffnet. Es ereignen sich

keine Unruhen außer einigen Tumulten in den Kasernen. Aber das Reichskabinett verliert völlig den Kopf, angesichts, wie der Reichskanzler schreibt, der „Schreckensnachricht", welche die Grundlage aller Zuversicht zerbrach: „Die Naumburger Jäger sind zu den Aufständischen übergegangen."

Der Verfasser hat den Übertritt dieser Kerntruppe aus nächster Nähe beobachtet. Die Mannschaft stellte nach einem strammen „Rechtsum" und „Wegtreten!" ihre Gewehre in die Stützen und marschierte waffenlos in guter Ordnung ab, unter Führung eines Reserveoffiziers, der den blanken Säbel in der Rechten und eine rote Armbinde auf seinem Feldgrau trug. Vorher hatten lange Verhandlungen mit gutgekleideten Zivilisten — wahrscheinlich sozialdemokratischen Abgeordneten — stattgefunden. Das Ergebnis, nach den ratlosen Gesichtern der Soldaten und den bleiernen Blicken der Menge umher, vorauszusehen.

Und selbst, wenn diese Krieger treu geblieben wären — Prinz Max von Baden war doch selbst Generalleutnant z. D.! Wie konnte er ernstlich glauben, mit dem einen Magdeburger Jägerbataillon Nr. 4 eine gärende Viermillionenstadt in Schach halten zu können?

9. November 1918, von 7 Uhr morgens ab

Ununterbrochen verhandelt er seit aller Frühe am Fernsprecher mit dem Großen Hauptquartier in Spa. Irgendeine bestimmte und bindende Zusicherung hat er von den dort am Apparat befindlichen Würdenträgern aus der Umgebung des Kaisers trotz alles Drängens bis gegen Mittag noch nicht erhalten. Da entschließt er sich — eigentlich nur noch ein blindes Werkzeug Friedrich Eberts — zu dem verhängnisvollen Schritt.

9. November 1918 mittags 12 Uhr

„Ich sagte mir: ‚Jetzt heraus mit der Abdankung!'" schreibt er. „Ich war mir der Schwere der Verantwortung wohl bewußt. Ich wußte, daß ich formell nicht berechtigt war, ohne Einverständniserklärung des Kaisers die Veröffentlichung vorzunehmen."

Trotzdem gibt Prinz Max von Baden durch das Wolffsche Telegraphenbüro und hinterherhagelnde Extrablätter in den Straßen Berlins bekannt:

9. November 1918 nach 2 Uhr nachmittags

„Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Thron zu entsagen. Der Reichskanzler bleibt so lange im Amt, bis die mit der Abdankung des Kaisers, dem Thronverzicht des Kronprinzen und der Einsetzung einer Regentschaft verbundenen Fragen geregelt sind."

Mit dem Deutschen Kronprinzen hatte Prinz Max von Baden überhaupt niemals verhandelt, sondern den Thronverzicht eigenmächtig verkündet!

„Ich habe es immer als schwere Versäumnis empfunden", schreibt er hinterher selbst, „daß ich nicht eine Gelegenheit herbeigeführt habe, um mit dem Kronprinzen die Frage seines Verzichts zu erörtern."

9. November 1918 nach 2 Uhr nachmittags

Erst 2 Stunden später spricht Spa, aus dem Mund des Außenministers v. Hintze, durch den Ferndraht die Willensmeinung des

Monarchen, die einem Ratschlag der Generale Hans Georg v. Plessen und des energischen Grafen v. der Schulenburg entspricht.

1841—1929

„Um Blutvergießen zu vermeiden, sind Seine Majestät bereit, als Deutscher Kaiser abzudanken, aber nicht als König von Preußen."

Der König von Preußen aber ist der Kriegsherr über das deutsche Heer. Und das ist jetzt im Weltkrieg das Wichtige. Das deutsche Volk ist also durch den Prinzen Max von Baden über die Entschlüsse des Deutschen Kaisers falsch unterrichtet worden.

Nimmt der Prinz jetzt wenigstens seine vor 2 Stunden verbreitete Meldung, der König von Preußen habe dem Thron entsagt, als irrig und übereilt zurück? Es wäre seine verfassungsmäßige Pflicht gewesen. Er sagt selbst, daß sein Vorgehen von Spa aus „als Staatsstreich angesehen wurde". Aber er schweigt.

Zugleich ein zweiter Verrat: der kaiserliche Staatssekretär Philipp Scheidemann führt, nach den Worten des Prinzen Max, „den letzten Stoß gegen die Monarchie". Von der Freitreppe des Deutschen Reichstags schreit er den unten um das Bismarckdenkmal wogenden Tausenden eidbrüchig die denkwürdigen Sätze zu: „Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt [!]! Der Militarismus ist erledigt. Die Hohenzollern haben abgedankt! Es lebe die Republik!"

Prinz Max von Baden lehnt die ihm von Ebert angebotene Reichsverweserschaft ab. Solch eine spanische Wand für die Sozialdemokratie zu sein ist auch ihm zuviel. Er übergibt aus eigener Machtvollkommenheit die Reichskanzlergeschäfte an Friedrich Ebert, der, wie er in Berlin sofort durch einen Aufruf wissen läßt, die Würde angenommen hat, um „das deutsche Volk vor Bürgerkrieg und Hungersnot zu bewahren". Noch selben Tags zieht sich Prinz Max von Baden für immer in das Privatleben auf seine Herrschaft Salem am Bodensee zurück.

9. November 1918 zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags

Das alles spielt sich zwischen der Reichskanzlei in der Wilhelmstraße und dem Reichstag vor dem Brandenburger Tor ab. Zwischen dem kraftlosen Kanzler und dem wohlwollenden Marxismus. Aber die Linden aufwärts, um das alte Schloß herum, lodert der Feuerzauber der Revolution zugleich unheimlich russischrot. Hier herrscht Spartakus.

Prinz Max hat bald nach seinem Amtsantritt den wegen Hochverrats im Zuchthaus sitzenden Karl Liebknecht begnadigt. Feldgraue mit dem Eisernen Kreuz haben den blutrünstigen Fanatiker durch die jubelnden Massen auf ihren Schultern getragen.

21. Oktober 1918

Jetzt steht Karl Liebknecht auf dem Balkon des alten Hohenzollernschlosses an der Spree, von dem eine lange schmale rote Fahne herunterhängt, und verkündet der unten auf dem Platz wogenden Menge mit weithin gellender Stimme die Diktatur des Proletariats.

9. November 1918 3 Uhr nachmittags

Nach den Beobachtungen des Verfassers, der den ganzen Umsturz auf den Straßen Berlins bis in die späten Abendstunden als Augenzeuge miterlebte, sind die Linden zwar schwarz von Menschen, aber doch nicht so überfüllt wie etwa an einem schönen Sonntagnachmittag. Neu und entsetzlich, als rollendes Sinnbild für das Ende des Krieges und des Reiches, die massenhaft und ziellos dahinsausenden offenen Kraftlastwagen, auf denen eng gepackt freudetrunkene Feldgraue ohne Achselklappen, Zivilisten mit umgehängten Gewehren, kreischende junge Frauenzimmer mit roten Bändern im Haar stehen.

Jedem Soldaten werden von Streiftrupps auf dem Bürgersteig die Achselklappen mit der Regimentsnummer vom Waffenrock getrennt und damit sinnbildlich Zucht und Ordnung des Heeres vernichtet. Frauen leihen ihre Scheren zum Abschneiden der farbigen Tuchstücke, die sich eine strahlende junge Straßenbahnschaffnerin haufenweise als Andenken in ihrer großen ledernen Umhängetasche sammelt. Furchtbare Auftritte in den Hausfluren mit den Offizieren, den Frontkämpfern, die sich nicht vom Pöbel ihre Achselklappen herunterreißen lassen wollen.

Die Haltung der Menge ist die einer glückseligen Trunkenheit, als bräche nun der Himmel auf Erden an. Eine dicke alte Portierfrau, von Kopf zu Fuß mit wohl hundert roten Schleifchen besteckt, macht fortwährend ungeschlachte Luftsprünge. Durch die Menge schlendern, noch blöde und verdutzt, die ersten freigelassenen russischen Kriegsgefangenen. Fortwährend wird an jeder Straßenecke, aus irgendeinem Grund, Hurra geschrien. Aus Lastkraftwagen werden zu vielen Tausenden die Aufrufe der Regierung ausgestreut. Sie flattern wie Taubenschwärme in der Luft. Das Pflaster ist von ihnen weiß beschneit. Mitten auf dem Potsdamer Platz stehen Hunderte, in das Lesen vertieft. Zwischendurch — ein kriegerisches Bild, wie man es im Feld nie gesehen — galoppieren Jüterboger Kanoniere auf abgesträngten Pferden mit hochgeschwungenen rotbewimpelten Lanzen.

Keine bürgerliche Berliner Zeitung hat dienstfertiger und unermüdlicher die Deiche des Kriegswillens und der vaterländischen Gesinnung zugunsten der roten Springflut unterwühlt als das „Berliner Tageblatt". Heute stattet die Revolution ihren Dankbesuch in der Jerusalemer Straße ab. Sie schlägt dort alles kurz und klein. Rudolf Mosses, des Besitzers, Schreibtisch ist nur noch ein zerschmettertes Stückwerk.

1843—1920

Auch das übrige Presseviertel ist in den Händen der Matrosen, Feldgrauen und Arbeiter. Die Regierungsgebäude. Die Bahnhöfe. Die Kasernen. Das Tiergartenviertel liegt im Dämmern des Novemberabends vollkommen ausgestorben mit herabgelassenen Rolläden. Dumpf rasselt durch die Stille zuweilen Trommelwirbel von langsam fahrenden Lastkraftwagen mit aufmontiertem, von Zivilisten bedientem Maschinengewehr.

Man merkt jetzt erst, wie sorgsam die Revolution bis ins kleinste unter den Augen der schlaffen Regierung vorbereitet war! Wie aus der Erde gewachsen erscheinen schon in den ersten Nachmittagsstunden überall rote Straßenpolizisten — Männer im Bürgergewand mit roten Ausweisbinden und mit umgehängtem Militärgewehr. Sie halten Ordnung. Sie sollen, auf Geheiß Eberts, um 9 Uhr abends die Straßen von allen

9. November 1918

Einwohnern räumen. Liebknecht aber kreischt von einer Rollfuhre auf dem Kurfürstendamm zum Volk: „Bleibt auf der Straße! Kämpft auf der Straße!" Schließlich werden Frauen und Kinder heimgeschickt. Die Männer dürfen bleiben. Bis spät in die Nacht stehen überall in der milden Herbstluft die aufgeregt murmelnden Gruppen.

Wer sich, wie der Verfasser, unter die Leute mengte, mit vielen Feldgrauen, Arbeitern, Matrosen, an diesem Abend sprach, der sah mit Schrecken, wie führerlos das deutsche Volk daheim geblieben war. Diese ausgehungerten, matten Menschen glaubten einfach alles, was vom Ausland kam!

Von Haufen zu Haufen große Unbekannte in Marineblau, die angeblich gerade vom Minenschutz in der Nordsee kamen. Alle britischen Kriegsschiffe zeigten dort auch schon die rote Revolutionsflagge und würden mit uns gemeinsame Sache machen. Sie, als Matrosen, müßten das doch wissen!

Hinter ihnen der Akademiker mit eben eingetroffenen Nachrichten aus der Schweiz: Wilson wird morgen schon alle Heere nach Hause schicken und den Völkerfrühling verkünden. Feldgraue: Die Franzosen kommen aus den Schützengräben und verbrüdern sich mit uns! Jetzt wird alles gut! Nur jetzt gehorsam sein und guten Willen zeigen! Fort mit allen bisher herrschenden Gewalten!

Fort auch mit dem *Deutschen Reichstag*? Es ist nicht mehr nötig. Dieser lähmende Schädling vieler Kriegsjahre löst sich ganz von selber in das auf, was er in Wirklichkeit immer gewesen ist — in nichts. Er ist nicht mehr vorhanden.

Die Garnison — diese preußischen Soldaten — Wilson ein Dorn im Auge? Selbst wenn einzelne noch kämpfen wollten, ein Erlaß des Oberbefehlshabers in den Marken hat es ihnen bereits verboten.

„Truppen haben nicht von den Waffen Gebrauch zu machen, auch nicht bei Verteidigung von Gebäuden."

9. November 1918 vormittags

Zwei Machtgruppen nur noch besitzen seit Mittag die Herrschaft in Berlin und damit in Deutschland: die Regierungs- und die Unabhängigen Sozialisten.

9. November 1918 12 Uhr mittags

Die Demokraten — an ihrer Spitze der bisherige Vizekanzler *Friedrich v. Payer* — haben in den letzten Jahren mit wahrhaft leidenschaftlicher Knechtschaffenheit dem Marxismus die Wege geebnet. Jetzt rollt die rote Woge über sie hinweg. Sie werden bei der Regierungsbildung achtlos übergangen. Nicht achtlos, sondern zielbewußt, auf der anderen Seite der Spartakist Liebknecht.

1847—1931

Denn die Revolutionsfanfare schmettert: Nach der Mitte sammeln! Die beiden marxistischen Gruppen bilden einen gemeinsamen „*Rat der Volksbeauftragten*" als vorläufige deutsche Regierung. Es sind 6 Männer — von jeder Partei je 3 — hier *Ebert*, *Otto Landsberg*, *Scheidemann*, der, noch von Prinz Max an seine Eigenschaft als Kaiserlicher Staatssekretär erinnert, einfach erklärt hat, daß er sich nicht mehr als solchen be-

geb. 1874

21. Oktober 1918

geb. 1885

trachtet —, dort Haase, Wilhelm Dittmann, eben erst aus dem Gefängnis begnadigt, und Emil Barth.

Damit ist endgültig — dank dem Prinzen Max — die Republik in Preußen und in Deutschland eingeführt. Des Prinzen eigenes Haus Zähringen und die andern deutschen Fürstenstämme folgen durch Thronverzicht in der nächsten Zeit den ehrwürdigen Geschlechtern der Wittelsbacher und der Hohenzollern.

„Wie aus Zucker gegossen liegt das weiße, von zierlichen Zinnen gekrönte Haus vor mir im weiten, baumreichen Park", schildert der Generalstabsoffizier Alfred Niemann den Wohnsitz des deutschen Kriegsherrn, Villa Fraineuse in Spa, an diesem schwärzesten Tage der preußischen Geschichte.

„Durch die marmorne Vorhalle gelangt man geradeaus in den breiten Gartensaal, der durch hochfenstrige Türen den Blick frei läßt auf waldumkränzte, breite Rasenflächen. Linker Hand befindet sich der Speisesaal, rechter Hand ein Gesellschaftszimmer, an das sich ein kleines Kabinett schließt, in dem sich der diensttuende Adjutant aufzuhalten pflegt. Eine breite Treppe führt aus der Vorhalle ins Obergeschoß zu den Wohngemächern des Kaisers. Kein Prunk, keine Üppigkeit, überall die harmonische, stilvolle Einfachheit englischer Baukunst."

Das ist der Ort, an dem sich heute die Weltgeschichte erfüllt.

„Seine Umgebung ist nicht so friedlich. Das Straßenbild von Spa ist völlig verändert", schreibt Niemann. „Statt der sonstigen Ruhe lebhaftes Treiben: Gruppen heftig gestikulierender Soldaten, hin und her eilender Offiziere, Lastautos rasseln durch die Straßen, vor den Büros werden Waffen abgeladen. General Groener hat angeordnet, so wird mir gesagt, daß sich jeder Häuserblock zur selbständigen Verteidigung einrichten soll!"

Man befürchtet den Anmarsch meuternder Etappen. Bis zum Rhein hin gärt deren Sumpf. Die Brücken sind in der Hand der Soldatenräte. Die nach Köln entsandte Gardeinfanteriedivision ist nach Hause gegangen. Sehr ernst die Verpflegungsfrage für die fern mannestreu kämpfende Front.

geb. 1869

1926—1930

Aus der Front in vielstündiger Eilfahrt gekommen, halten viele feldgraue Kraftwagen mittlerer und höherer Stäbe vor dem Großen Hauptquartier. Der Straßenschlamm Belgiens und Nordfrankreichs klebt an ihren Reifen. Die Kommandeure sollen dem Oberst Wilhelm Heye, als Generaloberst später Chef der Heeresleitung der Reichswehr, nach bestem Wissen und Gewissen sagen, wie es draußen steht.

Und fast übereinstimmend die Meldung: Die Front wird weiter gegen den Feind kämpfen. Gegen die eigenen Landsleute in der Heimat nicht!

8. November 1918 abends

Die hohen Militärs im Großen Hauptquartier waren schon tags zuvor in ihrer Mehrheit, wenn auch schweren Herzens, zu dieser Auffassung gelangt.

Und nun der letzte Dolchstoß aus Berlin . . . .

„In der Tür, die zum Gesellschaftszimmer führt, wird ein Kopf sichtbar", berichtet ein Augenzeuge, Oberstleutnant Alfred Niemann, „und eine bestürzte Stimme ruft: ‚Wollen Euer Majestät die Gnade haben, einen Augenblick hinüberzukommen.'

Der Kaiser springt auf, der Kronprinz folgt. Ich gehe in den Speisesaal. Dort ist General v. Gontard soeben eingetreten, in den bebenden Händen ein Schriftstück. Schwer geht sein Atem, wie im Schüttelfrost klappern seine Zähne, und Tränen rollen über die Wangen: ‚Man hat den Kaiser und den Kronprinzen abgesetzt.'

Redet der treue Mann in Fieberphantasien? Nein — da steht es ja schwarz auf weiß!

Also ein Staatsstreich, dessen erster Streich eine offenkundige Lüge ist."

9. November 1918 3 Uhr nachmittags

geb. 1861

1922—1929

Die Ohren würden der Hiobspost nicht trauen, wenn nicht drüben der Chef der Reichskanzlei Walter Simons, der spätere Reichsgerichtspräsident, und dann der Reichskanzler selbst die Sprecher wären und die vollzogene Tatsache bestätigten.

Die Folgen dieses Staatsstreichs sind nicht mehr gutzumachen. Die Beratungen: „Was nun?" werden in Spa von dem Kaiser und dem engsten Kreis seiner Vertrauten am Nachmittag fortgesetzt und bei Einbruch der Dämmerung, noch ohne festes Ergebnis, abgebrochen. Von einem Übertritt des Monarchen in das Ausland ist aber schon mehrfach die Rede.

9. November 5 Uhr nachmittags

9. November 1918, seit mittags

Nacht vom 9./10. November 1918, in den Morgenstunden

Diesen Entschluß, der Deutschland vielleicht den Bürgerkrieg erspart, faßt der Kaiser in der kommenden Nacht und begibt sich von Spa über die nur 30 Kilometer entfernte holländische Grenze.

76

Waffenstillstand

7. November 1918 12 Uhr mittags

5 deutsche Kraftwagen bahnen sich auf den zerfahrenen und zerschossenen Landstraßen Frankreichs durch die zurückströmenden feldgrauen Stahlhelmfluten in Nacht und Novembernebel den Weg westwärts. Schon gleich bei der Ausfahrt aus Spa prallt das Führerauto gegen ein Haus und wird von dem folgenden Fahrzeug gerammt. Aber das Schicksal will sich erfüllen: Matthias Erzberger, der Waffenstillstandsunterhändler noch der Kaiserlichen Regierung, bleibt unverletzt und setzt mit seiner Stabskolonne von Offizieren, Dolmetschern und Stenographen die Reise fort.

Kanonendonner. Man naht sich der Front. 2 deutsche Divisionen fechten hier. Sie sollten in voller Kriegsstärke je 12 000 Mann zählen. Die eine hat, nach den Mitteilungen des Kommandierenden Generals an Erzberger, noch 349 Mann unter Gewehr, die andere 437! Aber die Helden kämpfen . . . .

Westlich Trélon, hart an der belgisch-französischen Grenze, durchfahren die Wagen mit weißer Flagge und fortwährenden Parlamentärtrompetenstößen die Kampflinie. Die Insassen werden von französischen Offizieren weitergeleitet — Erzberger selbst, kennzeichnenderweise, von einem Prinzen von Bourbon, einem Verwandten der Kaiserin Zita von Österreich . . . In einem Sonderzug erreicht er morgens eine kreisrunde Lichtung inmitten eines dichten Gehölzes, auf der schon ein zweiter Sonderzug steht. Am Rand ein paar villenartige Gebäude. Das ist der riesige Wald von Compiègne, einem 1000jährigen, erinnerungsreichen Karolingerstädtchen, nahe dem Zusammenfluß der Aisne und Oise, 60 Kilometer nordöstlich Paris.

8. November 1918 7 Uhr morgens

Hier empfängt Marschall Foch, der Bevollmächtigte des ganzen Feindbundes, den deutschen Unterhändler. Er soll beim Anblick Matthias Erzbergers seiner Umgebung — 3 englischen Marineoffizieren und 2 Franzosen — aufatmend zugenickt haben: „Deutschland ist wirklich geschlagen!" Die übrige Entente und die Vereinigten Staaten waren bei den Verhandlungen überhaupt nicht vertreten.

8. November 1918 10 Uhr vormittags

„Wir begaben uns im einfachen Reiseanzug in den gegenüberliegenden Sonderzug", berichtet Erzberger. „In dem Salonwagen war ein breiter Tisch aufgestellt, mit vier Plätzen auf jeder Seite. Wir nahmen hinter den uns bezeichneten Plätzen Aufstellung. Kurz darauf erschien Marschall Foch, ein kleiner Mann mit harten, energischen Zügen, die auf den ersten Blick die Gewohnheit zu befehlen verrieten. Er grüßte militärisch kurz und verneigte sich und fragte: „Was führt die Herren hierhier? Was wünschen Sie von mir?" Ich wies darauf hin, daß wir gekommen seien auf Grund der letzten Note Wilsons. Nunmehr erteilte Marschall Foch seinem Generalstabschef den Befehl, die Bedingungen des Waffenstillstandes in französischer Sprache vorzulesen."

Knapp und eintönig klingen durch den Salonwagen die französischen Worte des Generals Weygand, eines Elsässers. Die Dolmetscher übertragen sie Satz für Satz in das Deutsche und das Englische.

„Während der Vorlesung legte der englische Admiral Sir Roßlyn Wemyß, der britische Erste Seelord, große Gleichgültigkeit an den Tag, berichtet Erzberger, „konnte aber durch sein Spielen mit Monokel und großer Hornbrille die innere Aufregung nicht verbergen. Marschall Foch saß mit steinerner Ruhe am Tisch, manchmal zupfte er energisch an seinem Schnurrbart."

„Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt", wird Exzellenz Philipp Scheidemann in Berlin am nächsten Tage ruchlos von der Rampe des Reichstags den revolutionstrunkenen Massen zurufen: „Der Militarismus ist erledigt!"

Ja — der deutsche Militarismus ist — dank Scheidemann und seinen Brüdern im Geiste erledigt. Das Ultimatum des Feindbundes, so wie es am nächsten Tage vom Außenminister v. Hintze aus dem Großen Hauptquartier an das Auswärtige Amt in Berlin gedrahtet wird, umfaßt 18 Punkte.

Waffenstillstand von 30 Tagen. Belgien, Frankreich, Elsaß-Lothringen werden binnen 14 Tagen geräumt. Das ganze linke Rheinufer und auf dem rechten Rheinufer ein 30 bis 40 Kilometer tiefes Gebiet in weiteren 11 Tagen. Die Feinde besetzen Mainz, Koblenz, Köln mit den gegenüberliegenden rechtsrheinischen Brückenköpfen Kastel, Ehrenbreitstein und Deutz. Sie haben damit die Rheinübergänge in der Hand.

Die deutsche Armee übergibt sofort 5000 Geschütze, 30 000 Maschinengewehre, 3000 Minenwerfer, 2000 Flugzeuge. Sie tritt also halb waffen- und wehrlos den Weitermarsch in die Heimat an.

Es werden weiter abgeliefert: 5000 Lokomotiven, 10 000 Waggons und vor allem 10 000 Kraftlastwagen, von denen die Verpflegung der deutschen Truppen auf dem Rückzug abhängt.

Die Kriegsmarine liefert 6 Dreadnoughts aus, 8 Kreuzer und 160 bzw. 100 U-Boote, obwohl sie auch diese Zahl gar nicht besitzt. Die übrigen Schiffe werden entwaffnet und von den Alliierten in „alliierten oder neutralen Häfen" „überwacht". Das ist das Ende der deutschen Flotte.

Die Lettowsche Heldenschar in Afrika streckt bedingungslos die Waffen.

Verzicht auf die Verträge von Brest-Litowsk mit Rußland und von Bukarest mit Rumänien.

Und nun der Punkt mit der Unglückszahl 13: Rückgabe der feindlichen Kriegsgefangenen ohne Gegenseitigkeit. Die deutschen Kriegsgefangenen bleiben auch fernerhin hinter dem Stacheldraht.

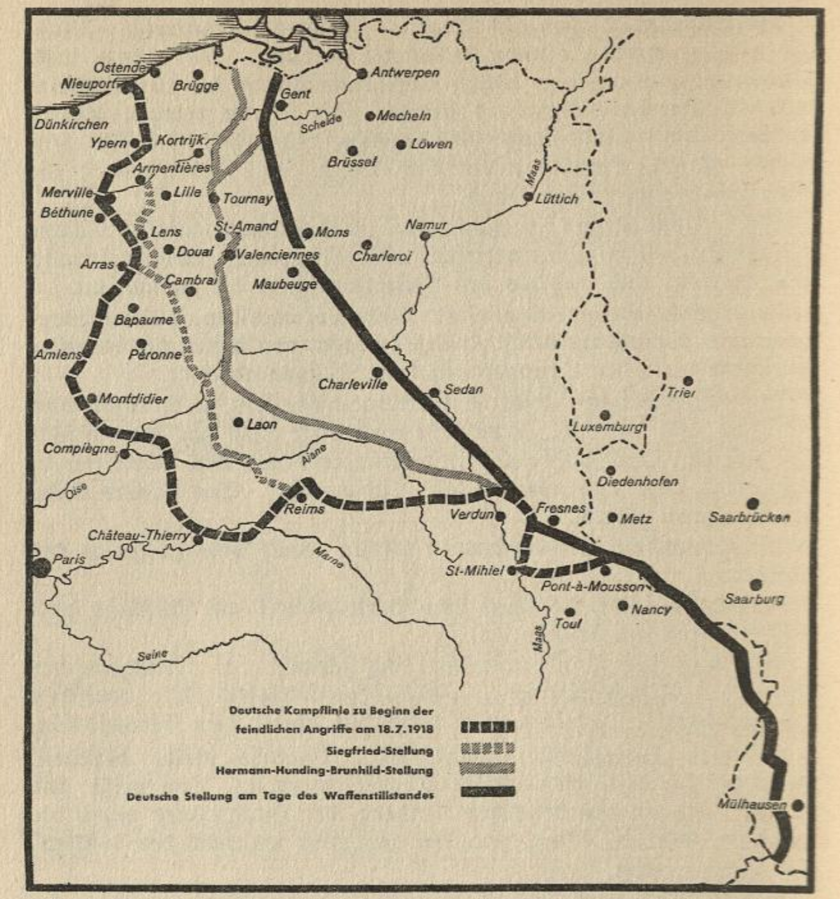
Und das Entsetzlichste: Punkt 16: „Blockade bleibt bestehen. Deutsche Schiffe dürfen weiter gekapert werden." Das heißt: der Hungermord an den deutschen Kindern, der Hungerkrieg gegen die deutschen Frauen, Alten, Kranken geht auch während des Waffenstillstandes weiter.

„Friede, Freiheit, Brot!" jubilieren fast gleichzeitig überm Rhein die Berliner Demagogen. Jetzt trifft sie wie ein Donnerschlag die Depesche aus Compiègne. Mit dem Grinsen eines Totenschädels starrt ihnen der wahre, nun brutal enthüllte Feindeswille in die schreckensbleichen Gesichter. Aber bald erholen sich die Volksbeauftragten und bestätigen sich, „daß sie in schwerster Zeit zum Wohl des Volks" gearbeitet haben. Sie sehen ja: dies Volk ist leicht zu haben und zu führen. Dies Volk ist blind und taub. Es lebt im Rotrausch der Revolution. Um den Krieg draußen kümmert es sich kaum. Viel wichtiger der nun, als Nebenregierung der 6 Volksbeauftragten, gegründete „Vollzugsrat der Arbeiter- und Soldatenräte", der auf die glaubhafte Nachricht, daß Foch von seinen eigenen Leuten erschossen sei, 2 Delegierte zur „Ausrufung der Weltrevolution" nach Brüssel schickt.

13. November 1918 abends

Erzberger, nach dessen Ansicht „die Waffenstillstandsverhandlungen zu einem auch für Deutschland befriedigenden Abschluß

8. November 1918 1 Uhr mittags



gekommen“ sind, sendet seinen Dolmetscher-Offizier mit dem feindlichen Ultimatum nach dem Großen Hauptquartier.

Der Rittmeister versucht „unter Nichtachtung jeder Lebensgefahr durch die deutschen Linien zurückzukehren“, wie die Franzosen melden, aber die Feldgrauen, die ihn nicht erkennen, hätten „wie die Teufel geschossen“. So erreicht er Spa nur mit großer Verspätung, während gleichzeitig das deutsche Kaiserreich zusammenstürzt.

Aus dem Großen Hauptquartier ist der dort eben erst eingetroffene Generalquartiermeister General Groener nach wenigen Tagen nach Berlin zurückgereist. Hier hat er in einem langen Vortrag dem Reichskabinett und anderen militärischen und diplomatischen Sachverständigen ein wirklichkeitstreues Bild der Lage gemalt.

1. November 1918

5. November 1918

„Wenn das Heer noch ungeschlagen ist“, lauten nach dem Stenogramm der Reichskanzlei seine denkwürdigen Ausführungen, „so ist dies dem in der Masse des Heeres noch herrschenden pflichttreuen und tapferen Geist zuzuschreiben. Mehr und mehr tritt im Kampf hervor die Macht der Persönlichkeit, ob Offizier oder Mann. Dort, wo in den Herzen der Feldgrauen noch das heilige Feuer vaterländischer Begeisterung glüht, wird auch die leuchtende Tat geboren, und der Ansturm des Feindes zerschellt an dem freudigen Entschluß unserer braven Leute, das Leben für die Heimat hinzugeben. Wie soll etwa dies heilige Feuer erhalten bleiben, wenn aus der Heimat eiskalte und die Truppen entnervende Güsse über das Heer ausgeschüttet werden? Was wir von der Heimat fordern, ist Stärkung und Stählung von Herz und Seele. Wenn nicht schleuniger Wandel geschieht, richtet die Heimat das Heer zugrunde. Der schlimmste Feind, dessen das Heer sich zu erwehren hat, ist die Entnervung durch die Einflüsse der Heimat. Nur noch von kurzer Dauer kann der Widerstand sein, den das Heer dem Ansturm der äußeren Feinde bei deren gewaltiger Überzahl und angesichts der Bedrohung von Österreich-Ungarn her zu leisten vermag.“

Schon eine Woche früher hat in einer Berliner Kabinettssitzung der als Sachverständiger hinzugezogene General Max v. Gallwitz laut Protokoll bestätigt, daß bereits 2 300 000 Mann Amerikaner in Frankreich stehen, und General Bruno v. Mudra hat erklärt, „wenn Österreich bedingungslos kapituliert und sich auf die Seite unserer Feinde stellt, dann ist die Sache für uns verloren!“

28. Okt. 1918

geb. 1852

1851—1931

Wenige Tage später hat der Donaustaat im Waffenstillstand unseren Gegnern den Rückzug der k. u. k. Truppen über den Brenner, die Auslieferung der halben Artillerie, die Benutzung aller Verkehrsmittel zum Aufmarsch gegen Deutschland zugestanden, obwohl kurz vorher noch Kaiser Karl „in treuer Freundschaft“ dem Deutschen Kaiser drahtete: „Falls die Italiener die Bedingungen stellen, daß die Bahnen für den Durchzug der feindlichen Truppen gegen Deine Länder geöffnet werden sollten, so werde ich mich an die Spitze meiner Deutschösterreicher stellen und den Durchzug mit Waffengewalt verhindern. Darauf kannst Du fest vertrauen.“

3. November 1918

30. Oktober 1918

Nun liegt die bayerisch-tiroler Grenze bei Kufstein so gut wie offen für den Vormarsch der Italiener da. Das Erscheinen jetzt in der Lombardei frei gewordener italienischer Kampfmassen an der Westgrenze, ein Vorstoß aus der französischen Sperrfortlinie oder im Oberelsaß aus der Burgundischen Pforte heraus ist mit Sicherheit zu erwarten. Inzwischen marschiert das interalliierte Salonikiheer donauaufwärts.

Das ist die Gesamtkriegslage, in der die Oberste Heeresleitung die Waffenstillstandsbedingungen Fochs empfängt, der seinerseits fast auch „nur ein Amt und keine Meinung“ hat und auf ganz bestimmte Weisungen des Obersten Kriegsrats der Alliierten festgelegt ist. Eine wesentliche Milderung der Bestimmungen ist also nicht zu erhoffen. Es handelt sich nur um Annahme oder Ablehnung.

9. November 1918

In seinem Antworttelegramm an die deutsche Waffenstillstandskommission im Wald von Compiègne sucht das deutsche Haupt-

10. November 1918

quartier daher nur einzelne, völlig unerträgliche Klauseln abzuschwächen. Sie sind meist technischer Natur, außer der „ehrenvollen Kapitulation Ostafrikas", die von Foch — kennzeichnenderweise auf Eingreifen der Briten — zugestanden wird.

So sind nur 1700 Jagd- und Bombenflugzeuge vorhanden. Von den 18 000 Lastkraftwagen des Heeres nur die Hälfte betriebsfertig, so daß deren Abgabe „völligen Zusammenbruch der Heeresversorgung bedeuten" würde. Die Räumungsfrist soll verlängert werden — „sonst Zusammenbruch des Heeres, weil technische Durchführung absolut unmöglich" — die neutrale Zone geschmälert.

„Gelingt Durchsetzung dieser Punkte nicht, so wäre trotzdem abzuschließen. Gegen Ablehnung [dieser Punkte] wäre flammender Protest unter Berufung auf Wilson zu erheben."

10. November 1918

Weiter ein Telegramm, gezeichnet „Reichskanzler":

„Für Staatssekretär Erzberger. Euer p. p. sind zur Zeichnung des Waffenstillstandes ermächtigt."

9./10. November 1918

In den Zwischenverhandlungen ist es Matthias Erzberger unterdessen gelungen, einige Milderungen herauszupressen: Der Waffenstillstand wird auf 36 Tage verlängert, die Räumungsfristen auf 31 Tage. Die neutrale Zone am rechten Rheinufer soll nur 10 Kilometer breit sein. Es werden abgeliefert statt 10 000 Lastkraftwagen nur 5000 und auch diese — sehr wichtig für den Rückmarsch — statt in 15 erst in 36 Tagen, das heißt, nach Beendigung des Rückzuges — ferner 5000 Maschinengewehre und 300 Flugzeuge weniger. Dafür alle in Dienst gestellten U-Boote.

Aber die deutschen Kriegsgefangenen bleiben kriegsgefangen, und die Hungerblockade bleibt, allerdings mit dem Zusatz: „Die alliierten und assoziierten Staaten nehmen in Aussicht, während der Dauer des Waffenstillstandes Deutschland mit Lebensmitteln zu versorgen."

Nacht vom 10./11. Nov. 1918 von 2 Uhr 15 Minuten morgens ab

Entscheidende Schlußsitzung nach mitternächtiger Stunde. Vor Morgengrauen beginnt die Unterzeichnung des Diktats. Sie ist in 10 Minuten beendet.

11. November 1918, 5.20 Uhr morgens bis 5½ Uhr morgens

„Um 5 Uhr 30 Minuten verabschiedeten sich die beiderseitigen Delegationen durch Erheben von den Stühlen", schreibt Erzberger. „Ein Händedruck [!] wurde nicht gewechselt."

11. November 1918, 11 Uhr vorm. franz. Zeit; nach deutscher Zeit mittags

6 Stunden später erscheinen vertragsgemäß längs der ganzen Front die weißen Flaggen. Eine plötzliche ungeheure Stille legte sich über das Kampfgelände. Der Weltkrieg ist zu Ende.

77

Ein Blick zurück

Der Weltkrieg hat vom 1. August 1914 bis zum 11. November 1918 gedauert. Das sind 4 Jahre und 103 Tage oder 1563 Tage.

Seine Schauplätze waren fast ganz Europa. Ganz Vorderasien vom Euphrat bis zum Suezkanal. Verschiedene Teile Afrikas.

Kleine Brandherde auf den Südseeinseln und in China. Ferner alle Meere der Welt, mit Ausnahme des Südlichen Eismeeres. Es wurde 7000 Meter hoch in der Luft und 60 Meter unter Wasser, auf 2000 Meter hohen Gletschern und im Glutsand der Sahara gefochten.

Die Gesamtzahl aller Männer dieser Erde, die sich in Waffen gegenüberstanden, wird sich wohl niemals aktenmäßig berechnen lassen. Denn ein großer Teil der Heere löste sich im Verlauf des Krieges auf. Ein Grenzstrich zwischen streitbarer Front und Etappe ist kaum zu ziehen. Vielleicht kommt man mit 40 bis 50 Millionen Kriegern der Wahrheit nahe.

Diese Krieger schlugen Schlachten mit einer Streiterzahl bis zu 1 Million, mit einer Dauer bis zu 100, ja 200 Tagen. Sie vollführten Dutzende von Feldzügen. Aus den vielen Hunderten von Kampfhandlungen flammen Reihen von Riesenschlachten im Lichte der Weltgeschichte auf: Tannenberg und die Masurischen Seen. Die Schlacht in Lothringen. Der Doppelschlag bei Lemberg. Die Winterschlachten in Ostpreußen, in der Champagne, in den Karpathen. Die heißen Wochen von Lodz. Der Durchbruch von Gorlice. Das Völkerringen auf Gallipoli. Der Tod von Ypern. Der dauernde Kanonendonner bei Arras, an der Aisne, um den Hartmannsweiler Kopf. Die 11 Isonzoschlachten bis zum Tag von Karfreit. Die Menschenmühle von Verdun. Siegreiche Abwehr an der Somme. Die Tankschlacht von Cambrai. Die Brussilow-Offensive. Die Große Schlacht in Frankreich. Der schwarze 8. August. Die größte Landschlacht aller Zeiten an der Marne. Und die größte Seeschlacht aller Zeiten: Skagerrak.

Der größte Teil der Schlachten, in denen Deutsche fochten, glorreiche deutsche Siege. Im ganzen Weltkrieg hat der Feind nur vorübergehend in Ostpreußen und außerdem in einem kleinen Stück des südlichen Elsaß auf deutschem Boden Fuß gefaßt. Selbst als Deutschland sich geschlagen geben mußte — nicht durch die Waffen, sondern durch die Hungerblockade, durch Zwiespalt und Schwäche der Heimat, durch Verrat der Bundesgenossen überwunden — selbst da standen seine Heere noch überall unbesiegt in Feindesland.

Eine Zahl der stärksten Festungen Europas: Lüttich, Namur, Antwerpen, Dünaburg, Nowo-Georgiewsk, Warschau, Iwangorod, Brest-Litowsk in deutscher Hand. 24 000 feindliche Offiziere und 1 200 000 Soldaten aller Nationen bei Abschluß des Waffenstillstandes in Deutschland kriegsgefangen.

Es ließen in diesem furchtbarsten Krieg aller Zeiten ihr Leben 8 600 000 Männer. Es wurden verwundet 21 Millionen. Es blieben davon kriegsversehrt 3½ Millionen.

Deutschland verlor an Toten 53 323 Offiziere, 3413 Militär- und Veterinärärzte und Beamte, 1 751 809 Unteroffiziere und Mann-

schaften. An Verwundeten 96 207 Offiziere, 2861 Ärzte und Beamte, 4 148 075 Unteroffiziere und Mannschaften — insgesamt 1 808 043 deutsche Männer, die nicht wiederkamen — 4 247 143, die ihr Blut für Deutschland vergossen.

Österreich-Ungarn büßte 1 Million Tote und 2 Millionen Verwundete ein. Bulgarien im ganzen 300 000 Mann. Unmöglich, die Verluste der Türkei abzuschätzen. Jedenfalls nicht viel unter 1 Million.

Noch weniger ist die furchtbare Menschenvergeudung Rußlands zu berechnen. Die Zahl von 8 Millionen Toten wird nicht zu hoch gegriffen sein. Frankreich beziffert seine Kriegsopfer auf 1¼ Millionen Tote und nicht ganz 4½ Millionen Verwundete. Das britische Weltreich auf 869 000 Tote und 2 100 000 Verwundete. Für Italien sind die runden Zahlen 600 000 und 1 Million. Bei den Serben nicht weniger als 120 000 Tote und 160 000 Verwundete. Ähnlich das Verhältnis in Rumänien: 159 000 zu 150 000, und Belgien: 115 000 zu 160 000. Die Vereinigten Staaten opfern ihrer Einmischung in Europa 40 000 junge Menschenleben. 100 000 Amerikaner werden verwundet. Montenegro will 5000 Tote und 10 000 Verwundete gehabt haben. Ebensoviel Verwundete und 4000 Tote Griechenland. 3000 Portugiesen liegen, außer 7000 Verwundeten, in Belgien und Frankreich begraben. Die geringsten Verluste hat Japan mit je 1000 Toten und Verwundeten in China.

Im ganzen hat der Vierbund etwas über 10 Millionen, die Entente über 19 Millionen ihrer Streiter bluten sehen.

August 1916 bis Oktober 1916

Oktober 1918

Die Kriegskosten: Die 9 deutschen Kriegsanleihen von 1914 bis 1918 brachten zusammen 98 200 Millionen Mark. Die monatlichen Kriegsausgaben stiegen von 2 Milliarden auf 3 Milliarden und 2 Jahre später 4800 Millionen. Die unmittelbaren Weltkriegskosten werden für Deutschland auf 160 000 bis 170 000 Millionen Goldmark, die aller kämpfenden Mächte auf 1 Billion — 1000 Milliarden — Goldmark geschätzt. Rechnet man Kriegsentschädigungen, Pensionen, Wiederaufbauten dazu, so ergibt sich für Deutschland allein etwa ½ Million Millionen, die der Krieg verschlang.

Es kämpften in diesem Krieg an oder hinter der Front beinahe alle Völker der Erde: die Deutschen, Österreicher, Ungarn, Bulgaren, Türken, Ägypter, Japaner, Franzosen, Russen, Engländer, Kanadier, Neuseeländer, Kapbriten, Australier, Italiener, Amerikaner, Portugiesen, Belgier, Rumänen, Serben, Montenegriner, Buren, Kosaken.

Während des Krieges weiter, zum Teil auf beiden Seiten: Polen, Tschechen, Zionisten, Balten, Finnen, Letten, Esten, Litauer, Georgier.

Es halfen an Farbigen: Maori, Madagassen, Marokkaner, Siamesen, Senegalneger, Sudanneger, Annamiten, Araber, Inder, Indianer, südafrikanische Mischlinge, Kaffern, Hottentotten, Perser, Tataren, Baschkiren, Kirgisen, Schwarze aus Zentralafrika.

Von den vor dem Krieg vorhandenen oder während des Krieges entstandenen Staaten wurden in den Krieg gerissen: 6 Kaiserreiche (Deutschland, Österreich-Ungarn, Rußland, England-Indien, die Türkei, Japan), 7 Königreiche (Italien, Belgien, Griechenland, Serbien, Rumänien, Montenegro und — neu — Hedschas) und 24 Republiken (Vereinigte Staaten, Frankreich, Bolivien, Brasilien, China, Kuba, Ekuador, Guatemala, Haiti, Honduras, Liberia, Nikaragua, Panama, Peru, Portugal, Uruguay, Albanien — dann neu Polen, die Tschechoslowakei, die Ukraine, Finnland, Lettland, Estland, Litauen) — zusammen 37 Länder. Der geplante Freistaat Armenien kam nicht zustande.

26. November 1918

30. November 1918

Die Ukraine überlebte den Waffenstillstand nicht lange und fiel der Sowjetrepublik zur Beute. Von den im Frieden schon vorhandenen Staaten verschwand nur Montenegro von der Landkarte. Es wurde mit Jugoslawien vereinigt. Dafür trat neu, mit Dänemark nur noch durch Personalunion verbunden, gleich nach Beginn der Waffenruhe das neutrale Königreich Island dazu.

3 bisherige Kaiserreiche: das Osmanische, Rußland, Österreich-Ungarn, waren durch den Krieg zerschmettert. Sie blieben in ihrem Kern bestehen. Es spalteten sich aus ihrer Umschalung neue Nationen zu neuer Staatenbildung.

11. August 1920

20. Februar 1923

Aus der Donaumonarchie erwuchsen außer dem alten Österreich jetzt selbständig Ungarn und die Tschechoslowakei. Von dem eigentlichen Sowjetrußland sonderte sich fast ein halbes Dutzend eigenvölkischer Ableger: Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Polen. Dazu in Europa später noch, in Nachwirkung des Weltkriegs, der Freistaat Danzig und das Memelland.

In Westeuropa macht sich der Weltkrieg nur in Gebietsverschiebungen zwischen schon bestehenden Reichen — Elsaß-Lothringen an Frankreich, Südtirol und Triest an Italien — bemerkbar. Östlich einer Linie Danzig—Triest aber entsteht ein Gewimmel frisch aus dem Ei gekrochener Länder — 7 an der Zahl, doppelt soviel wie bisher. Es bildet sich ein neuer riesiger osteuropäischer „Balkan", vom Bottnischen Meer bis zur Adria.

Diese neuen Gebilde sind noch viel kleiner als die Balkanstaaten. Estland zählt die Bevölkerung Hamburgs, Litauen nicht viel mehr. Lettland erreicht die Einwohnerzahl Wiens. Das Königreich Island hat weniger Menschen als Mainz. Trotzdem umgeben sich diese Kleinstaaten mit allem Komfort der Großmächte. Sie haben einen Präsidenten, ein Parlament, diplomatische Vertretungen. Der „deutsche Militarismus" ist abgeschafft. Aber Litauen muß

Kampfwagenbataillone und Fliegerstaffeln haben, Lettland Panzerzugregimenter, Estland Gaskompanien, von den größeren französischen Vasallenstaaten, wie Polen mit seinen Tankregimentern und Luftartillerie, der Tschechoslowakei mit ihren 12 Kampfwagenbataillonen, zu schweigen.

Wo früher in dem riesigen Rußland überall außer der finnischen Mark der Rubel galt, da sondern sich jetzt der Moskauer Tscherwonez, der lettische Lat, der litauische Lit, der polnische Zloty feindselig voneinander ab. Um das Erbe der alten österreichischen Krone streiten sich der Wiener Schilling, die tschechoslowakische Koruna, der jugoslawische Dinar, der ungarische Pengö.

Jedes Stückchen dieser atomisierten Welt hat seine eigenen Zolltarife und Fahrpläne, seine eigenen Paßvorschriften, Ein- und Ausfuhrverbote, Devisensperren. Mühsam nur kreist das Blut des Wirtschaftskörpers, das — meist geliehene — Geld, in diesen unterbundenen Adern. Noch mehr versiegen die geistigen Strömungen, wo von einem Nachbarland zum anderen eine andere Sprache Heimatrecht hat.

Das alte Zarenreich bot seinen Fremdstämmigen immer nur barbarische Horizonte. Die jetzige Sowjetrepublik ist erst recht ein finsteres Stück Asien. Eine geistige und wirtschaftliche Belebung kann der Osthälfte Europas nur von dem großen tausendjährigen Kulturvolk im Herzen Europas, von Deutschland, kommen.

Kulturvolk? Die Gasangriffe haben aufgehört. Aber die geistigen Giftschwaden schwelen bleiern weiter über der verwüsteten, verarmten, verwilderten Westhälfte Europas. Northcliffe und die Seinen steigen als Totengräber des Friedens über die Totenfelder des Krieges. In der ungeheuerlichen, durch 4 Jahre über die ganze Erde verspritzten Lügen- und Greuelpropaganda wider die „Hunnen" glimmt der Krieg im Frieden weiter. So rasch würden sich diese millionenfachen Brandherde in jedem Haus und in jedem Hirn auch gar nicht austreten lassen. Dazu war die Massenhypnose viel zu teuflisch geschickt. Aber man will das Feuer des Hasses gar nicht löschen. Man braucht es für das ungeheuerlichste Ende des Weltkrieges, für die Schande der Menschheit — für den Schmachfrieden von Versailles. 28. Juni 1919

78

Der „Friede" von Versailles

11. November 1918

Der Waffenstillstand zwischen den Feindmächten und der neuen in diesem furchtbaren Winter 1918/19 von Hungersnot, Spartakistenaufständen, Massenstreiks in Fieberkrämpfen geschüttelten deutschen Novemberrepublik war unter ständigen Erpressungen der

Entente jeweils um 4 Wochen verlängert worden. Das erstemal gegen Überlassung weiteren Gebiets am Kölner Brückenkopf, das zweitemal gegen Ablieferung einer Menge landwirtschaftlicher Maschinen eines am Hunger sterbenden Staates, endlich das drittemal ohne weitere Befristung. Aber die deutschen Kriegsgefangenen blieben nach wie vor draußen hinter Stacheldraht. Die Seeblockade blieb bestehen und gönnte Deutschland gegen Ablieferung seiner gesamten Handelsflotte von 4⅘ Millionen Tonnen nur die Lieferung der zum Dasein allernötigsten Lebensmittel.

18. Dezember 1918 / 16. Januar 1919 / 16. Februar 1919 / 8. Februar 1919

Inzwischen hatten in Deutschland die Wahlen zur Nationalversammlung stattgefunden. Das ehrwürdige Weimar traf das unverdient harte Los, zum Sitz dieser Körperschaft auserwählt zu werden, die nach ihrem Zusammentritt den Sozialdemokraten Friedrich Ebert, einen der 6 bisher regierenden Volksbeauftragten, zum Präsidenten der Novemberrepublik wählte. Sein Reichskanzler wurde der bereits durch Hochverrat an den Hohenzollern bekannte Philipp Scheidemann. Das dornenvolle Amt eines Außenministers, an das sich die herrschenden Sozialisten, Demokraten und Zentrumsleute nicht heranwagten, übernahm der mannhafte Graf Ulrich v. Brockdorff-Rantzau.

19. Januar 1919 / 6. Februar 1919 / 11. Februar 1919 / 1869—1928

Zur Teilnahme an der absichtlich seit dem Erinnerungstage der Gründung des Deutschen Reiches in Versailles beratenden „Friedenskonferenz" begab er sich als Unterhändler Deutschlands nach Frankreich. Der Entwurf eines ungeheuerlichen, alle Kulturbegriffe der Menschheit höhnenden „Friedensvertrags" wurde ihm überreicht. Eine deutsche, von dem unseligen Erzberger eingegebene Gegendenkschrift blieb unbeachtet. Die Siegerstaaten stellten ein Ultimatum, wonach der „Friedensvertrag" in 5, spätestens in 7 Tagen im ganzen angenommen werden müsse.

18. Januar 1919 / 7. Mai 1919 / 29. Mai 1919

Darauf legte Graf Brockdorff sein Amt nieder. Das ganze Kabinett Scheidemann trat zurück. Neuer Reichskanzler wurde der Sozialdemokrat Gustav Bauer, neuer Außenminister der Sozialdemokrat Hermann Müller, der spätere Reichskanzler, „Kolonial"minister der Zentrumsparteiler Dr. Johannes Bell. Diese beiden Novembermänner reisten ungesäumt an Stelle des Grafen Brockdorff zur Friedensunterzeichnung nach Paris.

16. Juni 1919 / 21. Juni 1919 / geb. 1870 / geb. 1868

Im Donnern von Hunderten von deutschen Feuerschlünden vor Paris war 48 Jahre früher im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles König Wilhelm der Siegreiche von den deutschen Fürsten zum Deutschen Kaiser ausgerufen worden. Eben diesen Riesenraum hatte sich der „Tiger" Clemenceau — der Hauptanstifter des Verbrechens an der Menschheit, das der Friede von Versailles heißt! — zur Unterzeichnung dieses „Friedens" ausgewählt.

18. Januar 1871

5 Jahre vorher waren in Serajewo Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin von ein paar serbisch-bosnischen Bluthunden

28. Juni 1914

feige ermordet worden. Genau die fünfte Wiederkehr dieses schwarzen Tages für die gesamte Kulturwelt hatte sich die Entente zum Abschluß des Weltkriegs auserkoren, so, als sollte noch einmal laut über die Erde verkündet und mit blutigem Kiel für alle Zeiten in die Blätter der Weltgeschichte eingekerbt werden: Der Ermordete hat unrecht! Fünf Sechstel der Menschheit half den Mördern! Serbien ist der Sieger!

28. Juni 1919

Aus diesem Geist — einem Höllengeist — ist der Friede von Versailles geboren.

Die Vertreter von 5 „alliierten und assoziierten Hauptmächten" und von weiteren 22 „alliierten und assoziierten Mächten" versammelten sich am Vormittag des Schicksalstages im Versailler Spiegelsaal.

28. Juni 1919

Hauptmächte: Die Vereinigten Staaten, Großbritannien, Frankreich, Italien, Japan.

Weitere Mächte: Belgien, Bolivien, Brasilien, China, Kuba, Ekuador, Griechenland, Guatemala, Haiti, Hedschas, Honduras, Liberia, Nikaragua, Panama, Peru, Polen, Portugal, Rumänien, der Serbisch-kroatisch-slowenische Staat (Jugoslawien), Siam, die Tschechoslowakei, Uruguay.

Von diesen Mächten sind neu im Krieg und zu Kriegsende aus den Trümmern des Zarenreichs, der Donaumonarchie, des Osmanenstaats entstanden: das Königreich Hedschas, die Freistaaten Polen, Jugoslawien und Tschechoslowakei.

Von den am Weltkrieg wider Deutschland beteiligt gewesenen Mächten fehlen 2: der Riese und der Zwerg: Rußland ist ausgeschieden. Die Moskauer Sowjetrepublik hält sich von Versailles fern. Montenegro, das bunte Zaunkönignest der Schwarzen Berge, ist vom Kriegssturm in alle Winde zerblasen. Es ging bereits sang- und klanglos in Jugoslawien auf.

26. November 1918

Die Vertreter der Mächte: An der Spitze die „Starken Drei", in deren unheilvollen Händen die Zukunft der Welt liegt: Woodrow Wilson, David Lloyd George, Georges Clemenceau. Unter den insgesamt 68 Bevollmächtigten des Friedens ragen noch hervor: der amerikanische Staatssekretär Robert Lansing, der Engländer James Balfour, die Kapbriten Louis Botha und Christian Smuts. Für Italien S. Sonnino, für Griechenland E. Venizelos, für Rumänien Joan Bratianu, für Jugoslawien Nicola Paschitsch, für die Tschechoslowakei Karl Kramář und Eduard Benesch.

1864—1928
1848—1930

Zwischen ihnen und doch einsam die beiden deutschen Vertreter Müller und Bell, wie Angeklagte, denen ein unerbittlicher Gerichtshof das Urteil verkündet.

„Der einstige Schreibtisch Ludwigs XV. von Frankreich", heißt es in einer Schilderung, „stand feierlich und einsam auf dem abgesperrten, gähnend leeren Parkettviereck inmitten des tausendköpfigen Gewimmels

aller Völker und Erdteile in der Spiegelgalerie von Versailles. Vor dem Tisch stand leer der Rokokolehnstuhl, auf dem einst der Nachfolger des Sonnenkönigs gesessen. Der jetzige Herr Frankreichs thronte dem Prunkstuhl gegenüber in der Längsmitte der Hufeisentafel seitlings an der Wand. Lichtfluten brachen durch die ungeheuren romanischen Glasfenster in den ungeheuren Saal. Der Maiglanz des Frühnachmittags beschien Clemenceaus blutdürstigen Greisenkopf zwischen dem grauen Advokatenkopf des Sehr Ehrenwerten David Lloyd George, M. P., und dem bebrillten faltigen Professorengesicht des Ehrenwerten Woodrow Wilson, Präsidenten der Vereinigten Staaten, und weiterhin den gelben Zügen des japanischen Markgrafen Saionzi und all den Männern der siegenden Macht. Zwei Armesünderstühle an der einen Schmalseite des Tisches waren noch leer. Deutschland war noch nicht da. Nur sein Kriegsgerichtshof war bereits versammelt.

Achtundsechzig Richter. Zuerst noch europäisch weiße Gesichter an der langen, an ein Festbankett erinnernden Tafel hinter dem schweren Hufeisentisch der Großmächte. Dann ging die kaukasisch lichte Hautfarbe allmählich vom Gelb des fernen Asiens über den Zimtschimmer Indiens und das Kaffeebraun Arabiens zum Negerdunkel über. Die Nachkommen Mohammeds waren aufgeboten, um den Streit der Bekenner Jesu zu entscheiden. Der König von Hedschas richtete durch seine beiden maurischen Gesandten vom fernen Mekka her über Christen. Der Ehrenwerte Dunbar King urteilte im Namen der befreiten Sklaven von Liberia über die freien weißen Männer zwischen Weichsel und Mosel, Königsau und Etsch. Herr Tertullien Guilbaud war aufgeboten, um im Auftrage von Haiti Europa neu zu ordnen. Honduras entschied über Oberschlesien, Panama und Guatemala über das Schicksal Südtirols. Der Wüstenscheich saß neben dem polnischen Klaviervirtuosen Paderewsky, der Maharadscha saß neben dem kubanischen Professor des Völkerrechts, der Neuseeländer neben dem südamerikanischen Revolutionsgeneral. Europa vollzog feierlich seinen Selbstmord vor der Menschheit und den Jahrtausenden.

Auf der einen Seite der ungeheuren Spiegelgalerie saßen, aus allen Teilen der Erdkugel herbeigeflattert wie die schwarzen Raben zum Hochgericht, die öffentlichen Kronzeugen des Harakiri der Alten Welt. Hungrig harrten die Bleistifte der Zeichner, die Platten der Photographen, die Kurbeln der Kinooperateure, die Füllfedern der Journalisten, die, nach Nationen geschieden, in drei Abteilungen saßen. In dem Hauptschiff die Engländer, die Franzosen und die Italiener.

Ein Brausen in zwanzig Sprachen durch die Riesenwölbung von Marmor, Glas, Gold und bunten Bildern: ‚Die Boches! Die Hunnen kommen!'

Die beiden deutschen Vertreter hatten bescheiden an der Schmalseite des Hufeisentisches zwischen dem Japaner und dem Brasilianer Platz genommen. Es war der Mangel aller Würde eines weltgeschichtlichen Vorgangs rund um sie her — ein lärmendes Geschwätze über tausend Dinge, ein ununterbrochenes Gedränge, ein Stürmen der Journalisten nach den Telephonzellen und zurück. Ein Lärmen und Laufen hüben und drüben in den Sälen des Mars und Merkur, des Herkules und der Venus wie in den einstigen Gemächern Marie-Antoinettes und Maria Lesczynskas. Feiner Zigarettenduft wehte herein. Friedlich grünte unten im Sonnenschein, unbekümmert um die Menschen, der unermeßliche Park

mit seinen heute zur Feier des Tages hochaufspritzenden Wasserkünsten. Und von fern, im Windeswehen, der gestrige Jubel von Paris.

Die hundert donnernden Kanonenschläge vom Mont-Valérien und als ihr Widerhall von weither, in ununterbrochenen Salven, das Viktoriaschießen aller Forts vor Paris. Das Spiel der Musikkapellen auf den öffentlichen Plätzen. Das Fahnenschwenken der Kinder. Der Gesang der Menschenmassen auf den Boulevards. Der Tanz auf den Bürgersteigen an dem linden Sommerabend. Das Festbankett zu Ehren Wilsons. Die Ansprache Poincarés: ‚Wir müssen darüber wachen, daß Deutschlands verbrecherische Hände nicht abermals den Brand entzünden.' Und Wilsons — schon mit gepackten Koffern — Wilsons Antwort: ‚Es ist nicht genug, eine Nation einmal besiegt zu haben. Es muß auch eine Warnung erteilt werden an alle andern Völker, daß sie ebenso dafür bestraft werden.'"

. . . Sträubt sich nicht die Feder? Wird dort am Verhandlungstisch nicht die Tinte rot vor Scham? . . .

Nein: Sie unterschreiben . . .

Ein Fallbeil fällt. Kein Haupt rollt in den Staub. Aber ein Herz. Deutschlands Ehre . . . 12 Minuten nach 3.

Nach den Deutschen unterzeichnen die Hauptfeinde, die Großmächte. Eilig, geschäftlich, als füllten sie einen Wechsel aus. Die goldene Poilufeder wandert von Hand zu Hand.

Nun wird der dicke Foliant hinüber auf den Schreibtisch Ludwigs XV. getragen. Die Kleineren der Sieger werden in dem Lärm der Reihe nach aufgerufen, treten heran, setzen sich in den Königssessel und unterzeichnen. Die Siegel sind schon vorher angebracht, Reihen auf jedem Blatt, die Blätter durch die dicken, versiegelten Bänder verbunden. Es geht in Eile, mit der Uhr in der Hand. In einer Stunde muß das ganze Stück Weltgeschichte erledigt sein — vom ersten Böllerschuß bis zur Abfahrt des letzten Autos vor langen Stahlhelmreihen. Chamorra, Charroon, Prabandhu drängen sich, um im Namen Nikaraguas und Siams die Kultur wider die Deutschen zu retten. Ein Menschengewirr. Ein Turmbau von Babel der Sprachen. Eine Stimmung wie bei einer Hinrichtung des Mittelalters.

Aus . . . .

Den Frieden von Versailles hat nur Deutschland für sich mit den Feinden abgeschlossen. Später unterzeichnete Österreich das Diktat von Saint-Germain, das aus dem Habsburger Kaiserreich von 51 Millionen Menschen den jetzigen Freistaat mit 6½ Millionen Seelen machte. Bulgarien schloß mit der Entente, sehr glimpflich davongekommen, den Frieden von Neuilly. Viel später erst, völlig verstümmelt und entrechtet, Ungarn den Frieden von Trianon, der seine bisherige Einwohnerzahl von 21 auf 8½ Millionen, seinen Gebietsumfang von 325 000 auf 93 000 Quadratkilometer verringerte.

10. September 1919

27. November 1919

4. Juni 1920

Mit dem unterzeichneten Friedensdokument fahren die deutschen Vertreter nach Weimar. Deutschland ist gerade mit einem gewaltigen, wochenlangen Eisenbahnerstreik beschäftigt. Die deutschen Architekten

tagen friedlich in Berlin. Die Berliner Bühnen spielen am Abend der Unterzeichnung des Friedens von Versailles die englische Posse „Charleys Tante" (Lessingtheater), „Das Weib und der Hampelmann" (Kammerspiele), „Die Schönste von allen" (Zentraltheater), „Die Dame vom Zirkus" (Neues Operettentheater), „Die Faschingsfee" (Metropoltheater), „Die Puppe" (Theater am Nollendorfplatz), „Wer ist der Vater?" (Apollotheater) usw. Vor dem Unionclub in der Schadowstraße stehen in dieser Schicksalsnacht die Berliner Schlange, um sich Eintrittskarten für das Pferderennen am nächsten Nachmittag zu sichern.

Sonnabend, 28. Juni 1919

Immerhin tritt die Nationalversammlung im Hoftheater in Weimar zusammen und berät die Verfassung. Die Bänke sind leer. Die Debatte wird fast ausschließlich einen ganz Tag von den Abgeordneten Cohn und Katzenstein bestritten. Der Friedensvertrag wird zur Abstimmung gebracht. Vergeblich die letzten verzweifelten Proteste der nationalen Rechten. „Die Nichtannahme des Friedens würde als neue Unehrlichkeit Deutschlands gedeutet werden!" donnert es von den Bänken der Zentrums-, Sozialdemokraten- und Demokratenregierung.

Seit 22. Juni 1919

6. Juli 1919

9. Juli 1919

Mit 203 gegen 115 Stimmen nehmen die Männer und Weiber der Weimarer Parlamentsmehrheit den Frieden von Versailles an. Es geht zum Schluß ziemlich schnell. Der eben eingelaufene Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe, das Gesetz über sofortige Einführung der neuen deutschen Rechtschreibung sind ja schließlich viel wichtiger.

9. Juli 1919

Am gleichen Tag noch setzt der Reichspräsident Friedrich Ebert seine Unterschrift unter das Diktat von Versailles. Formell rechtskräftig wird der Vertrag erst durch Ratifizierung zu Anfang des nächsten Jahres.

9. Juli 1919

10. Januar 1920

Was steht nun in dem Friedensvertrag, dessen dreisprachige Folioausgabe des Auswärtigen Amts 265 Druckseiten und 440 Artikel, nebst 4 farbigen Landkarten, umfaßt? Wie viele Deutsche wissen davon? Ihre Zahl ist beschämend gering! Längst hätte der Versailler Friede Gegenstand des Aufklärungsunterrichts in allen Lehranstalten, bis zu den Volksschulen einschließlich, sein müssen!

Bloß mit einigen Haupt- und Stichworten wie der „schwarzen Schmach" kauft man sich von diesem furchtbaren Dokument nicht los! Es ist als Todesurteil Deutschlands gedacht, wenn auch nicht vollbracht. Wir müssen dieses Urteil kennen, ehe wir es in heiligem Grimm zerreißen.

Der Giftbaum des Friedens von Versailles wurzelt mit seinen tiefsten Fasern schon in den ersten Zeiten des Weltkriegs. Großbritannien und Frankreich hatten, um möglichst viel Völker zum Kampf auf Tod und Leben gegen uns zusammenzutrommeln, jedem Land, das sich als Kriegsteilnehmer meldete, ein Stück Kriegsbeute versprochen. Ein ganzer Rattenkönig von Geheimverträgen war im Krieg entstanden. So sahen sich die Feindmächte schließlich im

Vom 6. August 1914 5. Sept. 1914

23. Sept. 1914
26. April 1915
20. Nov. 1915
14. Febr. 1917
11. März 1917
23. Juli 1917

Übereifer ihres eigenen Vernichtungswillens verstrickt. Sie konnten nicht mehr zurück und versuchten das Unmögliche, durch die unerfüllbaren Bedingungen des Versailler „Friedens" die ihren eigenen und den verbündeten Ländern gelobten Eide zu erfüllen, statt offen zu erklären, was sie wohl wußten: Die Bedingungen, die wir Deutschland auferlegen, gehen weit über Menschenkräfte!

Zu dieser sittlichen Tat, die die Welt retten konnte, hat sich der Feindbund nicht aufgeschwungen. Die Folgen fielen auf sein eigenes Haupt zurück. Und in diesem Sinne prägte der indische Weise Rabindranath Tagore, als er nach dem Weltkrieg Europa besuchte, das Wort: „Die Sieger haben den Krieg verloren!" Denn sie haben den Sieg in einer Weise mißbraucht, wie noch niemals auf Erden ein Sieg mißbraucht wurde. Einen „Frieden" wie den von Versailles hat die Geschichte noch nicht gesehen.

geb. 1861

Laut diesem Dokument mittelalterlicher seelischer und sittlicher Verfinsterung sollen die dereinstigen Söhne der noch nicht geborenen Söhne der jetzt lebenden Deutschen noch in 2 Menschenaltern zur „Strafe" für das Tun ihrer Großväter als Heloten für die übrige Menschheit arbeiten und von allen höheren Menschenrechten der Gemeinschaft der gesitteten Nationen ausgeschlossen bleiben.

Um diesen krankhaften Irrsinn — die Versklavung des an Kopfzahl größten Kulturvolks Europas, des Landes Goethes, Kants, Beethovens, Humboldts — selbst einem Senegalneger begreiflich zu machen, wird der Gott der Rache beschworen, der der Väter Schuld an Kindern und Kindeskindern noch heimsucht!

Zu diesem Zweck mußte die Alleinschuld Deutschlands am Weltkriege festgestellt werden! Und da ragt nochmals, auch für uns, riesenhaft und unerbittlich die Gewissensfrage: Wer trägt die Schuld am Weltkriege?

Deutschland nicht!

Das deutsche Kaiserreich hat mit dem Weltkrieg seinen ersten und letzten Krieg geführt. Es hat in der ganzen Zeit seines Bestehens, fast ein halbes Jahrhundert, in Europa Frieden gehalten. Es hat erst zu den Waffen gegriffen, als die sinnlose Mobilmachung des Zaren gegen Deutschland es zur Selbstverteidigung zwang.

Deutschland hat im Krieg jeden Friedensschritt, wo auch und von wem er auch erfolgte, unterstützt.

28. Juli 1915

Es hat schon die erste Friedensmahnung des Papstes Benedikt XV. bei Ablauf des ersten Kriegsjahres begrüßt. Es hat sich den Verhandlungen des Nuntius Pacelli in München und der großen päpstlichen Friedensnote 2 Jahre später angeschlossen.

Ende Juni 1917
1. Aug. 1917
12. Dez. 1916

Deutschland hat schon 1 Jahr vorher den feindlichen Mächten feierlich den Eintritt in Friedensverhandlungen vorgeschlagen.

19. Juli 1917

Der Deutsche Reichstag hat in seiner „Friedensresolution" diesen Schritt erneuert.

Die deutsche Politik hat sich niemals ablehnend gezeigt, wenn auch nur die schwache Möglichkeit einer neutralen Friedensvermittlung, etwa durch den König Alfons XIII. von Spanien oder die Königin Wilhelmina der Niederlande, sich schattenhaft abzeichnete.

geb. 1886
König seit 1886 bis 1931
geb. 1880
Königin seit 1890
1870—1924

Deutsche Privatleute haben sich ernstlich um den Frieden bemüht. Der Großindustrielle Hugo Stinnes hat in Stockholm, in Gegenwart des deutschen Gesandten, dem dortigen Vertreter Japans einen Sonderfrieden nahegelegt. Der Hamburger Dr. Warburg hat ebenda mit den Russen verhandelt. Albert Ballin machte namentlich in Amerika seinen großen Einfluß geltend, selbst ein Erzberger war ständig, in seiner Art, in der Schweiz, in Schweden und fortwährend in Wien, für eine Kriegsliquidierung tätig.

Sommer 1916

Anfang Dez. 1916
März 1917

Die Antwort der Entente war immer die gleiche: Hohn und Haß. Sie mußte es nach der ganzen blutrünstigen Geistesverwirrung der Pariser und Londoner Kriegspolitik sein! Denn die Feinde brauchten die Lüge von der alleinigen Kriegsschuld Deutschlands, um ihrem vertraglich untereinander festgelegten Vernichtungswillen gegen Deutschland ein moralisches Mäntelchen umzuhängen.

Und es glückte ihnen, vielleicht wider ihr eigenes heimliches Erwarten! Sie hatten die Berliner Novemberlinge als Gegenspieler. Zwei feige deutsche Vertreter in Versailles, eine feige deutsche Parlamentsmehrheit in Weimar, eine feige deutsche Regierung in Berlin bestätigten durch Unterschrift und Abstimmung den Teil VIII Abschnitt I Artikel 231 des Versailler Diktats, in dem Deutschland feierlich anerkennt, daß es mit seinen Verbündeten den alliierten und assoziierten Regierungen den „Krieg aufgezwungen" (la guerre imposée — war imposed) habe und daher Urheber aller Verluste und Schäden sei.

Damit ist der Unterbau für den Frieden von Versailles gegründet. Es handelt sich nicht wie sonst bei Friedensschlüssen um Wiederaufnahme friedlichen Nebeneinanderlebens, um Schadenersatz für den Sieger. Es handelt sich um eine Strafe, entsprechend Wilsons salbungsvollem Pharisäertum und Clemenceaus zähnefletschendem Haß — um eine Todesstrafe. Diese Todesstrafe trägt zwei Gesichter. Das eine materieller, das andere moralischer Art.

Ehrlos heißt das eine. Wehrlos das andere.

Ehrlos: Artikel 227: Deutschland liefert seinen bisherigen Kaiser und Kriegsherrn einem feindlichen Staatsgerichtshof zur beliebigen Bestrafung aus! Daß die holländische Regierung mannhaft ihr Asylrecht wahrte, ist nicht das Verdienst der Novemberlinge.

Artikel 228: Deutschland liefert seine eigenen Landsleute in unbeschränkter Zahl in die Hände des Feindes, die von diesem wegen „Vergehens gegen die Gebräuche des Kriegs" bezeichnet werden. Viele Hunderte von Namen auf den Listen: Feldherrn. Flieger. U-Boot-Kommandanten. Offiziere aller Grade. Heeresgefolge. Und

Deutschland liefert — nach Artikel 230 — dem Gegner die zur Hinrichtung oder Einkerkerung unserer Kriegshelden erforderlichen Urkunden und Auskünfte jeder Art.

Diese Schandartikel gelangten, dank dem wütenden Aufflammen der öffentlichen Meinung in ganz Deutschland, nicht zur Anwendung. Die Abgeordneten und Abgeordnetinnen, die sie in Weimar bei der Abstimmung annahmen, wandeln heute noch, soweit sie noch leben, ungestraft inmitten des geduldigsten aller Völker, des deutschen Volkes.

Wehrlos: Artikel 160: Das ganze deutsche Heer beträgt nur noch 100 000 Mann freiwillig geworbene Reichswehr. Artikel 173: Die allgemeine Wehrpflicht wird abgeschafft. Artikel 160: Der Große Generalstab wird aufgelöst. Artikel 177: Jede Übung im Waffenhandwerk ist verboten. Artikel 178: Alle Mobilmachungsmaßnahmen sind untersagt. Artikel 180: Alle Festungen am Rhein bis 50 Kilometer östlich landeinwärts werden geschleift. Die Anlage jeder neuen Befestigung ist verboten. Artikel 170: Desgleichen die Einfuhr von Waffen und Kriegsgerät. Artikel 171: Desgleichen die Herstellung von Kriegsgasen und Tanks.

Wehrlos: Artikel 198: Deutschland darf Luftstreitkräfte weder zu Lande noch zu Wasser unterhalten. Artikel 202: Alle Luftschiffe mit Zubehör sind dem Feind zu übergeben, ebenso zwecks Zerstörung die Luftschiffhallen.

Kein deutsches Feldgeschütz darf mehr als 7,7 Zentimeter, keine Haubitze mehr als 10,5 Zentimeter Rohrweite haben. Alle schwere Artillerie ist also verboten.

Wehrlos zur See: Schon eine Woche vor Unterzeichnung des Friedensdiktats besitzt Deutschland keine Kriegsmarine mehr. Es hat jetzt gemäß den Bedingungen des Waffenstillstands seine mächtige Panzerflotte — die zweitgrößte der Welt, die Siegerin vom Skagerrak — zwecks Internierung nach England dampfen lassen.

Die neuen Novembermänner hatten damals Eile: noch war der Waffenstillstand nicht eine Woche in Kraft und schon stach die erste Staffel der stolzen Schiffe in See.

Sonntag 17. November 1918 mittags

„Es war ein übler, düsterer Novembertag", schreibt der Sozialdemokrat Noske, „als ich auf der Kanalschleuse [bei Kiel] stand, um der Abfahrt der Schlachtschiffe zuzusehen. Riesigen eisernen Festungen gleich schoben sich die Ungetüme in die Kammern. Von der Mannschaft waren sich viele sichtlich der tiefen nationalen Schmach, die mit dieser Fahrt verbunden war, nicht bewußt. Es wurde gejohlt und geulkt."

Aber als nun auf der Flotte, die seitdem still in der weltfernen Bucht von Scapa Flow an den Orkneyinseln lag — als nun die Bedingungen des Friedens von Versailles bekannt wurden — als es klar war, daß die deutsche Kriegsflotte niemals die Heimat wiedersehen, sondern unter die Feindmächte verteilt, vielleicht zum

Aufbau einer polnischen Marine verwendet werden würde — bei dieser Erkenntnis erwachte wieder der alte deutsche Seemannsgeist!

Die deutsche Panzerflotte ist in Schönheit gestorben. Ihr Kommandant, der Konteradmiral Ludwig von Reuter, ließ, im Einvernehmen mit Offizieren und Matrosen, alle Luken seiner Schiffe zu gleicher Zeit dem einströmenden Ozean öffnen. Während die Besatzungen sich — zum Teil noch von den Engländern beschossen — in Boote retteten, tauchten die Riesenpanzer in die Tiefe. Die Wogen schlossen sich über ihnen. Die deutsche Flotte war gewesen.

geb. 1869

21. Juni 1919

Wehrlos zur See: Artikel 181 und 190 erlauben Deutschland von jetzt ab nur noch 6 kleine Schlachtschiffe von je höchstens 10 000 Tonnen, 6 kleine Kreuzer und je ein Dutzend Zerstörer und Torpedoboote.

Artikel 191: Der Bau und Besitz von U-Booten ist Deutschland untersagt.

Artikel 183: Die gesamte Kopfstärke der Kriegsmarine darf 15 000 Mann nicht übersteigen.

Artikel 115: Die Befestigungen von Helgoland werden zerstört.

Zur moralischen und militärischen Erdrosselung die wirtschaftliche Ausplünderung: das verhungernde Deutschland liefert an Frankreich und Belgien 140 000 Milchkühe, 40 000 Jungkühe, 4000 Stiere, 120 000 Schafe, 10 000 Ziegen, 15 000 Mutterschweine, ferner 40 000 Stuten und Stutfüllen. Weiter während des nächsten Jahrzehnts jährlich 20 bis 30 Millionen Tonnen Kohlen an den Feindbund. Außerdem die Hälfte seiner vorhandenen und ein Viertel seiner künftigen heimischen Produktion und vieles andere.

Entsprechend Artikel 1, 2 und 3 der Anlage III zu Teil VIII „wird die Auslieferung der deutschen Handelsflotte (über 1600 Tonnen je Schiff) ohne Unterbrechung fortgesetzt. — Artikel 244 Anlage VII zu Teil VIII: Alle im Besitz des Deutschen Reiches befindlichen Seekabel, namentlich die Linie Emden—Azoren—New York, werden den Alliierten übergeben. Ebenso die im Krieg 1870/71 erbeuteten französischen Fahnen (Teil VIII Abschnitt II Artikel 245).

In Artikel 246 bricht der Irrsinn offen durch: Der Schädel des ostafrikanischen Häuptlings Makaua ist an die Regierung Seiner Britischen Majestät abzuliefern! Gefunden hat sich diese Hirnschale überhaupt nie!

Und neben dem Fratzenspiel die erschütternde Tragödie: Artikel 119 umfaßt nur 3 Zeilen: „Deutschland verzichtet zugunsten der alliierten und assoziierten Hauptmächte auf alle seine Rechte und Ansprüche bezüglich überseeischer Besitzungen."

VIII. Teil „Wiedergutmachungen." Anlage II. § 12 Absatz b: Alle Einkünfte Deutschlands werden vorzugsweise zur Abtragung der Kriegsschuld verwendet.

Absatz c. Zu diesem Zweck zahlt Deutschland sofort 20 000 Millionen Mark in Gold. Dann in den Jahren 1921 bis 1926 weiter 40 000 Millionen Mark in Gold. Als dritte Rate noch einmal 40 000 Millionen. Zusammen 100 000 Millionen Mark. Etwa die Hälfte des deutschen Friedensvermögens.

Ist damit die Kriegsschuld wenigstens beglichen? Nein! Das sind nur „Anzahlungen" als „Sicherstellung und Anerkenntnis" von Deutschlands Schuld. „In regelmäßiger Wiederkehr schätzt ein [feindlicher] Ausschuß die Zahlungsfähigkeit Deutschlands ab und prüft das deutsche Steuersystem", zwecks steuerlicher Erwürgung Deutschlands.

Dieser Ausschuß „ist an keine Gesetzgebung, keine bestimmten Gesetzbücher, auch nicht an bestimmte Vorschriften gebunden." Er kann Deutschland Tribute auferlegen, solange und soviel er will. Deutschland weiß also gar nicht, was es zu zahlen hat! Es weiß nur, daß es schon diese vorläufige, der Vorstellungswelt einer Gummizelle entsprungenen Summen niemals abarbeiten kann, also auf Menschenalter hinaus zum fruchtlosen Frondienst für die Entente verdammt ist.

Das ganze linke Rheinufer und die rechtsrheinischen Brückenköpfe, ebenso die Wiesbadener Stromschleife, halten die Franzosen, Engländer, Belgier und Amerikaner auf viele Jahre hin und auf Kosten Deutschlands mit ihren Truppenmassen besetzt.

In einer Reihe von Grenzgebieten — so in Schleswig, dem Norden Westpreußens, in Ostpreußen, Oberschlesien, sind ordnungsgemäße Abstimmungen der Bevölkerung über ihre künftige Staatsangehörigkeit vorgesehen, die nur bei dem Anfall der preußischen Kreise Eupen und Malmedy an Belgien Scheinabstimmungen bleiben. Aber daneben läuft offener Länderraub, wenn Leobschütz und Ratibor, das Hultschiner Ländchen, nach Artikel 83 zur Tschechoslowakei und der Kreis Namslau zu Polen geschlagen werden. In Artikel 99 wird Deutschland einfach von den „Hauptmächten" das Memelgebiet weggenommen, die es dann später als Sonderstaat der Republik Litauen zuschanzen.

20. Februar 1923

Die Provinz Posen und fast ganz Westpreußen fällt im Versailler Vertrag ohne weiteres an Polen. Ein Zugang zur Ostsee ist für Polen erwünscht. Also wird Danzig als „Freie Stadt" wirtschaftlich, außenpolitisch, zoll- und verkehrstechnisch an Polen angegliedert und, als Verbindungsschlauch zu beiden Seiten der Weichsel, der unmögliche polnische „Korridor" geschaffen, der Ostpreußen vom Deutschen Reich trennt.

Im Saarbecken tritt Deutschland die Kohlengruben an Frankreich ab. Die Franzosen nehmen das Gebiet — unter der Scheinkontrolle des Völkerbunds — in Ausbeutung und Verwaltung. Erst nach 15 Jahren soll eine Volksabstimmung über die Staatszugehörigkeit des Saargebiets entscheiden.

Ab 10. Januar 1935

Ganz Elsaß-Lothringen fällt laut Abschnitt V „in Anerkennung einer sittlichen Verpflichtung" an Frankreich.

Das ist der Friede von Versailles. Er raubt einem durch die Hungerblockade zu Tode erschöpften Volk, das 2 Millionen seiner Männer im Krieg verlor, nicht nur sein Heer und seine Flotte, sondern auch seine Handelsschiffe, Kolonien, Kabel, Kohlen und sein Vieh. Er schleift seine Festungen, überschwemmt das Land mit Feindesmacht, reißt Riesenstücke aus dem Körper des Reichs und belastet dieses aus tausend Wunden blutende Reich mit einem, durch Sachlieferungen abzuarbeitenden, vorläufigen Tribut von 100 000 Millionen Goldmark.

Der Friede von Versailles? Nein. Kein Friede. Auch kein ehrlicher Krieg, sondern ein Mord an der deutschen Nation. Und damit ein Selbstmord der ganzen Kulturwelt, der sich in der Folge furchtbar an der Menschheit durch die Zerrüttung der gesamten Weltwirtschaft rächte. Die allgemeine Arbeitslosigkeit auf Erden war die strafende Antwort der Vorsehung auf den frevelhaften Versuch, eines der größten und ältesten Kulturvölker auf Menschenalter zu blinder Zwangsarbeit zu entwürdigen.

Ein Mord? Nein: nur ein Mordversuch! Wie spricht Nietzsche, der Denker der Macht: „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker!" Und in Deutschland lebt auch 1919 noch, nach allen Schicksalsschlägen, die alte Titanenstärke! Im Bewußtsein seiner gerechten Sache, gefestigt durch sein reines Gewissen, tritt es den neuen Dornenweg an, der aufwärts zu einem neuen Reich und zu neuer Kraft führt.

Ende

Die unmittelbar hinter den Namen stehenden fetten Zahlen beziehen sich auf die Tafelbilder

Weitere Werke

von

Rudolph Stratz

NATIONALE HISTORISCHE ROMANE

Volk in Wehr

10. Tausend

Geheftet 3.10 RM / Ganzleinen 4.50 RM
Halbleder 6.50 RM

Die um Bismarck

10. Tausend

Geheftet 3.10 RM / Ganzleinen 4.50 RM
Halbleder 6.50 RM

Drachentöter

30. Tausend

Geheftet 2.40 RM / Ganzleinen 3.50 RM
Halbleder 5 RM

Eliza

15. Tausend

Geheftet 2.70 RM / Ganzleinen 4 RM
Halbleder 5.50 RM

VERLAG SCHERL BERLIN

NATIONALE HISTORISCHE ROMANE

Deutschlands Aufstieg und Niedergang
Die große Romantrilogie:

Der Väter Traum

46. Tausend

Das Schiff ohne Steuer

50. Tausend

Der Platz an der Sonne

30. Tausend

Jeder Band ist in sich abgeschlossen
Geheftet je 2.40 RM / Ganzleinen je 3.50 RM
Halbleder je 5 RM

*

Und wenn die Welt voll Teufel wär' ...

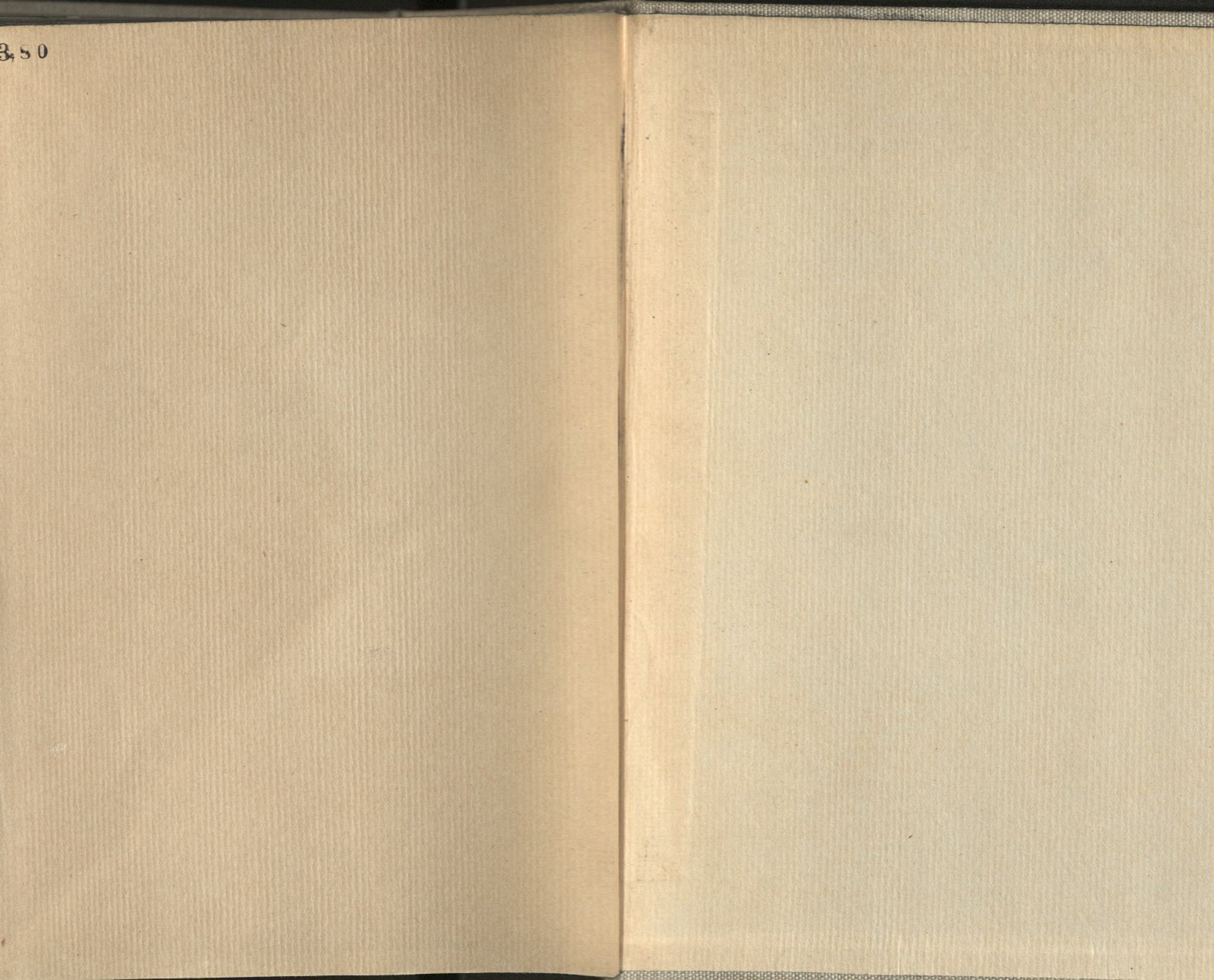
Roman. 20. Tausend
Geheftet 1.20 RM / Halbleinen 2 RM

VERLAG SCHERL BERLIN

In einem anderen Verlag erschien:

Du Schwert an meiner Linken

74. Tausend



3,80

